

Mario Pahlow

Bardowick – Aufstieg, Blütezeit und Fall eines Handelszentrums des frühen Mittelalters

Einleitung

Bardowick ist ein etwa 7.000 Einwohner zählender Flecken, 6 Kilometer nördlich der Stadt Lüneburg. Der Ort, insbesondere im Bereich des »Altdorfs«, ist seit beinahe 800 Jahren durch große Freiflächen gekennzeichnet, die dem Gemüseanbau oder als Hofwiesen dienen. Gegenwärtig befindet sich das Ortsbild in einem grundlegenden Wandel und die lichte Struktur wird in ein paar Jahren verschwunden sein. Der Grund liegt in der Nähe zu Hamburg, dessen Hunger nach Wohnraum sich auf das Umland erstreckt. Da die kleinen innerörtlichen Freiflächen ohnehin den Ansprüchen moderner Landwirtschaft nicht mehr genügen, werden sie zu Bauland umgewandelt. Aufgrund der intensiven Bautätigkeit gehört inzwischen ebenfalls zum Ortsbild, dass das Niedersächsische Landesamt für Denkmalpflege (NLD) zusammen mit verschiedenen Universitäten, Forschungseinrichtungen und freiwilligen Helfern archäologische Untersuchungen durchführt.

In den Jahren 2012 bis 2024 wurden in Bardowick über 50 archäologische Maßnahmen durchgeführt (Abb. 1; Binnewies u. a. 2018). Sie standen unter dem Grundsatz der forschungsorientierten Denkmalpflege und erfolgten immer anlassbezogen an Stellen, wo die Zerstörung von Archäologie durch Erdeingriffe drohte. Neben der Lokalisierung wird auch die Abgrenzung der Grabungsflächen durch das Bauvorhaben definiert. So wurde bei

Ausgrabungen in der Bäckerstraße der Bereich eines künftigen Mehrparteienwohnhauses über mehrere Monate ausgegraben (Abb. 2). Die zum Wohnhaus gehörende Zuwegung mit den Parkbuchten wurde lediglich im Planum dokumentiert, weil keine Zerstörung archäologischer Struktur zu befürchten war. Das restliche Grundstück, auf dem seitens Bauherren

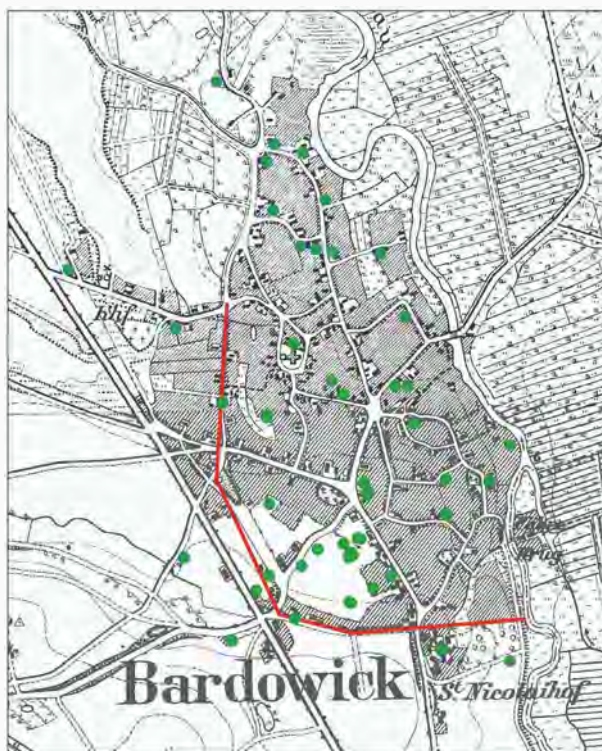


Abb. 1 Die preußische Landesaufnahme aus dem 19. Jahrhundert zeigt die Grenzen des historischen Bardowicks noch in Ansätzen. Die rote Linie markiert den vermutlichen Verlauf des Stadtwalls. Grün markiert die archäologischen Untersuchungsflächen seit 2012 (Kartengrundlage ADABweb, Grafik F. Offermann, NLD).



Abb. 2 Drohnenbild der Ausgrabungen Bardowick FSINr. 114 (Bäckerstraße) mit den Untersuchungsflächen (Foto M. Behns, Lüneburg).

keine Erdarbeiten vorgesehen waren, blieb unberührt.

Während die Auswahl der Grabungsflächen somit von den Bauvorhaben bestimmt wird, richten sich die Grabungsmethoden nach den jeweils aktuellsten wissenschaftlichen Standards und bieten einen Mittelweg zwischen Genauigkeit und Bearbeitungsgeschwindigkeit. Zusammen mit älteren Untersuchungen (zusammenfassend bei Grunewald 1997) zeichnen diese Forschungen das Bild eines bedeutenden Siedlungsplatzes des frühen Mittelalters (800–1100 n. Chr.). Damit ordnet sich Bardowick in die Fundplatzgattung der frühmittelalterlichen Handelsplätze ein, deren wohl berühmtester Vertreter Haithabu 150 Kilometer weiter nördlich an der Schlei liegt (DFG 1984).

Die ältesten Überlieferungen aus Bardowick

Die ältesten schriftlichen Überlieferungen Bardowicks sind eng verknüpft mit dem fränkischen Kaiser Karl dem Großen (* wahrscheinlich 2. April 747 oder 748; † 28. Janu-

ar 814).¹ Während der Sachsenfeldzüge schlug er hier vermutlich in den Jahren 785 und 795 n. Chr. mindestens zweimal sein Heerlager auf (Fried 1998, S. 73–75). Diese relativ unscheinbaren Erwähnungen deuten an, dass Bardowick schon zu jener Zeit eine gewisse, aber nicht näher fassbare Bedeutung besaß. Fried (ebd., S. 75) vermutet hier einen Hauptort der Sachsen, spekuliert sogar über die Möglichkeit eines Gauhauptortes, dem aufgrund der Widerspenstigkeit des Bardengaus der Aufstieg zur Grafschaft unter fränkischer Herrschaft nicht gewährt wurde (ebd., S. 79). Gewiss bestand hier zu Zeiten der Sachsenfeldzüge eine ausgeprägte Infrastruktur zur Versorgung von Truppen und ein Wegenetz, das Truppenbewegungen ermöglichte. Aufgrund von Baumaßnahmen und sonstigen Erdbewegungen späterer Jahrhunderte sind archäolo-

¹ Die thematisierten Überlieferungen beschränken sich auf Zeugnisse, die mit der Entstehung des späteren Handelszentrums in Verbindung gebracht werden können. Vorgeschichtliche Funde werden dabei ausgeblendet.

gische Spuren dieser frühen Siedlung kaum erhalten. Allerdings deutet eine Bügelfibel mit rechteckiger Kopfplatte auf die Anwesenheit einer sozial höhergestellten Schicht im 6.–7. Jahrhundert hin (Abb. 3).² Aus dieser frühen Phase könnten zudem die ersten Hinweise auf einen überregionalen Handel vorliegen. Im Bereich des Schwarzen Wegs im Süden Bardowicks fand ein Arbeiter 1966 beim Legen von Kanalisationsrohren ein 12,5 cm hohes Gefäß. Den Beschreibungen des Finders zufolge



Abb. 3 Bügelfibel mit rechteckiger Kopfplatte des 6./7. Jahrhunderts aus der Grabung Bardowick FStNr. 106 (Foto Hella Assendorp, NLD).

enthielt das Gefäß neben einem Stückchen Bronzedraht Leichenbrand, was eine Deutung als Urnenbestattung nahelegt. Form und Verzierung des Gefäßes sind charakteristisch für friesische Keramik aus dem Nordseeraum aus. Da die Friesen in dieser Zeit in weiten Teilen Nordeuropas als Händler aktiv waren, vermutet Laux (1987, S. 204) in dem Verstorbenen einen friesischen Händler. Vermutlich von den Forschungen zur Südsiedlung Haithabus inspiriert, stellten Laux (ebd.) und Grunewald (1997, S. 234) weiter die These einer friesischen Handelsniederlassung im Bereich des Schwarzen Wegs zur Diskussion, welche später aufgegeben wurde oder in den Stadtbereich umzog.

Das Diederhofener Kapitular und der Aufstieg Bardowicks

Nach Einverleibung der sächsischen Stammesgebiete in das Fränkische Reich lag Bardowick unmittelbar an der östlichen Reichsgrenze zu den benachbarten Slawen. Im Diederhofener Kapitular von 805 n. Chr. wurde Bardowick als einer der neun Grenzhandelsorte des Fränkischen Reichs genannt und festgelegt,

² Der exakte Fibeltypus kann noch nicht benannt werden, da das Stück zurzeit in der archäologischen Restaurierung des NLD bearbeitet wird.

dass der fränkische Handel mit den Nordslawen durch Bardowick geregelt werden soll (Hübener 1989). Damit schuf Karl der Große die Grundlage für Bardowicks Aufstieg zu einem bedeutenden Handelszentrum Nordeuropas. Die Hauptaufgabe der im Diederhofener Kapitular genannten Orte bestand darin, den Handel mit fränkischen Waffen zu unterbinden. Man wollte vermeiden, dass fränkische Schwerter, die technologisch die vielleicht am weitesten entwickelten Waffen ihrer Zeit waren, in den Besitz potentieller Feinde gelangten. Die Berücksichtigung Bardowicks bei dieser wichtigen Aufgabe bildet einen weiteren Hinweis, dass es schon vor Karl dem Großen eine bedeutende Siedlung war, der man genug Einfluss und Macht zur Durchsetzung dieses Verbots zutraute.

Von der Grenzlage profitierte Bardowick enorm, da es seinen Status als Grenzhandelsort nutzte und ausbaute. Dies führte zu einem raschen wirtschaftlichen Aufschwung. Im 10. Jahrhundert wurde die wirtschaftliche Situation durch den Handel mit dem Salz weiter begünstigt, das spätestens seit 956 n. Chr. aus der Lüneburger Solequelle gewonnen wurde und ein wichtiges Handelsgut war (Witthöft 2010). Da die Ilmenau zu damaliger Zeit nur bis Bardowick schiffbar war, konnte das Salz



Abb. 4 Klappwaage aus der Grabung Bardowick FStNr. 83 (Foto Hella Assendorp, NLD).

erst hier verladen und verhandelt werden. Die Bardowicker nahmen diese Gelegenheit dankbar an und kontrollierten den Salzhandel. Die Bedeutung und der Reichtum Bardowicks stiegen im 10. Jahrhundert enorm an und führten zur Verleihung von Zoll- und Münzrechten im Jahre 972 n. Chr. Der sogenannte Bardowicker Pfennig, eine Silbermünze mit stilisierter Kirche auf der Vorder- und Kreuz auf der Rückseite, dient heutzutage symbolisch als Orientierungshilfe für den historischen Rundgang in Bardowick.

Das Handelszentrum Bardowick

Neben dem erwähnten »friesischen Händler« aus dem Schwarzen Weg repräsentieren insbesondere Funde von Klappwaagen den Handel und die damit verbundenen Personen (Abb. 4; Steuer 1997, S. 11). Die Klappwaagen hatten bewegliche Balken, die eingeklappt werden konnten (ebd., S. 13). So wurde die empfindliche Konstruktion sicher in den zugehörigen Waagschalen verstaut (ebd., S. 13). Diese Gerätschaften in Verbindung mit zugehörigen Gewichten waren die persönliche Ausstattung der Händler und dienten in einer Welt der Gewichtswirtschaft zur Wertbemessung gehandelter Waren und der Münzen (Steuer 1984, S. 274).

Insbesondere der Handel mit dem Inneren des Fränkischen Reichs spiegelt sich sehr deutlich im archäologischen Fundmaterial wider. Rheinländische Feinkeramik Pingsdorfer Machart findet sich regelmäßig im Scherbenmaterial. Gut zu erkennen sind die feingemagerten Tonscherben mit ihrer charakteristischen roten Bemalung aus eisenhaltigem Tonschlicker. Auch andere Feinkeramiken des Fränkischen Reichs wie Badorfer Ware sind nachgewiesen. Dem stehen nur wenige Hinweise auf Kontakte mit den Slawen entgegen. Deren grobe, handgemachte Keramik lässt sich nur vereinzelt eindeutig erkennen und ist vor allem auf das ilmenauna-

he Stadtgebiet konzentriert. Es ist späteren Forschungen vorbehalten, die Frage zu beantworten, ob sich hierin eine historische Realität widerspiegelt und der Handel mit den Slawen vorrangig auf Export ausgerichtet war oder die Importe aus dem Osten zurzeit nicht nachweisbar sind. Letzteres könnte in vergangenen organischen Stoffen oder in der Weiterverarbeitung importierter Rohstoffe begründet sein.

Das Handwerkerzentrum Bardowick

Mit der Weiterverarbeitung importierter Rohstoffe lässt sich das zweite Element frühmittelalterlicher Handelsstädte fassen. Handwerker waren für diese Städte ebenso bedeutend wie die Händler, und die von ihnen hergestellten Produkte waren von hoher Qualität. Den Zweig der Metallverarbeitung kann man bereits schriftlich fassen, da das Privileg der Münzprägung eine Münzprägestätte vor Ort erforderte und auf bestehenden handwerklichen Traditionen aufbaute. Im Vorfeld des Baus eines großen Discounters im Ortszentrum stellten Ausgrabungen ein gewerblich genutztes Areal fest. Die Überreste von 13 Ofenanlagen repräsentieren hier ein intensiv betriebenes Metallhandwerk. Archäometallurgische Untersuchungen des Instituts für anorganische Chemie der Leibniz Universität Hannover an

den Ofenbefunden und an einem auf der Fläche gefundenen Gusstiegel bestätigen die Verarbeitung von Kupferlegierungen und Silber (Fellenger 2012). Die erhoffte Lokalisierung der Münzprägestätte gelang jedoch nicht.

Ungefähr 250 Meter südlich dieses Metallverarbeitungsbezirks wurde 2016 bei Ausgrabungen an der Grundschule ein rechteckiger Befund nachgewiesen (zusammenfassend bei Schlieckmann 2022). Bei näherer Untersuchung stellte sich dieser als Überrest eines Grubenhauses mit einer Größe von 7 × 6,45 m dar. Grubenhäuser bestanden aus einer rechteckig eingetieften Grube, die durch ein Satteldach bedeckt war. In einer Ecke befand sich oft ein Ofen aus Feldsteinen. Solche Bauten dienten den frühmittelalterlichen Handwerkern als Arbeitsstätten. Das vorliegende Grubenhaus ist durch einen Brand zerstört worden. Da dieser Brand sicherlich die Nutzung als Werkstatt beendete, lassen die im Füllboden befindlichen 68 Glasperlen, zahlreiche Halbfabrikate und Perlenfragmente eine Glasperlenmanufaktur vermuten (Abb. 5).

Das am besten dokumentierte Handwerk des frühmittelalterlichen Bardowicks umfasst den Bereich der Knochen- und Geweihbearbeitung. Seine gute Überlieferung ist maßgeblich den Erhaltungsbedingungen im Boden geschuldet. Immer wieder finden sich Knochen- und Geweihfabrikate, die die Bedeutung dieses Materials im täglichen Leben unterstreichen. Beiernerne Spinnwirtel zeugen zudem indirekt von Textilverarbeitung.

Von herausragender Qualität waren die Geweihkämme, die in Bardowick regelmäßig gefunden werden. Die filigrane Gestaltung und die Verarbeitungsqualität bestätigen, dass sie von hochprofessionalisierten Handwerkern hergestellt wurden (Schietzel 2014, S. 350). Diese waren zu damaliger Zeit immer an den bedeutenden Handelszentren angesiedelt.



Abb. 5 Konglomerat der Perlen aus einem Grubenhaus, das als Perlenmanufaktur genutzt wurde (Bardowick FStNr. 96; Foto Hella Assendorp, NLD).

Die lokale Produktion und damit verbunden eine weitere Bestätigung des Handelszentrums gilt als gesichert. Eine Ausgrabung in der St. Johannisstraße erbrachte zahlreiche Halbfabrikate solcher Geweihkämme, die lediglich einer abschließenden Zusammensetzung harrten. Zusätzlich fanden sich Geweihdornen und -rosen, also die Schädelansätze und die Endstücke vom Geweih, die nicht verarbeitet werden konnten. Der Sandboden im Bereich der Grabungsfläche war durchsetzt mit Geweihsplintern von wenigen Millimetern bis Zentimetern Größe. Dabei handelte es sich um Abfälle, die beim Geweihschnitzen abgetrennt wurden, auf den Boden fielen und dort verblieben. Sie bestätigen damit die Vermutung, dass im Bereich der St. Johannisstraße ein Geweihschnitzer gearbeitet hat.

Die Besiedlung im frühmittelalterlichen Bardowick

Zum gegenwärtigen Zeitpunkt sind weniger als 5 % der Fläche innerhalb des Stadtwalls archäologisch untersucht worden. Da aufgrund der bestehenden Bebauung keine großflächige geomagnetische Prospektion möglich ist, müssen sich Interpretationen zur Besiedlungsgeschichte auf diese kleinen Ausschnitte begren-

zen.³ Die Grabungsflächen zeigen eine sehr starke Polarisierung zwischen vollkommen befundfreien und sehr befundreichen Arealen. Beide können auch direkt nebeneinanderliegen, wie die Untersuchungen im Bereich der Kinderkrippe »Sonnenkinder« ohne archäologische Strukturen und des direkt nebenan gelegenen Multifunktionsgebäudes mit reichhaltiger Archäologie zeigen. Da befundfreie Flächen aber die eindeutige Ausnahme bilden und eine hohe Befunddichte das übliche Bild zeigt, ist für das frühmittelalterliche Bardowick mit einer sehr hohen Besiedlungsdichte zu rechnen. Mit Ausnahme zahlreicher Grubenhäuser können bislang keinerlei Hausgrundrisse rekonstruiert werden, was möglicherweise in der geringeren Eingriffstiefe im frühmittelalterlichen Hausbau begründet ist (Schietzel 2014, S. 97). Die häufigsten Befunde sind Siedlungsgruben verschiedenster Form und Größe, die als Abfallgruben genutzt wurden.

Die wichtigste und aussagekräftigste Quellengattung stellen dank der Erhaltungsbedingungen die Brunnen dar (ausführlich bei Wiebers 2019). Nur selten umfasst eine Ausgrabung in Bardowick nicht wenigstens eine Brunnenkonstruktion. Meist handelt es sich um Daubenbrunnen, wofür ausgediente Transportfässer genutzt wurden. Aber auch Baumstammbrunnen wurden verwendet. Das Konstruktionsschema folgte dabei einem einheitlichen Vorgehen (Schietzel 2014, S. 144f.). Zunächst wurde eine trichterförmige Grube bis auf die grundwasserführenden Schichten gegraben. Zentral wurde dann der Brunnen-schacht, bestehend aus einem ausgemusterten Transportfass oder einem ausgehöhlten Baumstamm, aufgestellt. Letzterer wurde zunächst in der Mitte aufgespalten, anschließend innen ausgehöhlt und wieder zusammengesetzt. Um beide Hälften fest miteinander zu verbinden, nutzte man Eisenklammern und Seile, die

³ Einschränkung ist zu beachten, dass die archäologischen Befunde ohne eine Gesamtauswertung nicht in ihrer zeitlichen Tiefe differenziert betrachtet werden können.

durch Keile die erforderliche Zugkraft besaßen. Anschließend wurde die Baugrube um den Brunnenschacht herum wieder verfüllt. Die Erhaltungsbedingungen im feuchten Erdreich lassen die einzelnen Arbeitsspuren am Holz noch im Detail erkennen. Zudem ist die Holzerhaltung sehr gut, weshalb in den meisten Fällen dendrochronologische Datierungen anhand der Jahrringe möglich sind. Diese hochauflösende Chronologie erlaubt die These, dass solche Brunnen ungefähr 30 Jahre in Benutzung waren. Dann mussten sie aufgrund von Verunreinigungen oder Baufälligkeit aufgegeben werden. In unmittelbarer Nähe wurde daraufhin ein neuer Brunnen errichtet. Die Erbauer waren immer auf die Grenzen der jeweiligen Grundstücksparzelle beschränkt. Diese Kontinuität in Aufgabe und Neubau von Brunnen ergibt eine hohe Zahl an entsprechenden Befunden auf den einzelnen Parzellen und bewirkt teilweise sogar ein Schneiden älterer, scheinbar vergessener Brunnenstandorte. Die Brunnen sind aber nicht nur aufgrund ihrer baulichen Details von hohem wissenschaftlichen Wert. Sie dienten nach der Aufgabe offensichtlich auch der Müllentsorgung, weshalb sich darin oft ein sehr reichhaltiges Fundmaterial befindet. Ein besonders beeindruckendes Stück ist der gedrechselte Holzpokal, der 2014 aus einem Brunnen in der Steinstraße geborgen wurde.

Der Wall Bardowicks

Die dichte Besiedlung der frühmittelalterlichen Stadt beschränkte sich auf den Bereich innerhalb des Stadtwalls. Außerhalb lassen sich zurzeit keine mittelalterlichen Siedlungsstrukturen nachweisen. Obwohl der Wall bislang nicht archäologisch nachgewiesen werden konnte, gibt es zahlreiche Argumente, die seinen Verlauf in weiten Teilen nachzeichnen lassen. Insbesondere die Straßennamen »Wallstraße« und »Am Wall« sind hierfür gute Indizien. Im Gelände zeigt sich die »Wallstraße« auch als eine dammartige Erhöhung. Da bislang im Straßenverlauf der »Wallstraße« kei-

ne Ausgrabungen möglich waren, können nur indirekte Grabungsergebnisse die These überprüfen. Eine Grabung (Bardowick FStNr. 98) untersuchte ein Baugrundstück östlich an die Wallstraße angrenzend. Hier konnte also der Bereich unmittelbar an der vermuteten Wallinnenseite untersucht werden. Während die weiter entfernt liegenden Grabungsareale noch reichlich frühmittelalterliche Befunde aufwiesen, war ein ca. 20 Meter breiter Bereich unmittelbar an die Straße angrenzend vollkommen befundfrei. Ein solcher bebauungsfreier Streifen unmittelbar innerhalb des Walls ist aus fortifikatorischen Gründen von verschiedenen mittelalterlichen Befestigungsanlagen bekannt (Messal 2015, Beilage 1) und sollte im Verteidigungsfall zweierlei Aufgaben erfüllen: Zum einen konnten hier Truppen ungestört bewegt werden und zum anderen wurden die Verteidiger auf den Wällen nicht durch brennende Dächer in ihrem Rücken bedrängt. Ein solcher Angriff auf den Wall Bardowicks ist historisch überliefert und spielt im Kontext des Untergangs des Handelszentrums eine große Rolle.

Der Niedergang des frühmittelalterlichen Bardowicks

Nach der Blütezeit unter den Billungern setzte spätestens im 12. Jahrhundert ein Niedergang des einst florierenden Handelsortes Bardowick ein. Grund hierfür ist der Verlust der einstigen Säulen des Handels. Durch neue Schiffstypen und Aufstauungen konnte die Ilmenau bis Lüneburg befahren werden, was die Lüneburger veranlasste, den äußerst lukrativen Salzhandel direkt und ohne Umwege zu betreiben. Durch Osterweiterung des Herzogtums Sachsen verlor Bardowick zudem den Vorteil des Grenzhandels und befand sich inzwischen im Binnenmarkt (Ravens 1985, S. 20). Die Abkopplung vom Außenhandel erreichte ihren Höhepunkt unter Herzog Heinrich dem Löwen (*um 1129/30 oder 1133/35; † 6. August 1195). Heinrich der Löwe wollte maßgeblich am Ostsee-Handel partizipieren. Hierfür baute

er Lübeck zu seinem Handelszentrum im Norden auf (Jordan 1980, S. 80f.). Dies geschah sehr zu Lasten des bereits geschwächten Bardowicks. Der Überlieferung zufolge eskalierte der Konflikt zwischen Heinrich dem Löwen und den Bardowickern, als Heinrich 1180 von Kaiser Friedrich I. Barbarossa für drei Jahre in die Verbannung geschickt wurde (ebd., S. 209). Auf dem Weg nach England soll Heinrich in Bardowick eine Rast vorgesehen haben. Die Bardowicker verweigerten ihm aber den Zutritt zur Stadt und verhöhnten den verhassten Herzog, indem sie ihm vom Wall herab ihr entblößtes Gesäß entgegenstreckten. Diese Geschichte ist als »Bardowicker Gesäßhuldigung« überliefert (Schlöbcke 1704, S. 205). Als Barbarossa im Jahre 1089 zum Dritten Kreuzzug gegen Jerusalem aufbrach, stellte Heinrich der Löwe seinerseits ein Heer auf und begann, seine ehemaligen Ländereien zurückzuerobern.

Von Stade aus kommend marschierte er im Oktober 1089 gegen Bardowick und belagerte die Stadt. Nach mehreren erfolglosen Angriffen soll der Sage nach ein Ochse, der sich ins Heerlager Heinrichs des Löwen verirrt hatte, den Soldaten eine geheime Furt durch die Ilmenau gezeigt haben. Durch diese Furt konnten die Belagerer in die Stadt eindringen und sie in der Nacht vom 28. auf den 29. Oktober 1189 erobern. Heinrich ließ alle Profanbauten niederbrennen und den Wall der Stadt schleifen. Die prunkvollen Kirchen wurden ihrer Schätze beraubt. Die überlebenden Handwerker und Händler werden in der Folge Bardowick verlassen haben und eine neue Existenz in einer der aufstrebenden Städte Lüneburg, Lübeck oder Hamburg gegründet haben. Die Geschichte des frühmittelalterlichen Handelszentrums Bardowick endet mit dieser Brandnacht und führt über in die landwirtschaftlich geprägte Siedlung. Archäologisch lassen sich an vielen Stellen Bardowicks Brandspuren und Hinweise auf militärische Präsenz nachweisen. Das Grubenhaus der Perlenmanufaktur ist abgebrannt, im Bereich der Geweihschnitzerei in der St. Johannisstraße fand sich das Ort-

band einer Schwertscheide. Allerdings konnte keiner dieser Hinweise bislang eindeutig der Erstürmung durch Heinrich den Löwen zugeordnet werden. Eine der großen Aufgaben der künftigen Forschung wird also sein, die Geschichte und Geschichten um die Zerstörung Bardowicks durch Heinrich den Löwen zu ergründen.

Literaturverzeichnis

- Binnewies, Solveig; duMont, Patrick; Pahlow, Mario; Wiebers, Annika*: Die Ausgrabungen in Bardowick im Jahre 2016 – ein Tätigkeitsbericht, in: Nikulka, Frank; Hofmann, Daniela; Schumann, Robert (Hg.): Menschen – Dinge – Orte. Hamburg 2018, S. 69–75.
- Deutsche Forschungsgemeinschaft*: Archäologische und naturwissenschaftliche Untersuchungen an Siedlungen im deutschen Küstengebiet 2. Handelsplätze des frühen und hohen Mittelalters. Weinheim 1984.
- Fellenger, Daniel*: Archäometallurgische Forschungen zum mittelalterlichen Niedersachsen. Ungedruckte MA-Arbeit Leibniz-Universität Hannover 2012.
- Grunewald, Lutz*: Bardowick: ein siedlungsgeschichtlicher Abriss aufgrund des neuesten Forschungsstandes. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 66, 1997, S. 231–247.
- Hübener, Wolfgang*: Die Keramik von Haithabu. Ausgrabungen in Haithabu 2. Neumünster 1959.
- Hübener, Wolfgang*: Die Orte des Diederhofener Capitulars von 805 in archäologischer Sicht, in: Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte 72, 1989, S. 251–266.
- Laux, Friedrich*: Verzierte Urne in: Ralf Busch (Hg.), Von den Sachsen zur Hammaburg. Bilder aus Hamburgs Frühzeit. Neumünster 1987, S. 204–205.
- Messal, Sebastian*: Glienke. Eine slawische Burg des 9. und 10. Jahrhunderts im östlichen Mecklenburg. Frühmittelalterliche Archäologie zwischen Ostsee und Mittelmeer 5. Wiesbaden 2015.
- Ravens, Jürgen Peter*: Vom Bardengau zum Landkreis Lüneburg. Lüneburg 1985.
- Schietzel, Kurt*: Spurensuche HAITHABU. Neumünster 2014.
- Schlieckmann, Katharina*: Bardowick FStNr. 96 Befund 1. Grubenhaus mit Glasperlen – Funktion und Datierung. Ungedruckte B.A.-Arbeit Hamburg 2022.
- Schlöbke, Christian*: Chronicon oder Beschreibung der Stadt und des Stifts Bardewick. Lübeck 1704.
- Steuer, Heiko*: Feinwaagen und Gewichte als Quelle der Handelsgeschichte des Ostseeraums, in: DFG 1984, S. 273–292.
- Steuer, Heiko*: Waagen und Gewichte aus dem mittelalterlichen Schleswig. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters Beiheft 10, Köln/Bonn 1997.
- Wiebers, Annika*: Studien zur Datierung und Bauweise eines Baumstammbrunnens aus Bardowick Fpl. 114, Lkr. Lüneburg. Ungedruckte B.A.-Arbeit Hamburg 2019.
- Witthöft, Harald*: Die Lüneburger Saline. Salz in Nordeuropa und der Hanse vom 12.–19. Jahrhundert. Eine Wirtschafts- und Kulturgeschichte langer Dauer. De Sulte Band 22, Rahden/Westf. 2010.

Tobias Schoo

Die hochmittelalterliche Entwicklung norddeutscher Städte am Beispiel des Bischofssitzes Halberstadt und der Hansestadt Lüneburg

Der hochmittelalterliche Stadtwerdungsprozess im norddeutschen Raum ist bereits seit geraumer Zeit ein in der archäologischen Forschung vieldiskutiertes Forschungsfeld.¹ Das Ziel der vorliegenden Untersuchung ist die vergleichende Betrachtung zweier mittelgroßer Städte, deren hochmittelalterliche Genese interessante Parallelen aufweist. Als Untersuchungsgegenstand dienen die Bischofsstadt Halberstadt (Lkr. Harz) und die Hansestadt Lüneburg, deren parallel verlaufende Entwicklung aus frühmittelalterlichen Siedlungskernen eine vergleichende Betrachtung lohnenswert erscheinen lässt.²

Zu diesem Zweck werden zunächst die natürlichen Siedlungsgrundlagen vorgestellt und im Anschluss daran die in der bisherigen Forschung diskutierten Siedlungsmodelle

skizziert. Als Grundlage des angestrebten Vergleichs dient sodann eine Zusammenfassung des archäologischen Forschungsstandes beider Städte.

Die natürliche Geländetopographie in Halberstadt

Für die Gründung ihres Sitzes wählten die Halberstädter Bischöfe einen Ort, der durch natürliche Gegebenheiten eine optimale Siedlungslage bot (Abb. 1). Der im Zentrum des Nordharzer Vorlandes in der Subherzynen Kreidemulde³ gelegene Bistumssitz lag am Rande eines durch den Fluss Holtemme gebildeten Tals, welches auf Höhe des Halberstädter Stadtgebiets bereits eine Breite von 800 m erreichte.⁴ Durch die Folgen des jahrtausendelangen Mäandrierens des Flusses war hier ein markanter Geländeeinschnitt entstanden, in dessen Mitte die Wasserspiegellhöhe des Flusses noch heute mit 109,7 m NHN deutlich tiefer liegt als die umliegenden Geländeterrassen, welche im Süden Höhen zwischen 115 und 124 m NHN aufweisen und im Norden von 120 m NHN beginnend weiter nach Norden ansteigen. Das erhöhte Gelände am südlichen Rand des Tals war aus verteidigungstechnischer Sicht gut geeignet für die Errichtung einer starken Befestigung. In diesem Zusammenhang ist jedoch zu betonen, dass die im heutigen Höhenmodell erkennba-

1 Vgl. etwa Biermann 2017, S. 257–258. Aus der umfangreichen archäologischen Forschungsliteratur seien lediglich einige prägnante Beispiele herausgegriffen. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang etwa die Städte Brandenburg (vgl. Müller 2013, S. 215–219; Müller 2016, S. 321; S. 328; S. 330), Braunschweig (vgl. Geschwinde 2016, S. 199; S. 205), Cottbus (vgl. Heber 2014), Göttingen (vgl. Arndt 2016, S. 131; S. 132; S. 135), Halle (vgl. Herrmann 2004, S. 53), Hamburg (vgl. Först 2016, S. 190–191), Lübeck (vgl. Gläser 2016, S. 215; S. 219). Zu zahlreichen Fallbeispielen aus dem überwiegend süddeutschen Sprachraum vgl. zudem Igel u. a. 2013.

2 Nicht zuletzt erfolgte die Auswahl auch aus persönlichen Gründen, da der Verfasser sich arbeitsbedingt intensiv mit beiden Städten auseinandergesetzt hat. An dieser Stelle ist herzlich S. Frenzel M.A. (Lüneburg) für die Korrektur des Manuskripts sowie zahlreiche weiterführende Hinweise zu danken.

3 Vgl. Siebrecht 1992, S. 7; Bohnstedt 2008, S. 50–52; Voigt 2023, S. 12–14; Tschan 2023, S. 25–28.

4 Für dies und das Folgende vgl. Siebrecht 1992, S. 7–8.

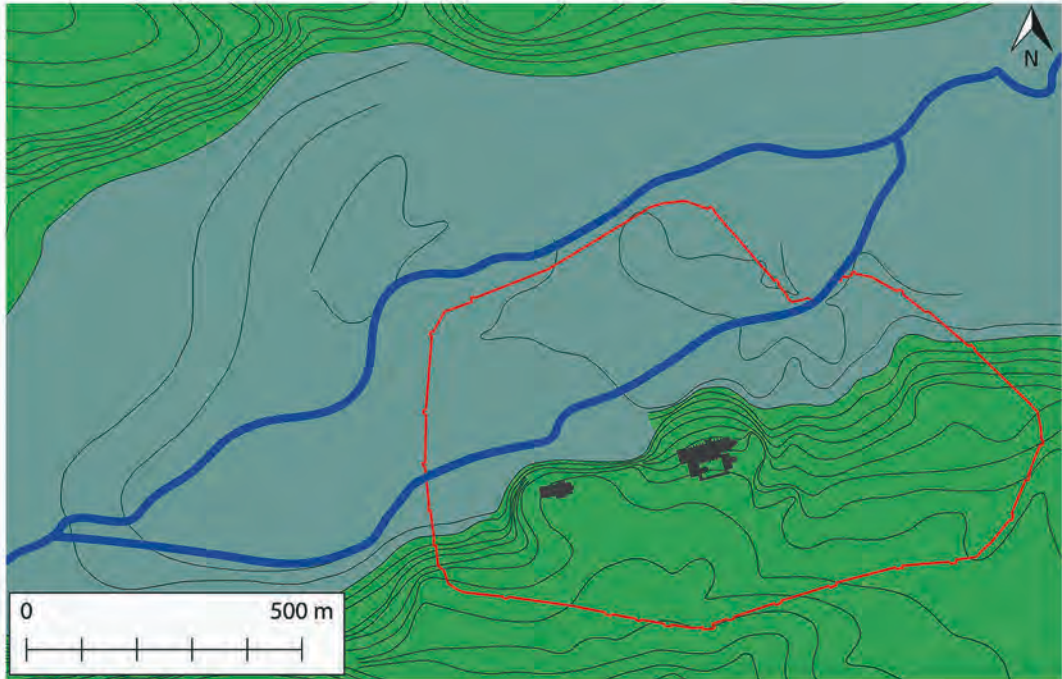


Abb. 1 Rekonstruiertes Höhenmodell des natürlichen Geländes von Halberstadt mit Einzeichnung der späteren Stadtausdehnung von 1784.

re Gestalt der Burganlage das Ergebnis jahrhundertelanger Aufschüttungen ist. So war bereits A. Siebrecht aufgefallen, dass das ursprüngliche Gelände im Bereich des späteren Bistumssitzes deutlich sanfter in den Niederungsbereich der Holtemme verlief, als es sich heute darstellt.⁵ Er zog hierfür nicht nur die karolingischen Fundamente des Doms heran, welche im Norden 0,62 m tiefer gegründet sind als im Süden⁶, sondern rekonstruierte aus mehreren archäologischen Profilaufschlüssen einen ursprünglich spürbar flacheren Abhang in die Holtemme-Niederung.⁷ Diese Beobachtung fand in späteren archäologischen Untersuchungen ihre Bestätigung.⁸ Dies sollte je-

5 Vgl. Siebrecht 1992, S. 46–48; Siebrecht 2004, S. 47; S. 54; Siebrecht 2006a, S. 122.

6 Vgl. Leopold; Schubert 1984, S. 26; Anm. 8.

7 Vgl. Siebrecht 1992, S. 93–96; S. 142–143; S. 147–148.

8 Vgl. zusammenfassend Schoo 2023b, S. 77 mit weiterführender Literatur.

doch nicht darüber hinwegtäuschen, dass der sich nördlich an die Geländeterrasse anschließende Niederungsbereich der Holtemme aufgrund des sumpfigen Terrains ein passables Annäherungshindernis für potentielle feindliche Angriffe bot.

So waren in mittelalterlicher Zeit große Teile des Areals nördlich der Geländeterrasse stark hochwassergefährdet.⁹ Überträgt man die historisch belegten Hochwassermarken der Jahre 1888 und 1947 auf den im frühen Hochmittelalter noch nicht durch Wallanlagen geschützten Altstadtbereich wird ersichtlich, dass das Gelände bis etwa zur Höhen-schichtlinie 117 m NHN von Überflutungen bedroht war. Ein archäologischer Nachweis dieses Modells gelang bei Ausgrabungen in der »Gröperstraße« und am »Johannesbrun-

9 Für dies und das Folgende vgl. Siebrecht 1992, S. 34–35. Siehe auch Siebrecht 2004, S. 46.

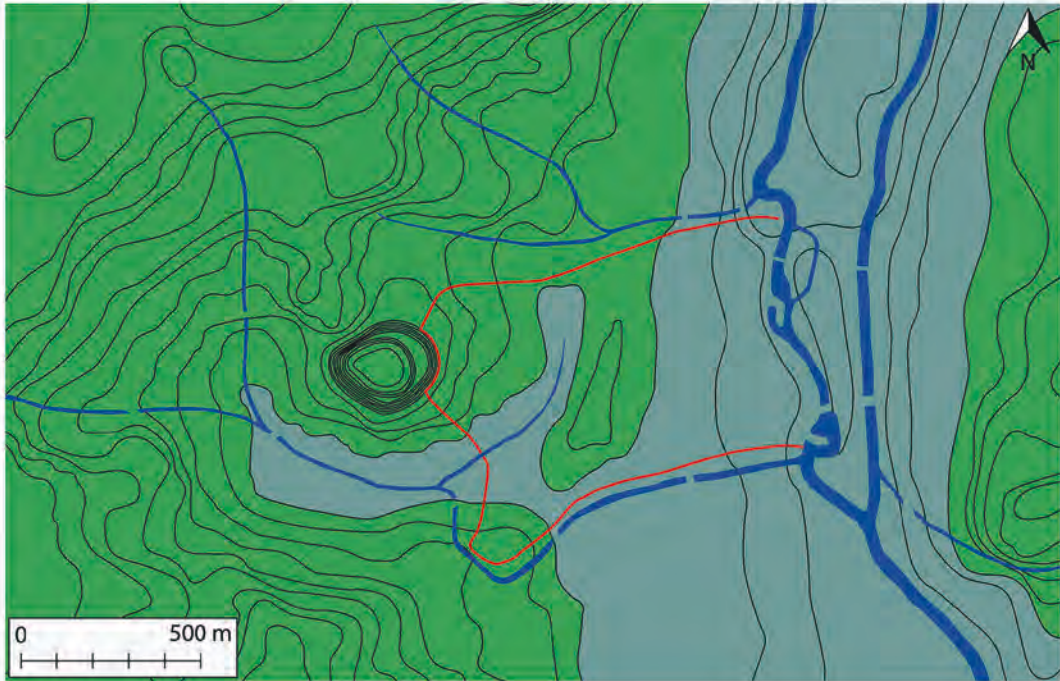


Abb. 2 Rekonstruiertes Höhenmodell des natürlichen Geländes von Lüneburg mit Einzeichnung der spätmittelalterlichen Stadtbefestigung und den mutmaßlich bereits überprägten hydrologischen Verhältnissen.

nen«. ¹⁰ Hier wurden neben humosem Abtragungsschutt auch Humuskleie und Auelehm angetroffen, die für eine versumpfte Niederung typisch sind. Jüngere Ausgrabungen nördlich der Domburg und im Bereich der »Antoniusstraße« (Fundstelle 6 in Abb. 4) bestätigen die älteren Beobachtungen vollumfänglich. So sind in einem 40,00 m langen Profil, welches unmittelbar nördlich der Straße »Düsterngraben« dokumentiert wurde, auf kompletter Länge Schlammablagerungen und Auelehm nachweisbar, die von der mutmaßlich periodischen Überschwemmung des Geländes herrühren und wenige Meter vor der Geländekante der Domburg noch eine Mächtigkeit von 0,50 m aufweisen. ¹¹ In diesem Zu-

sammenhang ist es wenig verwunderlich, dass der komplette Bereich des noch einige Meter tiefer liegenden Ausgrabungsgeländes an der »Antoniusstraße« von Schwemmschichten überlagert ist. Interessant ist die hochmittelalterliche Datierung der bis zu 1,01 m mächtigen Schwemmschichten, die anhand des darin eingelagerten Fundmaterials und aufgrund stratigraphischer Beobachtungen in die Mitte des 13. Jhs. datiert werden können. Dies deckt sich mit der urkundlichen Überlieferung, in der für das Jahr 1219 bzw. 1239 von häufigen Hochwassern die Rede ist. ¹²

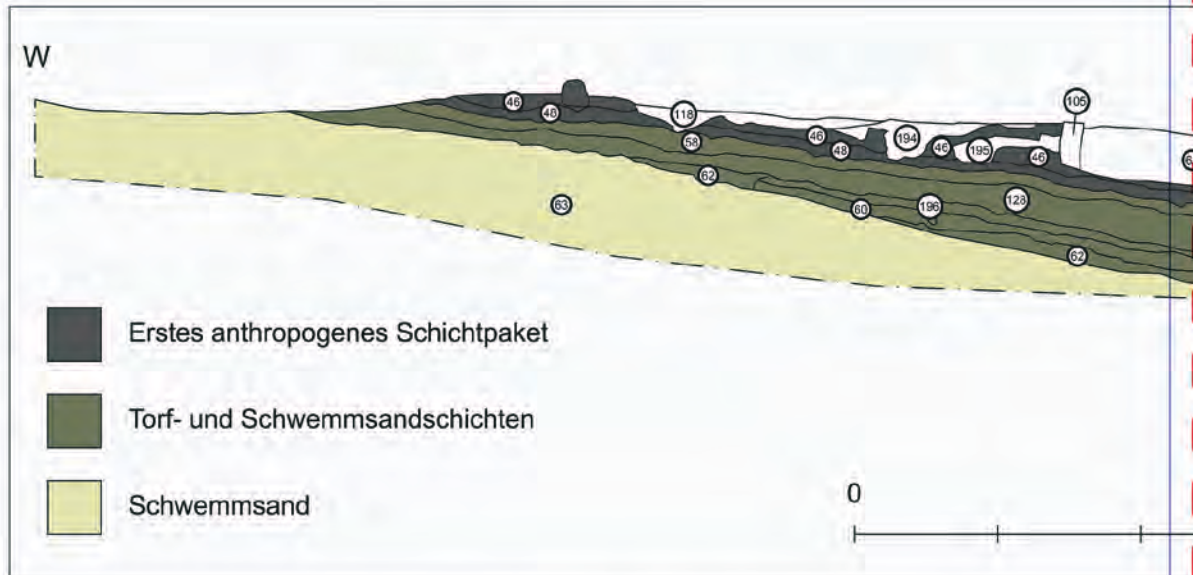
Bezüglich der Rekonstruktion des ursprünglichen Verlaufs der nördlich an Halberstadt vorbeifließenden Holtemme sind es wiederum die Gedanken von A. Siebrecht, die an dieser

¹⁰ Vgl. Siebrecht 1992, S. 34; S. 151–153.

¹¹ Ohne Hinweis auf die Geländesituation wird dieser Schnitt erwähnt bei Siebrecht 2005, S. 62. Ein einziges Hochwasserereignis hätte mutmaßlich eher zur Ablagerung von massiven Sandschichten geführt,

wie dies etwa für Dessau archäologisch bezeugt ist, vgl. Freudenreich 2018, S. 55.

¹² Vgl. Siebrecht 1992, S. 35; UB Stadt Halberstadt I, S. 46–47, Nr. 40a.



Stelle aufgegriffen werden können.¹³ Obwohl der ursprüngliche Verlauf der sich bei Halberstadt in zwei Hauptströme aufteilenden Holtemme durch das mittelalterliche Mühlwesen stark verändert und auch anhand von Altkarten nicht mehr zweifelsfrei zu rekonstruieren ist, hat die vorgeschlagene Rekonstruktion des frühmittelalterlichen Wasserverlaufs weiterhin Bestand. Zumindest der südliche Seitenarm der Holtemme, welcher in verschiedenen Quellen unter den Bezeichnungen »Seldena« und »Kulk« auftritt, ist wiederholt auch bei archäologischen Ausgrabungen zutage getreten. Zu nennen sind Aufschlüsse nördlich der »Kulkmühle«, »Bei den Spritzen 2« und im bereits erwähnten Profil nördlich der Straße »Düsterngraben«.

Abschließend bleibt festzuhalten, dass die natürliche Lage der frühmittelalterlichen Siedlungskerne Halberstadts durch eine markante, jedoch sanft in den Niederungsbereich der Holtemme vorgeschobene Geländeterrasse gebildet wird, die in den folgenden Jahrhunderten durch anthropogene Einflüsse stark überprägt wurde.

¹³ Für dies und das Folgende vgl. Siebrecht 1992, S. 8; S. 35; S. 39; S. 144–146; S. 153–154.

Die natürliche Geländetopographie in Lüneburg

Auch die naturräumlichen Gegebenheiten des späteren Stadtgebiets von Lüneburg boten beste Bedingungen für die Etablierung einer lang andauernden Besiedlung.¹⁴ Der westlich der Ilmenau gelegene Siedlungsplatz liegt auf einer Geländeterrasse, die vom Ufer des Flusses ausgehend kontinuierlich von etwa 11 m NHN bis auf 25 m NHN ansteigt und im Westen des späteren Stadtgebiets durch eine markante Geländeerhöhung dominiert wird (Abb. 2). Der bereits in vorgeschichtlicher Zeit begangene Kalkberg¹⁵ dürfte ursprünglich mindestens 65–70 m NHN¹⁶ hoch gewesen sein und überragte die umliegende, von Grundmoränen geformte Flachlandschaft bei Weitem.

Der ursprüngliche Verlauf der Ilmenau wird aufgrund von Dünenbildungen und der heute noch nachweisbaren Geländemorphologie

¹⁴ Für dies und das Folgende vgl. Prinzhorn 2015, S. 11.

¹⁵ Vgl. Gehrke; Ring 2019, S. 89.

¹⁶ Vgl. Fergner 1969, S. 173; Prinzhorn 2015, S. 11. Eventuell war der Berg gar 80 m NHN hoch, vgl. Böker 2010, S. 17.

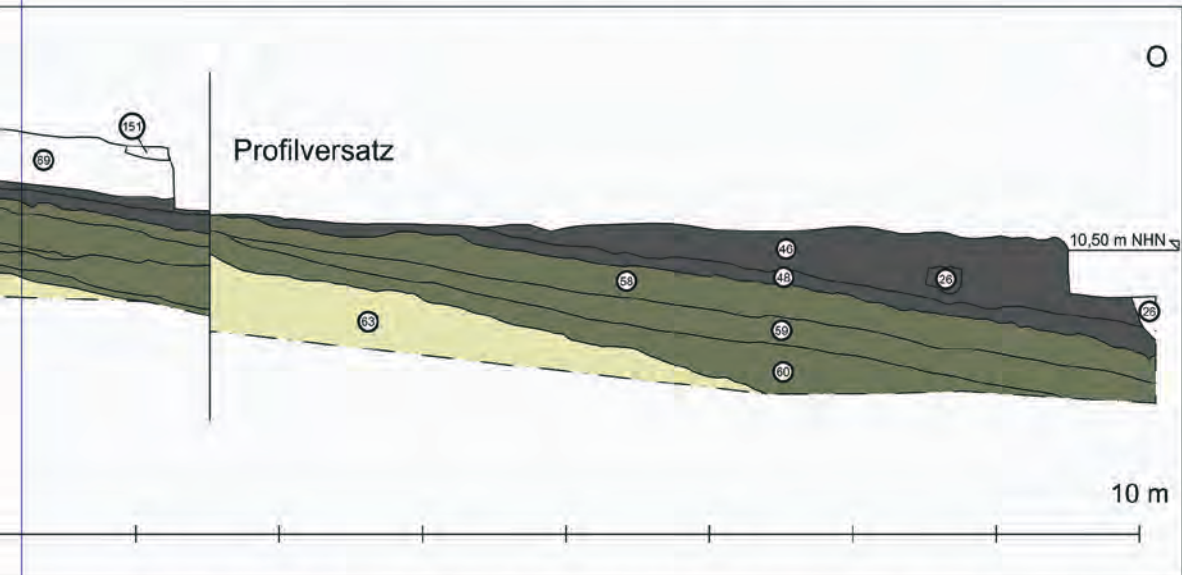


Abb. 3. Archäologisches Profil in der »Salzstraße am Wasser« unmittelbar an der Ilmenau in Lüneburg.

rekonstruiert.¹⁷ Es wird angenommen, dass sich der Fluss unmittelbar östlich der Stadt in zwei Nebenarme aufspaltete, die erst nördlich der Stadt wieder zusammenflossen. Durch die Teilung des Flusses in zwei benachbarte Seitenarme und das Vorhandensein der dazwischenliegenden Dünen könnte sich eine natürliche Furt an der schmalsten Stelle des Ilmenautals ausgebildet haben, die in späterer Zeit den Bau einer den Fluss überspannenden Brücke begünstigte. Die von historischer Seite angenommene Ausbildung der sogenannten Lüneburger Bucht durch abfließende Schmelzwasser am Ende der letzten Eiszeit¹⁸, lässt sich nun auch archäologisch belegen.¹⁹ So ist unmittelbar nördlich der »Ritterstraße« (Fundstelle 104 in Abb. 10) eine von Süd nach Nord verlaufende Gletscherrinne bzw. ein eiszeitlicher Bachlauf nachgewiesen.

¹⁷ Für dies und das Folgende vgl. Prinzhorn 2015, S. 11.

¹⁸ Vgl. Ferger 1969, S. 35–36; Böker 2010, S. 17–18; Prinzhorn 2015, S. 11.

¹⁹ Für dies und das Folgende vgl. Schoo; Jordan 2024, S. 5–6; Abb. 2.

In einem weiteren archäologischen Profil auf dem Grundstück »Salzstraße am Wasser 1b« im Wasserviertel (Fundstelle 166 in Abb. 10) lässt sich das Gelände in unmittelbarer Nähe zur Ilmenau besonders gut studieren (Abb. 3).²⁰ Der natürliche Untergrund besteht auch in diesem Bereich des späteren Stadtgebiets aus eiszeitlichen Schwemmsanden (Bef. 63). Die darüber abgelagerten Torfschichten bzw. Torf-Schwemmsandgemische zeichnen einen relativ seichten Verlauf des Uferrandbereichs nach, dem auch die ersten eindeutig anthropogenen Schichtpakete (Bef. 46 und Bef. 48) folgen. Somit ist ein ursprünglich deutlich flacherer Übergang zwischen der Geländeterrasse des späteren Stadtgebiets und dem Flusstal rekonstruierbar, welcher – dies sei bereits vorweggenommen – das Anlanden von Schiffen theoretisch problemlos möglich machte. Auf diesen Punkt wird jedoch an späterer Stelle zurückzukommen sein. Eine spätmittelalterliche Überprägung des Siedlungsraums in

²⁰ Das Projekt wurde von der Firma Archaeo-Firm Poremba & Kunze GbR vom 04.07.–29.07.2011 durchgeführt. Zu diesem Ausgrabungsprojekt vgl. auch Ring 2011, S. 11–12; Ring 2016, S. 380.

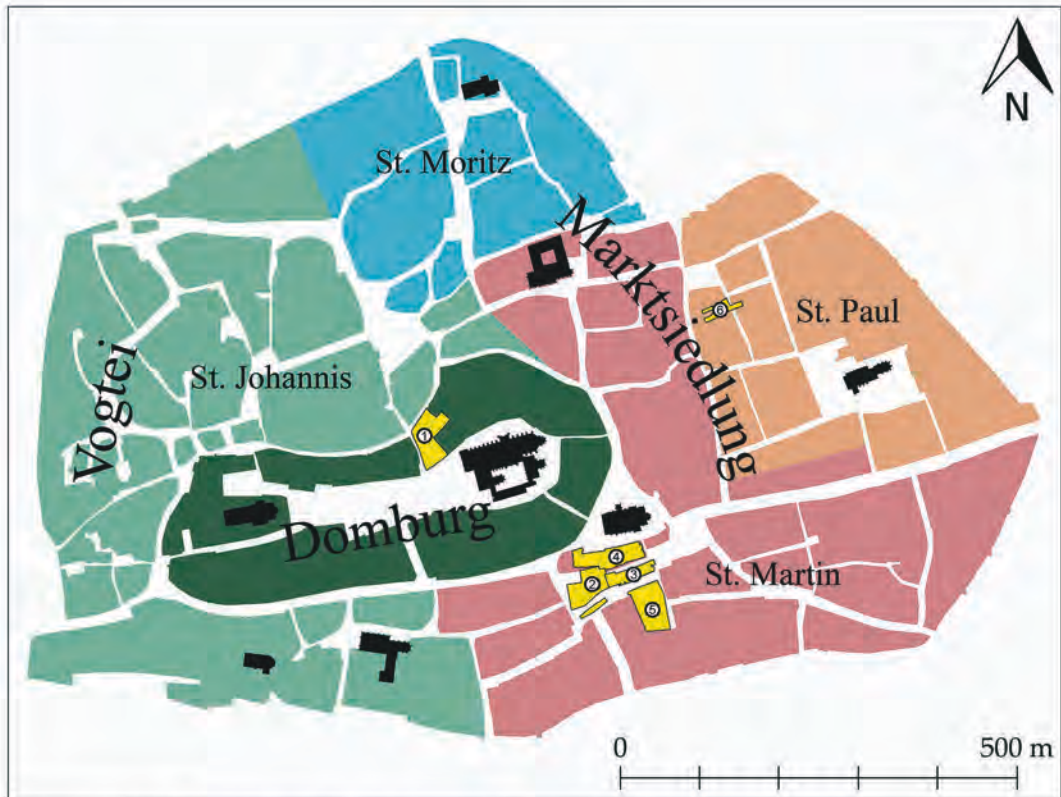


Abb. 4 Die Pfarrgrenzen der wichtigsten Siedlungsbereiche im Altstadtbereich von Halberstadt mit Hervorhebung einiger archäologischer Fundstellen.

unmittelbarer Nähe zur Ilmenau lässt sich etwas weiter flussaufwärts anhand von urkundlichen Nachrichten wahrscheinlich machen. So wird das Gebiet östlich der St. Johanniskirche im 14. Jh. mehrfach als Neuland (*nova terra* bzw. *nien lande*)²¹ bezeichnet, was auf eine spätere Trockenlegung und Aufschüttung des Geländes hindeuten könnte.²²

Neben der verteidigungstechnischen Lage des Kalkbergs und der für die Wasserversorgung und die verkehrstopographische Anbindung bedeutsamen Ilmenau ist schließlich der Salzstock, welcher den Kalkberg in einem Durchmesser von rund 1000 m kreisförmig umlagert und bereits in einer Tiefe von etwa

30 m aufritt, von zentraler Bedeutung für die an diesem Ort entstehende Siedlung.²³

Die Siedlungsgenese der hochmittelalterlichen Stadt Halberstadt

Wenngleich sich die in der älteren Forschung angenommene Bistumsgründung in Halberstadt durch Karl den Großen im Jahr 804 mittlerweile als Fälschung des 12. Jhs. herausgestellt hat und als erster Halberstädter Bischof nun Thiatgrim (reg. 827/29–840) zu gelten hat,²⁴ ist die karolingerzeitliche Bedeutung

²³ Vgl. Ferger 1969, S. 37; Lamschus 1989, S. 83; Witthöft 2010, S. 12–13; Böker 2010, S. 18; Prinzhorn 2015, S. 11.

²⁴ Vgl. Kölzer 2012, S. 104–110; Kölzer 2015, S. 15; Gärtner 2019, S. 431; Kölzer 2019, S. 323; Freund 2021, S. 85–89.

²¹ Vgl. Luntowski; Reinhardt; Reinecke 2007, S. 81.

²² Vgl. Prinzhorn 2015, S. 16.

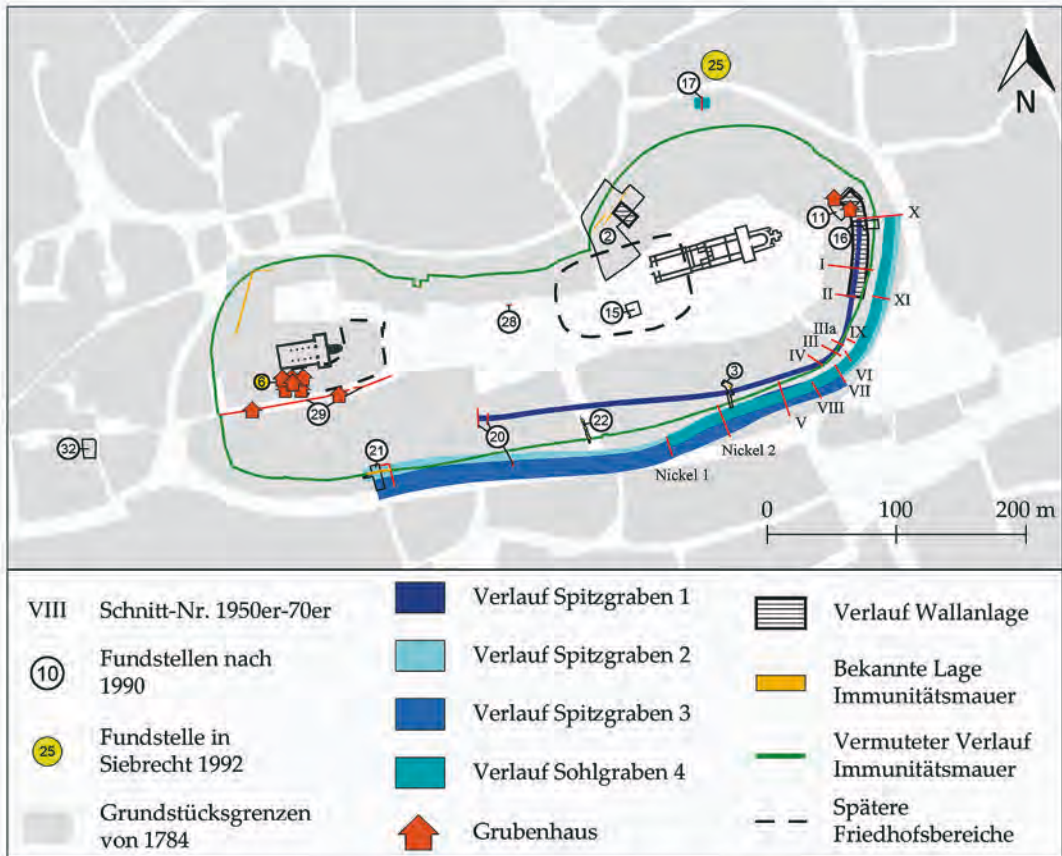


Abb. 5 Wesentliche Ausgrabungsergebnisse und archäologische Fundstellen im Bereich der frühmittelalterlichen Domburg von Halberstadt.

der wesentlichen Siedlungskerne unbestritten. Da eine Gründung des Halberstädter Bischofsitzes auf grüner Wiese schwer vorstellbar erscheint, liegen bereits zahlreiche Vorschläge für die Lokalisierung einer vorbistumszeitlichen Siedlung vor.²⁵ Jüngere Untersuchungen kommen nach Abwägung aller bisher archäologisch greifbaren Informationen zu dem Schluss, dass sich eine vorbistumszeitliche Siedlung, deren genaue Ausprägung weiterhin unklar bleibt, auf ebenjener hochwassergeschützten Geländeterrasse befunden haben muss, die gleichsam den Halberstädter Bischö-

fen in späterer Zeit für ihre Befestigung geeignet erschien.²⁶

Als Keimzelle der späteren Stadt Halberstadt kann zunächst die von den frühmittelalterlichen Bischöfen angelegte Domburg gelten, deren Gestalt archäologisch gut erforscht ist (Abb. 4, Abb. 5).²⁷ Nachgewiesen ist ein mehrphasiges Befestigungssystem, welches in der bisherigen Forschung in jeweils etwa einhundert Jahre umfassende Phasen zwischen dem frühen 9. Jh. und der Zeit um 1100 gegliedert wird und einen sukzessiven Ausbau der Burg-

²⁶ Vgl. Schoo 2024a.

²⁷ Für dies und das Folgende vgl. zusammenfassend Porsche 2000, S. 145–150; Wilschewski 2007, S. 136; Alper 2008; Gärtner 2019, S. 433–434; Schoo 2023b; Schoo 2024a; Schoo 2024b.

²⁵ Vgl. zusammenfassend Siebrecht 1992, S. 31; Wilschewski 2007, S. 132–133; Gärtner 2019, S. 433.

anlage dokumentiert. Die innere Bebauung der Domburg ist seit frühmittelalterlicher Zeit durch mächtige Sakralbauten, die bischöflichen Repräsentationsräume und die profanen Wohn- und Wirtschaftsbauten der den Bischöfen zugeordneten Personen dominiert.²⁸ Im Osten befand sich mit dem mehrphasigen Dom das geistliche Zentrum des Bistums-sitzes,²⁹ an das sich südlich die Klausurgebäude anschlossen.³⁰ Nördlich des Doms lag hingegen mindestens seit dem 10. Jh. die bischöfliche Wohnung.³¹ Während sich im Westen der Domburg in Form von Grubenhäusern zunächst eine profane Bebauung des 9./10. Jhs. befand,³² entstand an deren Stelle seit dem Beginn des 11. Jhs. mit der Liebfrauenkirche ein Kollegiatsstift für Augustiner-Chorherren.³³ Sowohl dem Dom als auch der Liebfrauenkirche waren umfangreiche Friedhofsareale zugeordnet.³⁴

Außerhalb der Domburg entstand noch im Frühmittelalter eine Marktsiedlung, welche durch das Marktprivileg vom 4. Juli 989 einen entscheidenden Entwicklungsimpuls erhielt und als weiterer Kristallisationspunkt der späteren Stadt Halberstadt gilt (Abb. 4).³⁵ Die von historischer und archäologischer Forschung gleichermaßen vertretene Meinung, dass sich eine vor das Marktprivileg des Jahres 989 zurückreichende Marktsiedlung östlich der Domburg etabliert haben könnte³⁶, lässt sich

28 Für dies und das Folgende vgl. zusammenfassend Schoo 2024.

29 Vgl. Leopold; Schubert 1984.

30 Vgl. Fiedler 2006, S. 205; Schmitt 2006, S. 179; Schmitt 2007.

31 Vgl. Lauwigi 2002, S. 52; Siebrecht 2002a, S. 44; Siebrecht 2004, S. 50; Hirschmann 2011/12, S. 820.

32 Eine Beschreibung der Befundlage findet sich etwa bei Siebrecht 1992, S. 49–50; S. 102–111.

33 Für eine zusammenfassende Baugeschichte vgl. U. Siebrecht 2002b.

34 Vgl. Schoo 2024b, S. 60.

35 Vgl. zusammenfassend etwa Porsche 2000, S. 138–141; Gärtner 2019, S. 436–437.

36 Vgl. zusammenfassend Siebrecht 2006a, S. 137; Wilschewski 2007, S. 140–141; Hirschmann 2011/12, S. 824; S. 827.

archäologisch hingegen noch nicht zweifelsfrei belegen.³⁷ Wenige kleinteilige Einzelscherben, die überwiegend in jüngere Befunde eingemischt sind, mögen eine zögerliche Besiedlung des Areals bereits in der Karolingerzeit anzeigen, sind aufgrund ihres ausschnitthaften Charakters jedoch noch nicht abschließend zu bewerten. Seit dem 10. Jh. mehren sich dann die Befunde am »Hohen Weg«, am »Martiniplan« und im Bereich des späteren Rathauses, sodass die Siedlung in dieser Zeit eine Nord-Süd-Ausdehnung von mehr als 130,00 m erreicht hat (Fundstellen 3 und 4 in Abb. 4). Es ist in diesem Zusammenhang lediglich zu vermuten, dass die bislang undatierten Grubenhäuser unter dem in späterer Zeit eingerichteten, offenen Platz des Holzmarktes (Fundstelle 2 in Abb. 4) ebenfalls Teil der frühmittelalterlichen Marktsiedlung waren. Als vorläufige Siedlungsgrenze der frühmittelalterlichen Marktsiedlung ist ein südlich des späteren Holzmarktes archäologisch dokumentierter Spitzgraben anzusprechen, der mindestens ins 11. Jh. zurückreicht.³⁸ Inmitten der Marktsiedlung erhebt sich die 1192 erstmals schriftlich bezeugte Kirche St. Martini, die in die Nähe des Marktes (*que est forensis in civitate*) verortet wird.³⁹ Während der heutige Bau im Wesentlichen aus dem 14. Jh. stammt und nur noch wenige Bestandteile bereits ins 12. Jh. zurückreichen dürften⁴⁰, wird örtlich mit mehreren Vorgängeranlagen gerechnet. So wurden die in der Marktsiedlung wohnenden Kaufleute bereits durch Bischof Burchard II. (reg. 1059–1088) vom bischöflichen Sendgericht be-

37 Dieser siedlungsgeschichtlichen Bewertung liegt ein Indizienprozess zugrunde, der an dieser Stelle nicht im Einzelnen aufgeschlüsselt werden kann, jedoch in der Dissertationsschrift des Verfassers demnächst publiziert wird, vgl. Schoo 2024a.

38 Zu diesem Befund vgl. zusammenfassend Gärtner 2019, 438.

39 Vgl. UB Stadt Halberstadt I, S. 7–9 Nr. 7; Miltzer/Przybilla 1980, S. 22; Schrader 1989, S. 53; Siebrecht 2002a, S. 236; Siebrecht 2009, S. 3; Gärtner 2019, S. 436.

40 Vgl. U. Siebrecht 2002a, S. 236.



Abb. 6 Der um 1200 errichtete Kurienbau auf der Halberstädter Domburg im archäologischen Befund.

freit, sodass eine eigene Kirchengemeinde und somit ein Vorgängerbau zu dieser Zeit vermutet werden darf.⁴¹ Aufgrund des Patroziniums wird zudem eine frühere Anlage in ottonischer oder gar karolingischer Zeit für möglich gehalten.⁴²

In hochmittelalterlicher Zeit lassen sich entscheidende Veränderungen im Siedlungsgefüge der entstehenden Stadt Halberstadt nachweisen, die den Ort nachhaltig prägten. Das alte

Machtzentrum der Halberstädter Bischöfe blieb hierbei ohne Einschränkungen bestehen. So wurden die Befestigungsanlagen der hochmittelalterlichen Domburg mutmaßlich im 12. Jh. erneuert und von nun an durch einen Sohlgraben geschützt (Abb. 5).⁴³ Zusätzlich wurde der Immunitätsbereich der Domburg mindestens seit dem 12. Jh. durch eine steinerne Mauer geschützt. Die Grundfläche der Domburg hatte sich zu dieser Zeit deutlich erweitert, sodass die

41 Vgl. Schrader 1989, S. 54; Gärtner 2019, S. 436.

42 Vgl. Schrader 1989, S. 74; Wittek 1989, S. 10; Wittek 2002, S. 38; Siebrecht 1990, S. 27; Siebrecht 1999c, S. 14; U. Siebrecht 2002a, S. 236; Kunkel 2009e, S. 349; Siebrecht 2009, S. 3; Gärtner 2019, S. 437.

43 Für dies und das Folgende vgl. Siebrecht 1992, S. 56; S. 159–160; Siebrecht 2002a, S. 47; Siebrecht 2002c, S. 265; Siebrecht 2004, S. 51; Siebrecht 2006a, S. 135–136; Alper 2008, S. 107; Siebrecht 2008, S. 62; S. 69; Siebrecht 2012, S. 7.

von der hoch- und spätmittelalterlichen Immunitätsmauer eingefasste Burganlage eine Fläche von mehr als 8,00 ha einnahm.

Das Innere der Domburg ist nun durch die repräsentative klerikale Wohnbebauung geprägt. Von den 42 mutmaßlich auf der Halberstädter Domburg zu erwartenden Domherren- und Kanonikerkurien ist ein Bau der Zeit um 1200 nordwestlich des Doms archäologisch erforscht (Abb. 6).⁴⁴ Es handelt sich hierbei um einen Saalgeschossbau, dessen Kellergeschoss lediglich zu zwei Dritteln eingetieft war, sodass die mutmaßlich zwei weiteren aufgehenden Geschosse einen hohen Baukörper bildeten. Einen Hinweis auf die überaus reiche Gestaltung der oberen Stockwerke liefert eine Reihe von Spolien, die während der Bauarbeiten geborgen wurden.⁴⁵ Unter den insgesamt 37 Spolien lassen insbesondere ein kleines Kalksteinkapitell, ein qualitativ bearbeiteter Dreipassbogen mit einer Blattknubbe an einem Bogenansatz von einem Doppel- oder Drillingsfenster, zwei schlichte Dreipassbögen, eine einfache Bogenhälfte und ein Rundstab die reich gegliederte Fassadengestaltung des zugehörigen Gebäudes erkennen.

Die Errichtung des archäologisch dokumentierten Kurienbaus fällt in eine Zeit, in der die ehemals in der *vita communis* gemeinschaftlich mit dem Bischof zusammenlebenden Domherren sich bereits in einem fortschreitenden Prozess der Separierung befanden. So sollen laut der Halberstädter Bischofschronik bereits unter Bischof Burchard I. (reg. 1036–1059) in der Mitte des 11. Jhs. insgesamt 24 Kurien für die Domherren gebaut worden sein.⁴⁶ Explizit erwähnt werden die eigenständigen Wohnsitze der Domherren in Halberstadt jedoch

erst Mitte des 12. Jhs.⁴⁷ und auch an anderen mitteldeutschen Bischofssitzen wird mit einer Auflösung der Domherrenklausuren erst im Laufe des 12. Jhs. gerechnet.⁴⁸ Da die Anzahl der im Jahr 1942 auf der Domburg vorhandenen Grundstücke die anzunehmende Anzahl der im Hochmittelalter zu rekonstruierenden Kurien nur wenig übertrifft, ist von einer bereits in hochmittelalterlicher Zeit etablierten Parzellenstruktur auszugehen, die sich bis ins 20. Jh. nur unwesentlich verändert hat.⁴⁹

Ebenfalls noch im 11. Jh. begannen die Halberstädter Bischöfe mit dem Bau eines neuen Wohn- und Repräsentationsbaus. Die im Jahr 1052 vollendete Bischofsresidenz befand sich nun nicht mehr nördlich des Doms, sondern wurde an ihren neuen Standort nördlich der Liebfrauenkirche verlegt.⁵⁰ Seit 1195 ist an diesem Ort auch eine Peterskapelle schriftlich bezeugt.⁵¹ Zur mit Unsicherheiten behafteten Bauabfolge des 11./12. Jhs. liegen jedoch keine neuen archäologischen Daten vor, sodass es zukünftigen Untersuchungen vorbehalten bleiben muss, weitere Informationen zur hochmittelalterlichen Baugestalt der bischöflichen Residenz zusammenzutragen. Für die Sakralbauten ist zunächst auf die voranschreitenden Bauarbeiten an Dom und Liebfrauenkirche zu verweisen. Im Süden des Doms lassen sich in hochmittelalterlicher Zeit zudem die ersten Baubefunde der mindestens seit dem Jahr 923 an dieser Stelle befindlichen Domklausur greifen.⁵²

Der zentrale Bereich der Halberstädter Domburg wurde schließlich durch ausgedehnte Friedhofsareale eingenommen, die sich seit frühmittelalterlicher Zeit um den Dom und die

44 Für dies und das Folgende vgl. Alper 2008, S. 109; Alper/Fiedler/Högg 2008, S. 81–84; Kunkel 2008, S. 36–37; Siebrecht 2008, S. 64; Siebrecht 2012, S. 8.

45 Für dies und das Folgende vgl. Alper/Fiedler/Högg 2008, S. 87–88.

46 Zur Datierung der Auflösung der *vita communis* vgl. Alper; Fiedler; Högg 2008, S. 88–89 mit weiterführender Literatur.

47 Vgl. Alper 2008, S. 109.

48 Vgl. Schmitt 2005, S. 234–235.

49 Vgl. Siebrecht 1992, S. 48; Alper 2008, S. 109.

50 Vgl. Leopold; Schubert 1984, S. 18; Siebrecht 1992, S. 87; Arnrich 2002a, S. 67; Lauwigi 2002, S. 53; Siebrecht 2002a, S. 47; Kunkel 2009, S. 348; Gärtner 2019, S. 435.

51 Vgl. Doering 1902, S. 445; Lauwigi 2002, S. 54.

52 Vgl. Fiedler 2006, S. 205; Schmitt 2006, S. 179; Schmitt 2007.



Abb. 7 Lineare Parzellengrenzen des späten 12.–13. Jhs. im Niederungsgebiet der Holtemme an der »Antoniusstraße« in Halberstadt.

Liebfrauenkirche herausgebildet hatten.⁵³ Im Laufe der Jahrhunderte dehnten sich die Friedhofsareale sicher weiter in Richtung Burgzentrum aus, sodass in hochmittelalterlicher Zeit weite Teile der mittleren Burganlage durch die Bestattungsplätze eingenommen wurden. Über den Raum zwischen den beiden Friedhofsarealen liefern derzeit nur wenige archäologische Aufschlüsse weiterführende Erkenntnisse, es scheinen sich jedoch ältere Erd- sowie Steinbefunde abzuzeichnen, sodass mit einer gewissen Bebauung im Zentrum des späteren Domplatzes zu rechnen ist.⁵⁴

Für die hochmittelalterliche Entwicklung der die Domburg umgebenden Siedlungsbereiche ist eine deutliche Erweiterung der Siedlungsfläche in alle Himmelsrichtungen zu verzeichnen (Abb. 4). Während noch im zwei-

ten Drittel des 11. Jhs. östlich der bestehenden Marktsiedlung und südlich der Holtemme (*in orientali parte villae praetitulatae et in australi parte fluminis Holtemnae*)⁵⁵ ausgedehnte Wiesenflächen vorhanden waren, deren Nutzung den Kaufleuten von Bischof Burchard I. (reg. 1036–1059) erlaubt wurde⁵⁶, begann 1083/85 mit der Gründung des Paulsstifts die Aufsiedlung dieses Areals.⁵⁷ Der Charakter der neu entstehenden Siedlung rund um die Pfarrkirche St. Paul wird hierbei unterschiedlich bewertet. So stehen sich die Vorstellungen eines zunächst eigenständigen und von der

53 Vgl. Alper 2008, S. 104.

54 Vgl. Siebrecht 1992, S. 146; Kunkel 2005, S. 125.

55 Vgl. UB Stadt Halberstadt I, S. 1 Nr. 1.

56 Vgl. Wittek 1983, S. 28; S. 36; Schrader 1989, S. 57; Siebrecht 1992, S. 66; Pätzold 2002, S. 35; Siebrecht 2002b, S. 84–85; Arnrich 2002a, S. 67.

57 Vgl. Schrader 1989, S. 58; Brand 1996, S. 36; Koch 1997, S. 142; U. Siebrecht 2002d, S. 245; Kunkel 2009e, S. 349; Hirschmann 2011/12, S. 832–833; Gärtner 2019, S. 438.

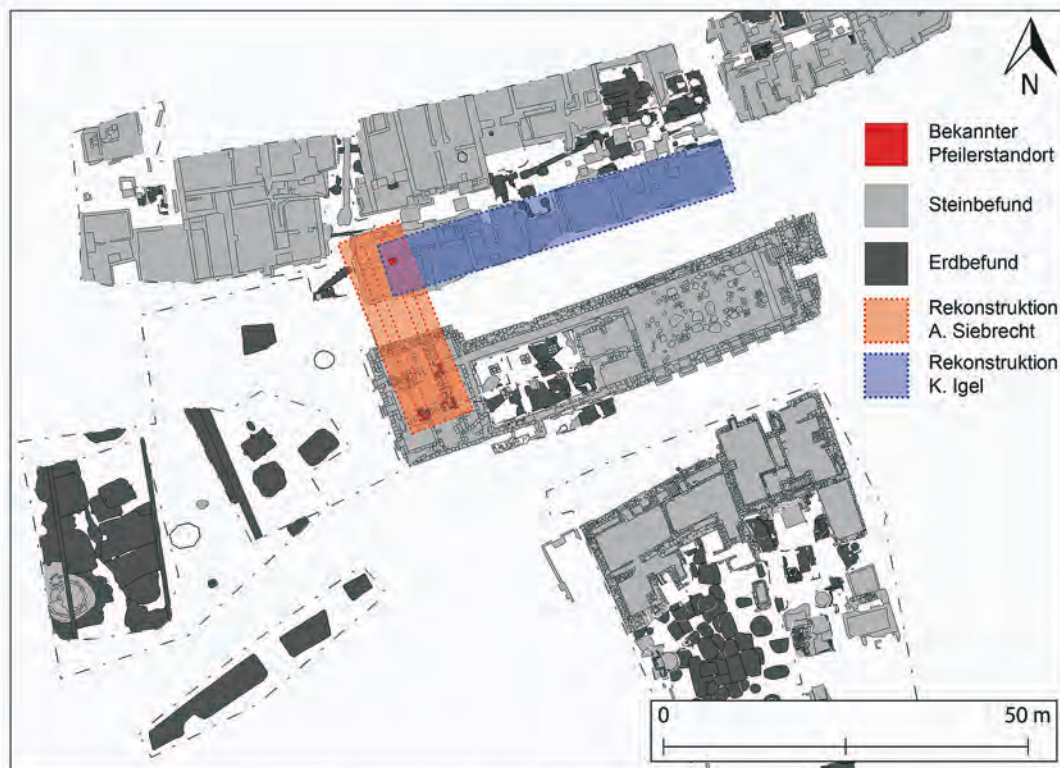


Abb. 8 Wesentliche Ausgrabungsergebnisse im bürgerlichen Zentrum der Stadt Halberstadt mit Einzeichnung der verschiedenen Überlegungen zum hochmittelalterlichen Rathaus.

Marktsiedlung weitestgehend unabhängigen Siedlungskerns bzw. eines polyzentrischen Siedlungsgebildes⁵⁸ und eines planmäßig angelegten neuen Siedlungsareals⁵⁹ gegenüber. M. Porsche kann hingegen um St. Paul keine Siedlungserweiterung bzw. Vorstadt mit eigener Entstehungsgeschichte erkennen, sondern postuliert eine eher allmähliche Aufsiedlung aus Richtung der Altstadt, deren auffällig gerade Grenze zum Pfarrgebiet von St. Martini nachträglich im 11./12. Jh. entstanden sei.⁶⁰

Archäologisch lässt sich in diesem Bereich der Stadt eine regelhafte Aufsiedlung auch der siedlungsungünstigen Bereiche in der Holtemme-Niederung in der Zeit um 1200 nachweisen

58 Vgl. Miltzer; Przybilla 1980, S. 28; Logemann 1997, S. 83; Wilschewski 2007, S. 141.

59 Vgl. Wittek 1983, S. 35–36; Wittek 1985, S. 39.

60 Vgl. Porsche 2000, S. 141.

(Fundstelle 6 in Abb. 4). So sind seit dieser Zeit von Süd nach Nord in den Niederungsbereich vorstoßende Parzellengrenzen genormten Zuschnitts greifbar, die sich sowohl durch mehrere Grundstücksgräben als auch anhand befundfreier Bereiche rekonstruieren lassen (Abb. 7). Neben der exakt gleichen Ausrichtung der Gräben legt deren zeitgleiche Verfüllung im späten 12. bzw. der ersten Hälfte des 13. Jhs. einen Zusammenhang der genannten Befunde und somit eine planmäßige, bereits im Hochmittelalter erfolgte Ausmessung der Richtung Holtemme vorgeschobenen Grundstücke nahe. Da ältere Befunde des 11. und frühen 12. Jhs. derzeit noch fehlen, lassen sich über den ursprünglichen Charakter der Paulsiedlung hingegen keine Aussagen treffen.⁶¹

61 Die in der lokalen Forschungsliteratur angeführten Befunde, welche bereits ins 11./12. Jh. gehören sol-

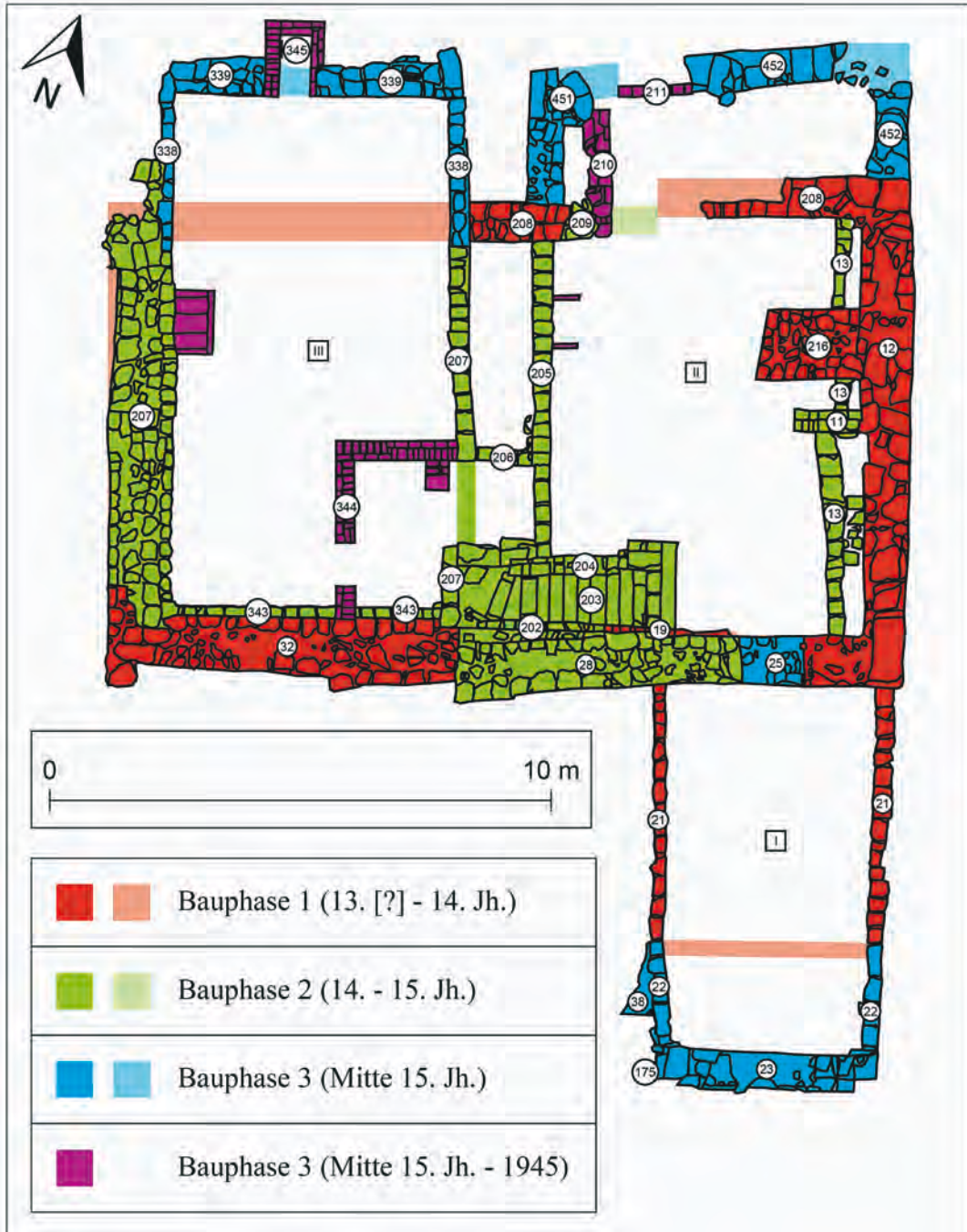


Abb. 9 Der Bauphasenplan des Kellergeschosses des Hauptgebäudes auf dem Grundstück »Holzmarkt 24«.

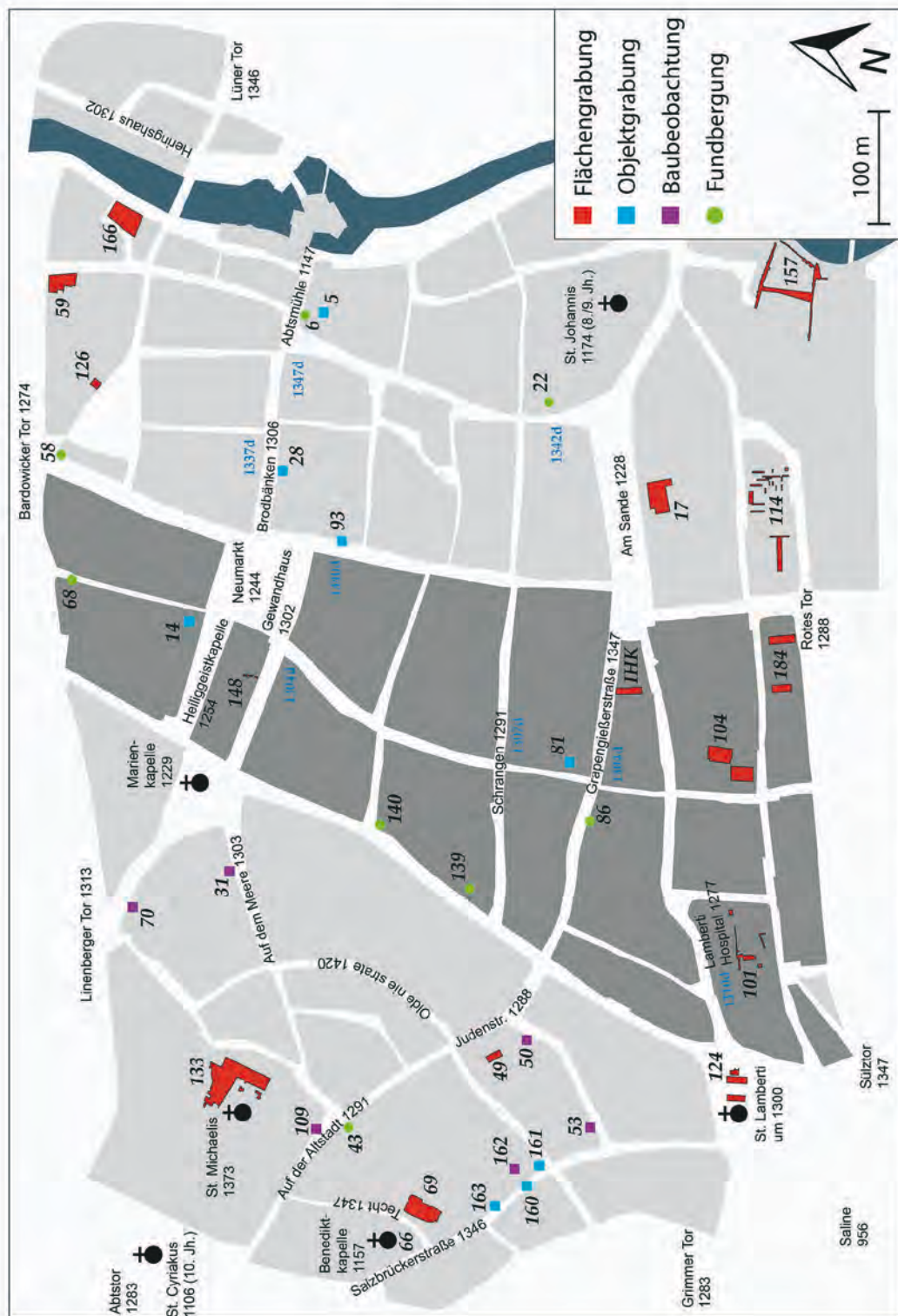


Abb. 10 Die derzeit bekanntesten archäologischen Fundstellen mittelalterlicher Zeit im Altstadtgebiet von Lüneburg mit Hervorhebung der planmäßigen Parzellenzuschnitte im Zentrum der Stadt.

Mit einem nördlichen Ausgreifen der Siedlung über den südlichen Arm der Holtemme wird dann im 12. Jh. gerechnet, nachdem die Hochwassergefahr durch den Bau von Dämmen und Wällen reduziert worden war (Abb. 4).⁶² Hierbei fungierte die im Jahr 1236 erstmalig bezugte, jedoch sicher bereits zur Amtszeit Bischof Gardolfs (reg. 1193–1201) vorhandene Pfarrkirche St. Moritz als weiterer Kristallisationspunkt der Aufsiedlung.⁶³ Auch die archäologischen Fundstellen sollen in diesem Areal erst im 12./13. Jh. einsetzen.⁶⁴

In politischer Hinsicht gelang es dem Rat der Marktsiedlung bereits am Ende des 12. Jhs., seinen Machtbereich über die Altstadt hinaus auf die nördlich angrenzenden Siedlungsgebiete auszudehnen. So befreite etwa Bischof Dietrich (reg. 1180–1193) direkt zu Beginn seines Episkopats elf Kurien des Stifts St. Paul., die sämtlich am »Paulsplan« gelegen waren, vom Marktrecht (*ab omni lege forensi et civili jure*), sodass ab dieser Zeit in der Siedlung um St. Paul das Marktrecht galt und die beiden Siedlungsteile offensichtlich politisch vereinigt waren.⁶⁵ Seit dem Beginn des 13. Jhs. bildeten dann die Altstadt und die Siedlungsbereiche um St. Paul und St. Moritz das »Weichbild« der Stadt Halberstadt.⁶⁶

Während sich somit der komplette östliche Teil des Stadtgebiets seit den Jahrzehnten um 1200 als bürgerlicher Machtbereich etablierte, verblieb der Westen des Siedlungsgebiets un-

ter bischöflicher Herrschaft, sodass von einem »verfassungstopographischen Dualismus« gesprochen werden kann.⁶⁷ Der in den Schriftquellen beispielsweise im Jahr 1269 als Vogtei (*Advocatia*)⁶⁸ bezeichnete Siedlungsbereich lag hierbei nördlich der Domburg (Abb. 4). Mit diesem eng verbunden bzw. in politischer Hinsicht identisch war zudem das südlich der Domburg gelegene Westendorf, sodass der komplette westliche Teil der Domburg vom durch die Bischöfe kontrollierten Areal umschlossen wurde und dieses sowohl im Norden als auch im Süden unmittelbar an die Pfarrgebiete von St. Martini und St. Moritz angrenzte.⁶⁹

Wenngleich sich die Aufsiedlung der Holtemme-Niederung nördlich der Domburg archäologisch seit dem 12. Jh. greifen lässt,⁷⁰ wird anhand einer einzelnen Randscherbe aus einem mutmaßlichen Entwässerungsgraben in der Nähe des späteren Nikolaiklosters bereits eine zaghafte Aufsiedlung im 11. Jh. für möglich gehalten.⁷¹ Mit Schmiedehandwerk in Zusammenhang stehende Ofenbefunde im Bereich des Westendorfs werden schließlich ebenfalls ins 11./12. Jh. datiert.⁷²

Sicherlich nicht zufällig fallen in Halberstadt die räumliche Erweiterung des Siedlungsgebiets und die Ausbildung der bürgerlichen Gemeinde in einen ähnlichen Zeitabschnitt. Obwohl ein Rat für die Stadt Halberstadt bereits im Jahr 1221 schriftlich bezeugt ist, wird das Rathaus selbst hierbei erstmals im Jahr 1241 in den historischen Quellen fassbar.⁷³ Das als *domus*

len, haben sich bei der Überprüfung als Befunde aus den Jahrzehnten um 1200 herausgestellt, vgl. Siebrecht 1992, S. 89; Brand 1996, S. 36; Siebrecht 2002a, S. 47; Siebrecht 2002c, S. 264.

62 Vgl. Wittek 1983, S. 36; Gärtner 2019, S. 438.

63 Vgl. Militzer; Przybilla 1980, S. 29; Wittek 1983, S. 36; Schrader 1989, S. 55; Porsche 2000, S. 143; U. Siebrecht 2002c, S. 249.

64 Vgl. Siebrecht 1989, S. 21; Siebrecht 1990, S. 27; Siebrecht 1992, S. 67–68; S. 89; Siebrecht 1995, S. 32; Sopp 1997, S. 100; Siebrecht 2002b, S. 90; Siebrecht 2002c, S. 264; Kunkel 2009e, S. 349.

65 Vgl. Militzer; Przybilla 1980, S. 54.

66 Ebd. S. 57; Koch 1997, S. 183; Logemann 1997, S. 84; Igel 2006a, S. 498; Gärtner 2019, S. 432.

67 Vgl. Militzer; Przybilla 1980, S. 31.

68 Vgl. UB Stadt Halberstadt I, S. 114–115 Nr. 133; Schrader 1989, S. 62.

69 Vgl. Militzer; Przybilla 1980, S. 19–20; Schrader 1989, S. 62–63; Porsche 2000, S. 142–143; Gärtner 2019, S. 432.

70 Vgl. Siebrecht 1989, S. 21; Siebrecht 1990, S. 27; Siebrecht 1992, S. 73; S. 89; Sopp 1997, S. 100.

71 Vgl. Siebrecht 1992, S. 73; S. 87; S. 92; Taf. 9.1; Siebrecht 2002a, S. 47; Siebrecht 2002c, S. 264.

72 Vgl. Siebrecht 2002c, S. 273.

73 Vgl. Wittek 1983, S. 44; Wittek 1990, S. 74–91; Logemann 1997, S. 87; Igel, 2006a, S. 494–495; Fuhrmann 2014, S. XIV.

consulum bezeichnete Gebäude wurde allerdings offensichtlich schon früher errichtet, da die Stadtgemeinde sich von den Brüdern des Hospitals St. Spiritus die Grundrechte an den acht Parzellen (*areas*) übertragen ließ, auf denen das Rathaus zu diesem Zeitpunkt bereits stand.⁷⁴ Eventuell ist dieses Rathaus mit einem 1214 bezeugten Kaufhaus (*cophus*) identisch, in dem die Gewandschneider ihre Wolltuche zum Kauf anboten.⁷⁵ Hinsichtlich der Lokalisierung dieses Baus wird in den Schriftquellen lediglich mitgeteilt, dass sich das Rathaus am Martini-kirchhof befand.⁷⁶ Da der Baukörper sich über acht Parzellen erstreckte, dürfte es sich um ein langschmales Gebäude gehandelt haben, dessen exakte Lage und Ausrichtung freilich aus den Schriftquellen nicht zweifelsfrei zu rekonstruieren sind. Aus diesem Grund wird ein als älteres Bauteil im neuzeitlichen Keller unter dem Haus »Holzmarkt 2« angetroffener Pfeiler von archäologischer und historischer Forschung gleichermaßen zur Klärung der räumlichen Verortung des hochmittelalterlichen Rathauses herangezogen (Abb. 8).⁷⁷

Während die in der lokalen Forschung vorgeschlagene Datierung des Pfeilers in die erste Hälfte des 13. Jhs. weder belegt noch eindeutig widerlegt werden kann, lassen sich die bisher zur Diskussion gestellten Deutungsmodelle des Befundes kritisch überprüfen. So erscheint es zunächst möglich, dass der im Norden nachgewiesene Pfeiler mit mehreren weiteren Pfeilern, die als ältere Bauteile im jüngeren Halberstädter Rathaus des späten 14. Jhs. identifiziert wurden, in einem baulichen Zusammenhang stand.⁷⁸ Dieser Interpretation folgend wäre

74 Vgl. UB Stadt Halberstadt I, S. 51 Nr. 46.

75 Vgl. Militzer; Przybilla 1980, S. 86; Logemann 1997, S. 113.

76 Vgl. Militzer; Przybilla 1980, S. 61–62; Igel 2006a, S. 494.

77 Für dies und das Folgende vgl. Siebrecht 1999a, S. 197; Siebrecht 1999b, S. 14; Siebrecht 2002c, S. 261; Siebrecht 2005, S. 67. Zur Rezeption in der historischen Fachliteratur vgl. Igel 2006a, S. 494–495.

78 Dass im westlichen Teil des jüngeren Rathauses noch ältere Bausubstanz vorhanden ist, wird bereits

ein von Südost nach Nordwest führendes Gebäude zu rekonstruieren, dessen Keller durch eine doppelte Pfeilerreihe gegliedert ist. Obwohl die skizzierte Rekonstruktion des älteren Rathausbaus auf den ersten Blick durchaus plausibel erscheint, scheitert diese bereits an der umliegenden Befundlage. So würde bei einem gleichbleibenden Abstand zwischen den Pfeilerpaaren der westliche Gegenpart des nördlichen Pfeilers bereits im Bereich der westlichen Außenwand des neuzeitlichen Kellers liegen. Die Außenwand des zu rekonstruierenden Gebäudes wäre folglich noch weiter westlich zu suchen. Da bei der Ausgrabung dieses Areals lediglich einige ältere Befunde, jedoch nicht die zu erwartenden Mauerzüge dokumentiert wurden, kann das vorgetragene Gedankenexperiment als abwegig verworfen werden. Auch K. Igel hält ein von Westen nach Osten ausgerichtetes Gebäude für wahrscheinlicher und rekonstruiert einen die komplette Bauzeile bis zum Fischmarkt einnehmenden Baukörper, dessen Westabschluss durch den von A. Siebrecht mit dem älteren Rathaus in Verbindung gebrachten Pfeiler markiert wird.⁷⁹ Zudem erschließt er aus den schriftlichen Quellen zwischen dem älteren Rathaus im Süden und der Kirche St. Martini im Norden eine weitere west-ost-orientierte Reihe von Marktständen.⁸⁰

Unabhängig von der ehemaligen Ausrichtung des zum Pfeiler gehörigen Gebäudes ist abschließend zu diskutieren, wie sicher dessen Ansprache als Überrest des älteren Rathausbaus von 1241 ist. Es lassen sich zwar durchaus Parallelen von mit Pfeilern ausgestatteten Rathausbauten ähnlicher Zeitstellung finden,⁸¹ freistehende Pfeiler in Kellergeschossen waren

knapp durch Siebrecht erwähnt, vgl. Siebrecht 1999c, S. 12; Siebrecht 2005, S. 68. Zum spätmittelalterlichen Rathaus von Halberstadt vgl. Fuhrmann 2014, S. XIV mit weiterführender Literatur.

79 Vgl. Igel 2006a, S. 494.

80 Ebd. S. 495.

81 Vgl. Albrecht 2004, S. 117; Hoffmann 2010, S. 200.



Abb. 11 Planum des Nordabschnitts der archäologischen Ausgrabungsfläche auf dem Grundstück »Beim Benedikt 2« in Lüneburg mit Einzeichnung der wichtigsten Befunde.

jedoch nicht ausschließlich auf Rathausbauten beschränkt.⁸² Der sichere Nachweis des hochmittelalterlichen Rathauses von Halberstadt muss demnach derzeit noch ein Desiderat bleiben.

Die hoch- und spätmittelalterliche Bebauung rund um das Marktplatzensemble im Zentrum von Halberstadt lässt sich aufgrund von nachträglichen Umbauten, Kriegszerstörungen und zu einem gewissen Grad auch wegen des derzeitigen Forschungsstandes nur ungenügend beschreiben.⁸³ Am Beispiel des zum Marktplatz orientierten Hauptgebäudes auf dem

Grundstück »Holzmarkt 24« (Fundstelle 5 in Abb. 4) lässt sich jedoch das zukünftige Potential für die Erforschung der mittelalterlichen Stadt aufzeigen (Abb. 9). Als ältester Kern der mehrphasigen Kelleranlage lassen sich große Teile der Südmauer (Bef. 32), geringe Reste der Nordmauer (Bef. 208) und nahezu die komplette Länge der Ostmauer (Bef. 12 und 216) ausmachen. Aufgrund der starken Veränderungen in jüngerer Zeit ist hierbei nicht zu entscheiden, ob sämtliche Mauerfragmente ursprünglich Teil eines einzelnen im Inneren etwa 14,25 × 8,50 m messenden Kellers waren, dessen Längsseite Richtung Holzmarkt wies, oder ob das Haus bereits zu Beginn eine geteilte Kelleranlage besaß. Gegen einen ursprünglich ungeteilten Kellerraum könnte sprechen,

82 Vgl. Radis 2019, S. 411.

83 Vgl. Siebrecht 1999a, S. 201; Siebrecht 1999c, S. 11–13; Siebrecht 2002c, S. 273; Siebrecht 2005, S. 66–69.

dass der östliche Teilabschnitt der Nordmauer (Bef. 208) einen deutlichen Versatz zum weiter westlichen Teilabschnitt aufweist. Es ist daher ebenso möglich, dass die in späteren Bauphasen nachweisbare Trennung der Kelleranlage in zwei separate mit den Schmalseiten Richtung Holzmarkt weisende Keller schon in die älteste Bauphase zurückreicht.

Zur Datierung der unterschiedlichen Bauphasen liegen aus dem Inneren des Kellers keine nennenswerten Funde vor, da sich ältere Schichtenpakete in dem bis zum zweiten Weltkrieg genutzten Keller nicht erhalten haben. Aufschlussreich ist jedoch das ehemals über der Kelleranlage stehende, in Fachwerk ausgeführte Gebäude, welches sich durch einen bemerkenswerten Figureschmuck der Hauptfassade – erkennbar waren Dudelsackpfeifer, Geiger, Handharfen- und Streichzitherspieler sowie ein Tanzpaar und Menschen mit Gefäßen in den Händen – auszeichnete.⁸⁴ Wichtig ist zudem die Bauinschrift, deren Datierung ins Jahr 1461 vermutlich die Fertigstellung des Fachwerkhauses markierte.⁸⁵ Das 1461 fertiggestellte Eckgebäude auf dem Grundstück »Holzmarkt 24« sticht nun durch eine um mehrere Meter nach Norden vorgeschobene Fassade deutlich aus der umliegenden Häuserflucht hervor (Abb. 8). Es liegt nahe, die in der dritten Bauphase erfolgte Erweiterung der Kelleranlage nach Norden (Bef. 338, 339, 451 und 452) mit einem Neubau des Fachwerkhauses aus der Mitte des 15. Jhs. zu verknüpfen. Zu dieser Interpretation würde gut passen, dass die älteste erhaltene Nordmauer des Kellers (Bef. 208) in etwa mit den Nordmauern der westlich anschließenden Keller der Nachbargebäude fluchtet. Offenbar bestand zunächst eine einheitliche Häuserzeile und erst Mitte des 15. Jhs. wurde das Eckgebäude in den Straßenraum vorgeschoben. Folgt man dieser Interpretation, bedeutet dies, dass vor der Mitte des 15. Jhs. bereits zwei Bauphasen

84 Vgl. Doering 1902, S. 466–467; Schmidt 1958, S. 411–413; Fuhrmann 2014, S. 62.

85 Vgl. Doering 1902, S. 466.

mit umfangreichen Veränderungen am Baukörper stattgefunden haben. Es ist nun schwer vorstellbar, dass sämtliche baulichen Veränderungen in der ersten Hälfte des 15. Jhs. durchgeführt worden sind, sodass an dieser Stelle davon ausgegangen wird, dass Teile der Kelleranlage bereits ins 14. Jh. oder gar ins 13. Jh. zurückreichen.

In einem Zwischenfazit ist für die Siedlungsgenese Halberstadts abschließend festzuhalten, dass sich die hochmittelalterliche Stadt im Wesentlichen aus den beiden Siedlungskernen der Domburg und der Marktsiedlung entwickelte. Während sich der Machtbereich der Halberstädter Bischöfe bereits in karolingischer Zeit durch umfangreiche Sakralbauten und Fortifikationen auszeichnete, ist mit einer Intensivierung der Besiedlung für die Marktsiedlung insbesondere seit ottonischer Zeit zu rechnen. Im Hochmittelalter kommt es dann zu einer deutlichen Erweiterung der Siedlungsfläche, die mit einer baulichen Verdichtung in den althergebrachten Siedlungskernen einhergeht.

Die Siedlungsgenese der hochmittelalterlichen Stadt Lüneburg

Die mittelalterliche Stadt Lüneburg entwickelte sich aus mindestens drei eigenständigen Siedlungskernen, die erst im Rahmen eines Expansions- und Stadtwerdungsprozesses seit dem 12. Jh. zu einem gemeinsamen Stadtgebiet zusammenwuchsen.⁸⁶ Die Rede ist von einer herrschaftlichen Burg auf dem Kalkberg, dem Dorf Modestorpe an der Ilmenau und einer Ansiedlung rund um die Saline, welche bereits am Ende des Mittelalters in einem Dank- und Bittspruch am Eingang der Saline mit den lateinischen Begriffen *mons*, *pons* und *fons* versehen wurden (Abb. 10).⁸⁷

86 Zu den genannten Siedlungskernen existiert bereits eine umfangreiche Fachliteratur, die an dieser Stelle nicht im Einzelnen wiedergegeben werden kann. Zusammenfassende Darstellungen finden sich etwa bei Böker 2010, S. 19–20; Prinzhorn 2015; Ring 2016.

87 Vgl. Reinecke 1933, S. 8.

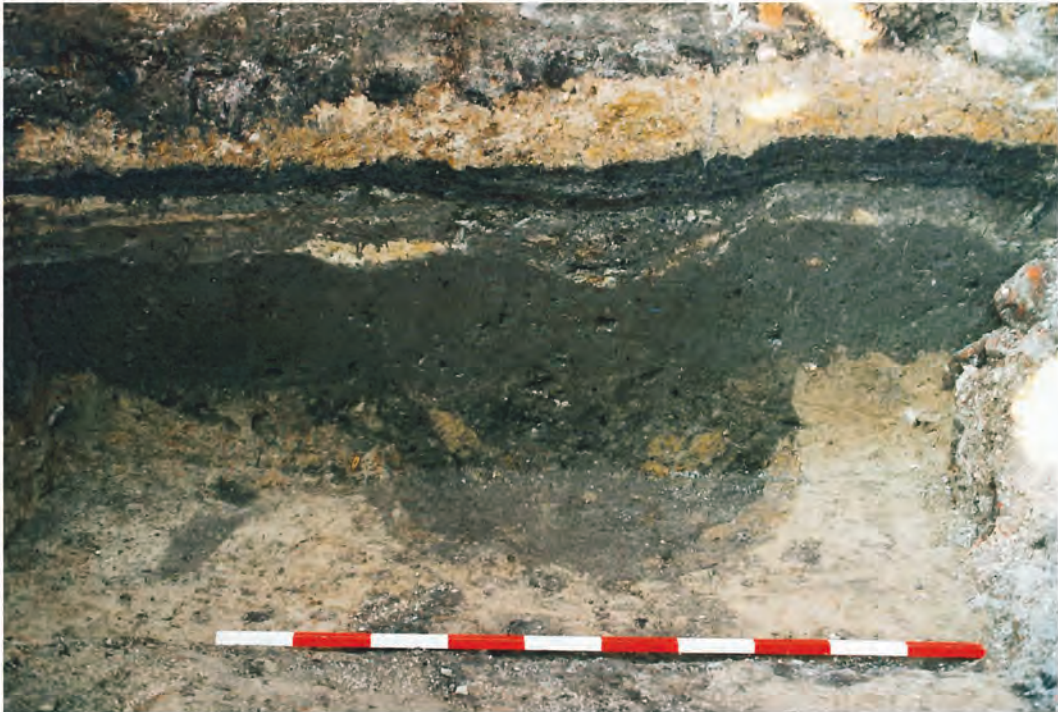


Abb. 12 Profilansicht der hochmittelalterlichen Siedlungsgrube Bef. 1 auf dem Grundstück »Beim Benedikt 2« in Lüneburg mit der darüberliegenden Kulturschicht.

Die 956 erstmals urkundlich erwähnte *Luniburg* auf dem Kalkberg wurde durch das Herrschaftsgeschlecht der Billunger als fortifikatorischer und administrativer Stützpunkt ausgebaut und gefördert.⁸⁸ Neben dem räumlich unmittelbar mit der Burg auf dem Kalkberg in Verbindung stehenden Kloster St. Michaelis ist auf die vermutlich noch im 10. Jh. gegründete Pfarrkirche St. Cyriakus zu verweisen, deren Lage auf Wohnstätten nordöstlich des Kalkbergs schließen lässt.⁸⁹ Es ist davon auszugehen, dass sich zu Füßen der Burg auf dem Kalkberg rasch ein florierendes *suburbium* ausbildete. Aus schriftlichen Quellen lässt sich dessen hochmittelalterliche Ausdehnung jedoch nur schemenhaft rekonstruieren. So wird von historischer Seite etwa darauf

hingewiesen, dass die Verortung der 1147 erstmalig bezeugten Abtsmühle an der Ilmenau in Lüneburg (*molendinum in Luneburg*) nicht zwingend auf eine bereits zu dieser Zeit weit nach Osten ausgreifenden Ausdehnung des *suburbiums* schließen lässt.⁹⁰ Mit dieser Einschätzung korrespondiert, dass die 1229 von Herzog Otto I. (reg. 1218–1252) gegründete Marienkapelle sich nach Aussage des Urkundentextes noch außerhalb der befestigten Siedlung (*extra muros civitatis*) befand.⁹¹

Das an der Ilmenau gelegene Dorf Modestorpe wird mitsamt der Kirche St. Johannis zwar urkundlich erst im Jahr 1174 greifbar, aufgrund des Patroziniums und der späteren Funktion der Kirche wird jedoch bereits eine

88 Vgl. Prinzhorn 2015, S. 12 mit umfangreichen Literaturhinweisen in Anm. 15.

89 Vgl. Volger 1861, S. 11; Ferger 1969, S. 175; Böker 2010, S. 19; Prinzhorn 2015, S. 13.

90 Vgl. Reinecke 1933, S. 52; Meyer 1965, S. 270; Prinzhorn 2015, S. 18.

91 Vgl. Volger 1872, S. 23–24 Nr. 46; Prinzhorn 2015, S. 18.

Gründung im 9. Jh. angenommen.⁹² Die zugehörige Siedlung war lange Zeit eigenständig und war spätestens seit dem 11. Jh. im Besitz des Bischofs von Verden, welcher an der Kirche St. Johannis einen Archidiakonatsitz einrichtete.⁹³ Die hohe Bedeutung des Archidiakonats wird bereits im Jahr 1197 deutlich, als anlässlich der Gründung des Klosters Buxtehude-Alt Kloster alle diesbezüglichen Regelungen in Anwesenheit des Verdener Bischofs auf einer Diözesensynode in Modestorpe vollzogen wurden.⁹⁴ Zudem befand sich seit der Wende zum 13. Jh. am Ilmenauübergang mit dem Gogericht eine weitere wichtige Institution in den Händen des Verdener Archidiakons.⁹⁵ Zur Rekonstruktion der ursprünglichen Ausdehnung von Modestorpe wird neben den weiter unten besprochenen archäologischen Quellen insbesondere der bogenförmige Verlauf der Straße »Am Berge« angeführt, welcher möglicherweise auf eine ältere Vorgängersiedlung zurückgeht.⁹⁶

Im Bereich der ebenfalls 956 erstmalig urkundlich bezeugten Saline sind bisher aufgrund fehlender Quellen kaum Aussagen zum ursprünglichen Siedlungskern zu machen.⁹⁷ Es wird vermutet, dass sich die Siedlung der Salinenarbeiter nicht nur in der Nähe der Produktionsstätte befunden hat, sondern auch rund um die spätmittelalterliche Kirche St. Lamberti bereits eine entsprechende Wohnbebauung gelegen hat.

Neben den drei besprochenen Siedlungskernen wird im Hafengebiet an der Ilmenau überwiegend aufgrund namenkundlicher Überlegungen ein vierter frühmittelalter-

licher Siedlungsplatz diskutiert.⁹⁸ Während die Straße »Im Wendischen Dorfe« entweder als Hinweis auf eine spätere Ansiedlung von wendischen Schifferknechten⁹⁹ oder aber als Andeutung einer frühmittelalterlichen Siedlung slawischer Provenienz interpretiert wird¹⁰⁰, soll die Straße »Auf dem Kauf« Verbindungen mit dem nordischen *kaufanger/kaupanger* bzw. der sächsischen Typisierung *mercatum forum vel anger* aufweisen und ebenfalls auf den frühmittelalterlichen Ursprung dieses Ortes hindeuten.¹⁰¹

Bei der Betrachtung der räumlichen Verteilung der genannten Siedlungskerne frühmittelalterlicher Zeit fällt auf, dass sich diese jeweils in der Peripherie des späteren Stadtgebiets befinden (Abb. 10). Des Weiteren lassen sich anhand der im Urkataster von 1871 nachweisbaren Parzellenzuschnitte unterschiedliche Stadtbereiche voneinander abgrenzen.¹⁰² So ist im Zentrum des Stadtgebiets ein von Süden nach Norden verlaufender Bereich erkennbar, welcher sich durch regelmäßige, streifenförmige Grundstücksparzellen auszeichnet. Dies deutet auf eine planmäßige, wohl sukzessive Aufsiedlung des Areals in hochmittelalterlicher Zeit und ein nachträgliches Zusammenwachsen der alten Lüneburger Siedlungskerne hin. Dies gilt es im Folgenden anhand der archäologischen Quellen zu überprüfen.

Aus archäologischer Sicht sind bereits mehrfach Modelle der Lüneburger Siedlungsgenese vorgelegt worden, die auch heute noch Gültigkeit besitzen.¹⁰³ Durch die Einbindung neuerer Untersuchungen und die Auswertung bisher noch nicht veröffentlichter Aus-

92 Vgl. Volger 1872, S. 11 Nr. 25; UB Verden, Nr. 154; Prinzhorn 2015, 15; Richter 2023, S. 5.

93 Vgl. Meyer 1965, S. 275–276; Prinzhorn 2015, S. 15.

94 Vgl. UB Verden, Nr. 190; Richter 2023, S. 7.

95 Vgl. Böker 2010, S. 20; Prinzhorn 2015, S. 15; Richter 2023, S. 8.

96 Vgl. Prinzhorn 2015, S. 16.

97 Für dies und das Folgende vgl. Prinzhorn 2015, S. 13; Ring 2016, S. 376.

98 Für dies und das Folgende vgl. Prinzhorn, 2015 S. 16; Ring 2016, S. 376.

99 Vgl. Luntowski; Reinhardt; Reinecke 2003, S. 136.

100 Vgl. Witthöft 1985, S. 1326.

101 Siehe ebd.; Ring 2016, S. 376.

102 Für dies und das Folgende vgl. Ring 1997b, S. 194–195; Ring 2016, S. 376–377.

103 Vgl. Ring 1997; Ring 2011; Ring 2016.

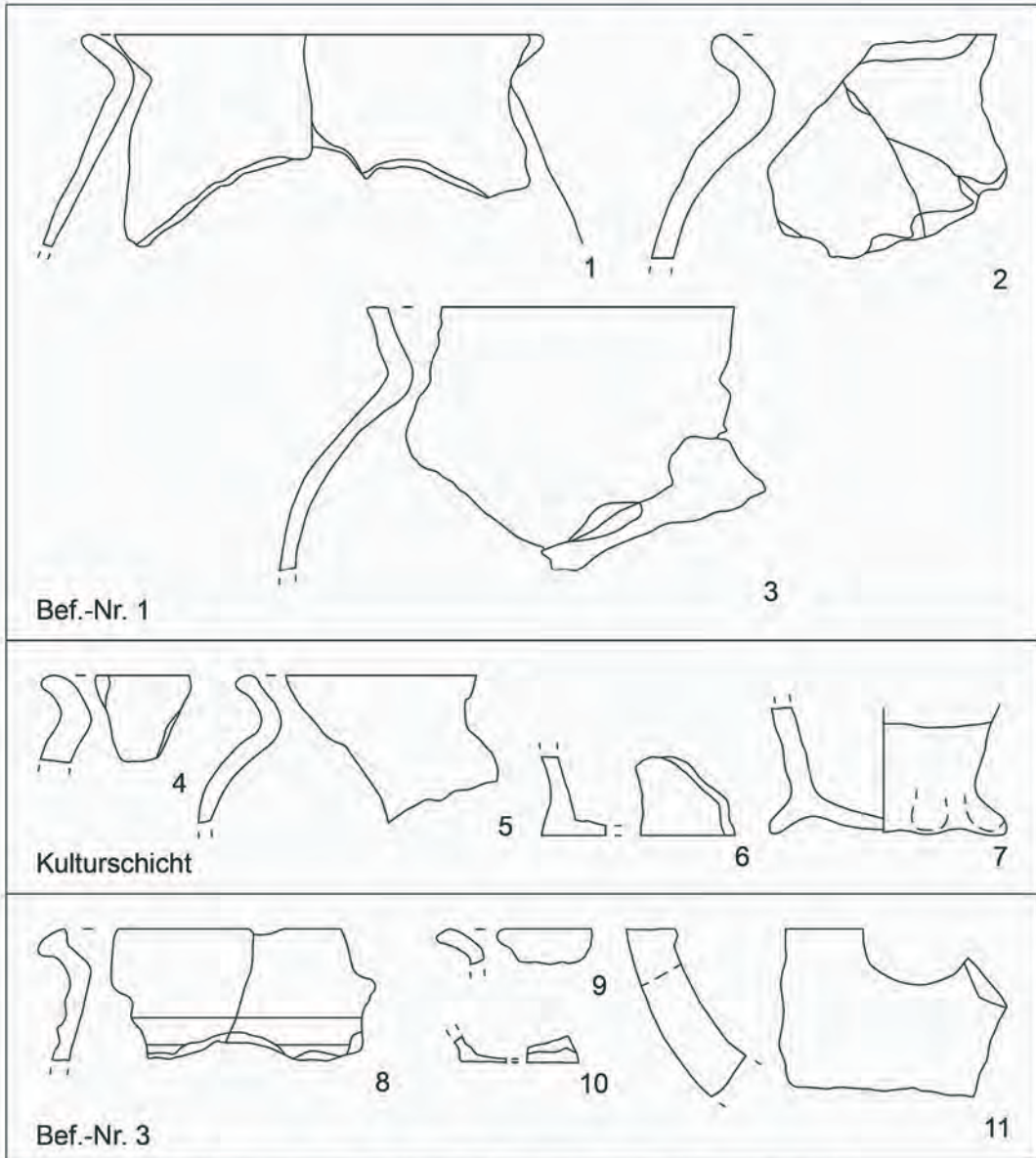


Abb. 13 Das keramische Fundmaterial aus den relevanten Befunden auf dem Grundstück »Beim Benedikt 2« in Lüneburg. M 1:3.

grabungsergebnisse lassen sich jedoch Detailinformationen gewinnen, die eine erneute Besprechung der archäologischen Quellen rechtfertigen. Bei den in Abb. 10 zusammengetragenen Fundstellen handelt es sich um sämtliche dem Verfasser derzeit bekannten

Projekte im Altstadtgebiet, welche archäologisches Material aus dem Zeitraum des 9. bis 13/14. Jh. erbracht haben.¹⁰⁴

¹⁰⁴ Die in die Abbildung eingetragenen Fundstellennummern korrespondieren mit einer bereits in der



Abb. 14 Planum der archäologischen Ausgrabungsfläche im ehemaligen Kreuzgangbereich des Klosters St. Michaelis in Lüneburg mit der vorklösterlichen Bebauung im Westen.

Da lediglich im alten Siedlungskern Modestorpe nennenswerte Befundstrukturen frühmittelalterlicher Zeit archäologisch bekannt sind, soll der nachfolgende Überblick an dieser Stelle beginnen. Die Rede ist von bereits in den 1970er Jahren aufgedeckten Grubenhäusern und einem in Pfostenbauweise errichteten Gebäude zwischen Kaland- und Haagestraße (Fundstelle 114 in Abb. 10).¹⁰⁵ Insbesondere die Grubenhäuser lassen sich aufgrund der darin eingelagerten Funde ins 9. Jh. datieren. Zu einem späteren Zeitpunkt – jedoch mutmaßlich ebenfalls noch in frühmittelalterlicher Zeit – wurde die südliche Grenze dieser durch die

vorherigen Ausgabe der Lüneburger Blätter publizierten Bestandsaufnahme, vgl. Schoo 2022.

¹⁰⁵ Für dies und das Folgende vgl. Schoo; Gehrke 2022, S. 9–24 mit weiterführender Literatur.

Grubenhäuser angezeigten Siedlung mit einem Spitzgraben abgesichert. Es ist möglich, dass die durch den an der Haagestraße dokumentierten Spitzgraben markierte Befestigungslinie mit entsprechenden Befestigungsanlagen am sogenannten »Roten Wall« (Fundstelle 157 in Abb. 10)¹⁰⁶ und an der Wallstraße (Fundstelle 184 in Abb. 10)¹⁰⁷ identisch ist und sich die frühmittelalterliche Siedlung von der Ilmenau ausgehend bereits weit nach Westen fortsetzte. Ein sicherer Beweis dieser Theorie steht aus archäologischer Sicht jedoch noch aus.

Die nördliche Ausdehnung des genannten Siedlungskerns lässt sich derzeit noch nicht genau umschreiben. In spätmittelalterliche

¹⁰⁶ Vgl. Heinzl 1971; Ring 1997a, S. 162; Ring 2005, S. 47; Ring 2010, S. 490–491; Ring 2016, S. 374.

¹⁰⁷ Vgl. Brückner 2014, S. 7; Ring 2016, S. 380.



Abb. 15 Planum der archäologischen Ausgrabungsfläche auf der Parzelle »Heiligengeiststraße 38/ Ritterstraße 10« in Lüneburg. Erkennbar sind die mittelalterlichen Wagenspuren.

Befunde eingemischte Wandscherben frühmittelalterlicher Zeit auf dem Grundstück »Am Sande 13–15« (Fundstelle 17 in Abb. 10) könnten jedoch darauf hindeuten, dass sich der Siedlungskern im 10./11. Jh. bis in diesen Bereich fortsetzte.¹⁰⁸

Im Siedlungskern des *suburbiums* am Kalkberg herrscht mittlerweile ein besserer Forschungsstand. Hier ließen sich bei der Durchsicht einiger älterer Ausgrabungsprojekte nun auch eindeutige archäologische Hinweise auf die hochmittelalterliche Ausdehnung dieser Siedlung ausfindig machen. Zu erwähnen ist insbesondere eine im Jahr 2004 durchgeführte Flächengrabung im Bereich zwischen den Straßen »Beim Benedikt« und »In der Techt« (Fundstelle 66 in Abb. 10).¹⁰⁹ An gleicher Stel-

108 Vgl. Ring 1997a, S. 164; Ring 1998, S. 56; Kühlborn 2002a; Prinzhorn 2015, S. 18.

109 Das Projekt wurde von der Stadtarchäologie Lüneburg in Eigenregie durchgeführt.

le befand sich das Hospital St. Benedicti, dessen Kapelle bereits 1157 geweiht wurde.¹¹⁰ Während sich im Süden der Ausgrabungsfläche mehrere aus Backstein errichtete Baustrukturen und eine Backsteinkloake fanden, lieferte der in Abb. 11 dargestellte Nordabschnitt eine ganze Reihe für die vorliegende Fragestellung interessanter Befunde. Zu erkennen sind eine Siedlungsgrube (Bef. 1), ein im Süden gestörtes Backstein-Geviert (Bef. 2) und ein überwiegend mit Backsteinen befestigter Weg (Bef. 3). Von besonderem Interesse ist in diesem Zusammenhang die Siedlungsgrube (Bef. 1), da

110 Vgl. Böker 2010, S. 40. U. Reinhardt geht dahingegen davon aus, dass sich die Kapelle bzw. das Hospital ursprünglich in der Nähe der Burg auf dem Kalkberg befand, da die Institution in einer Urkunde vom 16. Februar 1315 *sub castro Luneburch situm* verortet wird, vgl. UB St. Michaelis, S. 164–165, Nr. 236. Der Standort zwischen den Straßenzügen »In der Techt« und »Beim Benedikt« sei dann erst ab 1428 für einen Neubau ausgewählt worden, vgl. Reinhardt 2018, S. 94; S. 96.

in dieser zeitlich ansprechbares Fundmaterial eingelagert war (Abb. 12). Es handelt sich um mindestens drei Kugeltöpfe aus überwiegend reduzierend gebrannter grober grauer Irdenware (Abb. 13,1–3).¹¹¹ Im Zusammenspiel mit der Warenart erlaubt die Form der Gefäße und die noch fehlende Verzierung mit Gefäßriefen eine Datierung ins 12. Jh.¹¹² Unterstützt wird diese Datierung durch mehrere Funde aus einer Kulturschicht, die zu einem späteren Zeitpunkt über der bereits verfüllten Grube abgelagert wurde (Abb. 12, Abb. 13,4–7). Die Kulturschicht scheint sich hierbei über eine größere Fläche ausgebreitet zu haben, sodass in der Ausgrabungsdokumentation für das darin eingelagerte Fundmaterial unterschiedliche Ortszuweisungen festgehalten worden sind.¹¹³ Da das Fundspektrum neben noch ungeriefen Kugeltöpfen aus harter grauer Irdenware auch bereits einen Wellenfuß aus grauem Faststeinzeug mit brauner Engobe umfasst, wird an dieser Stelle eine Datierung ins 13. Jh. vorgeschlagen.¹¹⁴ In die entsprechende Kultur-

111 Neben den abgebildeten Randstücken sind noch 14 weitere Wandscherben, die vermutlich zugehörig sind, geborgen worden. Die Warenart entspricht der Warengruppe 4100 nach Gärtner 2019, S. 26.

112 Vgl. Drenkhahn 2015, 215–219. Vergleichbare Formen sind auch bei der weiter unten näher besprochenen Ausgrabung am Ostpreußischen Landesmuseum geborgen worden, vgl. Schoo; Jordan 2024, S. 7.

113 Zur genaueren Überprüfung der vorgeschlagenen Datierung sei das entsprechende Fundmaterial mit samt der Ortsbezeichnung an dieser Stelle exakt benannt. Die verwendeten Bezeichnungen der Warenarten korrespondieren mit den bei Gärtner 2019, S. 23–27 angeführten Begriffen. 1. Dunkle Kulturschicht südlich von Bef. 3 (überwiegend reduzierend gebrannte grobe graue Irdenware: 1 RS [Abb. 13,4], harte graue Irdenware: 1 BS mit Grapenfußansatz, graues Faststeinzeug mit brauner Engobe: 1 Wellenfuß [Abb. 13,7]), 2. Kulturschicht unter Bef. 3 (überwiegend reduzierend gebrannte grobe graue Irdenware: 3 WS, harte graue Irdenware: 1 BS [Abb. 13,6], 3 WS [eine mit Henkelansatz], graues Faststeinzeug mit brauner Engobe: 1 WS mit Riefenzier), 3. Dunkle Kulturschicht nördlich von Bef. 3 (harte graue Irdenware: 1 RS [Abb. 13,5], 5 WS [eine mit Riefenzier]).

114 Vgl. König 2009, S. 55; S. 61; S. 65; S. 67; Schäfer 2019, S. 140–146; Wehmer 2019, S. 255; S. 261.

schicht wurde schließlich der mindestens aus fünf Steinlagen bestehende Weg (Bef. 3) eingetieft, zwischen dessen Steinen mehrere Funde geborgen wurden, die ebenfalls noch dem 13. Jh. angehören dürften (Abb. 13,8–11).¹¹⁵ Hervorzuheben ist eine besondere Dachziegelform, bei der es sich um einen sogenannten Rinnenziegel – eine spezielle Form des Nonnenziegels – handelt (Abb. 13,11).¹¹⁶ Auf Höhe der zweiten Steinlage des Backstein-Gevierts (Bef. 2) wurde schließlich ein ins letzte Viertel des 14. Jhs. zu datierender Fingerring geborgen, sodass eine spätmittelalterliche Nutzung dieses Befundes naheliegt.¹¹⁷ Es bleibt festzuhalten, dass in unmittelbarer Nähe des Hospitals St. Benedicti eine sicher dem 12. Jh. zuzuweisende Siedlungsgrube entdeckt wurde und sich an dieser Stelle auch im (mutmaßlich frühen) 13. Jh. Siedlungsaktivitäten archäologisch nachweisen lassen.

Eine ähnliche Situation wurde bei einer Ausgrabung wenige Meter weiter südöstlich angetroffen (Fundstelle 69 in Abb. 10). Auf dem Gelände des 1352 eingerichteten Hospitals »Langer Hof«¹¹⁸ wurden mehrere Siedlungsgruben und ein mutmaßliches Grubenhäus dokumentiert, die ans Ende des 12. Jhs. bzw. ins 13. Jh. datiert wurden.¹¹⁹ Während

115 Auch E. Ring setzt den entsprechenden Weg in die Zeit vor 1430, vgl. Ring 2004, S. 244. Dem Weg zugeschrieben wurden folgende Funde: überwiegend reduzierend gebrannte grobe graue Irdenware: 1 WS, harte graue Irdenware: 1 RS (Abb. 13,8), 9 WS (drei mit Riefenzier), helle Irdenware mit grüner Bleiglasur auf der Außenkante: 1 BS (Abb. 13,10), Zieglerware: 1 Rinnenziegel. Oberhalb des Wegs und in diesen eingelagert fanden sich zudem noch: harte graue Irdenware: 1 RS (Abb. 13,9), 3 WS, innen glasierte rote Irdenware: 1 WS.

116 Freundlicher Hinweis von Dr. Mathias Hentsch, Stadt- und Kreisarchäologie Uelzen, dem an dieser Stelle herzlich gedankt sei.

117 Vgl. Michael 2004; Ring 2011, S. 9; Ring 2016, S. 379.

118 Zur Datierung vgl. Ring 2011, S. 8; Ring 2016, S. 378.

119 Für die Befundbeschreibung und die Datierungsvorschläge vgl. Stammler/Wullschläger 2010, S. 8–9.



Abb. 16 Profilsicht der im 14./15. Jh. erfolgten Verfüllung des Feldsteinbrunnens unter dem IHK-Gebäude auf dem Grundstück »Grapengieserstraße 51« in Lüneburg.

die Datierung einer mindestens an einer Seite durch eine Flechtwerkwand begrenzten Grube (Bef. 135) inzwischen korrekterweise auf das 13. Jh. eingeschränkt wurde,¹²⁰ reichen wenige Wandscherben aus gelber Irdenware mit roter Bemalung für die Datierung eines Grubenhauses (Bef. 100) bzw. einer Grube (Bef. 99) an das Ende des 12. Jhs. nicht aus, da entsprechende Keramik in kleiner Stückzahl über das komplette 13. Jh. hinweg noch bis ins 14. Jh. an verschiedenen Töpfereierorten produziert wurde.¹²¹ Ein als Lesefund geborgener Schreibgriffel der sogenannten Harzer Gruppe gehört allerdings tatsächlich dem 12./13. Jh. an.¹²² Für das Areal des späteren »Langen Hofs« bleibt somit zu konstatieren, dass die archäologisch dokumentierten Befunde bis zu einer Komplettvorlage des keramischen Fundmaterials lediglich unter Vorbehalt als Nachweis einer bereits im 12. Jh.

120 Vgl. Spallek 2012, S. 29–32.

121 Vgl. Biermann 1998, S. 204; Sanke 2002, S. 187–191; Scheidemantel 2011, S. 320; Stephan 2017, S. 294; Gärtner 2019, S. 117–118.

122 Vgl. Ring 2011, S. 8; Ring 2016, S. 378.

erfolgten Aufsiedlung herangezogen werden können. Eine östliche Ausweitung des Siedlungsgebiets über die Straße »In der Techt« hinaus ist an dieser Stelle dahingegen für das 13. Jh. archäologisch abgesichert.

Im nördlichen Bereich des *suburbium*s fanden sich bei großangelegten Ausgrabungen auf dem Gelände des spätmittelalterlichen Klosters St. Michaelis mehrere Befunde aus vorklösterlicher Zeit (Fundstelle 133 in Abb. 10).¹²³ Während in den archäologischen Ausgrabungsschnitten vorklösterliche Siedlungsschichten von einer Mächtigkeit bis zu 1,50 m nachgewiesen wurden, ließen sich vor allem ein hölzerner Brunnen des 13./14. Jhs., eine Fäkalien- und eine Abfallgrube des 14. Jhs. sowie eine zeitlich nicht näher einzugrenzende Eingrabung als sichere Hinweise auf die zur Zeit der Einrichtung des Klosters bereits vorhandene Aufsiedlung des Areals ausmachen. In das Fundspektrum der spätmittelalterlichen

123 Für dies und das Folgende vgl. insbesondere Plath 1980, S. 28–29; S. 65–76. Zusammenfassend vgl. auch Ring 1998, S. 56; Prinzhorn 2015, S. 13.

Befunde eingemischt fanden sich zudem zwei Wandscherben aus grob gemagerter Irdenware mit Glimmerpartikeln, die vom Ausgräber dem 10./11. Jh. zugewiesen wurden¹²⁴, sowie eine wellenbandverzierte Scherbe des 10.–12. Jhs.

In einem derzeit noch laufenden Projekt der Stadtarchäologie Lüneburg unmittelbar westlich des Backsteinkellers unter dem Kapitelsaal soll dieser Forschungsstand verbessert werden (Abb. 14). Im Bereich des im 14. Jh. eingerichteten Kreuzgangs haben sich unter der Sohle eines in den 1970er Jahren niedergebrachten Ausgrabungsschnitts noch mittelalterliche Strukturen erhalten. Neben mehreren Kultur- und Auffüllschichten, die von der Baugrube des Backsteinkellers geschnitten werden, sei insbesondere auf eine verbrannte Holzstruktur am westlichen Rand der Ausgrabungsfläche hingewiesen. Erkennbar sind verkohlte Holzbohlen, die ohne weitere Verbindung »auf Lücke« verlegt worden sind. Offenbar handelt es sich um einen Unterbau für eine Plattform oder eine einfache Holzkonstruktion. Da der in nord-südlicher Richtung verlaufende Kreuzgang des Michaelisklosters durch die west-östliche Ausrichtung der Holzstruktur versperrt worden wäre, ist auch dieser Befund der vor-klosterlichen Periode zuzuweisen. Die in den kommenden Monaten fortgeführten Untersuchungen versprechen spannende Einblicke in die frühe Geschichte dieses Areals.

Ein vorläufiger Abschluss des *suburbiums* lässt sich möglicherweise mit der 1420 als *olde nie strate* bezeichneten »Unteren Ohlingerstraße« fassen.¹²⁵ Ins 13. Jh. datierte Funde aus einer in 5 m Tiefe angetroffenen Kulturschicht auf dem Grundstück »Auf der Altstadt 48« (Fundstelle 49 in Abb. 10)¹²⁶ und ebenfalls noch dem 13. Jh. zuzuweisende Ofenkacheln aus einer rechteckigen Kloake auf dem Grundstück »Salzbrücker Straße 18« (Fundstelle 161

in Abb. 10)¹²⁷ lägen somit bereits außerhalb des hochmittelalterlichen *suburbiums*.

Im Einzugsbereich der mindestens seit dem 10. Jh. produzierenden Saline lassen sich dahingegen bisher wenige archäologische Befunde der frühstädtischen Phase zuweisen. Zu erwähnen sind mehrere Strukturen auf dem Gelände der um 1300 errichteten Kirche St. Lamberti (Fundstelle 124 in Abb. 10).¹²⁸ Neben einigen überwiegend stratigraphisch datierten Befunden sind in diesem Zusammenhang drei anhand des Fundmaterials in die erste Hälfte des 13. Jhs. (Bef. 278 und Bef. 289) bzw. ins fortgeschrittene 13. Jh. (Bef. 118) zeitlich einzuordnende Siedlungsgruben von Interesse. Hinzu tritt eine Kulturschicht (Bef. 292), deren Fundmaterial eine Ablagerung in den Jahrzehnten um 1200 nahelegt. Ein hölzerner Brunnen viereckigen Grundrisses (Bef. 47, 124, 147, 151, 152), dessen Form an den am Michaeliskloster aufgedeckten Brunnen des 13./14. Jhs. erinnert, lässt sich hingegen zeitlich noch nicht genauer fassen, da es aus arbeitsschutztechnischen Gründen nicht möglich war, den mindestens 6,50 m tiefen Brunnen bis zur Sohle auszugraben. Funde in der oberen Verfüllung sprechen für eine schlussendliche Aufgabe des Brunnens im 14./15. Jh.¹²⁹ Während wenige verlagerte Funde – darunter eine Scherbe slawischer Machart – eine Begehung dieser Örtlichkeit im 8.–12. Jh. anzeigen¹³⁰, deuten mehrere stratigraphisch dem 13. Jh. zuzuweisende Öfen, verzierte Lehm-schichten und Schlacken eine handwerkliche Nutzung des Areals an.¹³¹

Archäologische Hinweise auf eine etwaige frühmittelalterliche Siedlung im späteren Hafenbereich sind derzeit noch spärlich. Bei einer

127 Vgl. Stark 1998a; Stark 2002; Ring 2011, S. 7–8; Stark 2012; Ring 2016, S. 379.

128 Für dies und das Folgende vgl. Vick 2009, S. 23–27.

129 Vgl. Vick 2009, S. 29.

130 Vgl. ebd., S. 24.

131 Vgl. Kühlborn 2001, S. 72; Vick 2009, S. 53–54; Prinzhorn 2015, S. 14.

124 Vgl. Plath 1980, S. 66.

125 Vgl. Ring 2024, S. 32 mit weiterführender Literatur.

126 Vgl. Ring 1993a, S. 12–13; Ring 1997a, S. 163; Ring 2011, S. 9.

größeren Ausgrabung auf dem Eckgrundstück zwischen »Baumstraße« und »Im Wendischen Dorfe« (Fundstelle 59 in Abb. 10) konnten neben mehreren neuzeitlichen Befunden eine Grube und mehrere Pfostengruben aus dem späten 13. Jh. entdeckt werden.¹³² Hinzu kommen mehrere Pflugspuren, die lediglich stratigraphisch in die vorneuzeitliche Zeit datiert werden können und siedlungsgeschichtlich derzeit schwer zu bewerten sind. Auf eine vor-mittelalterliche Begehung des Areals deuten jungsteinzeitliche Feuersteingeräte sowie mehrere Gefäßreste, die den Zeitraum der vorrömischen Eisenzeit bis zur Völkerwanderungszeit abdecken sollen.¹³³ Weiter westlich auf dem Gelände eines für das Jahr 1356 schriftlich erwähnten Stadthofs des Scharnebecker Klosters in unmittelbarer Nähe der Kirche St. Nikolai (Fundstelle 126 in Abb. 10) scheint im 13. Jh. jedenfalls noch keine Bebauung gestanden zu haben.¹³⁴ So wurde hier bei archäologischen Ausgrabungen unter mehreren Fußböden des 14. Jhs. ein mächtiger Humushorizont angetroffen, der keinerlei Bebauungsspuren erkennen ließ. In dessen unterem Abschnitt fanden sich hingegen mehrere Pflugspuren, sodass dieses Gebiet – in Analogie zum südlichen Bereich der späteren Stadt (Fundstelle 104 in Abb. 10) – zunächst noch für landwirtschaftliche Zwecke genutzt wurde. Die Interpretation mehrerer verlagelter Keramikscherben des 9.–11. Jhs. in den spätmittelalterlichen Befunden auf dem Gelände des Scharnebecker Klosterhofs ist vor diesem Hintergrund ohne größere archäologische Aufschlüsse weiterhin schwierig.

Es bleibt festzuhalten, dass die archäologisch gesicherten Gegebenheiten in mittelalterlicher Zeit das Anlanden von Schiffen in diesem Abschnitt der Ilmenau ermöglichten und somit ein frühmittelalterlicher Hafen mit ange-

schlossener Siedlung theoretisch möglich ist. In diesem Zusammenhang bleibt abzuwarten, ob durch die 1147 erstmalig schriftlich bezeugte Abtsmühle tatsächlich der Schiffbarkeit der Ilmenau nach Süden eine Grenze gesetzt wurde bzw. inwieweit hochmittelalterliche Mühlgräben das hydrologische Gefüge nachhaltig veränderten.¹³⁵

Nachdem die archäologischen Befunde frühstädtischer Zeit in den alten Siedlungszentren Lüneburgs zusammengefasst worden sind, sollen nun die aktuellen Erkenntnisse zum Aufsiedlungsprozess in den zunächst freigebiebenen Bezirken inmitten der späteren Stadt vorgetragen werden. Auf einer südlichen Parzelle im Bereich des heutigen Grundstücks »Heiligengeiststraße 38/Ritterstraße 10« (Fundstelle 104 in Abb. 10) gelang im Jahr 2023 der archäologische Nachweis der hochmittelalterlichen Besiedlung dieses Areals.¹³⁶ Zu erwähnen ist insbesondere eine Kulturschicht, deren Ablagerung ausweislich der darin eingelagerten Funde bereits in den Jahrzehnten um 1200 begann (Abb. 15). In dieser Kulturschicht haben sich in der darauffolgenden Zeit zunächst Pflug- und hernach Wagenspuren abgedrückt, die stratigraphisch noch vor das 13./14. Jh. einzuordnen sind. Offenbar war dieser Teil der Parzelle zunächst landwirtschaftlich geprägt bis sich eine mehrspurige Wegetrasse etablierte. Bereits für die frühe Nutzung des Areals lässt sich hochwertiges Ess- und Trinkgeschirr in Form von gelber Irdenware mit roter Bemalung, bleigliasierter Irdenware aus dem Ostseeraum, Frankreich und/oder England und rot engobiertem Faststeinzeug nachweisen, sodass für die Bewohner der Parzelle ein gewisser Reichtum vorauszusetzen ist. Unmittelbar nördlich der Anfang vergangenen Jahres untersuchten Ausgrabungsfläche war

132 Für dies und das Folgende vgl. Stark 1998b; Dreger/Stark 1999, S. 280–281; Kühlborn 2002b, S. 54–55.

133 Vgl. Stark 1998b, S. 73.

134 Für dies und das Folgende vgl. Ring 1993b; Ring 1997a, S. 164–165; Ring 1998, S. 53–54; Ring 2011, S. 10–11; Koch 2015; Ring 2016, S. 380.

135 Entsprechende Überlegungen bei Witthöft 1962, S. 22–23; Meyer 1965, S. 271 bedürfen noch des archäologischen Nachweises.

136 Das Projekt wurde von der Firma ArchaeoFirm Poremba & Kunze GbR durchgeführt. Für dies und das Folgende vgl. Schoo; Jordan 2024, S. 5–20.

bereits 2014 eine umfangreiche archäologische Untersuchung möglich.¹³⁷ In diesem Abschnitt der Grundstücksparzelle konnte ebenfalls eine stetig voranschreitende Nutzung des Hinterhofbereichs nachgewiesen werden. Als älteste Befunde wurden Pflug- und Spatenspuren entdeckt, die ins 13. Jh. datiert werden konnten. Die darüber abgelagerten Kulturschichten wurden von Siedlungsgruben durchschnitten, die im Laufe der Jahrhunderte in großer Zahl über die komplette Ausdehnung des Hinterhofbereichs angelegt worden sind. Die mittelalterliche Nutzungsgeschichte des Areals wird letztlich durch eine große Abfallgrube/Kloake sowie eine Backsteinkloake des 14./15. Jhs. abgeschlossen.

Im Bereich zwischen der »Heiligengeist« und der »Grapengießerstraße« wurde im Winter 2023/24 durch die Absenkung eines rezenten Kellerfußbodens in den Räumlichkeiten der Industrie- und Handelskammer (IHK) Lüneburg-Wolfsburg auf dem Grundstück »Grapengießerstraße 51« (Fundstelle IHK in Abb. 10) eine archäologische Voruntersuchung notwendig.¹³⁸ Trotz der überaus aufwendigen und komplizierten Ausgrabungsmethodik im Inneren eines noch bestehenden Gebäudes konnten wichtige Erkenntnisse für die Besiedlungsgeschichte der unmittelbar an den 1228 erstmals schriftlich bezeugten Platz »Am Sande« grenzenden Parzelle erzielt werden. So sind die ältesten Befunde bereits ins 13./14. Jh. zu datieren. In diesem Zusammenhang gelang der Nachweis eines im 14./15. Jh. verfüllten Brunnens, der aus unvermörtelten Feldsteinen zusammengesetzt war (Abb. 16). Die in einer Tiefe von mehr als 2,50 m unter dem Keller-

fußbodenniveau angetroffene Brunnensohle lag in heutiger Zeit trocken, sodass mit einem erheblichen Absinken der Grundwasserspiegel im mittelalterlichen Stadtgebiet von Lüneburg zu rechnen ist. Neben dem Feldsteinbrunnen ist auf mehrere, mit Holz ausgesteifte Funktionsgruben des 13./14. Jhs. zu verweisen, deren tiefe Sohle von teilweise mehr als 3 m unter dem Kellerfußbodenniveau bemerkenswert ist. Da die unteren Bereiche der Gruben im ehemaligen Grundwasserbereich gelegen haben müssen, ist eine handwerkliche Nutzung (eventuell zu Kühlzwecken?) wahrscheinlich. Nähere Hinweise auf die primäre Nutzung der Funktionsgruben ergaben sich in deren schlussendlicher Verfüllung jedoch nicht. Das geborgene Fundmaterial zeigt erneut die weitreichenden Handelsverbindungen der mindestens seit dem mittleren Drittel des 14. Jhs. als Mitglied der Hanse agierenden Stadt Lüneburg. Zu erwähnen sind neben Faststeinzeug südniedersächsischer Provenienz eine große Zahl von Krügen aus Siegburger Steinzeug, eine Lübecker Kanne sowie ein mutmaßlich nachträglich mit grüner Glasur überzogener Krug aus Faststeinzeug, für den sich Parallelen in Lübeck und den Niederlanden finden.¹³⁹

Weiter im Norden lässt sich rund um den 1244 erstmals urkundlich bezeugten Neumarkt in Grundzügen eine Bebauung aus der Zeit des 13./14. Jhs. fassen.¹⁴⁰ Hinzuweisen ist in diesem Zusammenhang zunächst auf die Reste eines älteren Feldsteinkellers, welcher sich im Bestand auf dem Grundstück »Am Ochsenmarkt 1« (Fundstelle 14 in Abb. 10) erhalten hat.¹⁴¹ Der um 1300 datierte Feldsteinkeller misst etwa 6,50 × 10,50 m und dürfte Teil eines giebelständigen, zur »Burmeisterstraße« ausgerichteten Gebäudes gewesen sein, welches im Norden und Süden frei auf dem rückwärt-

137 Auch dieses Projekt wurde bereits von der Firma ArchaeoFirm Poremba & Kunze GbR betreut. Zu dieser Ausgrabung vgl. Brückner 2015. Das mittelalterliche Fundmaterial ist vorgelegt durch Schoo 2023a, S. 23–41.

138 Die von der Firma AGIL Büro für angewandte Archäologie betreute Ausgrabung ist derzeit noch unpubliziert. Ein Vorbericht im Rahmen der Denkmalpflege in Lüneburg ist durch den Verfasser in Vorbereitung.

139 Janssen; Nijhof 2010, S. 130–131 mit weiterführender Literatur.

140 Für dies und das Folgende vgl. grundlegend Prinzhorn 2015, S. 19–21.

141 Vgl. Ring 2004; Böcker 2010, S. 55–56; Ring 2016, S. 377–378.

tigen Grundstücksbereich gestanden hat. Hierbei ist derzeit lediglich zu vermuten, dass dem steinernen Gebäude ein hölzernes Dielenhaus zugeordnet war und somit auch in der Nähe des Lüneburger Marktplatzes eine Bebauung mit Doppelhäusern norddeutschen Typs¹⁴² zu rekonstruieren ist.

Verschiedene Indizien weisen darauf hin, dass die Freifläche des Marktplatzes um 1300 bereits an allen Seiten von ersten Gebäuden umstanden war. So wird im Jahr 1293 die städtische Münze erwähnt, deren Lage südlich des Neumarkts auf dem Grundstück »An der Münze 3« lokalisiert wird¹⁴³, während archäologische Funde auf den Grundstücken »Große Bäckerstraße 28« (Fundstelle 93 in Abb. 10)¹⁴⁴ und »An den Brodbänken 3« (Fundstelle 28 in Abb. 10)¹⁴⁵ eine ins 13./14. Jh. zurückreichende Bebauung des östlich des Neumarkts gelegenen Areals anzeigen. Hinzu treten die im Jahr 1254 bezeugte Heiliggeistkapelle¹⁴⁶, welche zu einem späteren Zeitpunkt baulich in das Rathaus integriert wurde, sowie archäologische Funde des 13./14. Jhs. im späteren Archivhof des Rathauses (Fundstelle 148 in Abb. 10).¹⁴⁷

Auch im vielfach umgebauten Lüneburger Rathaus selbst lassen sich noch bauliche Reste ausmachen, die mit einer vor- und frühstädtischen Bebauung in Verbindung gebracht werden.¹⁴⁸ Verdächtig erschien insbesondere ein anhand des Kellerfußbodens im Alten Rathaus rekonstruierter Hausgrundriss, welcher im Vergleich mit den von Südwest nach Nordost verlaufenden Grundstückspartellen

des Urkatasters seltsam verschoben wirkte. Hinzu kommt, dass die Ausrichtung des in Rede stehenden Gebäudes nicht mit weiteren mutmaßlich zeitgleichen Bauresten des 13. Jhs. fluchtet, sodass sich eine scheinbar regellose Verteilung der Gebäude auf der angenommenen Grundstückspartelle ergäbe. Dies schien zunächst dafür zu sprechen, dass ein bereits in gewissem Umfang bebautes Gebiet zu einem späteren Zeitpunkt mit streifenförmigen Partellen überplant wurde, um dem neu zu besiedelnden Zentrum der Stadt eine einheitliche Gestalt zu geben. Inzwischen haben archäologische Ausgrabungen unter dem Kellerfußboden im Alten Rathaus jedoch jüngere Funde erbracht, welche die skizzierte Bauabfolge infrage stellen.¹⁴⁹ Es muss somit zukünftigen Forschungen vorbehalten bleiben, den sicheren archäologischen Nachweis für die umrissene Siedlungsgenese rund um das Rathaus zu erbringen.

Zur Diskussion steht abschließend, inwieweit der skizzierte Aufsiedlungsprozess jener zunächst freigebliebenen Bezirke im Inneren der spätestens mit der Bestätigung der Stadtrechtsprivilegien ab 1247¹⁵⁰ als rechtlich zusammenhängendes Gebiet agierenden Stadt mit einem planerischen Akt zu verknüpfen ist. Während noch E. Keyser einen bereits zu Beginn fest definierten Plan zur Erweiterung des von ihm als Neustadt bezeichneten Siedlungsgebiets zwischen den älteren Siedlungskernen postuliert¹⁵¹, stellt sich G. Meyer dieselbe Siedlungsausweitung eher als fließenden Vorgang vor.¹⁵² Es ist nun mit E. Ring unbedingt zu betonen, dass ohne archäologische Untersuchung eine Rückschreibung von Partellenstrukturen des 19./20. Jhs. schwierig und die Binnengliederung innerhalb der neu aufgesiedelten Gebiete bis auf Weiteres ungeklärt ist.¹⁵³ Jedoch erscheint die ablehnende Haltung von

142 Zu diesem Haustyp vgl. zusammenfassend Rieger 2021.

143 Vgl. Böcker 2010, S. 26; 79; Prinzhorn 2015, S. 26.

144 Vgl. Ring 1993c, S. 393.

145 Vgl. Ring 1997a, S. 164; Kröll 2002; Ring 2011, S. 10; Ring 2016, S. 378.

146 Vgl. Volger 1872, S. 47 Nr. 79; Flechtner 2014, S. 36–40; Prinzhorn 2015, S. 26.

147 Vgl. Rathert 2008; Ring 2011, S. 10; Ring 2014, S. 351–353; Ring 2016, S. 377.

148 Für dies und das Folgende vgl. Prinzhorn 2015, S. 22–23.

149 Freundlicher Hinweis Prof. Dr. E. Ring.

150 Vgl. Volger 1872, S. 36–38 Nr. 67.

151 Vgl. Keyser 1958, S. 183–184.

152 Vgl. Meyer 1965, S. 280.

153 Vgl. Ring 1997b, S. 194–195; Ring 1998, S. 57.

C. S. Prinzhorn, welche dem planerischen Element weitestgehend eine Absage erteilt und die Aufsiedlung als allmähliche Inanspruchnahme von freien Siedlungsflächen aufgrund von Raumnot in den bestehenden Siedlungskernen deutet, dem Verfasser zu pessimistisch.¹⁵⁴ So müssen sich ein vorab abgestecktes Grundstücksraster und eine allmähliche Bebauung des neu erschlossenen Siedlungsgebiets nicht per se gegenseitig ausschließen. Auch bei anderen Siedlungen ist archäologisch gut belegt, dass vorab abgesteckte Parzellen zunächst unbebaut blieben und diese sukzessive und nach Bedarf aufgesiedelt wurden.¹⁵⁵ In Lüneburg selbst beweisen die mutmaßlich älteren, nicht ins neu abgesteckte Raster passenden Bebauungsspuren lediglich, dass ein nicht gänzlich menschenleeres Gebiet überplant wurde. Ob nun der herzogliche Stadtherr, die entstehende bürgerliche Stadtgesellschaft oder beide zusammen den Anstoß für eine Siedlungserweiterung gaben, lässt sich mit archäologischen Mitteln freilich nicht nachweisen.

Abschließender Vergleich beider Siedlungen

Beim Versuch eines Vergleichs der beiden Städte Halberstadt und Lüneburg fallen hinsichtlich deren hochmittelalterlicher Entwicklung zunächst einige Gemeinsamkeiten ins Auge. So ist auf eine ähnliche natürliche Siedlungslage zu verweisen. Beide späteren Stadtgebiete liegen in unmittelbarer Nähe bzw. am Rande eines Flusstals, dessen Durchquerung mutmaßlich über eine nahegelegene Furt möglich war.

Hinzu trat ein gut zu verteidigendes Gelände, welches sich im Falle von Halberstadt durch eine erhöhte Geländeterrasse mit nach Norden vorgelagertem Sumpfbereich auszeichnete. In Lüneburg bildete dahingegen die markante Geländemarke des Kalkbergs ein deutlich erhöhtes Terrain, welches in alle Richtungen einen ausgezeichneten Blick über die ansonsten

flache Landschaft bot. Es ist hierbei zu vermuten, dass mindestens das südlich des Kalkbergs gelegene Gebiet durch an die Oberfläche drückende Salzsole-Quellen ebenfalls ursprünglich sumpfig war und ein zusätzliches Annäherungshindernis bildete.

Sowohl in Halberstadt als auch in Lüneburg sind dann in der Karolingerzeit frühmittelalterliche Kristallisationspunkte nachgewiesen, in denen seit ottonischer Zeit mit einer Intensivierung der Besiedlung zu rechnen ist. Während in Halberstadt die bischöfliche Domburg und die sich mindestens seit dem 10. Jh. etablierende Marktsiedlung als archäologisch verhältnismäßig gut erforschte Siedlungsnuclei gelten dürfen, sind in Lüneburg lediglich im an der Ilmenau gelegenen Dorf Modestorpe nennenswerte frühmittelalterliche Befunde archäologisch bekannt. Es ist jedoch unbestreitbar, dass in beiden Städten frühmittelalterliche Befestigungen als wichtige Kernbereiche der Siedlungsentwicklung fungierten.

Im Hohen Mittelalter und hier insbesondere seit dem 12./13. Jh. sind sodann in beiden Siedlungen umfangreiche Gebietserweiterungen zu verzeichnen, sodass von einem hochmittelalterlichen Aufschwung gesprochen werden muss. Den zwei in dieser Studie betrachteten Städten ist in diesem Zusammenhang gemeinsam, dass zum Ausbau des Stadtraums nicht oder wenig bebaute Flächen herangezogen wurden, welche vorab teilweise für die Nahrungsmittelproduktion genutzt worden waren. Während in Halberstadt hierfür Wiesen im Überschwemmungsgebiet in der Holtemme-Niederung ausgewählt wurden, traf es in Lüneburg landwirtschaftlich genutzte Bereiche in der Peripherie der Stadt. Bemerkenswert ist weiterhin, dass beiden Städten eine regelhafte und planvolle Strukturierung der neu zu erschließenden Siedlungsbereiche gemeinsam ist. Mit dieser räumlichen Erweiterung geht in Halberstadt und Lüneburg gleichsam ein politischer Aufschwung der bürgerlichen Kräfte einher. Die Aufsiedlung neuer Siedlungsgebiete ist somit als »kooperativer Gemein-

¹⁵⁴ Vgl. Prinzhorn 2015, S. 23.

¹⁵⁵ Vgl. Biermann/Schenk 2014, S. 74–75.

schaftsakt«¹⁵⁶ zu verstehen, der entsprechende politische Organe erforderte. Seinen vorläufigen Abschluss fand diese Siedlungsausdehnung schließlich in Form eines im 13. Jh. erneuerten und sämtliche Siedlungsgebiete einfriedenden Befestigungssystems.¹⁵⁷

Den aus siedlungstopographischer Sicht größten Unterschied beider Städte bildet dahingegen sicherlich die divergierende Lage der entsprechenden Siedlungsnuclei frühmittelalterlicher Zeit. So liegen in Halberstadt die Domburg und insbesondere der politische und administrative Kern der bürgerlichen Marktsiedlung auch im späteren Zentrum der Stadt, wohingegen in Lüneburg die frühmittelalterlichen Siedlungskerne im Randbereich der nachmaligen Stadt zu verorten sind. Im Gegensatz zu Halberstadt ist daher in Lüneburg im 13. Jh. eine Verlagerung des Stadtzentrums bzw. eine Neuansiedlung des Kernbereichs bürgerlicher Macht zu verzeichnen. Forschungsbedingt ist in diesem Zusammenhang noch nicht zu entscheiden, ob die in Halberstadt auch archäologisch greifbaren Veränderungen des hochmittelalterlichen Siedlungsgefüges, mit denen etwa im Bereich der ehemals bebauten Marktplätze eine erhebliche Neustrukturierung der alten Siedlungszentren einherging, vergleichbare Entsprechungen in Lüneburg besitzen.

Abschließend ist zu konstatieren, dass durch zahlreiche archäologische Untersuchungen in beiden Städten interessante Erkenntnisse zum hochmittelalterlichen Entstehungsprozess der aus frühmittelalterlicher Wurzel erwachsenen Siedlungen an Holtemme und Ilmenau gewonnen werden konnten. In beiden Städten ist zu hoffen, dass auch in Zukunft durch die konsequente archäologische Begleitung von Bauprojekten eine weitere Schärfung des quellenbedingt derzeit im Detail noch lückenhaften Modells der Siedlungsgenese gewonnen wird.

¹⁵⁶ Vgl. Steuer 2013, S. 424; Prinzhorn 2015, S. 24.

¹⁵⁷ Vgl. Porsche 2000, S. 150–155; Ring 2010, jeweils mit weiterführender Literatur.

Literaturverzeichnis

- Albrecht, Stephan*: Mittelalterliche Rathäuser in Deutschland. Darmstadt 2004.
- Alper, Götz*: Die Halberstädter Domburg, in: Archäologie mittelalterlicher Burgen. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 20, 2008, S. 97–112.
- Alper, Götz; Fiedler, Uwe; Högg, Frank*: Ein spätromantisches Kuriengebäude im Norden der Halberstädter Domburg, in: Rüber-Schütte, Elisabeth (Hg.): Kunst, Kultur und Geschichte im Harz und Harzvorland um 1200. Workshop vom 27. bis 28. Oktober 2006 in Halberstadt. Arbeitsberichte Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt 8. Petersberg 2008, S. 75–95.
- Arndt, Betty*: Gutingi – Gudingin – Göttingen. Die frühe Entwicklung Göttingens. In: Gläser; Schneider, 2016, S. 123–141.
- Arnrich, Valentin*: Burchard I. – der X. der Halberstädter Bischöfe, in: Siebrecht, 2002d, S. 65–75.
- Berg, Dieter* (Hg.): Bürger, Bettelmönche und Bischöfe in Halberstadt. Studien zur Geschichte der Stadt, der Mendikanten und des Bistums vom Mittelalter bis zur Frühen Neuzeit. Saxonia Franciscana. Beiträge zur Geschichte der Sächsischen Franziskanerprovinz 9. Werl 1997.
- Biermann, Felix*: Der mittelalterliche Töpferofen von Götting, Stadt Brandenburg an der Havel. Ein Beitrag zur Keramik- und Siedlungsforschung in der Zauche, in: Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landesmuseums für Ur- und Frühgeschichte 32, 1998, S. 189–236.
- Biermann, Felix*: Rezension: Manfred Gläser/Manfred Schneider (Hg.), Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum X: Vorbesiedlung, Gründung und Entwicklung (Lübeck 2016), in: Hansische Geschichtsblätter 135, 2017, S. 256–259.
- Biermann, Felix; Schenk, Thomas*: Neue Einsichten zur Gründung der Stadt Freyenstein (Prignitz), in: Gründung im archäologischen Befund. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 27. Paderborn 2014, S. 69–76.
- Bohnstedt, Marcus*: Siedlungsgeographische Aspekte des Harzes um das Jahr 1200, in: Rüber-Schütte, Elisabeth (Hg.): Kunst, Kultur und Geschichte im Harz und Harzvorland um 1200. Workshop vom 27. bis 28. Oktober 2006 in Halberstadt. Arbeitsberichte Landesamt für Denk-

- malpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt 8. Petersberg 2008, S. 50–57.
- Böker, Doris*: Hansestadt Lüneburg mit Kloster Lüne. Baudenkmale in Niedersachsen 22,1. Petersberg 2010.
- Brand, Brigitte*: Die Ausgrabungen in der Antoniusstraße, Halberstadt, in: Archäologische Berichte aus Sachsen-Anhalt 1, 1996, S. 35–45.
- Brückner, Marcus*: Lüneburgs Wälle und Gräben – Ein Querschnitt durch die Stadtbefestigung am Roten Tor, in: Denkmalpflege in Lüneburg 2014, 2014, S. 5–11.
- Brückner, Marcus*: Kloake – Pilgerzeichen – Heiligenfigur. Kontraste zwischen profan und sakral bei Ausgrabungen auf der Parzelle »Heiligengeiststr. 38« in Lüneburg, in: Denkmalpflege in Lüneburg 2015, 2015, S. 7–15.
- Doering, Oscar*: Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler der Kreise Halberstadt Land und Stadt. Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete 23. Halle/Saale 1902.
- Dreger, Klaus; Stark, Joachim*: Lüneburg FSt-Nr. 334–336, Gde. Stadt Lüneburg, Ldkr. Lüneburg, Reg. Bez. Lü., in: Möller, Jutta (Hg.): Niedersächsische Fundchronik 1998. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Beiheft 2, 1999, S. 280–281, Nr. 418.
- Drenkhahn, Ulrich*: Die Lübecker Keramikchronologie vom 12. bis zum 16. Jahrhundert. Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 29. Rahden 2015.
- Ferger, Imme*: Lüneburg – Eine siedlungstopographische Untersuchung. Forschungen zur deutschen Landeskunde 173. Bad Godesberg 1969.
- Fiedler, Uwe*: Archäologische Untersuchungen im Süden der Domklausur, in: Siebrecht 2006b, S. 203–220.
- Flehtner, Michael A.*: Das Lüneburger Rathaus in den Schriftquellen des 13. und 14. Jahrhunderts, in: Ganzert, Joachim (Hg.): Das Lüneburger Rathaus – Ergebnisse der Untersuchungen 2008 bis 2011. Band 1. Petersberg 2014, S. 25–53.
- Först, Elke*: Die Stadtentwicklung Hamburgs im Mittelalter in der Zusammenfassung alter und neuer Ausgrabungsergebnisse, in: Gläser; Schneider 2016, S. 179–193.
- Freudenreich, Martin*: Feuer und Hochwasser vor den Toren Dessaus, in: Archäologie in Deutschland 3, 2018, S. 55.
- Freund, Stephan*: Das Bistum Halberstadt – Gründung ohne Gründer, in: Noack, Alex; Seidel, Thomas A. (Hg.): Die Evangelische Kirche in Mitteldeutschland. Schlaglichter der Kirchengeschichte vom frühen Mittelalter bis heute. Weimar 2021, S. 85–91.
- Fuhrmann, Hans*: Die Inschriften der Stadt Halberstadt. Die Deutschen Inschriften 86. Wiesbaden 2014.
- Gärtner, Tobias*: Quedlinburg im frühen und hohen Mittelalter. Studien zu den Anfängen der Welterbestadt und zur Keramik des 7./8. bis 13. Jahrhunderts zwischen Harz und Elbe. Alteuropäische Forschungen NF 8. Halle/Saale 2019.
- Geschwinde, Michael*: Braunschweig und die Erfindung der mittelalterlichen Stadt: Die archäologische Perspektive, in: Gläser; Schneider 2016, S. 195–210.
- Gehrke, Dietmar; Ring, Edgar*: Kalkberg und suburbium Lüneburg. Opfer menschlicher Eingriffe, in: Archäologie in Niedersachsen 22, 2019, S. 88–92.
- Gläser, Manfred*: Die mittelalterliche Stadt Lübeck: Ihre Wurzeln, ihre Gründung und ihre Entwicklung, in: Gläser; Schneider 2016, S. 211–230.
- Gläser, Manfred; Schneider, Manfred* (Hg.): Vorbesiedlung, Gründung und Entwicklung. Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum X. Lübeck 2016.
- Heber, Sebastian*: Die Gründung der Stadt Cottbus im archäologischen Befund, in: Gründung im archäologischen Befund. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 27. Paderborn 2014, S. 77–84.
- Heinzel, E.*: Die Abtragung eines Wallrestes in Lüneburg, in: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 40, 1971, S. 332–336.
- Herrmann, Volker*: Die Topographie von Halle (Saale) im Mittelalter, in: Die vermessene Stadt. Mittelalterliche Stadtplanung zwischen Mythos und Befund. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 15. Paderborn 2004, S. 47–54.
- Hirschmann, Frank G.*: Die Anfänge des Städtebaus in Mitteleuropa 1. Monographien zur Geschichte des Mittelalters 59.1. Stuttgart 2011/12.
- Hoffmann, Verena*: Ergrabene Rathäuser in nordostdeutschen Gründungs- und Frühstädten: Das Beispiel Neubrandenburg, in: Klein, Ulrich

- (Hg.): Rathäuser und andere kommunale Bauten. Jahrbuch für Hausforschung 60. Marburg 2010, S. 191–206.
- Igel, Karsten*: Die Entwicklung der Marktplätze in sächsischen Bischofssitzen im Übergang zur kommunalen Stadt. Die Beispiele Halberstadt und Osnabrück im Vergleich, in: Siebrecht 2006b, S. 491–503.
- Igel, Karsten; Jansen, Michaela; Röber, Ralph; Scheschkewitz, Jonathan* (Hg.): Wandel der Stadt um 1200. Die bauliche und gesellschaftliche Transformation der Stadt im Hochmittelalter. Archäologisch-historischer Workshop Esslingen am Neckar, 29. und 30. Juni 2011. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 96. Stuttgart 2013.
- Janssen, Hans; Nijhof, Eddie*: Fifteenth-century pottery production in 's-Heertogenbosch. The excavation of two pottery workshops, in: De Groot, Koen; Tys, Dries; Pieters, Marnix (Hg.): Exchanging medieval material culture. Studies on archaeology and history presented to Frans Verhaeghe. Relicta Monografieën 4. Brüssel 2010, S. 93–136.
- Keyser, Erich*: Städtegründungen und Städtebau in Nordwestdeutschland im Mittelalter. Remagen 1958.
- Koch, Angela*: Mendikanten in Halberstadt. Ein Beitrag zur Gründung, Etablierung und Auflösung von Bettelordenskonventen im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Halberstadt, in: Berg, 1997, S. 139–211.
- Koch, Alina*: Die mittelalterliche Keramik vom Scharnebecker Hof, in: Denkmalpflege in Lüneburg 2015, 2015, S. 15–22.
- Kölzer, Theo*: Die Urkunden Ludwig des Frommen für Halberstadt (BM2 535) und Visbek (BM2 702) und ein folgenreiches Missverständnis, in: Archiv für Diplomatik 58, 2012, S. 103–124.
- Kölzer, Theo*: Die Anfänge der sächsischen Diözesen in der Karolingerzeit, in: Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde 61, 2015, S. 11–38.
- Kölzer, Theo*: Ohne Masterplan und Reißbrett. Die Entstehung von Bistümern in der Saxonien im 9. Jahrhundert, in: Ludowici, Babette (Hg.): Saxones. Niedersächsische Landesausstellung 2019 unter der Schirmherrschaft des niedersächsischen Ministerpräsidenten. Neue Studien zur Sachsenforschung 7. Darmstadt 2019, S. 320–327.
- König, Sonja*: Die Stadtwüstung Nienover im Solling. Studien zur Sachkultur einer hochmittelalterlichen Gründungsstadt im südlichen Niedersachsen. Materialhefte zur Ur- und Frühgeschichte Niedersachsens 39. Rahden/Westfalen 2009.
- Kröll, Karola*: Durstige Kleinschmiede, in: Denkmalpflege in Lüneburg 2002, 2002, S. 24–25.
- Kühlborn, Marc*: St. Lamberti – Neues von Lüneburgs untergegangener Kirche, in: Denkmalpflege in Lüneburg 2001, 2001, S. 67–74.
- Kühlborn, Marc*: Am Sande 11–12/13–15. Bauvorbereitende Untersuchungen, 1993–1994, in: Denkmalpflege in Lüneburg 2002, 2002a, S. 38–39.
- Kühlborn, Marc*: Baumstraße/Im Wendischen Dorfe. Bauvorbereitende Untersuchung, 1998, in: Denkmalpflege in Lüneburg 2002, 2002b, S. 54–55.
- Kunkel, Friedrich*: Die archäologischen Ausgrabungen des Städtischen Museums von 1998 bis 2005. Ein Überblick wichtiger Befunde, in: Maseberg 2005, S. 115–126.
- Kunkel, Friedrich*: Reste eines 800 Jahre alten Amtsgebäudes des Halberstädter Domkapitels vollständig freigelegt, in: Zwischen Harz und Bruch. Dritte Reihe 50, 2008, S. 36–38.
- Kunkel, Friedrich*: Halberstadt, in: Stiegemann, Christopher; Kroker, Martin (Hg.): Für Königtum und Himmelreich. 1000 Jahre Bischof Meinwerk von Paderborn. Katalog zur Jubiläumsausstellung im Museum der Kaiserpfalz und im Erzbischöflichen Diözesanmuseum Paderborn 2009/2010. Regensburg 2009, S. 348–350.
- Lamschus, Christian*: Die Bergwerke der Saline Lüneburg – Arbeit und Technik in Mittelalter und Neuzeit, in: Lamschus, Christian (Hg.): Salz – Arbeit und Technik – Produktion und Distribution in Mittelalter und früher Neuzeit. Lüneburg 1989, S. 83–92.
- Lauwigi, Wolfgang*: Der Petershof – Residenz der Bischöfe, in: Siebrecht, 2002d, S. 51–63.
- Leopold, Gerhard; Schubert, Ernst*: Der Dom zu Halberstadt bis zum gotischen Neubau. Berlin 1984.
- Logemann, Silke*: Grundzüge der Geschichte der Stadt Halberstadt vom 13. bis 16. Jahrhundert, in: Berg 1997, S. 81–138.
- Luntowski, Gustav/Reinhardt, Uta/Reinecke, Wilhelm*: Die Straßennamen Lüneburgs. De Sulte 15. Göttingen ⁵2007.

- Maseberg, Günter* (Hg.): 100 Jahre Geschichte. 1905 – 2005. Das Museum – Die Stadt – Die Halberstädter. Veröffentlichungen des Städtischen Museums Halberstadt 30. Nordharzer Jahrbuch 23. Halberstadt 2005.
- Meyer, Gerhard*: Zur Siedlungsgeschichte von Lüneburg um 1200, in: Lüneburger Blätter 15/16, 1965, S. 265–281.
- Michael, Eckhard*: Jaspar, Melchior, Bal... – ein Fingerring aus Kupfer, in: Denkmalpflege in Lüneburg 2004, 2004, S. 7–12.
- Militzer, Klaus; Przybilla, Peter*: Stadtentstehung, Bürgertum und Rat. Halberstadt und Quedlinburg bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 67. Göttingen 1980.
- Müller, Joachim*: Die Bischofsstädte um 1150 – eine vergleichende Analyse mit Ausblick in die Zeit um 1200, in: Igel, Karsten; Jansen, Michaela; Röber, Ralph; Scheschkewitz, Jonathan (Hg.): Wandel der Stadt um 1200. Die bauliche und gesellschaftliche Transformation der Stadt im Hochmittelalter. Archäologisch-historischer Workshop Esslingen am Neckar, 29. und 30. Juni 2011. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 96. Stuttgart 2013, S. 207–223.
- Müller, Joachim*: Brandenburg an der Havel – Von der Frühstadt zur Planstadt, in: Gläser; Schneider 2016, S. 321–337.
- Pätzold, Stefan*: Sechs Urkunden zur früh- und hochmittelalterlichen Geschichte Halberstadts, in: Siebrecht, 2002d, S. 31–39.
- Plath, Helmut*: Das St. Michaeliskloster von 1376 in Lüneburg. Ein Ausgrabungsbericht. Lüneburg 1980.
- Porsche, Monika*: Stadtmauer und Stadtentstehung. Untersuchungen zur frühen Stadtbefestigung im mittelalterlichen deutschen Reich. Hertingen 2000.
- Prinzhorn, Carolin Sophie*: Zur Topographie und Siedlungsgeschichte der Stadt Lüneburg, in: Ganzert, Joachim (Hg.): Das Lüneburger Rathaus. Ergebnisse der Untersuchungen 2012 bis 2014. Band 3. Petersberg 2015, S. 9–33.
- Radis, Ursula*: Der Backsteinbau – Baustoffe, Bautechnik, Typologie und Entwicklung, in: Schneider, Michael (Hg.): Die Ausgrabungen im Lübecker Gründungsquartier I. Die Siedlungsgeschichte. Lübeck 2019, S. 330–613.
- Rathert, Dietmar*: Ausgrabungen im Archivhof des Lüneburger Rathauses (Necessarium und Westwand der Gerichtslaube), in: Denkmalpflege in Lüneburg 2008, 2008, S. 7–25.
- Reinecke, Wilhelm*: Geschichte der Stadt Lüneburg, Buchschmuck von Theodor Wieter. Band I. Lüneburg 1933.
- Reinhardt, Uta*: Das Hospital St. Benedicti in Lüneburg, in: Rümelin, Hansjörg (Hg.): Das Benediktinerkloster St. Michaelis in Lüneburg. Bau – Kunst – Geschichte. Festschrift anlässlich der 600. Wiederkehr der Weihe des Langhauses am 11. Juli 1418. Berlin 2018, S. 94–99.
- Richter, Klaus*: (Lüneburg)-Modestorpe und ähnliche mittelalterliche Zentralorte im Fürstentum Lüneburg, in: Denkmalpflege in Lüneburg 2022, 2023, S. 5–21.
- Rieger, Dirk*: Das »norddeutsche Doppelhaus« nach Hartmut Rötting. Eine städtische Bauform des hohen Mittelalters, in: Brandes, Dietmar; Geschwinde, Michael; Pöppelmann, Heike; Steinführer, Henning (Hg.): Archäologische Beiträge zur Erforschung der Geschichte des Braunschweiger Landes – zum Gedenken an Hartmut Rötting (1932–2015). Wendeburg 2021, S. 61–68.
- Ring, Edgar*: Juden in Lüneburg im Mittelalter. Schriftliche Überlieferung und archäologische Untersuchungen, in: Aufrisse. Mitteilungsblatt des Arbeitskreises Lüneburger Altstadt e.V. 9, 1993a, S. 9–13.
- Ring, Edgar*: Ausgrabungen auf dem Scharnebecker Klosterhof, in: Aufrisse. Mitteilungsblatt des Arbeitskreises Lüneburger Altstadt e.V. 9, 1993b, S. 19–22.
- Ring, Edgar*: Lüneburg, Gde. Stadt Lüneburg, FSt-Nr. 214, in: Tempel, Wolf-Dieter: Bericht über die Ausgrabungstätigkeit der kommunalen Archäologen in Niedersachsen 1992. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 62, 1993c, S. 393.
- Ring, Edgar*: Stadtarchäologie in Lüneburg. Resümee der ersten vier Jahre, in: Gläser, Manfred (Hg.): Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum I. Stand, Aufgaben und Perspektiven. Lübeck 1997a, S. 161–169.
- Ring, Edgar*: Der Ort des Jubiläums. Lüneburg um 1247 aus historischer und archäologischer Sicht, in: Lamschus, Christian; Lamschus, Hilke; Reinhardt, Uta (Hg.): »Alles was Recht ist!«: 750 Jahre Stadtrecht in Lüneburg. Das Buch zur Ausstellung in den historischen Räumen des Lüneburger Rathauses vom 28.4. bis 31.10.1997. Lüneburg 1997, S. 193–199.

- Ring, Edgar:* Archäologische Erkenntnisse zu den präurbanen Siedlungskernen Lüneburgs, in: Lüneburger Blätter 30, 1998, S. 55–60.
- Ring, Edgar:* Archäologische und schriftliche Quellen zur Infrastruktur der Stadt Lüneburg im Mittelalter und der frühen Neuzeit, in: Gläser, Manfred (Hg.): Die Infrastruktur. Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum IV. Lübeck 2004, S. 237–247.
- Ring, Edgar:* Stadtarchäologie in Lüneburg, in: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 74, 2005, S. 47–49.
- Ring, Edgar:* Die Befestigung der Stadt Lüneburg, in: Gläser, Manfred (Hg.): Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum VII. Die Befestigungen. Lübeck 2010, S. 479–492.
- Ring, Edgar:* Zwei Jahrzehnte Stadtarchäologie in Lüneburg – ein Rückblick, in: Denkmalpflege in Lüneburg 2011, 2011, S. 7–16.
- Ring, Edgar:* Archäologie und das Lüneburger Rathaus, in: Ganzert, Joachim (Hg.): Das Lüneburger Rathaus Bd. 1. Ergebnisse der Untersuchungen 2008 bis 2011. Beiträge zur Architektur- und Kulturgeschichte Leibniz Universität Hannover. Abteilung Bau-/Stadtbaugeschichte. Fakultät für Architektur und Landschaft 10.1. Petersberg 2014, S. 349–355.
- Ring, Edgar:* Überlegungen zur Siedlungsentwicklung Lüneburgs vom 10. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, in: Gläser, Manfred/Schneider, Manfred (Hg.): Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum X. Vorbesiedlung, Gründung und Entwicklung. Lübeck 2016, S. 373–384.
- Ring, Edgar:* Judenviertel, Judenschule und Judenfriedhof im mittelalterlichen Lüneburg, in: Denkmalpflege in Lüneburg 2023, 2024, S. 27–38.
- Sanke, Markus:* Die mittelalterliche Keramikproduktion in Brühl-Pingsdorf. Technologie – Typologie – Chronologie. Rheinische Ausgrabungen 50. Mainz 2002.
- Schäfer, Heiko:* Faststeinzeuge und Steinzeuge des 13.–16. Jahrhunderts aus der Hansestadt Rostock – Eine Studie zur Chronologie, zum Handel, zur Lebensweise und zur Terminologie, in: Bodendenkmalpflege in Mecklenburg-Vorpommern 66, 2019, S. 85–229.
- Scheidemantel, Dirk:* Die archäologischen Untersuchungen in Breunsdorf und ihre Auswertung, in: Breunsdorf – Ein verschwundenes Dorf im westsächsischen Braunkohlenrevier. Breunsdorf 3. Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie 56. Dresden 2011, S. 137–560.
- Schmidt, Hanns:* Hausmann und Stadtmusikus in Halberstadt, in: Zwischen Harz und Bruch 12, 1958, S. 411–413.
- Schmitt, Reinhard:* Das Merseburger Kapitelhaus. Neue Ergebnisse nach bauhistorischen und archivalischen Forschungen, in: Kunde, Holger; Ranft, Andreas; Sames, Arno (Hg.): Zwischen Kathedrale und Welt. 1000 Jahre Domkapitel Merseburg. Tagung vom 18. bis 20. März 2004. Schriftenreihe der Vereinigten Domstifter zu Merseburg und Naumburg und des Kollegiatsstifts Zeit 2. Petersberg 2005, S. 225–248.
- Schmitt, Reinhard:* Zu den mittelalterlichen Klausuren am Dom zu Halberstadt. in: Siebrecht 2006b, S. 177–202.
- Schmitt, Reinhard:* Die mittelalterlichen Klausuren am Dom zu Halberstadt. Neue baugeschichtliche Untersuchungen, in: Steinecke, Uwe (Hg.): Historische Bauforschung in Sachsen-Anhalt. Arbeitsberichte des Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt 6. Petersberg 2007, S. 28–61.
- Schoo, Tobias:* Lüneburg aus stadttarchäologischer Sicht. Eine Arbeitsskizze, in: Lüneburger Blätter 38, 2022, S. 255–280.
- Schoo, Tobias:* Die mittelalterliche Keramik von der Parzelle »Heiligengeiststraße 38/ Ritterstraße 10«, in: Denkmalpflege in Lüneburg 2022, 2023a, S. 23–41.
- Schoo, Tobias:* Mit dem Fahrstuhl ins Frühmittelalter. Fundamente im Nordosten der Domburg von Halberstadt. In: Kleiner, Marlene; Mohn, Claudia (Hg.): Frühmittelalterliche Fundamente. Tagung des Landesamts für Denkmalpflege Baden-Württemberg im Regierungspräsidium Stuttgart in Zusammenarbeit mit der Stadt Esslingen am Neckar und der Zukunftsstiftung Heinz Weiler. Arbeitshefte Landesamt für Denkmalpflege 47. Esslingen 2023b, S. 77–92.
- Schoo, Tobias:* Die frühe Geschichte Halberstadts. Mit besonderer Berücksichtigung von Domburg und Marktsiedlung. Dissertationsschrift. Halle/Saale 2024a.
- Schoo, Tobias:* Frühmittelalterlicher Burgenbau in Mitteldeutschland. Die Befestigungswerke von Halberstadt und Magdeburg im Vergleich, in: Kulturstiftung Sachsen-Anhalt Jahrbuch 2023, 2024b, S. 52–67.
- Schoo, Tobias; Gehrke, Dietmar:* Frühmittelalterliches aus dem Zentrum Lüneburgs. Neues zu

- alten Funden und Befunden aus dem verschwundenen Dorf Modestorpe im Bereich der Kalandstraße, in: Denkmalpflege in Lüneburg 2021, 2022, S. 9–24.
- Schoo, Tobias; Jordan, Felix*: Hoch auf dem gelben Wagen? Mittelalterliche Siedlungsspuren am Ostpreußischen Landesmuseum in Lüneburg, in: Denkmalpflege in Lüneburg 2023, 2024, S. 5–20.
- Schrader, Frank*: Gestalt und Entstehung der mittelalterlichen Pfarrorganisation der Stadt Halberstadt und die Gründung des Bistums Halberstadt, in: Nordharzer Jahrbuch 14. Veröffentlichungen des Städtischen Museums Halberstadt 22, 1989a, S. 45–85.
- Siebrecht, Adolf*: 1000 Jahre Markt-, Münz- und Zollrecht für Halberstadt. Bemerkungen zu einem bedeutsamen Privileg, in: Zwischen Harz und Bruch 10, 1989b, S. 18–24.
- Siebrecht, Adolf*: Halberstadt vor 1000 Jahren. Informationen zu den Anfängen, in: Zwischen Harz und Bruch, 1990, S. 24–27.
- Siebrecht, Adolf*: Halberstadt aus stadttarchäologischer Sicht. Die Bodenfunde des 8.–13. Jh. aus dem mittelalterlichen Stadtgebiet und ihre historische Erschließung. Veröffentlichungen des Landesmuseums für Vorgeschichte in Halle 45. Halle/Saale 1992.
- Siebrecht, Adolf*: Halberstadt zur Zeit des Eike von Repgow. in: Fansa, Mamoun: Der Sassen Speyghel. Beiträge und Katalog zur Ausstellung Aus dem Leben gegriffen – Ein Rechtsbuch spiegelt seine Zeit 2. Archäologische Mitteilungen aus Nordwestdeutschland 10. Oldenburg 1995, S. 27–35.
- Siebrecht, Adolf*: Der Keller des Hauses Holzmarkt 2 – Informationen zu dem Grabungsbe- fund IV/701/70, in: Nordharzer Jahrbuch 20/21, 1999a, S. 195–202.
- Siebrecht, Adolf*: Die Anfänge des Bistums und des Ortes Halberstadt, in: Zwischen Harz und Bruch 3, 1999b, S. 3–7.
- Siebrecht, Adolf*: Stadtarchäologie in Halberstadt, in: Nordharzer Jahrbuch 20/21, 1999c, S. 7–15.
- Siebrecht, Adolf*: Die Domburg, in: Siebrecht, 2002d, S. 41–49.
- Siebrecht, Adolf*: Zu den Anfängen der Stadt Halberstadt, in: Siebrecht, 2002d, S. 83–91.
- Siebrecht, Adolf*: Halberstadt. Neue stadttarchäologische Befunde im Überblick, in: Steuer, Heiko; Biegel, Gerd (Hg.): Stadtarchäologie in Norddeutschland westlich der Elbe. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters Beiheft 14. Bonn 2002d, S. 261–276.
- Siebrecht, Adolf* (Hg.): Halberstadt. Vom Bischofssitz zur Hansestadt. Skizzen zur Halberstädter Geschichte mit einem Exkurs zur Halberstädter Münzgeschichte. Halberstadt 2002.
- Siebrecht, Adolf*: Zu den Anfängen der Bischofsburg Halberstadt. In: Maseberg, Günter; Schulze, Armin (Hg.): Halberstadt. Das erste Bistum Mitteleuropas. Zeitzeugnisse von Kaiser Karl dem Großen bis zum Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Veröffentlichungen des Städtischen Museums Halberstadt 29. Halberstadt 2004, S. 45–54.
- Siebrecht, Adolf*: Das Städtische Museum und seine archäologischen Forschungen, in: Maseberg, 2005, S. 55–71.
- Siebrecht, Adolf*: Der Bischofssitz Halberstadt. Die Domburg und die Anfänge der Stadt, in: Siebrecht 2006b, S. 119–139.
- Siebrecht, Adolf* (Hg.): Geschichte und Kultur des Bistums Halberstadt 804–1648. Symposium anlässlich 1200 Jahre Bistumsgründung Halberstadt 24. bis 28. März 2004. Halberstadt 2006.
- Siebrecht, Adolf*: Die Domburg Halberstadt um 1200: in: Rüber-Schütte, Elisabeth (Hg.): Kunst, Kultur und Geschichte im Harz und Harzvorland um 1200. Workshop vom 27. bis 28. Oktober 2006 in Halberstadt. Arbeitsberichte Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt 8. Petersberg 2008, S. 59–74.
- Siebrecht, Adolf*: Die Martinikirche zu Halberstadt. Einige Mosaiksteine zur Geschichte der Bürgerkirche, in: Zwischen Harz und Bruch 55, 2009, S. 3–10.
- Siebrecht, Adolf*: Die Domburg Halberstadt aus archäologischer Sicht, in: Findeisen, Peter (Hg.): Halberstadt. Dom, Liebfrauenkirche, Domplatz. Königsstein 2012, S. 3–9.
- Siebrecht, Uta*: Die Liebfrauenkirche, in: Siebrecht, 2002d, S. 206–219.
- Siebrecht, Uta*: Die Moritzkirche, in: Siebrecht, 2002d, S. 249–253.
- Siebrecht, Uta*: Die Paulskirche, in: Siebrecht, 2002d, S. 245–247.
- Siebrecht, Uta*: St. Martini – Die Kirche der Bürger, in: Siebrecht, 2002d, S. 235–243.
- Sopp, Matthias*: Spätmittelalterliche Gerbergruben am Düsterngraben/Tränketer in Halberstadt: –

- ein früherer Gerbereibetrieb im topographischen und sozialen »Unten«?, in: Archäologische Berichte aus Sachsen-Anhalt 1, 1997, S. 99–106.
- Spallek, Clemens*: Die mittelalterliche Keramik vom »Langen Hof« in Lüneburg. Erfassung des Bestands und Datierung, in: Denkmalpflege in Lüneburg 2012, 2012, S. 23–35.
- Stammler, Jan/Wullschläger, Ines*: Petschaft und Fürspan. Ein Einblick in die frühe Geschichte der Hansestadt Lüneburg, in: Denkmalpflege in Lüneburg 2010, 2010, S. 7–12.
- Stark, Joachim*: Ausgrabungen der Lüneburger Stadtarchäologie auf der Parzelle Am Berge 39, in: Aufrisse. Jahresheft des Arbeitskreises Lüneburger Altstadt e.V. 14, 1998a, S. 61–68.
- Stark, Joachim*: Keller, Brunnen und Kloaken – Ausgrabungen im Lüneburger Wasserviertel, in: Aufrisse. Jahresheft des Arbeitskreises Lüneburger Altstadt e.V. 14, 1998b, S. 69–73.
- Stark, Joachim*: Ein heymelich Gemach in der Salzbrückerstraße. Ofenkacheln, Gläser und mehr, in: Denkmalpflege in Lüneburg 2002, 2002, S. 34–35.
- Stark, Joachim*: Lüneburg, Salzbrückerstraße 18 – eine Kloake des späten Mittelalters und der beginnenden Neuzeit mit Gefäßkacheln eines frühen Ofens, in: Denkmalpflege in Lüneburg 2012, 2012, S. 7–22.
- Steuer, Heiko*: Zusammenfassung aus Sicht des Archäologen, in: Igel, Karsten; Jansen, Michaela; Röber, Ralph; Scheschkewitz, Jonathan (Hg.): Wandel der Stadt um 1200. Die bauliche und gesellschaftliche Transformation der Stadt im Hochmittelalter. Archäologisch-historischer Workshop Esslingen am Neckar, 29. und 30. Juni 2011. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 96. Stuttgart 2013, S. 419–428.
- Stephan, Hans-Georg*: Zur Archäologie, Topografie und Geschichte mittelalterlicher und neuzeitlicher Dörfer in Mitteldeutschland anhand des Beispiels Breunsdorf bei Leipzig, in: Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte 96, 2017, S. 269–304.
- Tschan, Georg F.*: Zu einigen Aspekten der Geologie und Paläontologie von Quedlinburg und Umgebung, in: Wozniak, Thomas; Bley, Clemens (Hg.): 1100 Jahre Quedlinburg. Geschichte – Kultur – Welterbe. Petersberg 2023, S. 22–31.
- Hodenberg, Wilhelm v.* (Hg.): Urkundenbuch des Klosters St. Michaelis zu Lüneburg. Lüneburger Urkundenbuch, 7. Abteilung. Hannover 1861–1867.
- Schmidt, Karl Gustav*: Urkundenbuch der Stadt Halberstadt. 2. Bde. Halle/Saale 1883.
- Mindermann, Arnd* (Bearb.): Urkundenbuch der Bischöfe und des Domkapitels von Verden. Bd. 1. Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden 13. Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 205. Stade 2001.
- Vick, Dana*: St. Lamberti in Lüneburg. Bau- und Grabbefunde der archäologischen Ausgrabungen, in: Ring, Edgar (Hg.): St. Lamberti in Lüneburg. Ausgrabungen einer untergegangenen Kirche. Archäologie und Bauforschung in Lüneburg 6. Lüneburg 2009, S. 7–151.
- Voigt, Thomas*: Der Strukturbau und die geologische Entwicklung am Harznordrand, in: Wozniak, Thomas; Bley, Clemens (Hg.): 1100 Jahre Quedlinburg. Geschichte – Kultur – Welterbe. Petersberg 2023, S. 12–21.
- Volger, Wilhelm Friedrich*: Der Ursprung und der älteste Zustand der Stadt Lüneburg – Ein Versuch. Lüneburg 1861.
- Volger, Wilhelm Friedrich*: Urkundenbuch der Stadt Lüneburg bis zum Jahre 1369. Hannover 1872.
- Wehmer, Markus*: Steinzeugimporte ins nördliche Thüringen während des späten Mittelalters, in: Stephan, Hans-Georg (Hg.): Keramik in Norddeutschland. Beiträge des 48. Internationale Symposiums für Keramikforschung vom 14. bis 16. September 2015 in Mölln. Halesche Beiträge zur Archäologie des Mittelalters 3. Langenweißbach 2019, S. 255–276.
- Wilschewski, Frank*: Die karolingischen Bischofsitze des sächsischen Stammesgebiets bis 1200. Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte 46. Petersberg 2007.
- Wittek, Gudrun*: Zur Entstehung der Stadt Halberstadt und ihrer Entwicklung bis Mitte des 13. Jahrhunderts. In: Halberstadt, Harz und Harzvorland im Mittelalter 2. Nordharzer Jahrbuch 9. Veröffentlichungen des Städtischen Museums Halberstadt 17. Halberstadt 1983, S. 25–57.
- Wittek, Gudrun*: Die Wirtschafts- und Sozialstruktur der Alt- und der Neustadt von Halberstadt im 13. und 14. Jahrhundert, in: Nordharzer Jahrbuch 10, 1985, S. 38–66.
- Wittek, Gudrun*: Die Halberstädter Bürger und ihre kommunalen Rechte und Freiheiten in der Zeit von 1250 bis zum Ende des 14. Jahrhunderts, in: Jahrbuch für Regionalgeschichte 17.2, 1990, S. 74–91.

- Witthöft, Harald*: Das Kaufhaus in Lüneburg als Zentrum von Handel und Faktorei, Landfracht, Schifffahrt und Warenumschatz bis zum Jahre 1637. Lüneburg 1962.
- Witthöft, Harald*: Karte zur Wirtschafts- und Verkehrstopographie Lüneburgs in Spätmittelalter und Frühneuzeit: Märkte – Gewerbe – Institutionen – Gebäude – Routen (Kat.Nr. 86b). In: Meckseper, Cord (Hg.): Stadt im Wandel – Kunst und Kultur des Bürgertums in Norddeutschland 1150–1650. Band 2. Stuttgart 1985, S. 1326–1329.
- Witthöft, Harald*: Die Lüneburger Saline – Salz in Nordeuropa und der Hanse vom 12.–19. Jahrhundert. De Sulte 22. Rhaden 2010.
- Abbildungsnachweis**
- Abb. 1: Verändert nach Prinzhorn, 2015, S. 10
Abb. 2:
- Abb. 2: Verändert nach Siebrecht, 1992, S. 10
Abb. 4.
- Abb. 3–5, 7–11, 13–14: Tobias Schoo. Stadtarchäologie Lüneburg.
- Abb. 6: Friedrich Kunkel. Städtisches Museum Halberstadt.
- Abb. 12: ArchaeoFirm Poremba & Kunze GbR (Fotograf*In unbekannt).
- Abb. 15: Felix Jordan. ArchaeoFirm Poremba & Kunze GbR.
- Abb. 16: Tonda Andraschko. AGIL. Büro für angewandte Archäologie.

Maria Albrecht

»Laß dir eine Form bey dem Töpfer machen ...« Magdeburger Krebspatrizen der Frühen Neuzeit für den Küchenbedarf

Eine kleine Untersuchung zu Gestalt, Material und Funktionen von Model und Backformen in historischen Kochbüchern

Im Zuge einer archäologischen Maßnahme (A-2012) des Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt in den Jahren 2006–2007 im Vorfeld eines Parkhausbaus konnte in der Magdeburger Innenstadt unweit des Domes, des Domplatzes, des Landtagsgebäudes von Sachsen-Anhalt und des Klosters Unser Lieben Frauen eine Töpfereiabwurfhalde mit qualitätvollen Objekten aufgedeckt werden. Die archäologischen Funde zeigen die Momentaufnahme eines Töpferbetriebes mit keramischen Herstellungsentensilien, Halbfabrikaten, Produktionsausschuss und verkaufsfertigen Erzeugnissen. Einst in der Steinstraße 7, 8 oder 15 ansässig¹, endet die Produktion in der Werkstatt mit der fast vollständigen Zerstörung der Hansestadt während des Dreißigjährigen Krieges im Mai des Jahres 1631 vorläufig. Mit den folgenden Aufräumarbeiten gelangen vor allem Ofenkeramik – Patrizen, Matrizen und Kacheln, weniger Töpfe, Deckel, Krüge, Kannen, Pfannen, Bräter sowie sowohl Schalen, Schüsseln und Teller als auch Leuchter, Wärmeschalen und Brennhilfen in

eine rund 34 m³ fassende Grube (Befund 68) (Abb. 1). Die Magdeburger Ofenkeramik konnte in einem Abendvortrag im Museum Lüneburg, initiiert vom Museumsverein für



Abb. 1 Einige der Funde aus Befund 68 der Magdeburger Grabung A-2012 sind in der Dauerausstellung des Landesmuseums für Vorgeschichte Halle (Saale) präsentiert. So sind in einem Bullauge nicht nur eine Kanonenkugel, die symbolträchtig für die Zerstörung der Stadt 1631 steht, sondern zahlreiche Patrizen, Matrizen und Ofenkacheln nebst Gebrauchsgeschirr präsentiert.

¹ Neubauer 1931, S. 429f.

das Fürstentum Lüneburg, vorgestellt und mit einigen Fundstücken aus Lüneburg verglichen werden. Das gesamte Konvolut aus Befund 68, im Besonderen die Ofenkeramik, wurde von Juli 2018 bis Juni 2024 im Rahmen einer Qualifizierungsarbeit zur Erlangung der Doktorwürde durch die Autorin bearbeitet.

Für den hiesigen Beitrag der »Lüneburger Blätter« werden fünf keramische Positivfragmente vorgestellt, die aus Befund 68 hervorgehen und mittelbar zur Zubereitung und Verschönerung von Speisen verwendet werden konnten. Jene Funde, von denen das besterhaltene Stück seit 2021 in der Dauerausstellung des Landesmuseums für Vorgeschichte Halle (Saale) zu sehen ist (vgl. Abb. 1 links am Rand des Bullauges), waren Anlass für die Beschäftigung mit historischen Kochbüchern.

Vom Töpflein bis »Johannis Häupt« – Model und Backformen in Kochbüchern der Frühen Neuzeit

Um Speisen sowohl für Festivitäten, im privaten Haushalt als auch im Verkauf (Apotheker, Lebküchner, Pastetenbäcker usw.) ansprechend zu gestalten, bedienten sich die Hersteller spätestens seit dem 15. Jahrhundert verzierender Formen aus vornehmlich Holz und Keramik, aber auch Metall, Stein oder Wachs.² Die Herstellung dieser Küchenutensilien oblag Bildschnitzern, Bossierern, Modellschneidern oder Töpfern, die je nach Werkstoffvorliebe etwa Negativreliefs in Holz oder Stein schnitten, aus Ton ein zu brennendes, mehr oder weniger plastisches Positiv modellierten oder eine Form aus Metall austrieben. Jene Utensilien, Model und Backformen, haben unterschiedliche Funktionen in der Küche. Während das

Model zum Ausformen vor dem Backen oder nach dem Kochprozess zum Einsatz kommt und aus allen oben genannten Materialien bestehen kann, wird die Backform, die nicht aus Holz, Stein oder Wachs bestehen darf, mit in den Ofen gegeben und verleiht der Speise während bzw. nach der Garung und Aushärtung seine positive Gestalt.³ Die Formensprache der zumeist hohlen Back- und Prägekörper reicht von einfachen runden bis hin zu zoo- und anthropomorphen Ausfertigungen. Der Gestaltungsspielraum ist folglich vielfältig. Inwieweit sich jene in Kochbüchern finden lassen, sei an dieser Stelle beispielhaft herausgestellt. Im Fokus stehen Form und Verwendung – interessant, aber selten ist ebenfalls die Erwähnung des Materials. Insgesamt sind zwischen 1475 und 1620 im europäischen Raum gut 230 Kochbücher bekannt, davon sind etwa ein Drittel deutsche Rezeptsammlungen.⁴

In einem der für die damalige Zeit berühmtesten Rezeptbücher »Ein new Kochbuch« vom kurfürstlich mainzischen Mundkoch Marx Rumpolt aus dem Jahr 1581 kommen vielfältige Verwendungsmöglichkeiten für Model und Backformen in Betracht. Als einfachste Backform empfiehlt er für einen Teig aus Bierhefe, Eiern, weißem Mehl und Milch einen kleinen Krug oder ein Töpflein, nicht größer als einen Finger, der nach dem Backen zerschlagen wird, sodass der gebackene Inhalt wie ein Krug aussieht.⁵ Als wahrscheinlich guter Kunde beim Töpfer schreibt Rumpolt in einer Rezeptanleitung: »Alles solches Gebackens im Ofen gebacken / müssen aber Irdene Mödel seyn / und wann man es will auff den Tisch geben / so muß man die Mödel zubrechen / so kann das Gebackens herauß.«⁶ Für die Rezepte, die »Von mancherley art Mandelkäß zu machen« wissen, empfiehlt er ebenfalls mehrfach den Ein-

2 Dies und das Folgende in einem Beitrag von Andreas Heege aus dem Jahr 2019 auf der Internetpräsenz https://ceramica-ch.ch/glossary/gebaeckmodel-springerlemodel-quittenpastenmodel/#q=%3A* (Zugriff 30.07.2024).

3 Dies und das Folgende Klever 1979, S. 189; Hansen/Bauer 1968, S. 87f.

4 Paczensky/Dünnebier 1994, S. 76.

5 Rumpolt/Lemmer 1976, S. CLXVIIIv 43 und 44.

6 Rumpolt/Lemmer 1976, S. 27v.

Abb. 2 Rundmodel aus einem Töpfereiabfall der Dessauer Flössergasse, welches mit seinem flach ausgearbeiteten Negativrelief die Szene »Mariä Verkündigung« wieder gibt. Während in einem linksseitig abgetrennten Feld die Jahreszahl 1581 zu sehen ist, wird die betende Maria vor einem Pult mit Bibel unter einem Dach dargestellt. Von rechts tritt der Erzengel Gabriel mit Zepter und Segensgruß heran. Über ihm schwebt der Heilige Geist in Form einer Taube. Zwischen Maria und Gabriel ist eine Blume (Lilie) arrangiert. Die Rückseite des Modells ist glatt verstrichen. Das Stück dürfte zur Verzierung von Marzipan und anderen Süßigkeiten verwendet worden sein.



satz von Model, denn »so wirt es schön unnd zierlich«. ⁷ Auch Eierkäse soll, nach dem Zusammenmischen der Zutaten, »auff ein Schüssel / die Löcher hat / oder in ein ander Model« ⁸ gegeben werden. Zum Backen von Mandeln, Zucker und Rosenwasser wird zu einem »Model / der rund ißt« ⁹ zur Herstellung von »Marzipan« geraten (Abb. 2) ¹⁰. Formgebend nach

⁷ Ebd., S. CLXIr 2, 3 sowie S. CLXIV 4–7.

⁸ Ebd., S. CXLVIv 71.

⁹ Ebd., S. CLXXIV 73.

¹⁰ Vergleichbar zu dem Rundmodel auf Abb. 2 mit der Verkündigungsszene aus Dessau sind Stücke aus dem Rätischen Museum in Chur mit der Darstellung des Heiligen Nikolaus von Myra (RMC XI.A414) und aus dem Museum Engiadina in St. Moritz mit der Darstellung des Urteils des Salomons (ME-STM 1646). Abgebildet sind die Schweizer Stücke wiederum auf der Internetpräsenz <https://ceramica-ch.ch/glossary/>

dem Aufkochen »Von allerley Eyngemachten / wie man es zurichten sol«, finden Model für Obstsorten, die Pektin enthalten, wie Kirschen, Birnen und Quitten, oder deren eingekochte Säfte Erwähnung ¹¹, denn »man kann allerley Figuren von solchem Safft giessen« ¹². Rumpolt hält zudem Speisefolgen für Bankette bereit, die für »Speiß vnd Trachten / auff der keyserlichen Maiestat / der Königen / Churfürsten / Erzherzogen / Graffen / Edelleut /

gebäckmodel-springerlemodel-quittenpastenmodel/#q=%3A* (Zugriff 30.07.2024). Bei allen Stücken ist ein außerordentlich fein ausgearbeitetes Relief auszumachen. Zudem sind alle Exemplare mit einem Akanthusmedaillon ausgestattet.

¹¹ Rumpolt/Lemmer 1976, S. CLXXXIr 2 und 3, S. CLXXXIV 4 sowie S. CLXXXIV 7 und 8.

¹² Ebd., S. CLXXXIIv 17.

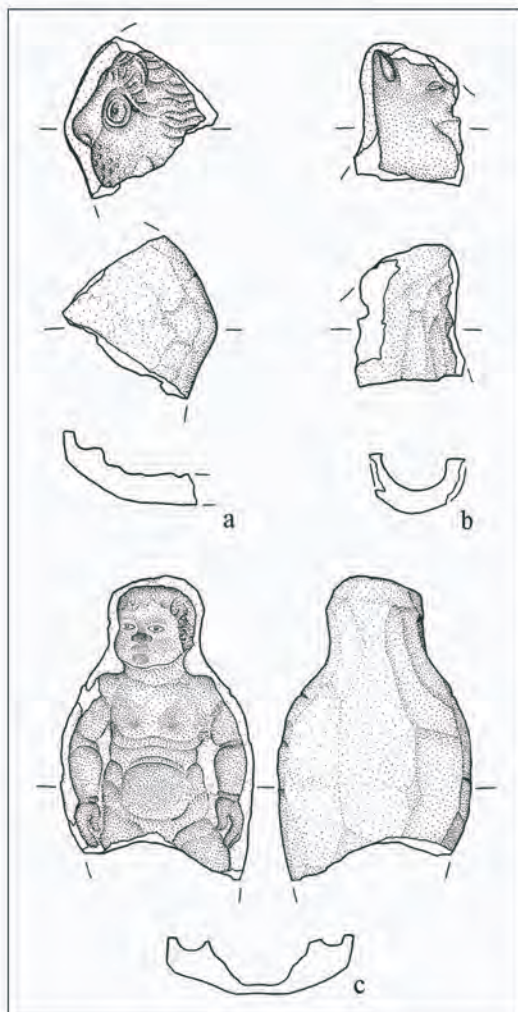


Abb. 3 Drei Negativformen aus unglasierter gelber Irdenware, die ebenfalls von Befund 68 aus Magdeburg stammen, könnten ebenfalls für den Einsatz in der Küche hergestellt worden sein. Figur a zeigt das Profil eines Löwen, b das Profil eines Hundes und c zeigt die Ganzfigur eines nackten Puttos in Frontalansicht. (Maßstab: 1:4)

Burger vnd Bauwren Bancketen / nach eines jeden Stand / nicht allein auff die Fleisch / sondern auch auff die Fasttage / zuzurichten seye[n]«. ¹³ Für etliche Speisen schlägt der kurmainzische Mundkoch die Verwendung von

¹³ Vgl. ebd., S. 11r.

Formen vor. Eine Löwenform kommt für eine Süßspeise zum Einsatz, welche Bestandteil für ein Frühstück an einem Fleischtage ist, wenn »Ein Gallrat gemacht von allerley Farb in ein Silber / ein Löwen gemacht von Safft/vnd mitten in die Gallrat gesetzt [wird]«. ¹⁴ Für den dritten Gang zum Frühmahl, ebenfalls an einem Fleischtage eines kaiserlichen Banketts, sind unter den Obstspeisen, die in unterschiedlichen Gebilden geformt sind, auch »Kleine Hündlein von Zucker« ¹⁵ zu finden (Abb. 3) ¹⁶. Für ein anderes kaiserliches Bankett, zum Nachtmahl am Fastentage, werden Bilder aus »Epfel Safft« genannt. Jene könnten mittels sehr flacher Reliefs beispielsweise aus Irdenware hergestellt worden sein. Die Köchin Anna Wecker schlägt in ihrem postum erschienenen Kochbuch »Ein Köstlich new Kochbuch« aus dem Jahre 1598 vor, ein Krebsgericht in einer glasierten Muschelform zu backen. So lautet der letzte Satz ihrer Backanleitung: »Man kann auch wol bey einem Töpffer solche kleine vergläste Näßlein nach den Moscheln machen lassen / und gebrauchen wie gemeldt.« ¹⁷

Selbiges Rezept ist im Wortlaut ebenfalls in dem 1611 erschienenen Kochbuch »New Kunstreich und Nützlichtes Kochbuch« des kurfürstlichen sächsischen Küchenschreibers zu Dresden, Johann Deckardt, zu finden. ¹⁸ Die Köchin Wecker vermerkt zu ihrem Eierkäserezept über Formen und weitere Verzierungsmöglichkeiten: »kehre das underst über sich auff die Blatten / so kompt das gemodelt empor / alsdann seynd etwan Mödel wie Fisch

¹⁴ Vgl. ebd., S. 27r.

¹⁵ Vgl. ebd., S. 13r.

¹⁶ An dieser Stelle sei erwähnt, dass u.a. neben keramischen Löwen- und Hundeformen in Magdeburg eine Hundeform in Lüneburg von der Grabung »Auf der Altstadt 29« (46:4/2/40/VIII-284) sowie eine wahrscheinliche Löwenform in Lübeck von der Grabung »Dankwartsgrube 38« (Fdnr.: 100/115, Bef. 125) stammen. Kröll 2012, Tafel 90; Voigtmann 2021, S. 354, Tafel 45.

¹⁷ Wecker 1679, S. 157 (<http://diglib.hab.de/drucke/14-2-oec/start.htm>, Zugriff: 29.07.2024).

¹⁸ Deckardt/Jänecke 2014, S. 85 [im Original S. 156].

/ etwan wie Vögel und andere Thierwerck / daran man dann die Füß / Klawen / Schnäbel / Federn / Schuppen an Fischen / unnd was dann mehr ist / vergülden mag.«¹⁹ Zudem bedient sie sich einer irdenen Hut-Form für einen hohlen Kuchen, der nach dem Backen und Verzieren wie ein grauer Filzhut aussehen soll.²⁰ In dem aus der Mitte des 16. Jahrhunderts stammenden Kochbuch der Sabina Welser wird eine Mandelmasse mit einem Model in Gestalt eines Pfifferlings geformt.²¹ Im Leipziger Kochbuch der Susanna Eger aus der Mitte des 18. Jahrhunderts ist eine Anweisung zur Herstellung einer Mandel-Tragant-Masse beschrieben, die zur Formgebung des Endprodukts wie folgt rät: »[...] drücke die Mandeln in Hirsch-Forme [...]. Laß sie eine Weile darinnen, dann ziehe die Forme ab [...]. Du magst auch anderer Formen dich bedienen.«²² Im selbigen Werk ist im hintenangestellten Kücheninventar von Pastetennäpfen aus Keramik, Pastetenblechen und -pfannen, letztere »Vom Kupfer- und Meßing-Werck«, die Rede. Als feingewürzte Gerichte aus einem (Teig-)Mantel und Fleisch- oder Fischstücken bzw. einer Farce, einer Masse aus feingehacktem oder zerstoßenem Fleisch oder Fisch, sind Pasteten repräsentative Bestandteile der Tafeln, aber auch als »Imbiss« beliebt. Zudem dürften Füllungen mit süßen Cremes oder Obst beliebt gewesen sein (Abb. 4). Der Pastetenmantel – zumeist ein Teig – wurde entweder frei geformt und gefüllt oder in eine Backform gelegt und mit Füllmasse versehen. Anschließend wird die Pastete mit einem Teigdeckel verschlossen und im Ofen gebacken. Die Pastete in der Backform wird gestürzt und gibt das gemodelte Positivmotiv preis.²³ Als Fasten-



Abb. 4: Im Zentrum des Stilllebens (Ausschnitt) von Jan Davidszoon de Heem aus dem Jahr 1651 ist eine Pastete mit Krönchen und unlaufendem, tordiertem Band auf dem Deckel zu sehen. Welch köstliche Füllung in dem Teigmantel gebacken wurde, wird unbekannt bleiben, obwohl das Backwerk bereits mit einem Löffel geöffnet und gekostet wurde.

speisen erfreuen sich diese gefüllten Teiglinge großer Beliebtheit. Um ein Beispiel zu geben, soll ein weiteres Rezept aus dem Kochbuch der Anna Wecker von 1598 herangezogen werden. Für eine Pastete vom »Salm« wird der u. a. mit Salbei, Nelken und Muskatblüten gewürzte Lachs in eine mit Teig ausgelegte Form eines gebogenen Fisches gelegt. Hinzu kommen Essig, Wein, Petersilie, Schmalz und wiederum Salbei. Bevor die Pastete im Ofen gebacken wird, erhält sie zum Abschluss einen Teigdeckel.²⁴ Eine Sonderform aus Keramik für Pasteten wird bei Hansen nach dem 1719 von Hagger erschienenen Salzburgerischen Kochbuch herausgestellt. Um eine Prunkpastete für Staatsfestlichkeiten herzustellen, muss ein rundes Gefäß von einem Bossierer, dazu allerhand Zierformen wie Statuen, Figuren von Tieren, Blumen und Blattwerk, geformt und gebrannt werden. Von dieser Pastetenpatrize wird wiederum ein Tonabdruck als mehrteili-

19 Wecker 1598, S. 35f.

20 Ebd., S. 161.

21 Welserin/Stopp 1980, S. 67 Rezept 51.

22 Eger/Lemmer 1991, S. 338f.

23 Zur beschriebenen Herstellung von Pasteten siehe Lemmer/Schultz-Kersten 1980, S. 19; Lauriou 1992, S. 114 Abb. Pastetenbäcker und Metzger (Fresko, Schloss Issogne, Aostatal) sowie S. 115.

24 Wecker 1598, S. 240.



Abb. 5 Naturgetreu stellt Parmigianino in einer Federzeichnung aus Tinte und Aquarellfarbe um 1531/-1535 einen Flusskrebs dar. Jene Zeichnung entstand als eine von vielen Entwürfen zur Vorbereitung der Freskendekoration der Kirche Santa Maria della Steccata in Parma.

ge Matrizen (zwei- oder vierteteilt) genommen und gebrannt.²⁵

Dass nicht nur keramische Model und Backformen in der Küche zum Einsatz kommen, belegen wiederum Rezepte Rumpolts, in welchen er zum einen zum Backen von einem Teig aus Eiern, Wein und Milch zu einem Messingmodel²⁶ rät und zum anderen für ge-

modelten Mandelkäse zu einem »Wachsen Model«²⁷. In welcher speziellen Gestalt die Speisen zum Anrichten daher kamen, wird im folgenden Rezept für eine Zimt-gallert erläutert: »Nim ein Model vom Johannis Häupt / von Wachs abgedrückt / seudt Kälberfuß mit Wasser / und laß durch ein Härin Tuch laufen / brich gantze Zimmet unter die Brüh / und mach sie wol süß / [...] geuß darnach ein Model / wenns gestanden ist / so stürtz umb in eine Schüssel / daß das Angesichte [des Johannis] übersich stehet.«²⁸ Wachsmodel empfiehlt Rumpolt zudem in einer Menüfolge, die er für Erzherzöge erdacht hat. So schreibt er, dass »Auch Beschaw Essen die von Wachß gemacht seyn [...]«²⁹, also gemodelt und nicht essbar sind, die Tafeln der feinen Herrschaften schmücken können.

Wie beispielhaft verdeutlicht wurde, kommen ausgehend von historischen Rezeptbüchern im Bereich des Koch- und Backhandwerks einige Model- und Backformen unterschiedlichen Aussehens in der Küche zum Einsatz. Den eindeutig benannten Gestaltungsformen stehen jedoch zahlreichere unspezifische Nennungen gegenüber. So verwendet beispielsweise Anna Wecker zumeist lediglich den Begriff »Model« oder »Form«, ohne dass spezifisch die Gestalt bezeichnet wird.³⁰ So auch bei einem »köstlich Marzipan [Rezept] von Quitten und Mandeln«, wenn die Köchin vorschlägt: »trucke mödel darein«³¹. Dass archäologische Funde – wie im Folgenden an Magdeburger Krebspatrizen und Vergleichsfunden – mit den Nennungen in den Quellen – den Kochbüchern – übereinstimmen können, wobei Form, Material und Größe im Rezept vermerkt sind, zeigen die nächsten Abschnitte dieses Beitrags. Zunächst stehen die Magdeburger Funde im Fokus, bevor passende historische Rezepte und Anwei-

27 Ebd., S. CLIIr 151.

28 Ebd., S. CLIIv 152.

29 Vgl. ebd., S. 27v.

30 Wecker 1598, S. 48–50, 60, 102.

31 Ebd. S. 49.

25 Hansen/Bauer 1968, S. 98.

26 Rumpolt/Lemmer 1976, S. CLXVIr 5.

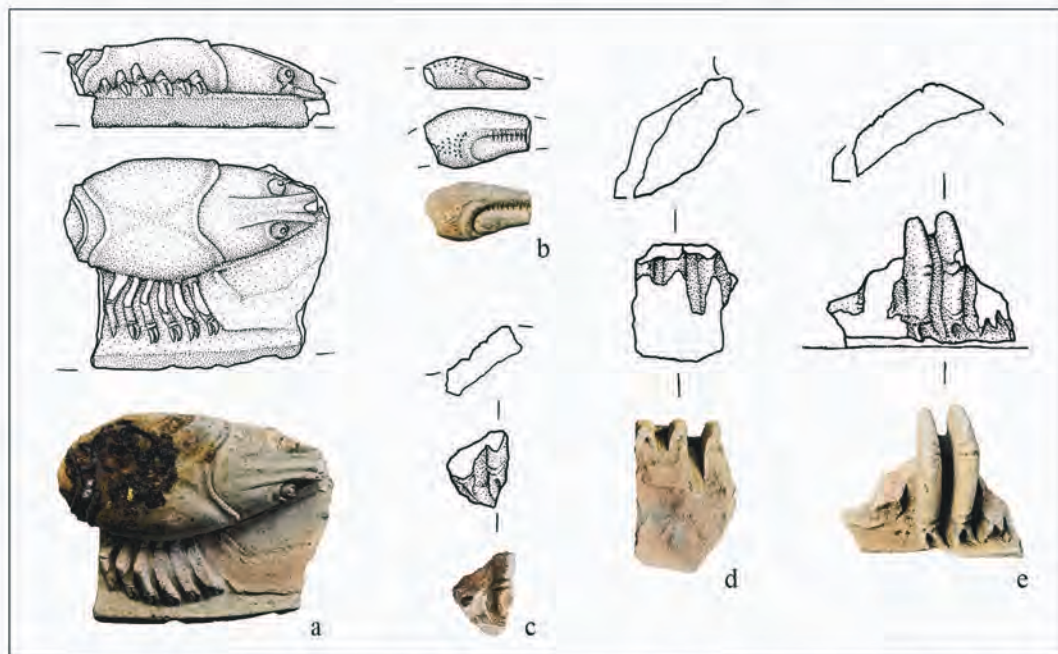


Abb. 6 Zeichnerische und fotografische Dokumentation der Flusskrebspatrizen aus Magdeburg (A-2012 Befund 68). Die Stücke a und b sind einem »kleinen« Flusskrebs zugehörig, während c, d und e zu einem mindestens doppelt so großen keramischen Exemplar gehören dürften. An Flusskrebs a sind sechs Schreitbeinchen auf einer Seite sichtbar, wobei diese Anzahl der Beine von der eigentlichen Physiognomie eines Flusskrebses abweicht. (Maßstab: 1:4)

sungen für süße und herzhaft »Krebs«-Speisen genannt werden.

Krebspatrizen aus Magdeburg

Der Magdeburger Befund 68 der Maßnahme A-2012 barg fünf Positivfragmente zoomorpher Gestalt. Konkret handelt es sich um Bruchstücke von ehemals mindestens zwei keramischen Flusskrebsen unterschiedlicher Größe. Einführend wird ein kurzes Augenmerk auf die Physiognomie des Flusskrebses gelegt, denn die keramischen Ausfertigungen weichen von denen der Natur ab.

Der Flusskrebs (*Astacus astacus*) (Abb. 5) gehört der Familie der zehnfüßigen Großkrebse an. Der etwa 16–20 cm lang werdende Edelkrebs ist in Süßgewässern in (fast ganz) Europa heimisch. Markant sind die sich am Kopf befindlichen Fühlerpaare, zwei starke Scheren dienen u. a. Verteidigung und Beu-

tefang, vier Beinpaare der Fortbewegung, wobei es vor-, rück- und seitwärts geht. Kleinere Scheren an den ersten beiden Beinpaaren dienen zudem zur Nahrungsbeschaffung und Reinigung. Schwanzglieder mit Schwimmfüßchen und Fächer bilden den Hinterleib. In der Regel sind Flusskrebse bräunlich bis schwarz und können mit grünlichen, bläulichen oder rötlichen Tönungen gefärbt sein. Im auffälligen Krebsrot erscheinen sie erst nach dem Kochen.³²

Bei dem aussagekräftigsten Magdeburger Fundstück handelt es sich um eine fragmen-

³² Zu diesem Absatz: Sächsisches Landesamt für Umwelt, Landwirtschaft und Geologie: Erfassung der Bestandssituation der Flusskrebse im Freistaat Sachsen, Möglichkeiten für Schutz- und Entwicklungsmaßnahmen als Voraussetzung für eine Nutzung in der Aquakultur, Leipzig 2008, S. 9–13, <https://publikationen.sachsen.de/bdb/artikel/13607/documents/15568> (letzter Zugriff 06.03.2024); Dittrich/Dittrich 2005, S. 274.

tierte, oxidierend gebrannte Keramikpatrize beziehungsweise um das keramische Modell eines Flusskrebses (Abb. 6a) mit den Maßen von 8,4 cm erhaltener Breite, 10,5 cm erhaltener Länge und 3,5 cm maximaler Höhe. Der Krebskörper ist auf eine ovale Untergrundplatte, welche randlich leicht abfällt und an der Unterseite glatt verstrichen ist, aufgesetzt. Die Komposition ist bis zu über einem Drittel erhalten. Deutlich plastisch sind der Krebskörper mit Rücken- und Nackenfurchen, der Kopf mit den hervorstehenden Augen und der Krebsnase, sowie die rechten Beine mit fälschlicherweise sechs anstatt vier Schreitbeinen herausgearbeitet. Die ehemalige rechte Krebschere ist lediglich durch Abrisspuren auf der ovalen Grundplatte zu erkennen. Der größte Teil des Hinterleibes sowie die gesamte linke Bein- und Scherenpartie als auch die Fühler sind weggebrochen. Jedoch konnte aus dem Fundumfang ein weiteres Fragment diesem Stück zugeordnet werden. Dabei handelt es sich um die mögliche linke, mit Punkten und Schlitzern verzierte Krebschere (Abb. 6b), welche durch Bruchabstände nicht anpasst. Neben diesen lebensgroßen keramischen Fragmenten eines Flusskrebses können drei weitere Bruchstücke, ebenfalls oxidierend gebrannt, einem wohl doppelt so großen Exemplar zugeordnet werden. Während das kleinste der drei Fragmente (Abb. 6c) lediglich zwei der Schreitbeinscheren abbildet, gegenwärtigen die anderen beiden Bruchstücke (Abb. 6d und Abb. 6e) die Physiognomie von den Beinscheren bis hin zum Anstoß an den Krebskörper. Alle Fragmente deuten mit ihrer Ausrichtung der kleinen Beinscheren auf eine ehemalige Platzierung linksseitig vom Krebskörper hin. Eine gliedernde Profilierung unterteilt die Schreitbeine in Scherenstück, Mittel- und Oberbein mit Ansatz am Körper. Die Patrizenunterseite ist materialsparend unterhöhlt bzw. eingezogen ausgeführt. Bei kompletter Erhaltung dürfte jene »große« Flusskrebspatrize um die 40 cm lang und etwa 20 cm breit gewesen sein.

Die einst vollständigen Krebspatrizen sind ersichtlich von Hand aufgebaut. Einzelne Körperteile, wie der Krebsrumpf, sind frei modelliert und auf die Grundplatte garniert. Mithilfe eines Messers oder scharfen Werkzeugs wurden Konturen herausgearbeitet, wie die Kerben beziehungsweise Schnittpuren an den Schreitbeinen, an den Augen und an der Schere zeigen. Mittels des kleinen und großen Krebsmodells konnten in der Magdeburger Töpferwerkstatt Matrizen für die Küche hergestellt werden. Dafür treibt der Töpfer zunächst ein Masseblatt aus frischem Ton aus, welches dann auf eine Patrize aufgelegt und, ohne Luft einzuschließen, kräftig angedrückt wird. Damit die herzustellende Negativform nach der Abnahme vom Modell standsicher ist, werden Füße, Stege oder ein Standing angarniert. Der poröse Scherben der Patrize entzieht dem aufgelegten Ton Feuchtigkeit. Sofern das Tonblatt lederhart ist, kann es von der Positivform abgenommen werden. Je nach späterer Funktion oder Kundenwunsch, etwa um später Flüssigkeiten abzuseihen (z. B. bei Eierkäse), können im lederharten Zustand Löcher in den Ton geschnitten werden. Nach dem vollständigen Austrocknen kann der Grünling je nach Aufgabe unglasiert oder glasiert gebrannt werden und steht anschließend zum Verkauf und zur Verwendung in der Küche bereit. Welche Gaumenfreuden mittels der durch die Patrizen hergestellten Krebsmatrizen kredenzt werden könnten, ist im nächsten Abschnitt zu lesen.

Allerhand von Krebsen als Augen- und Gaumenschmaus

Ähnlich wie dem Fisch oblag dem Flusskrebs wohl in den vergangenen Jahrhunderten eine bedeutendere Rolle in der europäischen Küche, als es heute üblich ist. Die ehemals reichen Bestände machten das Krebsfleisch auf den Tischen der Armen als auch auf den Tafeln der Reichen präsent.³³ Zudem sind die zahlreichen christlichen Fastentage für das

³³ Dies und das Folgende Lemmer/Schultz-Kersten 1980, S. 17.

große Aufkommen von Rezepten aus Fluss-, See- und Meeresbewohnern verantwortlich. Dieser Umstand lässt sich auch an historischen Kochbüchern nachweisen. Fischgerichte bzw. Speisen aus »Wasserbewohnern« sind zahlreich. Das Äußere der Gerichte ist bisweilen dergestalt angerichtet, dass dem Esser der Inhalt erst mit dem ersten Bissen offenbart wird. Derart optische Täuschungen von Gaumenfreuden waren besonders in der Fastenzeit beliebt.³⁴ So entpuppen sich ein Krebs, ein Huhn oder ein Fisch gelegentlich als Zuckerkwerk. Auch an Fleischtagen erfreuten sich Gäste auf beispielsweise kaiserlichen Banketten an »Würst von Zucker gemacht«³⁵ oder »Kapaunen von Mandeln gemacht«³⁶ als auch an »Schildkröten von Mandeln gemacht«³⁷, »Krebs von Mandeln gemacht«³⁸, »Krebs von Epffel Safft«³⁹ oder »Ein Krebs gemacht von eim Mandel Käß«⁴⁰. Zudem wurden Speisen nicht selten eingefärbt oder vergoldet, wie es bereits einleitend aus dem Kochbuch der Anna Wecker zitiert wurde. Lemmer berichtet von Krebsmus, welches mit Kornblumen blau eingefärbt wurde.⁴¹ Bei der Durchsicht einer Auswahl historischer Kochbücher lag der Fokus folglich nicht nur auf Krebsfleischgerichten, auch Eier- und Mandelspeisen sowie Pastetenrezepte wurden durchsucht. Zwei Rezepte, die Allerhand von Krebsen als Gaumenfreude zuzubereiten wissen, konnten aus den Quellen herausgefunden werden. Eines dieser Küchenanweisungen, nämlich aus dem »Leipziger Kochbuch« der Susanna Eger von 1745, gibt Hinweise über Material, Form und Größe des Küchenutensils: »336. Einen großen Krebs zu machen. Mache eine Fülle, wie du zu dem vorhergehenden, laß dir eine Form

bey dem Töpfer machen, wie ein Krebs, ohngefehr drey Viertel Elle lang, schmiere dieselbe mit Butter, drücke sie von der Fülle fein derb darein. Laß sie eine Weile stehen, dann mache ihn los mit einem Messer, küppe ihn um fein sachte in eine Bratpfanne, stecke ein wenig Butter darunter, schicke ihn zum Becker, daß er verharsche. Lege ihn fein sauberlich aus in eine Schüssel, mache eine Brühe wie bey dem vorigen darüber. Du kanst auch von den gefüllten Krebsen darum legen. Man kan auch den Krebs wohl in der Forme zu dem Becker schicken.«⁴²

Das Rezept Nr. 336 bezieht sich auf die Zubereitung der Speise Nr. 335, »Krebse gefüllt«, welche Anweisungen gibt, wie die Füllung für die irdene Backform herzustellen ist. So besteht die Krebsfarce aus gehacktem Krebsfleisch von großen und kleinen Exemplaren, Eiern, Rindermark, in Rinderfett gerösteter Petersilie und geriebenen Brötchen, die nach dem Vermengen in die ausgenommenen Krebscheren, -nasen und -schwänze gefüllt und in ausgelassener Butter gebacken wird, bevor mit einer »Muscatenblumentüsche« – einer Tunke bzw. Soße aus Muskatblüten – und Wein angerichtet wird. Anstatt die Farce in Scheren, Nasen und Schwänze zu füllen, rät Susanna Eger in ihrem Rezept Nr. 336 zur Verwendung einer keramischen Backform in Gestalt eines Krebses. Die Größe soll drei Viertel einer Elle entsprechen, in der Länge also etwas über 40 cm messen. In ähnlicher Dimension dürfte auch die »große« Magdeburger Krebspatrize gearbeitet gewesen sein.

Dass nicht nur Herzhaftes in Krebsformen hergerichtet wurde, wird im Folgenden deutlich. Ein anderes Rezept, in dem ein Krebsmodell genannt wird, ist bei dem bereits mehrfach zitierten kurfürstlich mainzischen Mundkoch Rumpolt zu finden. Zur Herstellung von Mandelkäse rät er: »6. Streich Mandeln durch mit Hausenblasen / machs braun / oder laß weiß / wenss aufgesotten / unnd kalt

34 Ebd.

35 Rumpolt/Lemmer 1976, S. 12v.

36 Ebd., S. 16v.

37 Ebd., S. 17r.

38 Ebd., S. 16v.

39 Ebd., S. 18r.

40 Ebd., S. 26r.

41 Lemmer 1991, S. 18f.

42 Eger/Lemmer 1991, S. 151.



Abb. 7 Vollständig erhaltene oxidierend gebrannte Keramikpatrize eines Flusskrebsses aus einer Dessauer Töpferei der Sandvorstadt. Das Tier ist nicht seiner natürlichen Beschaffenheit entsprechend mit zehn Füßen, also vier Schreitbeinen und einer Schere pro Seite, ausgestattet, sondern gleichwohl wie das besserhaltene Magdeburger Stück (Abb. 6a) mit sechs Schreitbeinen und einer Schere pro Seite versehen.

ist / unnd wol angemacht mit Zucker / so geuß es in die Mandel [wobei hier anstatt Mandeln das Wort Model gemeint ist] / die fein auff Krebsart gemacht seyn / oder auff allerley Fischmodel / so stehet es zierlich uñ schön [...].⁴³ Ein im Wortlaut fast identisches Rezept für Mandelkäse mit »Mödel / [...] auff Krebs Art« ist ebenfalls im Kochbuch von Anna Wecker zu finden.⁴⁴

Krebshohlformen, wie sie durch die aufgefundenen Patrizienfragmente aus Magdeburg gefertigt werden konnten, waren in der Küche, wahrscheinlich nicht nur aus Fastengründen, sehr beliebt. Je nach Bedarf und Größe des Haushalts stellten die Töpfer mittels der Patrizien die Formen mit unterschiedlichem Füllvermögen und unterschiedlicher Funktion her. Davon zeugen auch die im folgenden Abschnitt vorgestellten Vergleichsstücke in Krebsgestalt, deren Aufführung diesen Beitrag abschließen.

Vergleichbare Krebsformen

Ein fast identischer Fund stammt aus dem von Magdeburg 60 km entfernten Dessau. In der

Sammlung des dortigen Museums für Naturkunde und Vorgeschichte befindet sich eine langovale Patrize in Form eines keramischen Flusskrebsses (Abb. 7).⁴⁵ Das komplett erhaltene durch Kerben und Schnitte profilierte Positiv aus beige-gelber Irdenware stammt aus der Dessauer Sandvorstadt, in der ehemals eine Kachelwerkstatt der Barockzeit tätig war. Mit den Maßen 18,3 cm in der Länge und 10,8 cm an der breitesten Stelle gleicht es dem »kleinen« vorgestellten Krebs aus Magdeburg. Zudem besitzen das Dessauer Krebstier als auch das Magdeburger Pendant sechs Beinpaare, was sicherlich auf die Unkenntnis der Formgeber oder eventuell auf ein und denselben Formenkünstler (Provenienz) zurückzuführen ist. Der als Positiv herausgearbeitete Krebskörper ist auf eine abgestufte keramische Basis mit planer Unterseite angarniert, die beschnitten und geglättet sowie seitlich scheinbar zufällig mit Kreisaußen versehen ist.

⁴⁵ Lattauschke/Schmidt 1977, S. 51 Abb. 35. Museum für Naturkunde und Vorgeschichte Dessau, Inv.-Nr. IV 58/3 (52). Ein herzlicher Dank für die Einsicht in das Fundspektrum der Lattauschke/Schmidt-Grabung von 1957 sei hiermit an Hans-Peter Hinze (Dessau) übermittelt.

⁴³ Rumpolt/Lemmer 1976, S. CLXIV 6.

⁴⁴ Wecker 1679, S. 319.



Abb. 8 Eine weitere vollständige Patrizze eines Flusskrebsses aus oxidierend gebrannter Irdenware verwahrt das zeiTor-Museum der Stadt Neustadt in Holstein.

Wiederum ist das keramische Tier mit sechs Beinen pro Seite sowie je einer Schere ausgestattet.

Eine ebenfalls vollständige Patrizze eines Flusskrebsses aus heller Irdenware wird im zeiTor-Museum der Stadt Neustadt in Holstein verwahrt (Abb. 8).⁴⁶ Wiederum ist der Krebskörper (ca. 22,2 × 13 cm) auf eine lang-ovale Grundplatte garniert. Wie bei dem Dessauer Stück, sind Körperteile durch Kerben deutlich abgegrenzt und verziert. Auch dieses Exemplar besitzt, abweichend von dem natürlichen Wuchs eines Flusskrebsses, sechs Schreitbeine pro Seite, was auf eine gemeinsame Provenienz mit den Magdeburger und Dessauer Stücken schließen lässt. Von diesen Funden abweichend wurde der Neustädter Krebs auf der Unterseite der Grundplatte jedoch mit vier Standfüßchen versehen.

⁴⁶ Ein herzlicher Dank für die Informationen zum Objekt und die Bereitstellung der Fotoaufnahmen sei hiermit Frank Wilschewski und Gerrit Gätjens übermittelt.

Ein Modellfragment ist in der Dauerausstellung des Museums Lüneburg präsentiert (Abb. 9). Es stammt von der Grabung »Auf der Altstadt 29« (Bef. 40, Fundnr.: 285) und ist demnach einer ehemaligen Lüneburger Töpferei der Frühen Neuzeit zuzuschreiben. Aus roter, unglasierter Irdenware mit weißem Engobeauftrag ist das Flusskrebssnegativ lediglich mit der linken vorderen Seite erhalten. Das 5,3 cm lange und 3,6 cm breite Randbruchstück bildet die linke angewinkelte Krebschere, den linken Kopffühler, das linke Auge sowie die ersten beiden linken Schreitbeine, mit kleinen Scheren, am linksseitigen Thorax ab. Wie die Patrizenfunde aus Magdeburg und Dessau war die einst vollständige Form der Lüneburger Matrize ebenfalls langoval gearbeitet.⁴⁷ Vorstellbar ist, dass das kleine Krebs-

⁴⁷ Kühlborn 1996, S. 66, Abb. 22; Kröll 2012, S. 77 und S. 300f sowie Tafel 90.2. Ein herzlicher Dank gilt dem Lüneburger Stadtarchäologen Tobias Schoo (Lüne-

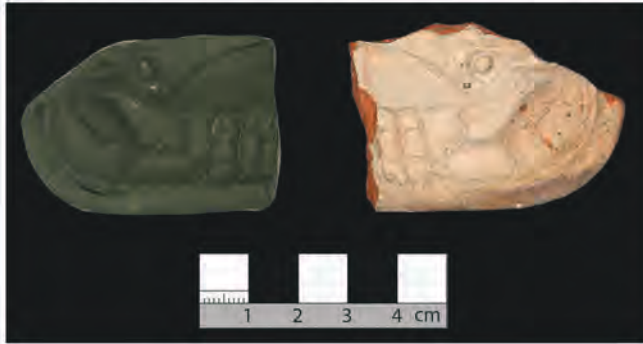


Abb. 9 Fragment einer Flusskrebsmatrize vom Fundplatz »Auf der Altstadt 29«, einer einstigen Lüneburger Töpfereniederlassung der Frühen Neuzeit. Erhalten hat sich das linke Vorderteil des keramischen Negativs.

negativ einst Süßspeisen, wie etwa Marzipan, eine Form verliehen hat.

Berühmt für ihre Bossier- und Töpferkunst ist die Werkstatt Stüdlin aus Lohn (Schweiz, Kanton Schaffhausen), die sich mit einer großen Anzahl und sehr qualitätvollen Arbeiten an Backformen und Model hervorhebt.⁴⁸ Die allgemein als »Lohner-Model« bezeichneten keramischen Negative aus feinem rot-brennenden Ton kommen unglasiert, glasiert sowie glasiert und gelocht vor. Fünf Lohner Krebsformen aus der Zeit zwischen 1650 und 1800 werden von Andreas Heege auf der Internetpräsenz der CERAMICA-Stiftung Basel herausgestellt. Drei der glasierten Formen sind speziell als Quittenpastenmodel bezeichnet, wobei die zwei kleinsten bis zu 6 cm und das größte 8 cm in der Länge aufweisen. Ein unglasiertes Krebsmodel wird als Gebäckmodel für Springerle, ein Anis-Eierschaumgebäck, angesprochen. Es ist mit einer Länge von 7,6 cm angegeben und im Gegensatz zu den glasierten Exemplaren fein reliefiert. Neunfach gelocht und glasiert ist eine hellsherbige Krebshohlform als Model für Eierkäse. Als größtes dieser fünf Lohner Werkstattarbeiten ist es mit 19,3 cm in der Länge,

der mir weitere Informationen und Abbildungen zur Verfügung stellte.

⁴⁸ Dies und das Folgende Stäheli/Widmer 2020, S. 18f.

10,7 cm in der Breite und mit einer Tiefe von 3,5 cm angegeben. Trotz des Glasurüberzugs ist das Relief auffallend fein mit Kerben, Stegen und weiteren Oberflächenstrukturen versehen.⁴⁹

Aus dem Stadtmuseum Meran (Italien, Südtirol) ist ein grün glasiertes Krebsnegativ aus roter Irdenware mit den Maßen von 10,2 cm in der Länge, 6,1 cm in der Breite und 1,8 cm in der Höhe belegt. Bedingt durch den Glasurauftrag zeigt sich die kleine Hohlform jedoch mit schwachem Prägerelief.

Durch die geringe Höhe des Modells ist die Verwendung für Fruchtgallerte, Marzipan oder anderem Zuckerwerk anzunehmen.⁵⁰ Dass dieses Fundstück ebenfalls aus einer Lohner-Werkstatt stammt, ist zu vermuten.

Ein grün glasiertes und gelochtes Krebsmodel aus der Sammlung des Germanischen Nationalmuseums vom Anfang des 18. Jahrhunderts wird ebenfalls zur Herstellung von Eierkäse verwendet worden sein. Die Physiognomie des Krebses ist für dieses »lebensgroße« irdene Stück mit 20,6 × 14,5 cm korrekt von der Natur übernommen.⁵¹

In der Sammlung der Marzipanfabrik Niederegger Lübeck sind nach Hansen irdene

⁴⁹ <https://ceramica-ch.ch/katalog/> (Katalogsuche: Krebs) (letzter Zugriff 06.03.2024) und <https://ceramica-ch.ch/glossary/gebaeckmodel-springerlemodel-quittenpastenmodel/#q=%3A%3A> (letzter Zugriff 06.03.2024). Sammlungen und Inventarnummern: Museo Ciäsa Granda, Stampa (Schweiz), MCG_P9a; Rätisches Museum, Chur (Schweiz), RMC H1992.197 und RMC H1992.198; Chesa Planta Museum, Samedan (Schweiz), CPS_0020; Museum Bergün, Bergün (Schweiz), MB 7068 (Alte Inv. A 15).

⁵⁰ Palais Mammig Museum/Stadtmuseum Meran, Inv.-Nr. 2579, https://www.provinz.bz.it/katalog-kulturgueter/de/neu-erfasste-objekte.asp?kks_prief=40021841 (letzter Zugriff 06.03.2024), Inventarnummer: 2579.

⁵¹ Ellwart 1981, S. 17f und S. 65, Abb. 152 und 106. Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Inv.-Nr. HG 2110.

Backformen mit gerilltem Rand und reliefiertem Boden als Krebsmotive zu finden.⁵² Ehemals aus Schleswig-Holstein (Holstein) stammend, befinden sich zwei Krebsformen im Altonaer Museum (Stiftung Historische Museen Hamburg). Die grün-gelblich glasierten Hohlformen sind gelocht und datieren in das 17. Jahrhundert. Ein Krebs kommt gleich mit sieben Schreitbeinpaaren und zwei großen Scheren aus. Die Größenrelationen ergeben sich anhand der Maße mit 6,3 cm in der Höhe, 11 cm in der Breite und 18,9 cm in der Länge der einen Krebsform sowie in der Höhe 4,7 cm, in der Länge 21,5 cm und in der Breite 11,7 cm der anderen Hohlform.⁵³

Eine moderne Keramikabformung, also ein Positiv, aus einem Backmodell mit Flusskrebstdarstellung wird im Franziskanermuseum in Villingen aufbewahrt. Das unglasierte Stück, welches wohl aus dem 20. Jahrhundert stammt, ist mit den Maßen von 7,2 cm in der Länge, 4,1 cm in der Breite und einer Tiefe von unter einem Zentimeter überliefert.⁵⁴

Neben keramischen Krebsdarstellungen bestehen Matrizen aus Holz⁵⁵ und Metall.⁵⁶ Während die metallenen Formen zum Modeln und Backen verwendet werden können, kommen die hölzernen Formen nur außerhalb des Backofens zum Einsatz.

Zum Abschluss

Inspiration für die Auseinandersetzung mit historischen Kochbüchern und deren Einträge zu

⁵² Hansen/Bauer 1968, S. 98.

⁵³ Kaufmann 1981, S. 76f, <http://www.museen-sh.de/Objekt/DE-MUS-058811/lido/alt-e00048892> und <http://www.museen-sh.de/Objekt/DE-MUS-058811/lido/alt-e00061944> (beide letzter Zugriff 06.03.2024).

⁵⁴ Franziskanermuseum Villingen, Inventarnr.: 00056, Villingen MAR.

⁵⁵ Beispiele zu hölzernen Krebsformen finden sich als Abbildungen bei: Fischer 2013, 133 sowie 135 und 137; Kürth 1981, Abb. 82 (Anhang ohne Seitenzahl).

⁵⁶ Das Beispiel einer metallenen Krebsform ist abgebildet bei: Klever 1979, 198 (Abbildung oben).

Model und Backformen jeglicher Gestalt waren Keramikpatrizen aus einer Magdeburger Töpferwerkstatt. Besonderes Augenmerk lag dabei auf den Rezepten und Anweisungen, die nach einer speziellen Form verlangten, nämlich nach keramischen Krebsformen, die beim Töpfer bestellt und von dergestalten Patrizen abgenommen wurden. Was einst in Krebsgestalt auf den Tafeln landete, sind Krebsfleischspeisen, aber auch Süßspeisen, wie Marzipankreationen oder Eierkäse. Abschließend bleibt zu sagen: Ob Pasteten, Küchlein, Eierkäse oder Marzipan, ob süß oder pikant, die Gerichte als fein gestaltete Speisen, wie sie mit ihren Anleitungen in historischen Kochbüchern niedergeschrieben sind, sind sicherlich Augen- und Gaumenschmaus zugleich gewesen.

Quellenverzeichnis

Wecker 1598: Anna Wecker, Ein köstlich new Kochbuch, Amberg 1598. <https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb11219171?q=Model&page=44,45> (letzter Zugriff 06.03.2024).

Wecker 1679: Anna Wecker, Neu/ köstlich und nutzliches Koch-Buch, Basel 1679 (7. Auflage) (Online-Ausgabe Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek), <http://diglib.hab.de/drucke/14-2-oec/start.htm> (letzter Zugriff 06.03.2024).

Literaturverzeichnis

Deckardt/Jänecke 2014: Johann Deckardt/Georg Jänecke, New Kunstreich und Nützlichtes Kochbuch, Leipzig 1611. Ein Schönes nützlichtes vundt köstliches Kochbuch Vor Fürstliche personenn (Reihe B, Monumenta Saxoniae Culina-ria, Band 3), Ostfildern 2014.

Dittrich/Dittrich 2005: Sigrig Dittrich/Lothar Dittrich, Lexikon der Tiersymbole, Tiere als Sinnbilder in der Malerei des 14.–17. Jahrhunderts, 2. Aufl., Petersberg 2005.

Eger/Lemmer 1991: Susanna Eger/Manfred Lemmer, Leipziger Kochbuch von 1745, Leipzig 1991 (Nachdruck der Ausgabe von 1745).

Ellwart 1981: Ursula Ellwart, Über die Verwendung der Model und Backformen, in: Klaus Pechstein/Ursula Ellwart (Hg.), Festliches Backwerk, Holzmodell, Formen aus Zinn, Kupfer und Keramik, Waffel- und Oblateneisen, Nürnberg 1981.

- Fischer 2013*: Christa Fischer, *Stolze Reiter, schöne Damen. Die Bilderwelt der Gebäckmodel*, Ulm 2013.
- Hansen/Bauer 1968*: Hans Jürgen Hansen/Inge-trud Bauer, *Kunstgeschichte des Backwerks, Geschichte und Entwicklung der Gebäckarten und ihrer Formen*, Oldenburg 1968.
- Klever 1979*: Ulrich Klever, *Alte Küchengeräte, Backen und Kochen*, München 1979.
- Kröll 2012*: Karola Kröll, *Die frühneuzeitliche Gefäßkeramik der Lüneburger Töpferei »Auf der Altstadt 29« (Archäologie und Bauforschung in Lüneburg, Bd. 8)*, Rahden/Westfalen 2012.
- Kühlborn 1996*: Marc Kühlborn, *Keramik und Glasfunde der Fundstelle »Auf der Altstadt 29«, in: Edgar Ring, Ton Steine, Scherben, Ausgegraben und erforscht in der Lüneburger Altstadt*, Lüneburg 1996, 38–70.
- Kürth/Petri 1981*: Herbert Kürth/Joachim Petri, *Kunst der Model, Kulturgeschichte der Back- und Hohlformen*, Leipzig 1981.
- Lattauschke/Schmidt 1977*: Gerhard Lattauschke/Erika Schmidt, *Dessauer Barock-Kacheln, Katalog, Ein Beitrag zur Geschichte der Stadt Dessau (Schriftenreihe des Museums für Naturkunde und Vorgeschichte Dessau)*, Dessau 1977.
- Laurioux 1992*: Bruno Laurioux, *Tafelfreuden im Mittelalter, Kulturgeschichte des Essens und Trinkens in Bildern und Dokumenten*, Stuttgart/Zürich 1992.
- Lemmer 1991*: Manfred Lemmer, *Alte deutsche Kochrezepte um 1350–1600*, Leipzig 1991.
- Lemmer/Schultz-Kersten 1980*: Manfred Lemmer/Eva Schultz-Kersten, *Die lère von der kocherie, Von mittelalterlichem Kochen und Speisen*, Leipzig 1980.
- Neubauer 1931*: Ernst Neubauer, *Häuserbuch der Stadt Magdeburg 1631–1720, Teil 1*, Magdeburg 1931.
- Kaufmann 1981*: Gerhard Kaufmann, *Volkstümliche Keramik aus Norddeutschland, Irdene Töpferware des 17. bis 20. Jahrhunderts*, Hamburg 1981.
- Paczensky/Dünnebier 1994*: Gert von Paczensky/Anna Dünnebier, *Leere Töpfe, volle Töpfe, Die Kulturgeschichte des Essens und Trinkens*, München 1994.
- Rumpolt/Lemmer 1976*: Marx Rumpolt/Manfred Lemmer, *Ein new Kochbuch*, Hildesheim 1976 (Nachdruck der Ausgabe Frankfurt a. M. 1581).
- Stäheli/Widmer 2020*: Cornelia Stäheli/Hans-Peter Widmer, *Honig den Armen, Marzipan den Reichen, Ostschweizer und Zürcher Gebäckmodel des 16. und 17. Jahrhunderts*, Zürich 2020.
- Voigtmann 2021*: Arne Voigtmann, *Dankwagsgrube 38 – Eine frühneuzeitliche Töpferei für Irdenware und Ofenkeramik in der Hansestadt Lübeck (Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 35)*, Lübeck 2021.
- Welserin/Stopp 1980*: Sabina Welserin/Hugo Stopp, *Das Kochbuch der Sabina Welserin*, Heidelberg 1980.
- <https://ceramica-ch.ch/katalog/#q=Krebs> (letzter Zugriff 05.09.2022) und https://ceramica-ch.ch/glossary/gebaeckmodel-springerlemodel-quittepastenmodel/#q=%3A* (letzter Zugriff 06.03.2024).
- <https://publikationen.sachsen.de/bdb/artikel/13607/documents/15568> (letzter Zugriff 06.03.2024).

Abbildungsnachweise

- Abb. 1: Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt, Akt.-Nr.: 2012:68, Foto: Juraj Lipták
- Abb. 2: Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt, Akt.-Nr.: 12619:194:1a, Foto: Maria Albrecht
- Abb. 3: Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt, Akt.-Nr.: 2012:68, Zeichnungen: Maria Albrecht
- Abb. 4: Städel Museum, Frankfurt am Main, Inv.-Nr.: 1041, Öl auf Leinwand, Originalmaße: 45,6 × 62,7 cm
- Abb. 5: The Courtauld, London [Samuel Courtauld Trust], D.1978.PG.399
- Abb. 6: Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt, Akt.-Nr.: 2012:68, Zeichnungen und Fotos: Maria Albrecht
- Abb. 7: Museum für Naturkunde und Vorgeschichte Dessau, Inv.-Nr. IV 58/3 [52], Foto: Maria Albrecht
- Abb. 8: zeiT Tor-Museum der Stadt Neustadt in Holstein, Inv.-Nr.: 1960-301, Foto: Gerrit Gätjens
- Abb. 9: Museum Lüneburg, Bef. 40, Fundnr.: 285, Foto: Tobias Schoo

Tilo Altenburg

»Die Lüneburger sind keinerlei Gnade würdig.«

(K)Ein Ablass von Nikolaus von Kues für Lüneburg

1. Bedeutung des Themas

Eine prachtvolle Ablassurkunde, die für Lüneburg im Jahr 1451 ausgestellt wurde, bildet den Ausgangspunkt für die Beschäftigung mit dem vorliegenden Thema.¹ Sie wurde von dem in mehrfacher Hinsicht bedeutsamen Geistlichen Nikolaus von Kues ausgestellt, dessen Name latinisiert »Cusanus« lautet, und entstand auf dessen viel beachteter Legationsreise durch Mitteleuropa.² Dennoch hat die Forschung diese Urkunde bisher kaum wahrgenommen. Dieses Schweigen mag dadurch begründet sein, dass weder der Aussteller noch das Thema Ablasswesen in Norddeutschland angesehen waren, nachdem hier die Reformation eingezogen war. So erwähnen moderne Überblicke zur Lüneburger Stadtgeschichte an keiner Stelle die Urkunde oder Nikolaus von Kues.³ Dagegen wird diese Untersuchung zeigen, dass sich die Beziehungen zwischen der Stadt und dem Kirchenpolitiker erheblich auf Vorgänge auswirkten, welche Lüneburg in der Hochphase einer großen Auseinandersetzung betrafen, die als »Prälatenkrieg« bezeichnet werden. Diese Zusammenhänge will die vorliegende Arbeit aufdecken. Dabei wird erkennbar, warum jegliche Erinnerung an Nikolaus von Kues in Lüneburg

so rasch und nachhaltig getilgt wurde. Die Urkunde selbst stellt dabei die »Spitze des Eisberges« innerhalb dieses Beziehungsgeflechts dar und kann somit die großen Ereignisse mit ihrer eigenen Geschichte gut veranschaulichen. Außerdem ermöglicht sie Ausblicke darauf, wie christlicher Glaube im spätmittelalterlichen Lüneburg gelebt wurde.

2. Vorstellung der Urkunde

Die Urkunde besteht aus Pergament und misst ohne das Siegel ungefähr 35 × 22 Zentimeter.⁴ Der lateinische Text ist in einer säuberlichen Kanzleischrift abgefasst, die zahlreiche Abkürzungen enthält, welche leicht aufgelöst werden können. Der Schreiber selbst bleibt unbekannt, da die Abfassung in eine Zeit von Cusanus' Legationsreise fällt, in welcher die Schreiber – anders als sonst auf der Reise üblich – nicht auf der Rückseite signierten.⁵ Am unteren Rand ist das übliche Siegel von Cusanus angebracht, das er als Kardinal benutzte und das laut Beschreibung des Stadtarchivs »restaurierungsbedürftig« ist.⁶ In der Umschrift erfährt man, dass Nikolaus von Kues Kardinal mit der Titelkirche »St. Petri ad Vincula« (»Sankt Peter in den Ketten«) ist, wo bis heute die genannten Reliquien aufbewahrt werden. Das zugehörige Wunder, von dem die Apostelgeschichte erzählt, ist hier im oberen Feld dargestellt: Ein Engel hat demnach Petrus in Jerusalem von den Ketten befreit, die ihm König Herodes hatte anlegen lassen. Im unteren Teil sieht man Nikolaus von Kues

1 StALg UA 3859; s. u. Abb. 1 und 2; die einzige Erwähnung in der Forschungsliteratur in AC (= Acta Cusana) I/3a, Nr. 1539, S. 1023 (1451) und bei Lux 2019, S. 54f.

2 S. u. Kap. 5.

3 Reinecke 1933 und Peter 1999 ohne Bezug auf Nikolaus von Kues; für den Hinweis auf obige Zusammenhänge ist der Verfasser dem Stadtarchivar Thomas Lux dankbar und ebenso dessen Team für die Unterstützung.

4 S. Abb. 1 und 2.

5 AC I/3a, Nr. 963, S. 670, Z. 49–56.

6 S. u. Abb. 3; Toni 2014.

in knieender Gebetshaltung. Weil dessen bürgerlicher Familienname »Krebs« lautete, ist hier auch dieses Tier abgebildet.

Der Text der Urkunde folgt einem bekannten Aufbau, der mittelalterlichen Urkunden zugrunde liegt:⁷ Am Beginn steht der Name des Ausstellers, nämlich Nikolaus von Kues, der sich hier samt sogenannter »Demutsformel« mit seiner Titulatur vorstellt. Diese erwähnt seine Amtsbefugnis als »Legat des Apostolischen Stuhls für Deutschland« mit Worten, wie er sie während seiner Legationsreise weitgehend beibehielt.⁸ Es folgt eine ebenso allgemeine Begründung für die Ausfertigung der Urkunde. An dieser Stelle wird ein weit verbreitetes Formular – also ein austauschbarer Text – eingefügt. Denn die Worte werden in zahlreichen Ablassbriefen benutzt, die an Orte gerichtet sind, welche der Verehrung von Johannes dem Täufer geweiht sind. Dieser Teil ist nach dem lateinischen Beginn des Formulars »Inter Sanctorum Solemnia« benannt und hebt die Bedeutung des Heiligen hervor, dessen Wirken bekanntlich auf Christus verweist.⁹

Nun folgt die eigentliche Verfügung. Auch hier verwendet der Aussteller den Ausschnitt eines bekannten Formulars, das als »Splendor paterne glorie« bezeichnet wird.¹⁰ Man erkennt somit, dass der Hauptteil der Urkunde lediglich aus zwei Formular-Texten besteht. Die einzige größere Individualisierung innerhalb dieses Teils stellt die Eintragung des Namens vom Empfänger dieser Urkunde dar, nämlich der »Pfarrkirche des heiligen Johannes des Täufers in Lüneburg im Bistum Verden«. Damit ist St. Johannis, die Lüneburger Stadtkirche schlecht-

hin, gemeint, die bis heute einen hohen kulturellen Stellenwert besitzt. Diese soll fortan noch zahlreicher von Gläubigen besucht werden, wo diese »reichlich gesättigt werden durch das Geschenk der himmlischen Gnade«. »Im Vertrauen auf die Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes und auf die Verdienste und die Vollmacht seiner heiligen Apostel Petrus und Paulus« gewährt der Aussteller dieser Urkunde »allen wahrhaften Büßern und Bekennern« zu bestimmten Tagen und unter bestimmten Voraussetzungen einen Ablass von 100 Tagen: Dafür werden insgesamt 15 hohe christliche Festtage genannt, welche vor allem Maria und Christus betreffen. Wer an diesen Tagen einen Gottesdienst besucht und »von dem [ihm] durch Gott verliehenen Vermögen für Bau, Ausschmückung und Ausbesserung ebendieser Kirche helfend die Hand reich[t]«, kann auf den Ablass hoffen. Gemeint ist hier also eine Spende an die St. Johanniskirche, die je nach Besitz des Spenders größer oder kleiner ausfallen kann.

Das Schlussprotokoll nennt als Ort der Ausfertigung Hannover und als Datum Mittwoch, den 28. Juli 1451 unter dem Pontifikat von Papst Nikolaus V. Auf der Plika, also dem Falz, steht der abgekürzte Name von Cusanus' Sekretär, Heinrich Pomert. Der Leiter von dessen Kanzlei, Thomas Livingston, hat die Plika auf der Rückseite mit einem Sichtvermerk versehen, der aus seinen Initialen besteht.¹¹

3. Ablasswesen, Frömmigkeit und die Situation der Kirche im 15. Jahrhundert

Heutzutage wird kaum ein Forscher versuchen, das Thema »Ablasswesen« ergebnisoffen zu diskutieren. Zu stark hat insbesondere protestantische Polemik eine damit verbundene Geschäftemacherei kritisiert. Um aber nach-

7 Transkription im Anhang; Brandt 1998, S.90–92 zum allgemeinen Aufbau von Urkunden.

8 AC I/3a, Nr. 963, S.669, Z.6–16.

9 Anhang, Z.3–5; AC I/3a, Nr. 971, S.673 und Dieter 2021, S.26f. jeweils mit weiterer Literatur zum Formular.

10 Anhang, Z.5–15; AC I/3a, Nr. 965, S.670f. mit weiterer Literatur zum Formular; s.u. Kap. 3 zu dessen häufiger Verwendung in älteren Lüneburger Urkunden.

11 AC I/3a, Nr. 963, S.669f., Z.21–48; s.u. Kap. 5 zu den beiden Personen. Der Sichtvermerk von Thomas Livingston ist von vorne nicht erkennbar, aber auf der Rückseite (Abb. 2) drückt sich der Text spiegelbildlich durch: »visa T.L.«. Auf einem Vergleichsstück im Bayerisches Hauptstaatsarchiv München (KU Regensburg-Niedermünster, Urk. 1451 V 15) sieht man diesen Vermerk besser.



Abb. 1 Cusanus' Ablass-Urkunde aus dem Jahre 1451, Vorderseite

zuvollziehen, weshalb das Ablasswesen über mehrere Jahrhunderte weit verbreitet war, darf man den Ablass nicht losgelöst von der religiösen Praxis betrachten, die im Alltag der Menschen verwurzelt war.

Unter Christen findet man die Vorstellung, dass für bestimmte Vergehen gewisse Bußen

auferlegt werden, bereits früh in den sogenannten »Bußbüchern«, in denen Listen für Untaten und entsprechende Leistungen für eine Wiedergutmachung enthalten sind.¹² Dabei wird stets eine Voraussetzung betont, die

¹² Laudage 2016, S. 11–13.



Abb. 2 Cusanus' Ablass-Urkunde aus dem Jahre 1451, Rückseite

sich durch die gesamte Geschichte des Ablasses zieht: Damit ein Sünder von seinem Vergehen losgesprochen werden kann, muss er dieses zuvor ernsthaft bereut haben.

Ein weit verbreitetes und vereinheitlichtes Ablasswesen hat sich erst im 13. Jahrhundert

ausgeprägt.¹³ Damals hat das Papsttum den Ablass, der an verschiedenen Orten unterschiedliche Formen angenommen hatte, an sich gezogen. Insgesamt scheint es, dass die

¹³ Laudage 2016, S. 25–33.

Amtskirche damit auf Bedürfnisse breiter Bevölkerungsteile antwortete. Denn offensichtlich hängen Gebräuche um Ablässe mit der alltäglichen Glaubenspraxis eng zusammen, etwa mit den kirchlichen Feiertagen vor Ort und mit Wallfahrten, wie es auch für die norddeutschen Verhältnisse belegt ist.¹⁴

Es gab gewisse Hochphasen im 13. und 14. Jahrhundert mit spezifischen Ausformungen des Ablasswesens, die zu einer gewissen Uneinheitlichkeit führten. Zu der Zeit waren sogenannte »Sammelablässe« beliebt, die von möglichst vielen Bischöfen beurkundet wurden. Auch für Lüneburg gibt es dafür ein Beispiel, das sogar Parallelen zu Cusanus' Urkunde enthält.¹⁵ 1364 kam es schlagartig zu einer Veränderung, als die Kurie erneut die Ablässe an sich zog.¹⁶ Seitdem übernahmen in der Regel die Kardinäle die Rolle des Ausstellers und gewährten einen einheitlichen Ablass von 100 Tagen. Trotzdem kam es erneut zu einer Art Inflation innerhalb des Ablasswesens, weil auch die 100-Tage-Ablässe kaum noch Spender anzogen, sondern fast nur noch Ablässe für alle Sünden, die sogenannten »Plenarablässe«.¹⁷ Diese vollständigen Ablässe konnte allein der Papst ausstellen. Seit dem Jahr 1300 wurden solch umfangreiche

14 Pilgerspuren 2020 mit zahlreichen Beiträgen. Jede Wallfahrt zielt darauf ab, einen verbrieften Ablass zu erreichen (besonders: ebd., S. 336, 342, 347, 365f.).

15 UB Lg (= Urkundenbuch der Stadt Lüneburg) I, Nr. 387, S. 221f. (1337). Die Urkunde ist auch für St. Johannis ausgestellt und enthält dasselbe Formular »Splendor paterne glorie«.

16 Laudage 2016, S. 51.

17 Ebd., S. 67.



Abb. 3 Das von Cusanus als Kardinal benutzte Siegel

Ablässe auch anlässlich des runden Geburtstags Christi zu einem »Jubiläum« Rombesuchern gewährt; bald wurde diese Praxis auch alle 50 Jahre gewährt.¹⁸ Allerdings ist das Jubiläum 1400 wegen des Großen Abendländischen Schismas nur im kleinen Rahmen gefeiert worden. Umso größer waren deshalb die Hoffnungen auf das Jubiläum 1450, mit dem auch die Lüne-

burger Urkunde in Zusammenhang steht.

Die katholische Kirche befand sich – wie zuletzt angedeutet – im 15. Jahrhundert in einer angespannten Lage.¹⁹ Sie hatte eine große Spaltung, die mit dem Exil der Päpste in Avignon einen Höhepunkt erreicht hatte, insbesondere durch die Abhaltung von umfassenden Konzilien überwunden. Zuletzt hatte das Basler Konzil (1431–1449) getagt, an dem auch Vertreter Lüneburgs und Nikolaus von Kues teilgenommen hatten.²⁰ Von diesen Versammlungen ging die Tendenz aus, Konzilsentscheidungen zumindest gleichrangig mit Entscheidungen des Papstes anzusehen, was zu einer Konkurrenz führte. Letztlich konnte sich am Ende des Basler Konzils jedoch die päpstliche Seite überlegen fühlen. Insgesamt erschien Kirche und Klerus reformbedürftig. Auch deshalb gab es seit Beginn des 15. Jahrhunderts große religiöse und politische Abfallbewegungen im Osten des Reiches unter den Hussiten. Obendrein konnte sich die Christenheit durch die Ausbreitung

18 Ebd., S. 168–191.

19 Boockmann 2005, S. 223–242.

20 Gramsch 2008, S. 104 zu einem Lüneburger Vertreter; zu Nikolaus von Kues: s. u. Kap. 5.

der osmanischen Herrschaft in Kleinasien bedroht fühlen; 1453 brach mit der Eroberung Konstantinopels das Byzantinische Reich zusammen.

Eine jüngere Untersuchung zum Ablasswesen hat den Zweck, dass Ablässe oft dem Geldeinsammeln zugunsten kirchlicher Bauten dienten, mit modernem »Crowdfunding« verglichen.²¹ Zu diesem Bild würde auch passen, dass die Ablässe die Bindung der Gläubigen an die Kirche vor Ort verstärkten.²² Diesen »Kulturfaktor«²³ kann man ebenfalls erkennen, wenn man ein Schlaglicht auf die Ablässe in Lüneburg wirft. Die Stadt war nämlich »ein wichtiger Ablassmarkt in Norddeutschland«.²⁴ Wenn man zudem bedenkt, dass die häufigsten Institutionen, die mit Ablässen bedacht wurden, die Johanniskirche und das Kalandhaus waren, so kann dieser »Kulturfaktor« bis heute erlebt werden. Dabei durften die Lüneburger den Text der Urkunde, die Nikolaus von Kues ausgestellt hat, bereits gut kennen: Denn sieben Ablassurkunden für St. Johannes, die vom Ende des 13. bis zur ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts stammen und auf die gegenwärtig zugegriffen werden kann, enthalten dasselbe Formular »Splendor paterne glorie«.²⁵ Al-

lerdings beträgt der Ablass in der Regel nur 40 Tage.

Nebenbei gesagt, handelt es sich bei der vorliegenden Urkunde nicht um einen Brief, der dem Gläubigen zur Beglaubigung direkt ausgehändigt wurde, weil derartige Ablassbriefe ja erst mit der weiteren Verbreitung des Buchdrucks aufkamen. Es könnte jedoch derartige Drucke schon das erste Mal bei Nikolaus' Reise 1451 gegeben haben.²⁶

4. Die Situation in Lüneburg: Der »Prälätenkrieg«

Über die Lage, die in Lüneburg während der Mitte des 15. Jahrhunderts herrschte, ist die Nachwelt aufgrund einer günstigen Quellenlage gut unterrichtet. Denn in der Zeit von 1446 bis 1462 wütete eine Auseinandersetzung, für welche die Benennung »Prälätenkrieg« geprägt wurde.²⁷ Dieser Kampf bildete wiederum die Hochphase eines länger währenden Konflikts. Vereinfacht gesagt, stand hier eine städtisch verankerte Gruppe einer weiteren gegenüber, die eher von auswärtigen kirchlichen Interessen geleitet war. Darüber informieren zahlreiche zeitgenössische Chronisten, die jedoch oft einseitig aus städtischer Perspektive berichten. Zudem ist die Auswertung einer großen Quellensammlung bislang unvollständig.²⁸ Oft folgen jedoch auch moderne Historiker, die sich mit dem Thema beschäftigen, etwas leichtfertig der städtischen Perspektive. Erst in den letzten Jahrzehnten wird verstärkt kritisch mit den Quellen umgegangen, wodurch wiederum die vorangegangene Forschung (vielleicht ein wenig zu stark) getadelt wird.²⁹ Insgesamt muss betont werden, dass eine befriedigen-

21 Laudage 2016, S. 53f. und öfter.

22 Ebd., S. 46.

23 Ebd., S. 53.

24 Lux 2019, Zitat: S. 55.

25 UB Lg I, Nr. 230, S. 129f. (1298); Nr. 365, S. 205f. (1333); Nr. 387, S. 221f. (1337); Nr. 522, S. 328 (1357) – wobei bei letzterer die in Anm. 3 genannte Nr. 360 wohl zu 365 zu korrigieren ist – gewähren jeweils einen Ablass für 40 Tage. UB Lg II, Nr. 987, S. 353 (1383) gewährt sogar »ein Jahr und 40 Tage« als Ablass (im Findbuch des Stadtarchivs Lüneburg online [dort Signatur »UA a-1073«] wird der Papstname zu Urban VI. korrigiert). Ferner ist UB Lg I, S. 127f., Nr. 226 (1297), ein »Sammelablass« von mehreren Bischöfen für 40 Tage, zumindest sehr ähnlich. Über das Findbuch des Stadtarchivs Lüneburg online können noch ergänzt werden: UA a-2183 (1420) von Gotfried, Bischof zu Constanz, Generalvikar Bischof Heinrichs zu Verden für 40 Tage; UA a-3619 (1446) von den Kardinalen Georgius, Prosper und Petrus 100 Tage (Zugriff 27.12.2023).

26 Laudage 2016, S. 167.

27 Gramsch 2008, S. 95f. mit einer Übersicht zu der Forschungslage und weiterer Literatur zum »Prälätenkrieg«; ergänzend dazu Springensguth 2007; Drost 2000, S. 84–86 zur Benennung; am ausführlichsten über die Ereignisse immer noch Hergemöller 1988 (dazu aber insbesondere Schwarz 2021 mit Kritik und Korrekturen).

28 S. u. Kap. 7.

29 So vehement Schwarz, S. 314–318 (direkt dage-

de Gesamtdarstellung des »Prälatenkrieges« fehlt. Deshalb kann auch die vorliegende Untersuchung nur einen Beitrag dazu leisten, indem sie einen bislang eher weniger beachteten Bereich beleuchtet.

Im Kern ging es beim »Prälatenkrieg« um die Frage, inwieweit die Lüneburger Saline herangezogen werden sollte, die städtischen Schulden zu tilgen.³⁰ Im weiteren Sinne ging es aber bei der Auseinandersetzung auch um die Verteidigung bürgerlicher Interessen gegenüber auswärtigen Ansprüchen, welche insbesondere von Vertretern der institutionalisierten Kirche erhoben wurden. Die Stadt Lüneburg hatte während des 15. Jahrhunderts einen unvorstellbar hohen Schuldenberg angehäuft. Naheliegender war daher, die Saline als »einen der bedeutendsten »Großbetriebe« im Reich«³¹ in besonderem Maße heranzuziehen, weil sie ja vom städtischen Schutz besonders profitierte. Deshalb hatte man sich 1431 darauf geeinigt, dass die Einkünfte aus der Saline zu einem Viertel als Steuer abgeführt werden. Weil aber die Schulden der Stadt sogar im Laufe der Jahre noch weiter anwuchsen, forderte der Rat 1446 nunmehr die Hälfte aller Einkünfte aus der Saline ein. Darüber entbrannte jener Streit, der als »Prälatenkrieg« in die Geschichte einging. Denn die Besitzer der insgesamt 216 Siedepfannen, die »Sülzprälaten«, waren in erster Linie geistliche Institutionen aus dem Umland, welche diese Pfannen wiederum an die ortsansässigen »Sülfmeister« verpachteten. Diese Prälaten beriefen sich auf ältere Rechte, die ihnen in Verträgen von 1388 bis 1392 verbrieft worden waren und die nach ihrer Ansicht derartig erhöhte Forderungen verbieten würden. Zudem waren sie wohl

1446 ernsthaft überrascht, dass der Schuldenberg sich nach 1431 sogar noch erhöht hatte. Eine wichtige Grundkonstante in dem Konflikt bildete die freundliche Haltung, welche der Verdener Bischof Johann gegenüber der Stadt Lüneburg an den Tag legte. Denn dieser Leiter des Bistums, in dem Lüneburg lag, war mit Geldern der Stadt an sein Amt gelangt, welche deren Schulden wiederum vergrößert hatten.³²

Marksteine der weiteren Entwicklung in diesem »Prälatenkrieg« stellen folgende Ereignisse dar: Der Propst des Klosters Lüne, Diederich Schaper, der ein Wortführer der unzufriedenen Prälaten war, soll ab 1446 zugunsten eines städtisch gesinnten Propstes namens Luder Leerten ausgetauscht werden. Dies führt fortan zu einem weiteren großen Streit, bei dem auch Nikolaus von Kues immer wieder eingreifen wird.³³ Das Kloster Lüne hatte nämlich in dem »Prälatenkrieg« einen so großen Stellenwert, weil es unter den Anteilseignern an der Saline der zweitgrößte Inhaber der Rechte war.³⁴ Daran, dass die Stadt auf die Besetzung des Propstes derart Einfluss nahm, ist im Übrigen erkennbar, dass die »Prälatenpartei« nicht unbedingt eine Einheit bildete, die alle Vertreter der geistlichen Seite umfasste. Trotzdem gab es eine Mehrheit unter den Prälaten, die gegen die Erhöhung der Abgaben war.³⁵ Diese Prälaten riefen 1449 Papst Nikolaus V. an, welcher die Verträge von 1388 bis 1392 bestätigt. Papst Nikolaus dürfte persönlich über die Ereignisse in Lüneburg informiert sein³⁶ und ist zudem die höchste Instanz, die in der Ablassurkunde von 1451 namentlich erwähnt wird. Ein päpstlicher Sonderbeauftragter kommt 1450 nach Lüneburg und versucht zu vermitteln. Im selben Jahr reist auch der Herzog von

gen die mildere Sichtweise bei Springensguth 2007, S. 128, Anm. 331).

30 Gramsch 2008 als neuere Übersicht über die Ereignisse des »Prälatenkrieges«; umfassend immer noch Hergemöller 1988, Bd. I, S. 112–193; II, S. 80–155 (dazu aber insbesondere Schwarz 2021 mit Kritik und Korrekturen); aus rechtlicher Sicht Brosius 1976.

31 Gramsch 2008, S. 97.

32 Ebd., S. 114f.

33 S. u. Kap. 7.

34 Urkundenbuch des Klosters Lüne (= UB Lüne), S. 10; Gramsch 2008, S. 111.

35 Gramsch 2008, S. 113f.

36 Brosius 1976, S. 109–112.

Braunschweig-Lüneburg Friedrich der Fromme, in dessen Herrschaftsbereich Lüneburg liegt, mit seiner Gattin nach Rom. Für das vorliegende Thema erscheint bemerkenswert, dass ihn dorthin in erster Linie die Aussicht darauf führt, einen Ablass anlässlich des Jubeljahres zu erhalten.³⁷ Die römische Seite beharrt jedoch auf ihrer Ablehnung und setzt zunehmend das Mittel von Exkommunizierungen und Interdikten ein. Hier übernimmt fortan Nikolaus von Kues eine wichtige Rolle, der ja sogar 1451 im Auftrag des Papstes nach Deutschland reist.³⁸ Höhepunkt der Auseinandersetzung bildete die Herrschaft eines neu eingesetzten Rats, der seit 1454 regiert. Im Zuge dieser Auseinandersetzungen wird der Lüneburger Bürgermeister Johann Springintgut gewissermaßen zu einem Märtyrer der städtischen Seite, als er während einer Haft verstirbt.³⁹ Doch der Neue Rat erfüllt die in ihn gesetzten Hoffnungen nicht. Somit wird 1456 der Alte Rat restituiert.

Zunehmend sind nun auch äußere und übergeordnete Mächte beunruhigt über die Lüneburger Verhältnisse und greifen ein. Insbesondere die Hansestädte und der Kaiser fordern einen Kompromiss, der sich dann seit 1457 abzeichnet. Diesen lässt der Lübecker Domherr Albert Krummdiek mit einer päpstlichen Urkunde während einer Romfahrt 1462 absegnen, zu welcher er vom Lüneburger Rat beauftragt wird. Der Aufenthalt in Italien dauert auch deshalb so lange, weil erneut Nikolaus von Kues eingreift.⁴⁰ Im Schiedsspruch zu Reinfelden von 1462 wird der »Prälätenkrieg« für beendet erklärt. Er sieht vor, dass bestimmte Kontingente aus den Einkünften der Saline für einen bestimmten Zeitraum der Schuldentilgung dienen sollen. Letztlich hat auch diese Einigung nicht zum Ende der Lüneburger Schuldenkrise geführt.

Die Ablassurkunde, die im Mittelpunkt der Betrachtungen steht, ist für die Johanniskirche ausgestellt. Daher lohnt ein Blick auf die dort herrschenden Verhältnisse, die nämlich ein weiteres Feld der Auseinandersetzungen im »Prälätenkrieg« darstellten. Man muss sich dabei zusätzlich vergegenwärtigen, dass die Kirche in dieser Zeit noch den Anblick einer Baustelle kurz vor Abschluss der Arbeiten bot.⁴¹ Erst 1406 hatte die Stadt das Patronat über die Kirche übernommen.⁴² Aber diese Trennung von auswärtigen Einflüssen war damit noch nicht hinreichend vollzogen.⁴³ Denn der Archidiakon, der weitreichende kirchenrechtliche Befugnisse besaß, hatte ebenfalls seinen Sitz in St. Johannis. 1444 kam es zu Konflikten bei dessen Amtsbesetzung. Deshalb wurde St. Johannis zu einer selbstständigen Propstei umgewandelt. Dabei wurden verschiedene Funktionen, welche unter anderem der Archidiakon zuvor innehatte, auf den Propst vereinigt. Natürlich ließ sich die Stadt auch diese Umgestaltung Geld kosten, wobei sie auf das Wohlwollen von Bischof Johann zählen konnte. Trotzdem prozessierten einige Geistliche noch lange Zeit dagegen. Als Propst wurde 1448 Leonard Langen eingesetzt, der fortan als einer der vehementesten Vertreter der städtischen Seite im »Prälätenkrieg« auftrat.

In diese angespannte Situation fällt nun also:

5. Nikolaus von Kues und die Legationsreise 1451/52

Nikolaus' von Kues Leben und Werk steht im Mittelpunkt zahlreicher moderner Forschungen.⁴⁴ Er wurde 1401 in Kues an der Mosel in einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie gebo-

41 Voigt 2012, S. 15.

42 Michael 2010; Voigt 2012, S. 18f.

43 Gramsch 2008, S. 102–110.

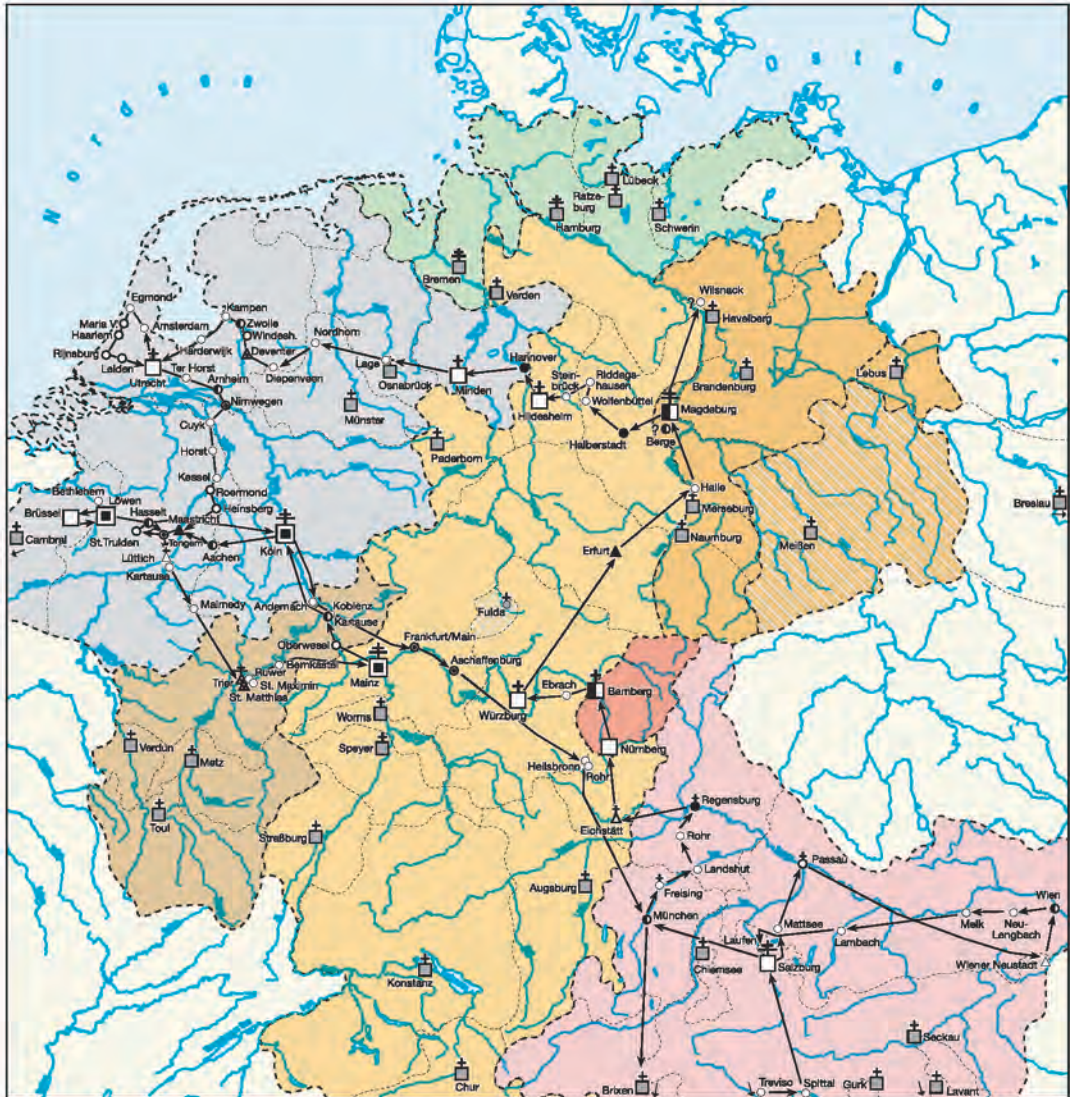
44 In dem wissenschaftlichen Projekt AC werden seit 1976 chronologisch alle Nachrichten aus dem Leben des Kardinals verzeichnet und kommentiert. Zudem bieten zwei Überblicksdarstellungen aus jüngerer Zeit einen leichten Zugang zu Leben und Werk: Peroli 2023; Brösch 2014.

37 Ebd., S. 111; Hergemöller 1988, Bd. 1, S. 130.

38 Gramsch 2008, S. 112; s. u. Kap. 5–7.

39 Springensguth 2007.

40 S. u. Kap. 8.


**Zahl der belegten oder
erschlossenen Aufenthaltstage**

○	1	†	Bischofssitz
◦	2	✚	Metropole
●	3	††	Sonstige (Erz-) Bischofssitze
◐	4	⦿	Abtei
◑	5	↔	Reiseweg
◒	6	?	Aufenthalt unsicher
◓	7		
◔	8		
◕	10		
◖	11-15		
◗	16-20		
◘	über 20		

Kirchenprovinzen

	Köln
	Magdeburg
	Mainz
	Salzburg
	Trier
	Bremen/Hamburg
	Diözesangrenzen

exemte Bistümer/Abteien

	Bamberg
	Meißen
	Fulda

0 25 50 100 200 300 400km

Entwurf: Karl-Heinz Zaunmüller · Kartographie: Michael Grün

 Quellen: - Acta Cusana, Quellen zur Lebensgeschichte des
Nikolaus von Kues, Bd. I/3a, Hamburg 1996, Nr. 964

- Meuthen, Erich, Itinerar 1995, S. 473-502

- Großer Atlas zur Weltgeschichte, Braunschweig 1991

Abb. 4 Itinerar der Legationsreise 1451/52

ren.⁴⁵ Nach seinem Studium ist er bald in geistlichen Diensten unter den Trierer Erzbischöfen nachzuweisen, in deren Auftrag er am Basler Konzil teilnahm. Obwohl er anfangs auf der Seite der Konziliaristen stand, wendete er sich bald der päpstlichen Seite zu, die er nunmehr lautstark vertrat. Mit dem seit 1447 amtierenden Papst Nikolaus V. verband ihn seit längerem eine intensive Freundschaft. 1450 wurde er zum Kardinal ernannt. In dieser Eigenschaft unternahm er 1451 bis 1452 jene Legationsreise durch Mitteleuropa, auf der auch die vorliegende Urkunde für Lüneburg entstanden ist. Ebenfalls 1450 wurde er zum Bischof von Brixen im heutigen Südtirol ernannt, allerdings konnte er sich dort nie durchsetzen. Deshalb ist er seit Ende 1458 wieder in erster Linie an der römischen Kurie anzutreffen, wo er Leitungsfunktionen übernahm. 1464 starb er während der Vorbereitungen zu einem Kreuzzug gegen die Türken. Bekannter ist Cusanus aber für sein umfangreiches schriftstellerisches Werk, das ihn als einen allseits interessierten Frühhumanisten zeigt.⁴⁶ Dabei neigt er einem spekulativen Neuplatonismus zu, was ihn für philosophische und geistesgeschichtliche Fragen bis heute interessant macht.

Die Legationsreise 1451/52 stand unter Zeichen eines wiedererstarkenden Papsttums nach dem Ende des Basler Konzils 1449.⁴⁷ Mit dem Schwung, der von der ersten Verkündung des Jubeljahres 1450 nach fast 100 Jahren Pause ausgehen sollte, wollte die Kirche zugleich eine Zeit des Friedens, eine neue Bindung an Rom sowie eine allgemeine Reformation einleiten. Gerade die Einwohner der deutschen Lande sollten mit dem Papsttum versöhnt werden,

45 Peroli 2023, S. 13–88; Brösch 2014, S. 31–103 als Überblick über Cusanus' Biografie und mit weiterer Literatur.

46 Peroli 2023; Brösch 2014, S. 131–352 als Überblick über Cusanus' literarisches Schaffen und mit weiterer Literatur.

47 Peroli 2023, S. 48–53; Brösch 2014, S. 59–74 als Überblick zur Legationsreise und mit weiterer Literatur. Vertiefend dazu: Koch; Meuthen 1989; 1995; Schneider 2010.

da deren Vertreter bei den vorangegangenen Streitigkeiten eher auf der Seite der Konzilien gestanden haben. Deshalb wurde mit Nikolaus von Kues bewusst ein Muttersprachler dorthin geschickt. Die Zeitgenossen waren sich über die Einzigartigkeit dieses Vorhabens im Klaren, das ja darin bestand, die europäische Welt unter dem Dach der katholischen Kirche wieder stärker zu vereinen.

Die Planungen für die Reise begannen etwa im November 1450, wobei diese wohl immer wieder erst bei ihrem Voranschreiten genauer für die nähere Zukunft ausgearbeitet werden konnte.⁴⁸ Höchstwahrscheinlich ist in diesem Zusammenhang auch eine erste Karte Deutschlands entstanden. Dabei reiste der Kardinal mit einem ganzen Tross an Mitarbeitern und Gehilfen, wie ja bereits aus der Unterschriftenliste auf der Lüneburger Urkunde hervorgeht. Der Kanzler Thomas Livingston, dessen Vermerk dort erscheint, war ein schottischer Gelehrter. Er wurde womöglich als Sympathieträger mit nach Deutschland geschickt, weil er sich den Konzilien gegenüber freundlich gezeigt hatte.⁴⁹ Nikolaus' Sekretär Heinrich Pomert, dessen Name ebenfalls auf der Urkunde erscheint, war sogar in Lübeck geboren und in Norddeutschland mit geistlichen Pfründen versehen, unter anderem in seiner Geburtsstadt⁵⁰ und in Verden.⁵¹ Er dürfte also gerade mit den Verhältnissen in Norddeutschland vertraut gewesen sein. Das anstehende inhaltliche Programm der Reise gilt als konservativ.⁵² Darin erhält neben der Stärkung des christlichen Glaubens allgemein insbesondere die Klerusreform einen hohen Stellenwert. Zur Umsetzung sollten an vielen bereisten Orten Provinzialkonzilien abgehalten werden. Dort sollten die Geistlichen vor Ort versammelt werden, um unter dem Vor-

48 AC I/3a, Nr. 1570, S. 1043, Anm. 4 etwa zu den Unabwägbarkeiten im Hinblick auf Pestausbrüche.

49 AC I/3a, Nr. 963, Z. 21–39.

50 S. u. Kap. 8.

51 AC I/3a, Nr. 963, S. 669–670, Z. 40–48.

52 Peroli 2023, S. 52; Brösch 2014, S. 65.

sitz des Kardinals über Schritte zu einer Glaubensreformation in den Gemeinschaften zu entscheiden.

Bei diesem Erneuerungsprogramm spielte der Ablass eine zentrale Rolle:⁵³ Was den Jubiläumsablass im Zuge des Jubiläumsjahres angeht, so antwortete Rom wohl speziell auf Wünsche, die aus den besuchten Gebieten in Deutschland stammten. Offensichtlich wünschten sich viele, die im Jubeljahr 1450 daheimbleiben mussten, dass auch sie den Ablass empfangen könnten. Dabei amtierte Nikolaus von Kues laut einer Bulle im Auftrag des Papstes, der darin diesen besonderen Ablass für alle versprach, die dessen »würdig« seien.⁵⁴ Konkret auf das Lüneburger Gebiet bezogen, weist ja der bereits angesprochene Besuch des Herzogs im Jahr 1450 in Rom auf ein solches Verlangen hin, am Jubeljahr teilzuhaben. Nikolaus von Kues selbst schien während seiner Reise überrascht zu sein, wie groß das Interesse an seinen Ablässen überhaupt war, die er auch reichlich verteilte. Es gibt sogar Hinweise, dass die Einnahmen daraus diese Reise finanzierten. Allerdings fehlen genaue Informationen über deren Höhe: Wahrscheinlich war der Jubiläumsablass teuer, weshalb ihn sich nicht jeder leisten konnte.⁵⁵ Insgesamt können 21 Nachweise für seine Verleihung während der Legationsreise gefunden werden.⁵⁶ Auch für die Stadt Braunschweig hat derselbe Fürst, der ein Jahr zuvor in Rom war, den Jubelablass erworben.⁵⁷ Die 100-Tage-Ablässe hingegen dürften preiswerter gewesen sein. Deshalb hat die vorliegende Lüneburger Urkunde zahlreiche Vergleichsstücke: Derartige Ablässe mit dem-

selben Formular und fast identischem Aussehen stellte der Kardinal wahrscheinlich gut 300-mal aus.⁵⁸ Trotz ihrer Vielzahl stellen sie aufgrund ihrer sorgfältigen Herstellung echte »Schmuckstücke«⁵⁹ dar. Insbesondere sind es keine vorproduzierten Stücke, was man daran erkennen kann, dass die speziellen Einfügungen für die Ablassnehmer zusammen mit dem Umgebungstext entstanden sind. Für Cusanus selbst, so ist seinen Äußerungen zu entnehmen, war die Vergabe von Ablässen ein ernsthafter Teil seines Programms, den christlichen Glauben zu stärken. Gleichwohl erhielt die römische Kurie die Hälfte der Gelder, welche vor Ort von den Ablassnehmern gespendet wurden. Die andere Hälfte verblieb in der jeweiligen Diözese vor Ort. Unklar bleiben die Gebühren, die der Kardinal einbehält. Vereinzelt kritisierten Zeitgenossen Cusanus' Vergabe von Ablässen als Geldmacherei, insbesondere lässt die Nachricht aufhorchen, dass die Einnahmen aus dem Jubiläumsablass wohl geringer als erwartet waren.⁶⁰

Um eine weitere Dimension der Aufgaben anzureißen, welche Nikolaus von Kues bei seiner Legationsreise übertragen wurden, sei auf seinen Auftrag verwiesen, dass er etwa auch zwischen England und Frankreich im »Hundertjährigen Krieg« vermitteln und die Hussitenfrage lösen sollte.⁶¹ Er sollte also auch in Fragen vermitteln, die nicht nur den geistlichen Bereich betrafen. Somit liegt auch die Annahme nahe, dass der Kardinal ebenfalls ursprünglich hätte vorhaben können, im Lüneburger »Prälatenkrieg« entscheidend einzugreifen.

Wirft man einen Blick auf die Route, die Nikolaus von Kues genommen hat, so zeigt sich eine kreisförmige Wanderung, die nach

53 Izbicki 2019; Schneider 2010, S. 37–40; Meuthen 1989, S. 426–433.

54 *Plenaries indulgentias capacibus* (zitiert nach: Izbicki 2019, S. 81).

55 Schneider 2010, S. 45, über einen Fürsten, der seine Anfrage zurückzieht, als er von den Kosten für mehrere Ablässe erfährt.

56 Izbicki 2019, S. 89.

57 AC I/3a, Nr. 1459, S. 984f. (1451).

58 Izbicki 2019, S. 84, 87, 89; Meuthen 1989, S. 427; Schneider 2010, S. 38, Anm. 22 zu den Zahlen. Seitdem sind immer wieder Ablässe in Archiven entdeckt worden (Stewing 2021).

59 Meuthen 1989, S. 427.

60 Izbicki 2019, S. 93f.

61 Brösch 2014, S. 59f.; Meuthen 1989, S. 434f.

dem Jahreswechsel 1451 in Salzburg beginnt.⁶² Von dort hat der Kardinal fast alle deutschen Kirchenprovinzen besucht, wobei er sich in der Regel in Städten länger aufhielt. Der Stadt Lüneburg kam er bei folgenden Stationen am nächsten: in Magdeburg, wo er 16 Tage blieb, in Hildesheim mit einem ähnlich langen Aufenthalt und in Hannover, wo er sich fünf Tage aufhielt. Danach zog er weiter in die Niederlande. Es ist höchst auffällig, dass der Kardinal als einzige Kirchenprovinz Bremen und Hamburg ausgespart hat, obwohl er von Magdeburg oder Hannover einen Abstecher in den Norden hätte unternehmen können.⁶³ Im Frühjahr 1452 hat er diese Rundreise vorerst mit der Ankunft in seinem Bistum Brixen beendet.

Der Empfang des Kardinals in den Städten war formalisiert und stieß trotz mancher Vorbehalte oft auf großes Interesse der Bevölkerung.⁶⁴ In der Regel wurde der Reisetross bereits vor den Städten von einem Komitee mit großem Prunk empfangen und anschließend in die Stadt begleitet. Dort wartete bereits eine schaulustige Menge. Neben den Tagungen, die er mit den geistlichen Vertretern des jeweiligen Einzugsbereiches der Städte abhielt, predigte Nikolaus von Kues auch öffentlich vor einer großen Zuschauermenge. Hauptthema dieser Predigten an das Volk war der Ablass, wobei immer wieder die Wichtigkeit der Buße hervorgehoben wird, ohne die eine moralische Erneuerung nicht stattfinden könne.⁶⁵ Zudem empfing der Kardinal verschiedene Gesandtschaften, die Fragen an ihn herantrugen, in denen er kraft seines Amtes entschied und für die er gegebenenfalls Urkunden ausstellen ließ. Es wird berichtet, dass er unablässig bis tief in die Nacht arbeitete.⁶⁶ Auf dieser Reise kommt es

nun zum Kontakt zwischen Lüneburgern und dem Kardinal:

6. Nikolaus von Kues und Ablass für Lüneburg

Wie sich das Verhältnis zwischen der Stadt Lüneburg und Nikolaus von Kues entwickelte, während dieser seine Legationsreise unternahm, lässt sich aus Schriftstücken einer Akte nachvollziehen, die im Stadtarchiv Lüneburg aufbewahrt wird.⁶⁷ Die Akte enthält Abschriften zum Lüneburger »Prälatenkrieg«, deren Texte auszugsweise in modernen Ausgaben vorliegen. Aus einer darin enthaltenen Bittschrift sowie aus einem weiteren in diesem Zusammenhang entstandenen Schriftstück, die beide aus dem August 1451 stammen, lässt sich ein erster Kontakt zwischen Nikolaus von Kues und Lüneburgern rekonstruieren, der im Juni 1451 in Magdeburg stattgefunden hat.⁶⁸ In dieser Bittschrift erinnern Vertreter der Stadt den Kardinal an eine Gesandtschaft, welche damals bei ihm vorstellig geworden sei.⁶⁹ Bei diesem Treffen habe Nikolaus versprochen, dass er »sich nicht auf eine Partei oder einen Richter in der Angelegenheit der Saline festlegen wolle«.⁷⁰ Dieser Lüneburger Gesandtschaft dürften Luder Leerten und Leonard Langen sowie der Stadtschreiber Nikolaus Staketo angehört haben.⁷¹ Demnach haben sich also im Juni 1451 Vertreter der Stadt Lüneburg direkt an den Kardinal gewandt und ihm dabei das Versprechen entlockt, sich im »Prälatenkrieg«

67 StALg AB 22c.

68 AC I/3a, Nr. 1441, S. 974f. (1451).

69 AC I/3a, Nr. 1625, S. 1074–1076 (1451); der Text bei Hergemöller 1988, Bd. II, Nr. 39, S. 103f. enthält Fehler.

70 *Cum tamen ambasiatoribus dictorum proconsulum et consuum in Magedeborg vestra r<everendissima vestra> p<aternitas> se non velle constituere partem nec iudicem in facto saline promiserat* (AC I/3a, Nr. 1625, S. 1075, Z. 9–11 [1451]): »Eure hochverehrte väterliche Liebe« wird Nikolaus standesgemäß angesprochen.

71 S. u. zu den weiteren Gesandtschaften und AC I, Nr. 1621, S. 1073 (1451).

62 S. Abb. 4; Meuthen 1995; Schneider 2010, S. 34f.

63 S. u. Kap. 10.

64 Peroli 2023, S. 51; Brösch 2014, S. 61; Koch 1964, S. 13f.

65 Koch 1964, S. 16.

66 Brösch 2014, S. 60.

neutral zu verhalten. Hier wird also die oben angesprochene Vermutung bestätigt, dass Nikolaus von Kues bei seiner Reise auch in dieser Frage tätig wurde.

Der nächste Kontakt zwischen einem Lüneburger und dem Kardinal lässt sich einen Monat später am 28. Juli in Hannover nachweisen. Dies bezeugt der Ablassbrief, von dem die vorliegende Untersuchung ihren Ausgang nahm. Es wird mit Recht vermutet, dass diese Urkunde vom Propst Leonard Langen erreicht wurde⁷² und dass sie auf einen vergleichsweise ungetrübten Kontakt zwischen Lüneburg und dem Kardinal hinweist. Darüber hinaus dürfte Nikolaus' Sekretär Heinrich Pomert, der ja diese Urkunde gegenzeichnete, mit den Vertretern Lüneburgs schon länger persönlich bekannt gewesen sein. Denn als Lübecker Domherr war er mit den Verhältnissen an der Saline vertraut, da das dortige Kapitel große Anteile besaß. Ebenfalls hatte er als Verdener Propst im gleichen Bistum wie Lüneburg seine Pfründe. Höchstwahrscheinlich wurden bei diesem Zusammentreffen auch andere Dinge besprochen, welche die Hansestadt angingen, nämlich der Streit um die Saline, und womöglich nahmen auch weitere Lüneburger Gesandte daran teil. Es ist merkwürdig, dass diese Begegnung nicht in dem zitierten späteren Brief aus dem August erwähnt wird. Vielleicht lässt sich dieses Schweigen damit erklären, dass zur selben Zeit auch ein Vertreter der »Prälatenpartei« in Hannover bei Nikolaus von Kues vorstellig gewesen ist. Denn im weiteren Umfeld einer anderen Urkunde, die Cusanus in Hannover ausgestellt haben könnte, tritt auch Diederich Schaper auf, was auf dessen Anwesenheit in der Leinestadt hindeutet.⁷³ Mit Sicherheit gab es also ein informelles Treffen, an dem die beiden Häupter der Konfliktparteien sowie Cusanus und dessen langjähriger Sekretär beteiligt waren. Aus diesen Verhandlungen waren aber wohl aufgrund der verhärteten

Positionen keine Ergebnisse hervorgegangen. Immerhin kann die vorliegende Urkunde als ein Zeichen gelten, dass die Beteiligten wohlwollend auseinander gegangen sind.

Die nächste Nachricht, welche Vertreter Lüneburgs mit Nikolaus von Kues zusammenbringt, stammt vom Verdener Bischof Johann. Er schreibt am 4. August einen Brief an den päpstlichen Legaten, in dem er sein Bedauern äußert, dass dieser seine Reiseroute geändert habe.⁷⁴ Denn ursprünglich habe der Kardinal angekündigt, nach Bremen zu reisen, wobei Verden auf dem Weg gelegen hätte. Nun habe er aber gehört, dass sein Briefpartner von Hannover aus nach Minden weiterreisen würde, wo Nikolaus von Kues auch nachweislich bis zum 9. August blieb. Als Überbringer dieser Nachricht über Cusanus wird Leonard Langen genannt, was darauf schließen lässt, dass Nikolaus von Kues ihn gut kennt und auch zu diesem Zeitpunkt schätzt. Trotz der Veränderung der Reiseroute bittet Bischof Johann um einen Besuch des Kardinals in Verden. Dabei verweist er insbesondere auf das Verlangen nach der Verkündigung des Jubiläumsablasses vor Ort. Etwas dunkel deutet Johann an, dass er seinerseits aufgrund von Bedrohungen keine sichere Reise zum Kardinal auf sich nehmen könne.

Tatsächlich hat sich in der Zwischenzeit auch das Verhältnis zwischen der Stadt Lüneburg und Nikolaus von Kues verfinstert. Das wird aus dem bereits zitierten Bittschreiben deutlich, das von Mitte August stammt. Dies wurde zwar von den Bürgermeistern und Ratsmannen im Namen der Stadt verfasst, aber war in deutlicher Weise mit Bischof Johann abgesprochen. Luder Leerten, Leonard Langen und Nikolaus Staketo haben es Nikolaus von Kues höchstwahrscheinlich in Deventer am 18. August überreicht.⁷⁵ Zu Beginn ihres Schreibens

72 AC I/3a, Nr. 1539, S. 1023 (1451), Anm. 1.

73 AC I/3a, Nr. 1551, S. 1032f. (1451), Anm. 3.

74 AC I/3a, Nr. 1570, S. 1042f. (1451); Z. 6f. und Anm. 3 zu Leonard Langen.

75 AC I/3a, Nr. 1625, S. 1074–1076 (1451), Luder Leerten wird als direkt Beteiligter genannt (Z. 33). Leonard Langen wird als möglicher Empfänger des Jubilä-

versuchen die Lüneburger das Wohlwollen des Kardinals zu erreichen, indem sie darauf verweisen, dass die Stadt auch in der Zeit der Konzilien immer auf der Seite des Papstes gestanden habe – was tatsächlich in dieser eindeutigen Weise kaum nachzuweisen ist.⁷⁶ In der Zwischenzeit hätten jedoch »Feinde« versucht, die Lüneburger bei dem Kardinal zu verleumden. Davon beeinflusst habe der Kardinal »auch gegen die Bürgermeister und Ratsherren [Lüneburgs] gerichtete Briefe zu anderen Fürsten und Städten geschickt, ohne dass die Betroffenen vorher herbeigerufen oder öffentlich von einem Gericht angehört oder sogar schuldig gesprochen worden seien.«⁷⁷ Im Sinne der Abmachung von Magdeburg sei dies ein Wortbruch gewesen, wo er ja Neutralität im »Prälatenkrieg« geschworen habe. Daher fordern die Vertreter der Stadt, dass Cusanus keine weiteren Schmähschriften mehr verfasst. Ferner fordern sie, dass er einen Ort und Termin nennt, an dem die beiden Konfliktparteien vor ihm zusammenkommen sollten, die sich dann seinem Urteil unterwerfen würden. Am Ende bitten auch sie um die Gewährung des Jubiläumsablasses, wobei nun an erster Stelle der »Klerus« als Bittsteller ausdrücklich genannt wird.⁷⁸ Wenn man diese Anfrage insgesamt betrachtet, spricht aus ihr ein gehöriges Selbstbewusstsein der Stadt, denn tatsächlich beinhaltet das Schreiben in erster Linie Vorwürfe und Forderungen an den Kardinal.

umsablasses am Ende des Briefes in der Eigenschaft des Propstes erwähnt (Z. 21f.). Den Bericht über die Vorgänge in Deventer, der samt dem eingefügten Brief in einer einzigen Handschrift überliefert ist, unterschreibt wiederum Nikolaus Staketo (Z. 36).

76 Ebd., Z. 4f.; Hergemöller, Bd. I, S. 123, 140.

77 *Emuli ipsorum eos coram r. p. vestra ... diffamarunt; propter quod etiam contra eosdem proconsules et consules vestra r. p. ad aliquos principes et communitates brevia eis non vocatis nec in foro penitencie seu iudiciali auditis neque convictis direxerat* (Ebd., Z. 5–9).

78 *Item supplicanti clerus opidi Luneburgensis ... ac ... proconsules et consules et commun(itas) vestre r. p., quatenus eis et eorum subditis et inculis utriusque sexus indulgencias plenarias ... ad instar anni iubilei ... dignemini ...* (Ebd., Z. 16–18).

In diesem Augenblick der Auseinandersetzung ändert Nikolaus von Kues seine Haltung schlagartig. An die einzige Überlieferung des eben zitierten Briefes, die sich in der besagten Akte in Lüneburg erhalten hat, wird unmittelbar der Text der Antwort eingefügt, welche der Kardinal ursprünglich »eigenhändig geschrieben« hat.⁷⁹ Es ist anzunehmen, dass er diese kurz darauf niederschrieb, nachdem die Lüneburger Gesandtschaft vorstellig geworden war. Dabei dürfte er sich mit Heinrich Pomert beraten haben, weil dieser ja die norddeutschen Verhältnisse genau kannte. Denn Nikolaus von Kues ließ diese Antwort von seinem »vertrauten Sekretär« aushändigen, bei dem es sich wohl um jenen Heinrich Pomert handelte.⁸⁰ Luder Leerten empfing dieses Schreiben zu einer Zeit kurz vor dem Frühstück. Der Kardinal schreibt:⁸¹

»Die Lüneburger, die unter Hintanstellung Gottes dessen Klerus mit ungerechten Beschwerden versehen, sind keinerlei Gnade würdig, weder sie selbst noch diejenigen, die ihnen anhangen oder deren Unrecht bemänteln, solange sie in demselben verharren. Wenn sie schreiben, dass ich schon zu Gunsten der Rechte des Klerus eingegriffen habe, so war dies würdig und recht und ich will dies auch weiterhin tun; wenn sie schreiben, ich hätte

79 *Responsio eiusdem cardinalis manu propria scripta* (Ebd., Z. 23).

80 *Hora terciarum hec presens supplicatio per reverendissimum in Christo ... dominum Nicolaum miseratione divina presbyterum cardinalem fuit subscripta manu sua propria et magistro Ludero Lerteni per assertum secretarium eiusdem cardinalis presentata* (Ebd., Z. 31–34).

81 *Luneburgenses, qui deo postposito eius clero gravamina iniusta referunt, non sunt capaces alicuius gratie, nec ipsi nec eis adherentes aut eorum iniusticiam colorantes, quamdiu in hoc steterunt. Id quod scribitur me in favorem iusticie cleri scripsisse, hoc fuit dignum et iustum, et intendo semper facere. Id quod debui dixisse me non velle intromittere, hoc servavi hactenus; nam ipsi petebant quandam pretensam ordinationem prejudicalem clero confirmari, et clerus peccit per me contra eos iusticiam fieri. De neutro volui me intromittere, quia s. d. n. posuit manum* (Ebd., Z. 24–30).

mich verpflichtet, mich nicht einzumischen, so habe ich mich bislang daran gehalten, aber sie selbst haben ja eine anmaßende Anordnung zum Schaden der Geistlichkeit bekräftigen lassen, und der Klerus hat mich gebeten, gegen sie Gerechtigkeit walten zu lassen. Vom neutralen Standpunkt aus wollte ich eingreifen, weil bereits unser allergnädigster Herr seine Hand auf den Fall gelegt hat.«

Der Kardinal urteilt hier äußerst feindlich über die Lüneburger, die er als gottlos und »keiner Gnade würdig« bezeichnet. Damit greift er wörtlich auf eine Formulierung der Papstbulle zurück, mit der er beauftragt worden ist, den Ablass zu spenden.⁸² Dieses strikte und förmliche Verbot eines Generalablasses für eine Stadt, obwohl diese darum gebeten hatte, läuft nicht nur den zentralen Anliegen der Delegationsreise zuwider, Frieden zu stiften und den Glauben zu stärken, sondern bedeutet auch einen Verlust möglicher hoher Einnahmen. Insgesamt dürften dieses Verbot und sein Zustandekommen einzigartig sein.⁸³

Cusanus argumentiert, dass er einerseits sowieso Neutralität walten lassen musste, weil ja bereits der Papst persönlich mit der Sache befasst sei, deshalb habe er dies gar nicht eigens versprechen müssen. Andererseits habe er auch nie eine vollkommene Neutralität im Sinne der Lüneburger versprechen können, weil er als Kirchenmann stets für den »Klerus« eingreifen würde. Cusanus macht sich hiermit also zum eigentlichen Schutzherren des Standes, der in der Lüneburger Anfrage mit derselben Bezeichnung an der Spitze der bittenden Gruppen genannt wurde. Die »anmaßende Anordnung«, die er hier anspricht, nimmt Bezug auf einen erfolglosen Vermittlungsversuch des Verdener Bischofs im »Prälatenkrieg« zugunsten der städtischen Partei.⁸⁴ Mit seiner weiteren Argumentation gibt Nikolaus von Kues eine weit verbreitete Haltung zu erken-

nen, die fundamentalistisch erscheint: Er verteidigt hier nämlich die »Freiheit der Kirche«, die durch Raub an ihren Gütern geschmälert werde.⁸⁵ Mit diesem Kampfbegriff sollte jeder Eingriff weltlicher Mächte in die Belange der Kirche und des »Klerus« verhindert werden. Diese unversöhnliche Haltung wird fortan bestimmend für das Verhältnis des Kardinals der Stadt Lüneburg gegenüber sein.

Man kann an der Szene zwei typische Verhaltensweisen von Cusanus ablesen: zum einen die unermüdliche Arbeit des Kardinals, da offensichtlich das gesamte Treffen in den frühen Morgenstunden stattgefunden hat. Zum anderen spiegelt diese Szene eine gewisse Unausgeglichenheit von Cusanus' Charakter wider: So wird ihm bei der Bearbeitung von Schwierigkeiten anfangs oft eine nachsichtige Haltung nachgesagt, die dann genauso oft in eine verhärtete Position umschlägt.⁸⁶ Auch die Lüneburger gehen nun unverzüglich auf einen Konfrontationskurs. Sie agieren hinter dem Rücken des Kardinals, indem sie sich bei dem päpstlichen Gesandten, der ein Jahr zuvor in Lüneburg verweilt hatte, über dessen »böses« Verhalten beschwerten.⁸⁷

Seit der beschriebenen Abfuhr der Lüneburger Gesandten in Deventer erscheint kaum mehr denkbar, dass die Stadt Lüneburg einen Generalablass im Zuge des Jubeljahres erhalten könnte, was ja ursprünglich ein wichtiges Anliegen der Legationsreise war. Vielmehr nutzt der Kardinal dieses Mittel im Folgenden als Waffe gegen Lüneburg. Zum Jahr 1451 berichtet eine Lüneburger Denkschrift, die ebenfalls in der besagten Akte enthalten ist:⁸⁸

85 Gramsch 2008, S. 98f. mit Anm. 28.

86 Meuthen 1989, S. 469; Meuthen 1958, S. 88.

87 Sinistre (AC I/3a, Nr. 1630, S. 1078 [1451]).

88 *Dominus cardinalis ad ducem Sleswicensem et omnes vicinas civitates scripsit, quod Lunenburgenses clerum in bonis suis spoliarent, invitans illos, ne quancumque assistenciam eis facerent; et tandem ... eis, dum indulgencias apostolicas sicut alie civitates sibi dari instarent, negavit, nec eos ... audire voluit neque iudicialiter neque amicaliter. Et quod magis dolendum est: in litteris principum, dyocesum et civitatum ali-*

82 S. o. Kap. 5.

83 Izbicki 2019, S. 88.

84 AC I/3a, Nr. 1625, S. 1075, Anm. 4 (1451).

»Der Herr Kardinal schrieb an den Herzog von Schleswig und alle benachbarten Städte, dass die Lüneburger den Klerus an all seinen Gütern beraubten, wobei er jene aufforderte, diesen ja keine Beihilfe dabei zu leisten. Und dann verweigerte er ihnen auch noch, während sie ihn beknieten, er solle ihnen den Jubelablass wie anderen Städten geben, einen solchen Ablass und wollte sie in keiner Weise mehr hören. Und was am meisten betrüblich ist: In Briefen an Fürsten, andere Bistümer und Städte ließ er ebendiese Bürgermeister namentlich und öffentlich von dem Jubelablass ganz und gar ausschließen. Von einem derartigen Unrecht hat man unter Christen noch nie gehört.«

Laut dieser Nachricht machte Nikolaus von Kues tatsächlich den vermeintlichen Raub am Kirchengut entscheidend dafür verantwortlich, dass seine Haltung den Lüneburgern gegenüber so unversöhnlich wurde. Seine Unversöhnlichkeit steigerte sich aber demnach noch. Der geschilderte namentliche und öffentliche Ausschluss von einem Generalablass dürfte eine große Demütigung für die Bürgermeister dargestellt haben. Denn strenggenommen konnten sie damit ja an keinen großen kirchlichen Festen mehr teilnehmen, in deren Verlauf der Ablass gespendet wurde. Auch dieses jähzornige Verhalten scheint typisch für Cusanus gewesen zu sein: Der Fall reiht sich in eine Anzahl weiterer ein, in denen er Einzelpersonen, die ihm missfallen haben, unerbittlich verfolgte.⁸⁹ Trotzdem beschreibt die Quelle das Vorgehen des Kardinals einzigartig. Einer der damals amtierenden Bürgermeister war im Übrigen Johann Springintgut. Dieser Angriff von Cusanus hat eine Folge:

arum de indulgentiis premissis eosdem consules nominatum et publice ex(c)epit et exclusit (...). Cui iniurie non est par apud christianos audita (AC1/3b, Nr. 2077a, S. 1344, Z. 16–25 [1451]).

⁸⁹ Koch 1964, S. 19–21.

7. Nikolaus von Kues und der Streit um die Propstei Lüne

Wie angedeutet nimmt die Stadt Lüneburg seit Ende August 1451 verstärkt eine unversöhnliche Haltung dem Kardinal gegenüber ein. Das wird im Folgenden deutlich an dem Konflikt, der um die Besetzung der Stelle des Propstes am Kloster Lüne bereits längere Zeit schwelte. Denn dieses Kloster nahm im »Prälatenkrieg« bekanntlich eine Schlüsselstellung ein, weil es der zweitgrößte Inhaber von Siederechten in der Lüneburger Saline war.

Seit 1446 sollte der amtierende Propst Diederich Schaper auf städtisches Betreiben hin ausgetauscht werden, weil er sich wohl gegen eine Erhöhung der Saline-Abgaben aussprach. Neuer Propst sollte Luder Leerten werden. Es ist auffällig, dass diese Auseinandersetzung unmittelbar nach dem Bruch in Deventer in einer aggressiven Weise fortgeführt wird. Die Umstände sind gut dokumentiert und klingen zum Teil unglaublich.⁹⁰ Allerdings fehlt eine umfangreiche Bearbeitung dieser gesammelten Akten.

Knapp einen Monat nach dem Eklat in den Niederlanden wird ab dem 27. September 1451 ein Prozess gegen Diederich Schaper eröffnet, der wohl schon von Zeitgenossen als »Farce«⁹¹ wahrgenommen wurde. Dieser Prozess wird vom Verdener Bischof eingeleitet und findet fortan auf einem Platz, der sich außerhalb der Stadt Lüneburg und der Mauern des Klosters Lüne befindet, die nächsten zwei Monate statt. Den Vorsitz hat der Propst von St. Johannis Leonard Langen inne. Die Anklagen sind hart: Schaper wird Veruntreuung von erheb-

⁹⁰ Schwarz 2021, S. 314–331; Droste 2000, S. 163–165; Springensguth 2007, S. 118–142; grundlegend dafür immer noch Nolte 1932, S. 92–107; UB Lüne berücksichtigt das Protokoll der Prozesse ausdrücklich nicht (S. 13). Die Protokolle sind in einer Handschrift gesammelt, die im Kloster Lüne unter der Signatur Hs 12 aufbewahrt wird (AC 1/3b, Nr. 1835a, S. 1185 zur Beschreibung der Handschrift, die der Archivar Wolfgang Brandis dem Autor freundlicherweise als Digitalisat zugänglich gemacht hat).

⁹¹ Schwarz 2021, S. 319.

lichen Summen an klösterlichen Geldern vorgeworfen. Diese habe er insbesondere für die Finanzierung seiner Spielsucht und für den Unterhalt zahlreicher Geliebter eingesetzt. Die Sprache der Protokolle erscheint dabei oft böse. Dem Propst wird ein höchst unmoralischer Lebenswandel unterstellt:⁹²

»Propst Diederich hat mit etlichen Frauen rumgehurt, nämlich mit Aleken Lange, welche er auch geschwängert und mit welcher er Nachwuchs erzeugt hat; der schon [in den Akten] genannten Christina [Provestes] und Metteken Dunen war er lange Zeit ergeben; und er schenkte ihnen persönlich Kleidungsstücke und andere Schmuckstücke, die er aus dem Besitz des Klosters raubte; [alles tat er] in aller Öffentlichkeit.«

So unglaublich diese Vorwürfe klingen mögen, erscheint es nachvollziehbar, dass sie einen wahren Kern enthalten müssen. Denn die Frauen, welche hier namentlich genannt werden, dürften in der Stadt bekannt sein.⁹³

Diederich Schaper erscheint nicht persönlich zu diesen Verhandlungen. Vielmehr appelliert er insgesamt 14 Mal, also beinahe an jedem Prozesstag, mit einem Brief bei dem Legaten für Deutschland, nämlich bei Nikolaus von Kues. Darin beansprucht er ein Verfahren, das von Rom geführt werden sollte.⁹⁴ Offensichtlich findet er auch Gehör beim Adressaten, denn es wird berichtet, dass zahlreiche Briefe des Kardinals im Prozess vorgelegt werden, in denen er sich zugunsten Schapers ausspricht. Der umstrittene Prozess endet mit einer Verurteilung Schapers. Daraufhin stürmt augenblicklich die vermeintlich siegreiche Seite das Kloster, um Schaper zu verhaften. Doch dieser

92 Theodericus propositus quibusdam mulieribus fornicatus, videlicet Langen Aleken, quam eciam impregnauit et prolem ... proritauit, dictae Cristinae ac Metteken Dunen ... per longa tempora adhesit ... ipsisque de monasteriis bonis ... vestimenta aliaque denodia rapiose donauit... palam et publice (Kloster Lüne, Hs 12, S. 38); Springensguth 2007, S. 128.

93 Ebd., S. 128.

94 AC I/3b, Nr. 1835a, S. 1185f. mit Anm. 1 mit Hinweis auf weitere Einträge.

kann sich durch Flucht in einem Heuwagen knapp seiner Festnahme entziehen. Statt seiner Person wartet im Hof des Klosters ein Freund Schapers auf die Eindringlinge, der ihnen im Auftrag des Nikolaus von Kues verkündet, es werde in Braunschweig einen weiteren Prozess geben. Dieser Prozess, der 1452 stattfand und freilich besser für Schaper ausgeht, hat wohl dafür gesorgt, dass im »Prälätenkrieg« verstärkt Interdikte und Exkommunikationen eingesetzt wurden. Man müsste diese Akten genauer studieren, aber wahrscheinlich wird man hier erneut Nikolaus von Kues als Betreiber finden.⁹⁵

Zu Diederich Schaper stehen lange Zeit die Nonnen des Klosters, die das Recht zur freien Propstwahl besitzen. Auch sie greifen dabei zu dem Kampfbegriff der »Freiheit der Kirche«. ⁹⁶ Tatsächlich kann sich Luder Leerten nie als Propst durchsetzen. Vielmehr darf Diederich Schaper sogar in aufsehenerregender Weise nach Lüneburg zurückkehren, während der Neue Rat 1454–1456 regiert. Denn in dieser Zeit übernimmt er nicht nur wieder das Amt des Propstes von Lüne, sondern auch dasjenige des Propstes von St. Johannis. Allerdings muss auch er nach der Absetzung des Neuen Rates wieder verschwinden. Um die Rechte der Lüneburger Propstei hat er aber bis zu seinem Tod 1466 vor Gerichten gekämpft.

8. Nikolaus von Kues und das Ende des »Prälätenkriegs«

Seit 1457 deutet sich in dem »Prälätenkrieg« ein Ende an, wobei nach einem Kompromiss zwischen den Forderungen der Stadt und dem Beharren der Gegenpartei gesucht wird.⁹⁷ Dieser Kompromiss war 1462 so weit, dass er als vorletzte Hürde die päpstliche Zustimmung brauchte, bevor er mit anderen Fürsten in

95 Droste 2000, S. 173; auch die Chronik des Anonymus vom Prälätenkrieg von 1476 belegt etwa Cusanus' Tätigkeiten im Lüneburger »Prälätenkrieg« für das Jahr 1453, S. 308, Z. 10–16.

96 Nolte 1932, S. 107.

97 S. o. Kap. 5.

Reinfeldern als Vertrag förmlich in Kraft gesetzt werden sollte. Um die päpstliche Erlaubnis zu erlangen, wurde der Lübecker Domherr Albert Krummdiek vom Lüneburger Rat beauftragt.⁹⁸ Denn auch das Lübecker Kapitel war ein Inhaber von zahlreichen Rechten an der Saline. Weil der Rat für Ausgaben aufkam, die während der Reise entstanden, hat Krummdiek ein Rechnungsbuch geführt, das jedoch viel eher den Charakter eines Berichtes besitzt. Denn er musste insbesondere darüber Rechenschaft ablegen, warum seine Reise über zehneinhalb Monate so lange und teuer geworden ist. Daher lohnt es sich, die dort geschilderten Ereignisse im Hinblick auf das Verhältnis zwischen der Stadt Lüneburg und Nikolaus von Kues genauer zu betrachten, zumal der Text als »Gebrauchstext« nicht immer geschliffen und eindeutig formuliert ist:⁹⁹

Die erste Aufgabe für Krummdiek bestand in Rom darin, die dort ansässigen vier Lübecker Domherren von dem Kompromiss im »Prälantenkrieg« zu überzeugen. Das war kein einfaches Unterfangen, da einer der vier Domherren jener Heinrich Pomert war, der immer noch Nikolaus von Kues als Sekretär diente.¹⁰⁰ Von März bis April 1462 trifft sich Krummdiek immer wieder mit den vier Lübeckern zum Essen, wobei es hoch her ging, weil die Differenzen so groß waren und viel Wein im Spiel war, wie aus den Abrechnungen hervorgeht. Am Ende stimmen aber wohl die drei Domherren außer Heinrich Pomert dem Kompromiss zu.¹⁰¹

Im Anschluss besucht Krummdiek den Papst, dessen Amt nach dem Tod von Nikolaus V. 1455 Pius II. ausfüllt, wobei sich die Dinge problemlos zu entwickeln scheinen: Der Papst ist einverstanden und lässt sogar zu, dass Krummdiek den Text der Bulle selbst

entwerfen lässt, was unüblich ist.¹⁰² Allerdings ergibt sich dann doch ein großes Hindernis: Der Papst fordert nämlich, dass sich Krummdiek vorher das Einverständnis von Nikolaus von Kues einholen soll. Dieser hatte nach seiner erfolglosen Zeit im Bistum Brixen mittlerweile wieder leitende Aufgaben in Rom übernommen. Hier war er – ähnlich wie bei seiner Delegationsreise – ein Ansprechpartner für den Papst, was Angelegenheiten der Kirchen im deutschen Raum betraf.¹⁰³ Krummdiek vermerkt, wenn er das erste Mal Nikolaus von Kues erwähnt: »Dieser Kardinal vergiftete das ganze Vorhaben und bereitete mir große Mühe.«¹⁰⁴ Denn zunächst wird er bei dem Versuch einer Kontaktaufnahme mehrfach unter wüsten Beschimpfungen herausgeworfen. Das »Gebrüll des Kardinals« wird fortan in dem Rechenschaftsbericht ein fester Begriff, wenn Nikolaus von Kues auftritt und personifiziert ihn geradezu.¹⁰⁵ Hier schließt Cusanus' Verhalten einerseits nahtlos an seinen Jähzorn an, den die Lüneburger seit August 1451 haben spüren müssen. Andererseits war der Kardinal gerade in diesem Jahr so schwer erkrankt, dass er unter Schmerzen sein Ableben fürchtete und fast zur selben Zeit sein Testament verfasste, als Krummdiek ihn kontaktierte.¹⁰⁶ Schließlich begutachtet Nikolaus von Kues die vorformulierte Bulle doch noch, aber fordert Veränderungen, da er gewisse Dinge vorsichtiger formuliert haben möchte. Diesen Wünschen kommt Krummdiek nach. Aber bevor er persönlich wieder zu Cusanus geht, lässt der Papst zwei hohe vatikanische Geistliche zu diesem schicken, damit jene im Vorfeld vermitteln. Unter den beiden befindet sich auch der

102 Brosius 1978, S. 414.

103 Brösch 2014, S. 96f.; Meuthen 1958, S. 63f.

104 *Cardinal<is> Sancti Petri, Kusa nomine, qui cardinalis totum negocium infecit et ad magnum laborem me duxit* (Rechenschaftsbericht, S. 423).

105 *Dominus Sancti Petri* (= Nikolaus von Kues) *clamososum dedit responsum; clamores cardinalis Sancti Petri* (Ebd., S. 425); *clamosos Sancti Petri* (426); *clamos<es> domini Sancti Petri* (428).

106 Peroli 2023, S. 86.

98 Brosius 1978. Allerdings gibt Brosius Ereignisse aus dem Rechnungsbuch zum Teil anders als in vorliegender Untersuchung wieder (s.u.).

99 Brosius 1978, S. 419.

100 Brosius 1978, S. 422, Anm. 8.

101 Rechenschaftsbericht, S. 422; Brosius 1978, S. 413f.

Kardinal Nicolaus Fortiguerra, der sich im Folgenden immer wieder für den Lüneburger Gesandten einsetzt.¹⁰⁷ Doch Cusanus brüllt auch sie nur an, ohne in irgendeiner Form auf sie einzugehen. Anschließend weigern sich diese Vermittler, vorerst weiter in dieser Sache zu arbeiten. Der Text verweist in diesem Zusammenhang zum ersten Mal darauf, der Kardinal habe gewisse »Hirngespinnste« im Hinblick auf Lüneburg.¹⁰⁸ Krummdiek unterstellt Cusanus somit eine Unzurechnungsfähigkeit, die sich im ständigen Herumbrüllen und Ansätzen einer Geisteskrankheit zeigt. Nun versucht Krummdiek eine Versammlung von gewogenen Kardinälen anberaumen zu lassen, welche Cusanus bei dieser Veranstaltung überzeugen sollten. Aber ausgerechnet an dem festgelegten Tag ist Nikolaus von Kues krank.¹⁰⁹ Offensichtlich will er die ausgehandelte Einigung im »Prälatenkrieg« um jeden Preis verzögern und am Ende auch verhindern.

Dann bricht in Rom die Pest aus, weshalb der Papst die Stadt in Richtung des nördlich gelegenen Viterbo verlässt, während Cusanus in Rom bleibt. Krummdiek erscheint etwas ratlos und reist dem Papst hinterher. Schließlich erreicht er bei ihm sogar, dass dieser Nikolaus von Kues zu einer weiteren Stellungnahme auffordert. Tatsächlich kommt bald ein Bote mit einer Nachricht von Cusanus zurück, die Versöhnung verspricht. Als nun alles auf ein glückliches Ende hinzusteuern scheint, bricht für alle Versammelten völlig überraschend Nikolaus von Kues persönlich herein und bringt wieder alles durcheinander.¹¹⁰ Nach diesem Auftritt betraut der Papst erneut zwei Kardinäle, darunter wieder Fortiguerra, mit der Sache. Beide sucht ebenfalls Nikolaus von Kues wutentbrannt in Krummdieks Anwesenheit auf und erklärt ihnen, dass in dem Lübecker

Domkapitel selbst in der Lüneburger Sache keine Einstimmigkeit herrsche.¹¹¹

Nun nimmt Krummdiek einen neuen Anlauf und geht den offiziellen Weg, indem er dem Papst keinen selbst angefertigten Text vorlegt, sondern – den Gepflogenheiten entsprechend – eine Bitte an den Papst richtet.¹¹² Aber auch bei diesem regulären Weg muss Krummdiek sich zunächst die Zustimmung von Cusanus einholen. Dieser ist jedoch gar nicht mehr in Rom anzutreffen, sondern zu seinem Sommeraufenthalt ins 120 Kilometer nördlich gelegene Orvieto aufgebrochen. Wieder hat man den Eindruck, der Kardinal wolle die Einigung im »Prälatenkrieg« mit allen Mitteln zumindest verzögern. In der Sommerhitze muss Krummdiek dorthin reisen, um doch nur wieder unter Gebrüll eine Abfuhr zu erhalten.¹¹³ Zum Papst zurückgekehrt lässt er nun über Kardinal Fortiguerra als Mittelsmann die Einschätzung, dass Cusanus im Hinblick auf die Lüneburger »Hirngespinnste« habe, dem Papst in einer ruhigen Minute beibringen. Diese Art des Drucks könnte geholfen haben, denn anschließend reist Krummdiek erneut zu Cusanus, wo dieser ihm nach einer Lesart des Rechnungsbuchs wortlos die Unterschrift gegeben haben könnte.¹¹⁴

Endlich kann die Bulle ausgestellt werden. Aber auch nachdem diese ausgestellt ist, benötigt Pius II. ein letztes Mal das Zugeständnis von Cusanus für diese fast fertiggestellte Urkunde.¹¹⁵ Allerdings könnte es sich bei dieser Aufgabe auch um eine Schutzmaßnahme des Papstes gehandelt haben, legt der Autor dem Leser nahe: Demnach wollte er Krummdiek lediglich von seiner Umgebung fernhalten, weil er die grassierende Pest fürchtete. Folg-

111 Rechenschaftsbericht, S. 427.

112 Brosius 1978, S. 415.

113 Rechenschaftsbericht, S. 427f.

114 *Dominus Thianensis* [= Kardinal Fortiguerra], *qui cum omni diligencia coram papa hanc rem promovit, dando etiam pape intelligere de fantasiis Sancti Petri* (Ebd., S. 428). Anders interpretiert Brosius 1978, S. 416 diese Darstellung, er berichtet, Krummdiek sei dreimal vergeblich zu Cusanus gereist.

115 Rechenschaftsbericht, S. 430.

107 Rechenschaftsbericht, S. 425, Anm. 19.

108 *Papa per dominos Senensem et cardinalem Thianensem voluit informari cardinalem Sancti Petri ad removendum illam fantasmiam de eius capite* (S. 425).

109 Rechenschaftsber., S. 425; Brosius 1978, S. 414.

110 Rechenschaftsber., S. 426f.; Brosius 1978, S. 415.

lich könnte diese letzte Unterschrift von Nikolaus weniger bedeutend gewesen sein. Also reist Krummdiek wieder mit einem Gefühl der Verzweiflung nach Orvieto, wo er Nikolaus von Kues aber gar nicht antrifft, weil auch dort mittlerweile die Pest ausgebrochen war. Krummdiek kann nicht herausfinden, auf welchen Sitz sich der Kardinal zurückgezogen hat, was sich gut in dessen bislang geübte Verzögerungstaktik einreicht. Deshalb kehrt der Lübecker erneut unverrichteter Dinge zum Papst zurück, der sich immer noch nördlich von Rom aufhält. Auf dem Weg trifft er zufällig einen Sekretär des gesuchten Kardinals, wobei es unklar ist, ob es sich um Heinrich Pomert handelt.¹¹⁶ Beide reisen eine Weile zusammen und Krummdiek notiert, er habe Geld für den Sekretär ausgegeben, womöglich mit dem Ziel, Kontakt zu dessen Dienstherrn herzustellen, damit dieser die letzte Unterschrift gibt. Vielleicht war er damit erfolgreich. Denn er erhält nach mehreren Wochen des Wartens unter Mithilfe eines hohen norddeutschen Geistlichen, der die ganze Zeit an der Sache beteiligt war, die rechtskräftige Bulle ausgehändigt. Es könnte aber auch sein, dass sich der Papst am Ende einfach über Nikolaus von Kues hinweggesetzt hat.¹¹⁷ Auf jeden Fall resümiert Krummdiek: »Im Namen des Herrn erhielt ich erfolgreich die Bulle auch gegen den Willen der Feinde des Friedens.«¹¹⁸ Damit endet das Kapitel der 11-jährigen Beziehungen zwischen Lüneburg und Cusanus, der zwei Jahre später stirbt.

9. Einordnung des Ablassbriefes

Die Lüneburger Ablassurkunde von 1451 ist der Zeuge einer kurzen Zeit der Verständigung zwischen der Stadt Lüneburg und Nikolaus von Kues, bevor sich beide Seiten begannen zu bekämpfen. Daher ist es schwer zu beurteilen,

welchen Stellenwert sie im Leben der Gläubigen besaß. Wie aus zeitgenössischen Berichten hervorgeht, war die Bevölkerung »ablassungstüchtig«.¹¹⁹ Weil der Anbieter, in dem Fall also die Johanniskirche, obendrein eine Gebühr für den Ablass gezahlt hatte, so mag die Urkunde auch deshalb schnell zum Einsatz gekommen sein, um diese Kosten wieder einzuspielen. Unter den Terminen, die in der Urkunde für die Gewährung des Ablasses genannt werden, ist die Himmelfahrt Marias am 15. August die nächste Möglichkeit. Dieser Tag ist bei Katholiken bis heute ein hoher Feiertag. Tatsächlich fiel dieser Tag 1451 zusätzlich auf einen Sonntag. Im Vorfeld dieses Ereignisses könnten Boten die Verleihung des Ablasses in und um Lüneburg angekündigt haben.¹²⁰ Allerdings ist kaum von einer größeren Anziehungskraft auszugehen, wie sie ein Generalablass ausgestrahlt hätte. Trotzdem war dieser Ablass im Vergleich zu den anderen bisher für Lüneburg bekannten Briefen insofern neuartig, als dass er nicht zu den mittlerweile veralteten »Sammelablässen« gehörte, die außerdem nur eine Tilgung der Sünden in der Höhe von 40 Tagen versprochen. Zudem war diese Urkunde auf der Reise des päpstlichen Legaten für Deutschland entstanden, die allgemein von den Bewohnern als einzigartig wahrgenommen wurde, und somit das Zeugnis für ein besonderes Ereignis in der Gegenwart.

Diese Urkunde könnte also am 15. August den Gläubigen das erste Mal der Öffentlichkeit präsentiert worden sein. Allgemein wurden die kunstvollen Ablassurkunden eher dem »Kirchenschatz« zugerechnet und daher nicht in einem Archiv aufbewahrt, sondern in der Sakristei.¹²¹ Die Urkunde wurde für den Gottesdienst entweder auf einem Tisch ausgelegt oder häufiger an Haken oder Stangen im Altarraum aufgehängt, vergleichbar mit einem heutigen »Plakat«. Über den genauen Ort, an dem der Ablassbrief in St. Johannis präsen-

116 Ebd., S. 431.

117 Brosius 1978, S. 416.

118 *In nomine patris obtinui bullam et expediui, in-
vitis eciam certis inimicis pacis* (Rechenschaftsbericht,
S. 432).

119 Brösch 2014, S. 61.

120 Thalmann 2010, S. 243.

121 Ebd., S. 235.

tiert wurde, kann nur spekuliert werden. An einigen vergleichbaren Stücken, die während der Legationsreise ja zahlreich entstanden waren, lassen sich Spuren der Anbringung gut erkennen:¹²² Sie weisen Nagellöcher auf oder werden von Löchern durchbohrt, durch die Schlaufen gezogen sind. Bei einer Begutachtung der Lüneburger Urkunde zusammen mit der Restauratorin des Archivs waren derartige Spuren nicht erkennbar, zudem ist die Urkunde (im Gegensatz zum Siegel) in einem sehr guten Zustand.

Ebenfalls kann nicht genau ermittelt werden, zu welchem Zeitpunkt innerhalb des Gottesdienstes, dessen Besuch ja laut dem Text der Urkunde eine Voraussetzung war, der Ablass an die Gläubigen gespendet wurde. Möglicherweise wurde die Urkunde vor der Gemeinde im lateinischen Original verlesen. Besser denkbar ist jedoch eine volkssprachliche kurze Wiedergabe des Inhalts.¹²³ Die Gläubigen in Lüneburg dürften ja mit dem Text vertraut gewesen sein, da das Formular »Splendor paterne glorie« dem der anderen Ablassurkunden entsprach, die seit Jahrhunderten der Johanniskirche verliehen wurden. Um den Ablass endgültig zu erlangen, mussten sie noch »für Bau, Ausschmückung und Ausbesserung ebendieser Kirche helfend die Hand reichen«. Damit ist ein Beitrag zur Kollekte gemeint, der wohl gesondert eingesammelt wurde, weil davon die Gebühren für den Papst und den Kardinal abgeführt werden mussten. Gerade in der Johanniskirche trat diese Forderung, den Bau der Kirche zu fördern, denjenigen, die den Gottesdienst 1451 besuchten, offen vor Augen: Denn die beiden Nebenschiffe, welche im Osten an die Seitenschiffe anschlossen, wurden erst in den Jahren 1457 bis 1463 vollendet. Vielleicht geschah dies auch mit den Einnahmen aus dem vorliegenden Ablass. Auf jeden Fall war die Lüneburger Stadtgesellschaft auch noch später offen für Ablässe: So gewährt etwa der Bischof

Johann in den 1460er Jahren der Johanniskirche drei Ablässe für jeweils 40 Tage.¹²⁴

Das Verhältnis zwischen dem Aussteller der Urkunde von 1451, nämlich Nikolaus von Kues, und dem Anbieter dieses Ablasses, der Stadt Lüneburg, verschlechterte sich wenige Tage nach dem 15. August, an dem der Ablass möglicherweise das erste Mal gezeigt wurde. Daher mögen Zweifel aufkommen, ob dieser Ablassbrief gerne präsentiert wurde. Vielleicht sind die fehlenden Aufhängespuren und der gute Erhaltungszustand ein Hinweis darauf, dass die Urkunde selbst nicht oft zum Einsatz kam. Eine Ausnahme dürfte die Zeit des Neuen Rats 1454–1456 darstellen, als ja der Schützing von Cusanus, Diederich Schaper, das Amt des Propstes von St. Johannis innehatte.

10. Bewertung und Ausblick

Die Legationsreise, die Nikolaus von Kues 1451 nach Deutschland führte, hatte große Ziele: Zum einen sollte mit der Verkündung des Jubeljahres eine Reformation der Kirche eingeleitet werden, wofür die Ablässe als ein Mittel galten; zum anderen sollte der Kardinal in großen Streitfällen schlichten; insgesamt sollte er Frieden bringen. Diese Anliegen spielen schon beim ersten Treffen eine Rolle, das in Magdeburg im Juni zwischen Nikolaus von Kues und Lüneburger Gesandten stattgefunden hat. Im Mittelpunkt dürfte dabei eine Lösung des »Prälatenkriegs« gestanden haben. Mit Sicherheit hatte Cusanus hier auch Möglichkeiten gehabt, auch wenn er später behauptet, er könne schlecht eingreifen, weil die Sache bereits bei der höchsten Instanz, beim Papst läge. Ebenfalls dürften die Lüneburger damals um die Gewährung des Plenarablasses gebeten haben. Im August kommt es jedoch bei dem Treffen in Deventer zu einem großen Bruch, der sich auch in beiden Anliegen auswirkt: Das Selbstbewusstsein der Lüneburger Gesandten, die für die Interessen ihrer Stadt eintraten, stößt dabei auf Cusanus' harte Haltung.

122 Meuthen 1989, S. 427, Anm. 26

123 Thalmann 2010, S. 246.

124 StALg UA 4550 (1463), 4832 (1467), 4846 (1468).

Er argumentiert mit der »Freiheit der Kirche«, welche er durch die hohen Lüneburger Forderungen an die Salzprälaten als gefährdet sieht. Ab diesem Zeitpunkt lässt Nikolaus von Kues gegenüber Lüneburg seinem Jähzorn, von dem auch andere Quellen berichten, freien Lauf. So setzt er ausgerechnet die Verleihung des »Jubelablasses« als Waffe ein. Dieser Generalablass sollte eigentlich die Moral der Gläubigen stärken, weil seine Verleihung mit einer Gewissensprüfung verbunden werden sollte. Nikolaus von Kues enthält dieses Mittel aber den Lüneburgern vor und beginnt sogar eine Art von Privatfehde, wenn er hohe Vertreter der Lüneburger Stadt namentlich und öffentlich ausnimmt. Dieses Vorgehen erscheint heute wie damals einzigartig.

Vielleicht lässt sich sogar eine wichtige Frage beantworten, was die Route während der Legationsreise 1451 angeht, wenn man die verhärteten Fronten zwischen Lüneburg und dem Kardinal einbezieht: Denn es ist auffällig, dass Nikolaus von Kues alle Kirchenprovinzen auf seiner Reise besucht außer Bremen und Hamburg. Dies stellt in der Cusanus-Forschung ein Rätsel dar, zumal es scheint, als habe der Kardinal nach dem Besuch in Magdeburg bei seiner weiteren Reise nach Westen »auf einmal sehr viel Zeit« gehabt.¹²⁵ Damals war er in Magdeburg das erste Mal mit Vertretern Lüneburgs zusammengetroffen; in Hannover hat er mit Sicherheit weiterverhandelt. Es erscheint schwer nachvollziehbar, warum er ausgerechnet so lange Zeit in einer damals weniger bedeutenden Stadt wie Hannover verbracht hat. Vielleicht wurde er durch die – in seinen Augen – aufsässige und unnachgiebige Haltung der Lüneburger dazu bewogen, nicht in den Norden zu reisen: Denn auf dem Weg nach Hamburg hätte er zumindest durch Lüneburger Gebiet reisen müssen; auf dem Weg

nach Bremen hätte er den Hauptsitz des Bistums, in dem Lüneburg lag, besuchen müssen, nämlich Verden, dessen Bischof auf Seite der Lüneburger stand. Auch das so unversöhnliche Verhalten, das er 1462 gegenüber Krummdiek bei dessen Romfahrt an den Tag legt – also fast zehn Jahre nach den Ereignissen –, lässt vermuten, dass er sich von den Lüneburgern schwer getroffen fühlte.

Die Legationsreise von Cusanus scheiterte, wenn man ihre großen Ziele betrachtet.¹²⁶ Dies lässt sich ebenfalls an den Begebenheiten erkennen, die sich zwischen Nikolaus von Kues und Lüneburg abspielten: Der Plenarablass, der nach Cusanus' Vorstellungen eine große Reformation des Glaubens anstoßen sollte, wird den Lüneburgern verwehrt und später sogar als Waffe gegen die Stadt eingesetzt. Stattdessen erhält die Hansestadt nur jenen geringen 100-Tage-Ablass, der wahrscheinlich kaum eingesetzt wurde. Eine Reformsynode, wie sie in anderen Bistümern zur Disziplinierung der Geistlichen abgehalten wurde, findet für Lüneburg strenggenommen gar nicht statt.¹²⁷ Stattdessen stellt sich Nikolaus von Kues im Streit um die Lüneburger Propstei sogar auf die Seite eines Kandidaten, dessen Lebenswandel sittlich angreifbar erscheint: Obwohl die Umstände des ersten Prozesses gegen Diederich Schaper abenteuerlich klingen, sind Teile der Verfehlungen, etwa was die Liebesbeziehungen zu Frauen angeht, offensichtlich nicht von der Hand zu weisen. Dies scheint vielleicht sogar eine gewisse Normalität unter Geistlichen dieser Zeit abzubilden. Hier zeigt sich also, dass der Kardinal trotz aller Bemühen um eine große Reformation es doch unterlassen hat, tiefer in die Verhältnisse der Kirche einzugreifen.¹²⁸ Die Unvollendetheit der Legationsreise ist auch anhand ihrer Route abzulesen, weil die Kirchenprovinz im Norden ausgelassen wird.

¹²⁵ Meuthen 1995, S. 501. Es gibt einen knappen Hinweis auf einen weiteren Grund, weshalb das Lüneburger Gebiet nicht besucht wurde: 1451 herrschte dort »grote pestilentie« (Lüneburger Chroniken [1497], S. 142).

¹²⁶ Meuthen 1989, S. 497–499; Peroli 2023, S. 53; Brösch 2014, S. 74.

¹²⁷ Meuthen 1989, S. 450.

¹²⁸ Ebd., S. 467.

Möglicherweise sind dafür die Lüneburger mit ihrer Aufsässigkeit verantwortlich.

Die Lüneburger verhalten sich dem »verlängerten Arm aus Rom« gegenüber in der Auseinandersetzung, die nach dem Bruch im August 1451 folgt, ähnlich respektlos wie dieser: Sie strengen eine Art Schauprozess gegen Diederich Schaper, dem Mann auf Cusanus' Seite, an und wehren sich immer wieder gegen Interdikte und Exkommunikationen, hinter denen der Kardinal stehen dürfte. Auch die Darstellung von Krummdiek, der sich an Nikolaus von Kues in Rom 1462 abarbeiten muss, kann in diesen Zusammenhang eingeordnet werden: Hier macht er den Kardinal oft lächerlich, indem er ihm ein wahnhaftes Verhalten unterstellt und anstelle seines Namens die Bezeichnung »Gebrüll aus St. Peter in Ketten« verwendet.

Ebenfalls kann beobachtet werden, dass die Erinnerung an Cusanus' Tätigkeit in Lüneburg einer *damnatio memoriae* anheimfiel. In den Lüneburger Chroniken, aus denen moderne Historiker oft schöpfen, wenn es um die Rekonstruktion der Ereignisse im »Prälatenkrieg« geht, taucht er namentlich gar nicht auf. Er wird – wenn überhaupt – nur mit seinem Amt als »Legat für Deutschland« oder »Kardinal von St. Peter in den Ketten« genannt.¹²⁹ Auch bei Krummdiek ist diese Art des Verschweigens erkennbar, weil er entweder dessen Amt oder dessen »Gebrüll« nennt. Vielleicht steht dahinter die Ansicht, dass das Amt wichtiger ist als dessen Inhaber. Insgesamt ist aber eher anzunehmen, dass schon zu Lebzeiten jede Erinnerung an Nikolaus von Kues aus den Lüneburger Annalen gestrichen werden sollte.

¹²⁹ Lüneburger Chroniken [1497], S.142 direkt zum Jahr 1451; Chronik des Anonymus [1476], S.308.

Die Anmerkung, die ein Archivar später auf die Urkunde schrieb, welche den Ausgangspunkt der vorliegenden Untersuchung gebildet hat, schließt dieses Vergessen ab: »Urkunde und Ablass, gegeben von einem gewissen Nikolaus, Kardinal und Legat des Apostolischen Stuhls, für die Johanniskirche.«¹³⁰ Offensichtlich wusste dieser Archivar nichts weiter mit dem Namen anzufangen als das, was der Text der Urkunde enthält. Dieser Ablassbrief ist also insgesamt ein Sinnbild für den kurzen Augenblick der Verständigung, die zwischen Cusanus und der Stadt Lüneburg stattgefunden hat, aber mehr noch für das Scheitern von Cusanus' Legationsreise.

In Lüneburg wird hingegen bis heute an einen Gegner von Nikolaus von Kues erinnert. Der Springintgutturm erhielt seinen Namen 1530 nach dem dort 1455 verstorbenen Bürgermeister. Dieser Turm existiert zwar nicht mehr, aber die Pflasterung vor der Ritterakademie weist immer noch auf ihn hin, ebenso wie der Name der daran vorbeiführenden Straße »Am Springintgut«. Obendrein kann man ein Gedenkbild für den Bürgermeister im Museum Lüneburg sehen.¹³¹ Es zeigt den Bürgermeister im Augenblick seines Ablebens, da er seine Seele in Form eines kleinen Männchens aushaucht. Diese Darstellung wird als ein Protest gegen das Interdikt gedeutet, das über Lüneburg – möglicherweise mit Cusanus' Unterstützung – verhängt wurde. Ebenso deutlich ist dieses Bild auch ein Protest gegen Cusanus' Verfügung, Springintgut 1451 vom Jubelablass namentlich auszuschließen. Denn auch ohne diesen Ablass findet seine Seele hier ihren Weg zu Gott.

¹³⁰ Abb. 2 und Transkription im Anhang.

¹³¹ Pilgerspuren 2020, S.176f.

Anhang

Transkription und Übersetzung der Urkunde:
 »Nikolaus von Kues stellt der Johanniskirche
 von Lüneburg einen Ablass aus« (28.7.1451 –
 StALg UA3859)¹

(1) Nicolaus<,> miseratione divina t[ituli] sancti
 petri ad vincula sacrosancte Roman[nae] eccl[es]
 ie p[re]sbyte[r] cardinalis<,> ap[osto]lice sedis
 (2) per Alamaniam legatus universis et singulis
 Ch[rist]i fidelibus sal[u]t[e]m in d[omi]no sem-
 piternam<.> **Inter sanctor[um] solemn[i]a sancti**
(3) Johannis baptiste nativitas eo solemnus
est veneranda<,> quo ip[s]e de aluo sterilis ma-
tris procedens fecundus virtutibus<,> (4) sacris
eulog[i]is et facundus fons<,> ap[osto]lor[um]
labium et silencium [pro]phetar[um] in terris
Chr[ist]i<,> presenciam caliginantis mundi (5)
lucernam ignorancie obtectis tenebris inibi pre-
conio et indicis signo mirifice nunciavit<:> Cu-
piantes igitur<,> ut p[a]rochi<-> (6) alis eccl[es]
ia sancti Johannis baptiste Luneburgen[sis] Ver-
den[sis] dioc[esis] congruis honoribus frequen-
tetur fideles[que] ipsi eo libentius (7) devotionis
causa confluant ad eandem<,> quo inibi dono ce-
lestis gratie uberius conspexerint se refectos<,>
de omni<-> (8) potentis dei misericordia ac be-
ator[um] petri et pauli ap[osto]lor[um] eius mer-
itis et auctoritate confisi Omnibus vere peni= (9)
tentibus et confessis<,> qui in Nativitatis<,> cir-
cumisionis<,> epiphanie<,> Resurrectionis<,>
Ascensionis et corporis domini (10) n[ost]ri jesu
Ch[rist]i<,> penthecostes necnon Nativitas<,>
Purificationis<,> Annunciacionis<,> Assump-
tionis[que] b[e]ate marie virginis (11) et Na-
tivitatis beati Johannis baptiste dictor[um]que
petri et pauli ap[osto]lor[um] ac ip[s]ius ecclesie
dedicationis et patroni festi= (12) ivitatibus<,>
celebritate quo[que] omnium sanctor[um] ean-
dem eccl[es]iam devote visitaverint et divinis in-
terfuerint ibidem at[que] (13) de bonis sibi a deo
collatis pro eiusdem eccl[es]ie structura et ipsius

¹ Ergänzungen stehen in spitzen, Auflösung von Abkürzungen in eckigen, die Zeilennummerierung in runden Klammern. Das Formular »Inter sanctorum solemnia« ist fett gedruckt, das Formular »Splendor paterne glorie« kursiv.

ornamentorum augmento et reparacione manus
 por= (14) rexerint adiutrices<,> Centum dies de
 iniunctis eis penitentiis misericorditer in domino
 relaxamus presentibus per= (15) petuo duraturis<.>
 Datum in honover Minden[sis] dioc[esis]
 sub n[ost]ro sigillo die mercurii vicesimo octava
 mensis Julii Anno (16) a nativitate d[omi]ni
 millesimoquadringsesimoquinguesimopri-
 mo pontificatus sanctissimi in Ch[rist]o p[at]ris
 et domini<,> (17) n[ost]ri domini Nicolai divina
 providentia p[ap]e Quinti Anno Quinto

<auf der Plika:> H. Pomert <unter der Plika:>
 Visa. T. L.

<auf der Umseite Registratur eines Archivars:>
 l[itte]ra indulgentiaque data a quod[am] Nico-
 lao cardinali & legato ap[osto]lice sedis ecclesie
 s[an]cti Iohannis

(1) Nikolaus, durch göttliche Barmherzigkeit
 Kardinalspriester der Titelkirche St. Peter in
 den Ketten der ehrwürdigen Römischen Kirche
 <und> (2) Legat des Apostolischen Stuhls für
 Deutschland <wünscht> ewiges Heil im Herrn
 allen Gläubigen Christi zusammen und jeden für
 sich. **Unter den Festen für die Heiligen ist (3) die
 Geburt des Heiligen Johannes des Täufers deswe-**
gen desto festlicher zu verehren, weil er – selbst
aus dem Schoß einer unfruchtbaren Mutter
hervorgegangen und reich an Tugenden (4) <so-
wie> an heiligen Gaben und eine beredte Quelle,
Mund der Apostel und Schweigen der Propheten
– auf Erden die Gegenwart Christi (5), die Leuchte
für die düstere Welt, denen, die vom Schatten
der Unwissenheit umfungen waren, ebendort
durch seine Verkündigung und seinen Finger-
zeig wundersam angekündigt hat: Wir bestim-
men daher, damit die Pfarrkirche (6) des heiligen
Johannes des Täufers in Lüneburg im Bistum
Verden mit den ihr gebührenden Ehren zahlreich
besucht wird und die Gläubigen eifriger (7) we-
gen der Verehrung zu ebendieser <Kirche> hin-
kommen, wo sie sehen mögen, dass sie ebendort
reichlich gesättigt werden durch das Geschenk
der himmlischen Gnade: Im Vertrauen auf (8)
die Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes und
auf die Verdienste und die Vollmacht seiner hei-

ligen Apostel Petrus und Paulus, gewähren wir allen wahrhaften (9) Büßern und Bekennern, die am Geburtstag, an der Beschneidung, der Erscheinung, am Osterfest, an Himmelfahrt und Fronleichnam (10) unseres Herrn Jesus Christus, zu Pfingsten und nicht zuletzt am Geburtstag, Reinigung, Verkündigung und Himmelfahrt der heiligen Jungfrau Maria (11) und am Geburtstag des heiligen Johannes des Täufers, <am Tag> der besagten heiligen Apostel Petrus und Paulus sowie am Weihetag der Kirche selbst und (12) den Festtagen des Schutzherrn, auch am Festtag Allerheiligen diese Kirche andächtig besuchen und ebendort an einem Gottesdienst teilnehmen werden und (13) die von dem ihnen durch Gott verliehenen Vermögen für Bau, Ausschmückung und Ausbesserung ebendieser Kirche helfend die Hand (14) reichen, einen Ablass von hun-

dert Tagen von den ihnen auferlegten Bußen barmherzig in Gott kraft dieser (15) ewig gültigen Urkunde. Gegeben in Hannover im Bistum Minden unter unserem Siegel, am Mittwoch, am 28. [Tag] des Monats Juli, (16) im Jahr der Geburt des Herrn 1451, im fünften Jahr des Pontifikats unseres heiligsten Vaters und Herrn in Christus, (17) unseres Herrn Nikolaus V., durch göttliche Fügung Papst<.>

<auf der Plika, d. h. »Falz«:> H.<einrich> Pomert <Nikolaus von Kues' Sekretär> <unter der Plika:> Visa. T.<thomas>. L.<ivingston – Leiter von Cusanus' Kanzlei>

<auf der Umseite Registratur eines Archivars:> Urkunde und Ablass, gegeben von einem gewissen Nikolaus, Kardinal und Legat des Apostolischen Stuhls, für die Johanniskirche

Quellenverzeichnis

Acta Cusana (= AC). Quellen zur Lebensgeschichte des Nikolaus von Kues. Hg. von Erich Meuthen und Hermann Hallauer. 3 Bände. Hamburg 1976–2026 (voraussichtlich).

Die Chronik des Anonymus [vom Prälatenkrieg]. Geschrieben 1476, in: *Die Chroniken* (1931), S. 280–336.

Die Chroniken der niedersächsischen Städte. Lüneburg (Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert; 36). Hg. von Wilhelm Reinecke. Stuttgart u. a. 1931.

Lüneburger Chronik. Fortsetzungen bis 1466 (1497), in: *Die Chroniken* (1931), S. 139–147.

Der Rechenschaftsbericht des Lübecker Domherrn Albert Krummediek (1462), in: Brosius 1978, S. 419–439.

Urkundenbuch des Klosters Lüne (= UB Lüne). Herausgegeben von Dieter Brosius. Hannover 2011.

Urkundenbuch der Stadt Lüneburg (= UB Lg). Bearbeitet von Wilhelm Friedrich Volger. 3 Bände. Hannover u. a. 1872–1877.

Literaturverzeichnis

Bockmann, Hartmut; Dormeier, Heinrich: *Konzilien, Kirchen- und Reichsreform (1410–1495)*. Stuttgart 2005.

Brandt, Ahasver von: *Werkzeug des Historikers*.

Eine Einführung in die historischen Hilfswissenschaften. Stuttgart u. a. 151998.

Brösch, Marco (Hg.): *Handbuch Nikolaus von Kues. Leben und Werk*. Darmstadt 2014.

Brosius, Dieter: *Die Rolle der römischen Kurie im Lüneburger Prälatenkrieg (1449–1462)*, in: *Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 48, 1976, S. 107–134.

Brosius, Dieter: *Eine Reise an die Kurie im Jahre 1462. Der Rechenschaftsbericht des Lübecker Domherrn Albert Krummediek*, in: *Quellen und Forschungen aus italienischen Bibliotheken und Archiven* 58, 1978, S. 411–440.

Diederich, Toni: *Das große Siegel des Kardinals Nikolaus von Kues (1401–1464)*, in: *Herold-Jahrbuch N. F.* 19, 2014, S. 29–51.

Dieter, Theodor; Thönissen, Wolfgang (Hg.): *Vorgeschichte des Ablassstreits 1095–1517. Kirchliche Verlautbarungen, Recht, Theologie, Liturgie, Predigten, Ablassbriefe*. Freiburg/Br. 2021.

Droste, Heiko: *Schreiben über Lüneburg. Wandel von Funktion und Gebrauchssituation der Lüneburger Historiographie (1350 bis 1639)*. Hannover 2000.

Gramsch, Robert: *Städtische Gesellschaft und Kirche im sogenannten »Lüneburger Prälatenkrieg« (1446–62)*, in: Sabine Klapp; Sigrid Schmitt (Hg.): *Städtische Gesellschaft und Kirche im Spätmittel-*

- alter. Kolloquium Dhaun 2004. Stuttgart 2008, S. 93–122.
- Hergemöller, Bernd-Ulrich*: »Pfaffenkriege« im spätmittelalterlichen Hanseraum. Quellen und Studien zu Braunschweig, Osnabrück, Lüneburg und Rostock, 2 Bde. Köln u. a. 1988.
- Izbicki, Thomas*: The Legate grants indulgences: Cusanus in Germany in 1450–1453, in: Thomas Izbicki; Jason Aleksander; Donald Duclow (Hg.): Nicholas of Cusa and times of transition. Essays in honor of Gerald Christianson. Leiden u. a. 2019, S. 81–95.
- Koch, Josef*: Der deutsche Kardinal in deutschen Landen. Die Legationsreise des Nikolaus von Kues (1451/52). Trier 1964.
- Laudage, Christiane*: Das Geschäft mit der Sünde. Ablass und Ablasswesen im Mittelalter. Freiburg/Br. 2016.
- Lux, Thomas*: Aspekte des Lüneburger Ablasswesens vom 13. Jahrhundert bis 1520, in: Peter Knüvener, Esther Meier (Hg.): Lüneburg: Sakraltopographie einer mittelalterlichen Stadt. Ilmtal-Weinstraße 2019, S. 47–58.
- Meuthen, Erich*: Die letzten Jahre des Nikolaus von Kues. Biographische Untersuchungen nach neuen Quellen. Köln 1958.
- Meuthen, Erich*: Die deutsche Legationsreise des Nikolaus von Kues 1451/1452, in: Bernd Moeller, Hartmut Boockmann u. a. (Hg.): Lebenslehren und Weltentwürfe im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Politik, Bildung, Naturkunde, Theologie. Bericht über Kolloquien der Kommission zur Erforschung der Kultur des Spätmittelalters 1983 bis 1987. Göttingen 1989, S. 421–499.
- Meuthen, Erich*: Das Itinerar der deutschen Legationsreise des Nikolaus von Kues 1451/52, in: Jürgen Miethke, F. E. Reichert u. a. (Hg.): Papstgeschichte und Landesgeschichte. Festschrift für Hermann Jakobs zum 65. Geburtstag. Köln u. a. 1995, S. 473–502.
- Michael, Eckhard*: Das Jahr 1406 und das Patronat des Rates über St. Johannis in Lüneburg, in: Lüneburger Blätter 32, 2010, S. 107–119.
- Nolte, Ernst*: Quellen und Studien zur Geschichte des Nonnenklosters Lüne bei Lüneburg; 1. Die Quellen. Die Geschichte Lünes von den Anfängen bis zur Klostererneuerung im Jahre 1481. Göttingen 1932.
- Peroli, Enrico*: Nikolaus von Kues. Ein Handbuch zu Leben und Werk. Hamburg 2023.
- Pilgerspuren*. Wege in den Himmel. Von Lüneburg an das Ende der Welt. Petersberg 2020.
- Peter, Elmar*: Lüneburg. Geschichte einer 1000jährigen Stadt. 956–1956. Lüneburg²1999.
- Reinecke, Wilhelm*: Geschichte der Stadt Lüneburg, 2 Bde. Lüneburg 1933.
- Schneider, Herbert*: Der »lange Arm« des Vatikan. Anmerkungen zur Legationsreise des Cusanus nach Deutschland 1451, in: Andreas Meyer (Hg.): Kirchlicher und religiöser Alltag im Spätmittelalter. Akten der internationalen Tagung in Weingarten, 4.–7. Oktober 2007. Ostfildern 2010, S. 33–46.
- Schwarz, Brigide*: Zwei Lüneburger Pröpste aus Hannover im 15. Jahrhundert, in: dieselbe: Alle Wege führen über Rom. Beziehungsgeflecht und Karrieren von Klerikern aus Hannover im Spätmittelalter. Göttingen 2021, S. 293–346.
- Springensguth, Silke*: Tod im Turm. Die Rolle persönlicher und sozialer Beziehungen in Konflikten des Mittelalters am Beispiel des Lüneburger Prälatenkrieges. Mönchengladbach 2007.
- Stewing, Frank-Joachim; Woelki, Thomas*: Zwei unbekannte Ablässe von Nikolaus von Kues entdeckt, in: <https://www.uni-erfurt.de/katholisch-theologische-fakultaet/fakultaet/aktuelles/theologie-aktuell/zwei-unbekannte-ablaesse-von-nikolaus-von-kues-entdeckt> (11.03.2021) [Zugriff 29.12.2023].
- Thalmann, Söhnke*: Ablassüberlieferung und Ablasspraxis im spätmittelalterlichen Bistum Hildesheim. Hannover 2010.
- Voigt, Martin*: Die St. Johanniskirche in Lüneburg. Der Erzählschatz mittelalterlicher Kirchen. Berlin u. a. 2012.
- Zaunmüller, Karl-Heinz*: Nikolaus von Cues und die Juden. Zur Stellung der Juden in der christlichen Gesellschaft um die Mitte des 15. Jahrhunderts in den deutschen Landen. Trier 2005.

Abbildungsnachweis

Abb. 1–2 StALG, UA, 3859 – Kardinal Nicolaus de Cusa.

Abb. 3 St. Nikolaus-Hospital/Cusanusstift 232 LVIII 4b.

Abb. 4 Aus: Zaunmüller 2005, Anhang, Karte 2. Mit freundlicher Genehmigung des Autors.

Hansjörg Rümelin

König, Kaufmann, Knochenhauer Die Besucher der Goldenen Tafel des Michaelisklosters in Lüneburg in den Jahren 1586–1611

Bernd Adam zum 60. Geburtstag

Der folgende Beitrag berichtet von einer gut 400 Jahre alten Trinkgeldabrechnung, die mehr als 400 Buchungen enthält. Zugegeben, ein etwas ungewöhnliches Unterfangen.¹

Wir bewegen uns in Europa in der Zeit des achtzigjährigen Krieges zwischen Spanien und den niederländischen Provinzen, der Zeit des sogenannten langen Türkenkrieges, des Untergangs der spanischen Armada, des achten Hugenottenkrieges mit der Krönung und Ermordung Heinrichs IV. von Navarra, des endgültigen Niedergangs der Hanse und der Schließung des Londoner Stalhofes. Nicht abreißende Entdeckungsexpeditionen, die Gründung der Niederländischen wie auch des Vorläufers der späteren Britischen Ostindienkompanie kennzeichnen die globalisierten Handelsinteressen und Machtansprüche. In London verliert Maria Stuart ihren Kopf, in Rom lässt Papst Sixtus V. den Obelisken auf dem Petersplatz aufstellen und mit Jamestown gründen englische Kaufleute ihre erste permanente Siedlung in Nordamerika. Galileo Galilei entdeckt die vier größten Monde des Jupiter und erbringt damit den ersten Beweis, dass sich nicht alles um die Erde dreht. Der sich als handlungsunfähig erweisende Regensburger Reichstag von 1608, die Gründung der Protestantischen

Union und der Katholischen Liga im gleichen Jahr sehen uns am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges.

Die kleine Eiszeit hat begonnen und wird bis an das Ende des 17. Jahrhunderts andauern. Auch Lüneburg wird immer wieder von extremen Wetterlagen mit langen Frostperioden, regelmäßigen Ilmenauhochwassern und Missernten heimgesucht. Die Pest bricht 1596 erneut aus und sucht die Stadt auch 1597 heim. Die Getreidepreise steigen, und es werden Schiffe nach Hamburg, Stade, Spanien und England geschickt, um Korn zu kaufen. In seiner Not greift der Rat auf Getreide und auch Mehl zurück, das über 100 Jahre lang auf den städtischen Kornböden gelagert worden war und vor allem von den Armen der Stadt gekauft wird. Zu all dem Elend wird den Bürgern eine nach Einkommen gestaffelte erneute Türkensteuer auferlegt, wie der Lüneburger Faktor und Chronist Heinrich Zegemann berichtet.² Kriege, Extremwetter und pandemische Seuchen begünstigen auch den Glauben an Zauberei und Himmelszeichen. Nach Donner und Blitz erscheint 1609 ein Regenbogen, »welches alte Leute Ihr Lebetage nicht gesehen haben, ist noch ein gut Zeichen der Gnade Gottes.« Jeweils an Lichtmess 1610 und 1611 verzeichnet Zegemann »erschrockliche Donnerschläge«, von denen die Astronomen 1611 meinten, es wären »Glücksschläge« gewesen, ein Regent sei geboren oder erkoren

1 Der Beitrag basiert auf dem am 17. April 2024 im Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg gehaltenen und für den Druck ergänzten Vortrag des Verf. Aufgrund der großen Anzahl von Buchungsverweisen werden für diese keine Einzelbelege in den Anmerkungen geführt, sondern die jeweiligen Buchungstage oder Jahre im Text angegeben. – Vgl. Anhang 2.

2 Zegemann 1700, S. 478f. – Der Ausbruch der Pest 1596/97 ist auch in der Chronik bis 1737 (Ratsbücherei A2°8, S. 314) überliefert.



Abb. 1 Meister von Saint Giles, *Die Messe von Saint Giles*, um 1500. Möglicherweise wird das Kernstück der Goldenen Tafel von St. Michaelis in ähnlicher Weise als ursprünglicher Altaraufsatz gedient haben.

worden. Als dann im August die Kirschbäume ein zweites Mal blühen, erscheint dies wie ein Wunder, dessen »Bedeutung die Zeit geben« werde.³ Hexenverfolgungen, wie sie in ganz Europa belegt sind, hat es auch im Fürstentum, nicht aber in der Stadt Lüneburg gegeben.⁴ Dass das Denken dennoch nicht ganz frei davon war, mag ein weiteres Zitat Heinrich Zegemanns andeuten. Für das Jahr 1601 notierte er: »Nemlich in dieser Woche nach Misericordias Domini« – also in der dritten Woche nach

³ Zegemann 1700, S. 489f.

⁴ Zu den 1610–1614 während ihrer Zeit auf ihrem Witwensitz Winsen an der Luhe von Herzogin Dorothea von Braunschweig und Lüneburg durchgeführten Hexenprozessen vgl. Brosius 1991, S. 29f., und Zegemann 1700, S. 474. – Zu den Hexenprozessen, die etwa gleichzeitig (1610–1623) unter der Regentschaft von Herzog August II. von Braunschweig und Lüneburg in Hitzacker belegt sind, vgl. Nippert 2007.

dem Osterfest – »wurden eingesetzt zwe Junge, alß Lenert Dücker und N. Purlpey, welche sich mit dem teufel zugelassen und deme Ihre Handtschrifft gegeben, dieselben sassen gefangen biß uff Petri und Pauli, da sindt sie in der Bütteley mit Ruten gestrichen, darnach frei gelassen und dem Ministerio befohlen. Sind also in St. Johannis Kirche in die Garbe Kammer« – d.h. in die Sakristei – »gebracht, dar alle Prediger zusammen gewesen und sie absolviret.«⁵ – Zwei Jungs saßen also vor 423 Jahren gut zwei Monate im Lüneburger Gefängnis, weil sie sich mit dem Teufel eingelassen hatten, wurden schwer gezüchtigt und erst dann von der versammelten evangelischen Geistlichkeit freigesprochen.

Vor diesem hier nur holzschnittartig skizzierten Hintergrund entstand die Quelle, die Gegenstand dieser Untersuchung ist.

Die außerliturgischen Öffnungen der Goldenen Tafel in Schriftquellen und Literatur

Das Objekt wiederum, das Retabel des Hauptaltars von St. Michaelis, um dessen außerliturgischen Öffnungen es im Folgenden gehen wird, war ein monumentaler Reliquienaltar mit doppelten Flügeln, dessen Schreingehäuse in seiner Mitte die Goldene Tafel aufnahm, eine massivgoldene mit Edel- und Halbedelsteinen besetzte Treibarbeit, der der gesamte Altar seinen Namen verdankte. Sie hatte wahrscheinlich seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts – und vielleicht auch von 1390 bis in die 1420er Jahre als alleiniger Altaraufsatz gedient. Diese Anordnung könnte man sich ähnlich vorstellen, wie sie der Meister von Saint Giles in seiner Altartafel mit Darstellung einer Messe in der Kathedrale von Saint Denis formulierte.⁶ (Abb. 1)

⁵ Zegemann 1700, S. 483.

⁶ Master of Saint Giles, *The Mass of Saint Giles*, um 1500, Öl auf Eichenholz, 62,3 × 46 cm, National Gallery London, NG4681. <https://www.nationalgallery.org.uk/artists/master-of-saint-giles> (Zugriff 14.04.2024). Der Hinweis auf dieses Werk ist Klaus Niehr zu verdanken.

Bartholm. Abruß des hohen Altars zu S. Michaelis in Lüneburg nebst der in selbigem gesetzter und nümmero weissen theils herabte.
Waldenzer Kupfer.

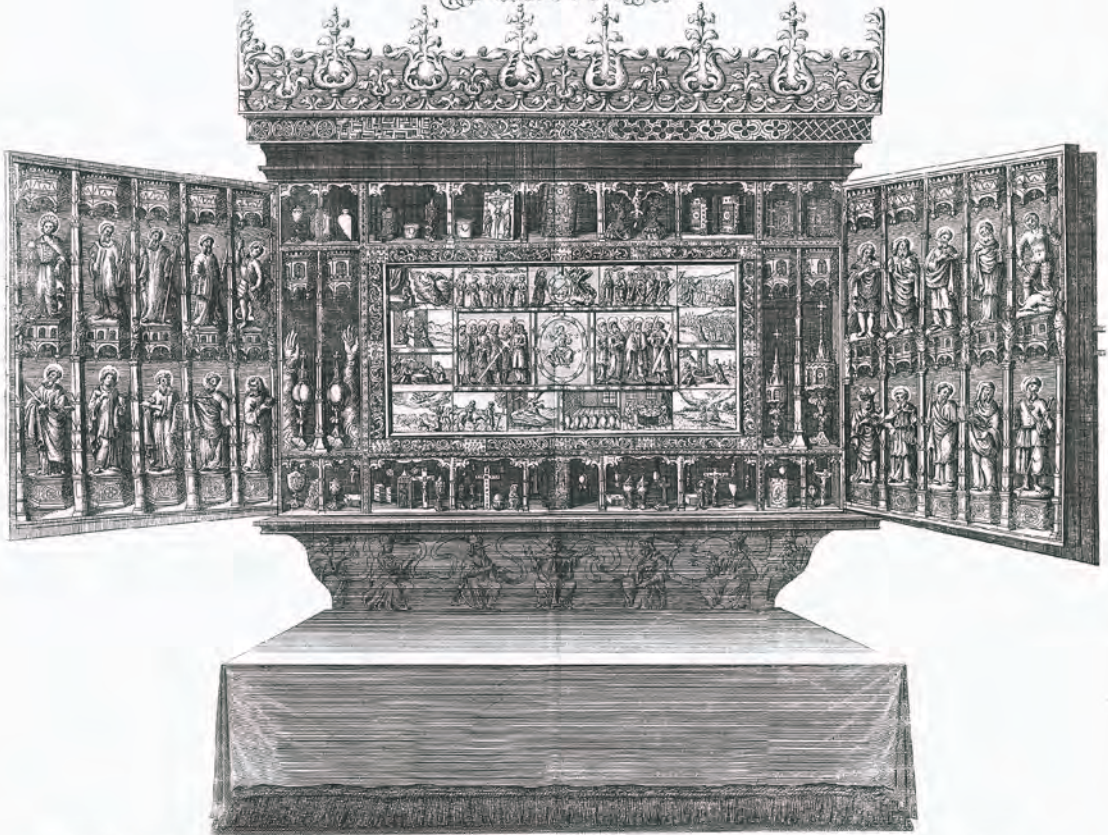


Abb. 2 Barocke Rekonstruktion des Zustandes der Goldenen Tafel vor dem Diebstahl von 1698.
Christoph Boecklin, Kupferstich. Erstveröffentlichung in Hosmann 1700.

Erst nachdem sie in Zweitverwendung nach 1422 in den neuen Wandelaltar integriert worden war, bot sich das Bild, das v. a. durch die barocke Rekonstruktion des geöffneten Altars bekannt geworden ist. (Abb. 2)

Um diese goldene Bildtafel waren zahlreiche Fächer angeordnet, die zusammen mit denen der Predella in Konstruktion, Aufteilung und Abmessungen auf die aus dem Kirchenschatz des Vorgängerbaus geretteten Reliquien und Vasa Sacra abgestimmt waren. Seine Funktion als Reliquienretabel konnte der Hochaltar indessen nur wenig mehr als hundert Jahre erfüllen. Denn seit der Reformation, der sich das Kloster 1532 anschloss, wurde er zwar gelegentlich noch als Abendmahlsaltar verwendet,

der Reliquienschrein aber nurmehr als Tresor genutzt und gegen Gebühr als musealisierte Schatz- und Wunderkammer präsentiert.⁷ Erst 1595, also nach mehr als 60 Jahren, wurde der Schrein erstmals wieder während eines Gottesdienstes geöffnet.⁸

Altarschrein und Predella waren durch verborgene Schlösser, der Bereich unmittelbar vor dem Hochaltar durch ein eisernes, zwei Meter hohes Gitter und der gesamte über der Krypta

⁷ Zur Ausstattung und Funktion des Chorraumes von St. Michaelis bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts Rümelin 2021, hier S.19. Vgl. auch Rümelin 2018b und Arnulf 2019. Zum Reliquienschatz der Goldenen Tafel zuletzt Henke 2018; ders. 2019.

⁸ LUB Nr. 1537; Gebhardi 1857, S.70f.

angehobene Chor durch hohe steinerne Chorschranken und einen Lettner gesichert. Zusätzlich hatte Adolf v. Münchhausen die Schlösser der Verbindungstür zwischen der heute nicht mehr bestehenden Vorhalle an der Südseite der Kirche und der östlich anschließenden von Postschen Kapelle mit Blei vergießen lassen. So hoffte man noch 1601 ein Eindringen in die Kirche zu verhindern.⁹ Die Verantwortlichen des Klosters gingen deshalb davon aus, dass ihre Maßnahmen zum Schutz der Goldenen Tafel ausreichten. Wie vergleichsweise einfach sie aber überwunden werden konnten, zeigten die Plünderungen der Goldenen Tafel in den Jahren 1644 und 1698, die in letzter Konsequenz die Vernichtung fast der gesamten gewachsenen Kirchengestaltung durch den Landschaftsdirektor Friedrich Ernst von Bülow am Ende des 18. Jahrhunderts zur Folge hatten.

Das Objekt war also bereits von seiner Konstruktion her, die als Wandelaltar in ihrer letzten Stufe der Öffnung den Blick auf den Reliquien- und Kirchenschatz preisgab, auf eine inszenierte Präsentation ausgelegt – gleichermaßen durch seinen Standort im Chor aber von der Öffentlichkeit abgeschirmt.

Spätestens seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wird die Goldene Tafel in gedruckten Topographien wie auch frühen Reise- und Stadtführern als eine der Hauptsehenswürdigkeiten Lüneburgs erwähnt.¹⁰ Dies gipfelt 1699 in der rühmenden Feststellung »wer zu Lüneburg gewesen und hätte solche nicht ge-

sehen / es eben so viel wäre / als wenn einer nach Rom kommen/ und hätte den Papst nicht gesehen.«¹¹

Zwar wird die Goldene Tafel 1515¹² und seit 1563 auch regelmäßig in Reiseberichten genannt,¹³ ihre Erwähnung ist jedoch nicht gleichbedeutend mit einem tatsächlichen Besuch. Vielmehr scheint es so, als hätten die Reisenden in ihren Berichten gelegentlich auf Hinweise zurückgegriffen, wie sie spätestens seit 1550 mit der 5. Auflage der in zahlreiche Sprachen übersetzten *Cosmographia Sebastian Münsters* vorlagen. Hier konnten sie im dritten Buch im Artikel zur »statt Leunenburger« lesen: »Es seind do [...] drey clöster/ under welchen sant Michel dz eltist/ das etwan uff dem berg gelegen/ darinn ein grosse guldine tafel mit gutem Arabischem gold beschlagen und allenthalben ummhaer/ auch die bild darin mit vilem kostbarlichen edlen gestein und trefflichen kleynotern geziert/ eins onzaelichen schatzes wert ist.«¹⁴

So gibt der dem Elsass entstammende Malteserritter und Freiherr Augustin von Mörsperg und Beffort, der sich am 10. Oktober 1590 in Lüneburg aufhielt, zwar eine vergleichsweise detaillierte Beschreibung der Tafel,¹⁵ im Register der Besucher dieses Jahres ist er jedoch nicht verzeichnet. Dies gilt ebenso für den dänischen Theologiestudenten und Praeceptor Nicolaus Sinningius, der die Tafel im Zusammenhang seines Lüneburg-Aufenthaltes am 8. Juli 1598 erwähnt¹⁶ wie auch für den

9 v. Weihe berichtet in seinen Aufzeichnungen zu den Kirchenstühlen über die Verhandlungen, die der Kellner Johann v. Harling im Oktober 1601 mit Franz Dusterhop über die östlich der Vorhalle gelegene Kapelle führte (StALg St. Mich 2547, fol. 37r, 37v). Darin wird deutlich, dass der Vorbesitzer Adolf von Münchhausen veranlasst hatte, die Schlösser mit Blei vergießen zu lassen. Dies sollte 1601 zum Schutz der Goldenen Tafel auch weiterhin so bleiben. – Auf diesen Bericht bezieht sich auch Gebhardi 1762–1798, Bd. 5 (1770), S. 191.

10 Münster 1550 (Erstausgabe 1544); Zeiller 1632–1640, S. 368f.; Merian 1654, S. 148; Hövelen 1668, S. 48f.; Uffenbach 1753, Teil 1, S. 521 (Aufenthalt in Lüneburg 1709).

11 Historische Erzählung, 1699, S. 25.

12 Der Zisterziensermönch Paul Lang besuchte das Michaeliskloster 1515 im Rahmen einer Dienstreise (vgl. Weichert 2021, S. 55) und hat die Goldene Tafel als Geistlicher zweifellos gesehen, ohne dass hier besondere Umstände vorgelegen haben dürften.

13 Schwarzwälder 1987, S. 85f.

14 Zit. n. Münster 1550, S. 864, unverändert im Text noch in der 25. Auflage, Basel 1628, S. 1190. In der ersten Auflage von 1544 (S. 480f.) und der zweiten von 1545 (S. 561f.) dagegen fehlt der Hinweis zur Goldenen Tafel im Artikel zur Stadt Lüneburg noch.

15 Schwarzwälder 1987, S. 296.

16 Ebd., S. 394, 396. – Als dänischer Besucher wird

dem hugenottischen Hochadel entstammenden Henri de Rohan, der sie im Bericht zu seiner Reise nennt, die ihn wohl 1601 auch nach Lüneburg führte. Seine Kenntnisse über die Stadt hatte er ausdrücklich der *Cosmographie Münsters* entnommen, die bereits seit 1552 in französischer Übersetzung vorlag.¹⁷ Während der Verdener Domherr (?) Hermann von Zesterfleth im Rahmen seines Aufenthaltes in Lüneburg am 2. und 3. September 1599 durch Abwesenheit des zuständigen Konventualen [v. Weihe] seine Absicht, die Goldene Tafel zu sehen, nicht verwirklichen konnte,¹⁸ lässt sich ein Besuch der Tafel nur für drei Fälle publizierter Reiseberichte glaubhaft machen. So scheinen neben dem bereits erwähnten Zisterzienser Paul Lange auch Michael Barth im April 1563¹⁹ und der Engländer Fynes Moryson wohl am 28. Mai 1591 tatsächlich vor der Goldenen Tafel gestanden zu haben (s. u.). Und umgekehrt fand der Besuch der Tafel durch den Landgrafen Moritz v. Hessen-Kassel, genannt »der Gelehrte« (1572–1632), im Bericht zu seiner Reise des Jahres 1601 keine Erwähnung, obwohl er sie nachweislich am 19. August 1601 gesehen hat.²⁰ (Abb. 20)

Während das Altarretabel, besonders seine Malerei und Skulptur wie auch die gesamte Klosteranlage in der jüngsten Vergangenheit erneut und grundlegend wissenschaftlich bearbeitet worden sind, war über den Kontext der Öffnung der Goldenen Tafel bisher kaum etwas bekannt.²¹

1598 allein der Junker Jurien [Georg] Gore am 10. April von v. Weihe verzeichnet.

17 Ebd., S. 421–423. – Lateinische Erstausgabe der *Cosmographia* Basel 1544, französische Ausgaben 1552, 1556, 1575. Englische Auszüge ab 1552 (Hantzsch 1898, S. 153–155).

18 Schwarzwälder 1987, S. 400, 402.

19 Ebd., S. 143f.

20 Zum Besuch des Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel in Lüneburg: ebd., S. 425–437 und Rümelin 2022, S. 114f. Registereintrag seines Besuches der Goldenen Tafel: StALg St. Mich. 2547, fol. 30r.

21 Die materiellen Reste der Goldenen Tafel, die Flügel des Retabels und die verbliebenen Teile ihres

Die Auswertung eines im Stadtarchiv Lüneburg verwahrten Klosterregisters, das von 1590 bis 1611, also für einen Zeitraum von gut 20 Jahren, die Einnahmen aus der Präsentation der Goldenen Tafel verzeichnet und ein gleichartiges Register für das zweite Halbjahr 1586 machen nun einige Aussagen möglich, die nachfolgend vorgestellt werden sollen.²²

Arwed Arnulf hat 2019 zwei kurze Hinweise zu diesen Registern verfasst, in denen er einige Eintragungen herausgriff, ohne sich aber die Mühe einer näheren Untersuchung der Quelle zu machen.²³ Anders lassen sich auch seine widersprüchlichen Feststellungen nicht verstehen. Einerseits sei das »Heftchen« ein »wertvolles Zeugnis« für »das Interesse vor allem protestantischer Besucher für das vorreformatorische Retabel«, andererseits stellt er ohne Faktenbasis fest: Eine »statistische Auswertung der löcherigen Dokumentation erscheint wenig sinnvoll.«²⁵ Auch die »besonders schlechte Lesbarkeit« der Quelle,²⁶ die sich in die Behauptung einer vermeintlich

Schatzes befinden sich heute in der Niedersächsischen Landesgalerie des Niedersächsischen Landesmuseums Hannover. Zu historischen, bau- und kunstgeschichtlichen Aspekten der mehr als tausendjährigen Klostergeschichte vgl. die Beiträge in Rümelin 2018a. Die jüngsten Forschungsergebnisse v. a. zur Malerei und Skulptur des Retabels finden sich in Köllermann/Unsinn 2019 und in Köllermann/Unsinn 2021. – Zwei korrespondierende Texte des Verf. werden sich weiteren Aspekten des einst bedeutendsten Kunstwerkes der Hansestadt zuwenden: »Kunst und Recht. Der erste Diebstahl an der Goldenen Tafel des Michaelisklosters in Lüneburg und seine juristische Aufarbeitung im Schatten des Dreißigjährigen Krieges« (Druckfassung des Vortrages, gehalten im Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg am 30. September 2020) und ein Beitrag, in dem die Konstruktion des vernichteten Altarschreins und der Bestand der verlorenen Reliquiare und Schatzobjekte rekonstruiert werden sollen.

22 StALg St. Mich. 2547. – Daten zum Objekt vgl. Anhang 1.

23 Arnulf 2019, S. 193f. mit Abb. 8 und Kat. 70 in Köllermann/Unsinn 2019, S. 182f.

24 Ebd., Kat. 70.

25 Arnulf 2019, S. 194.

26 Köllermann/Unsinn 2019, Kat. 70.

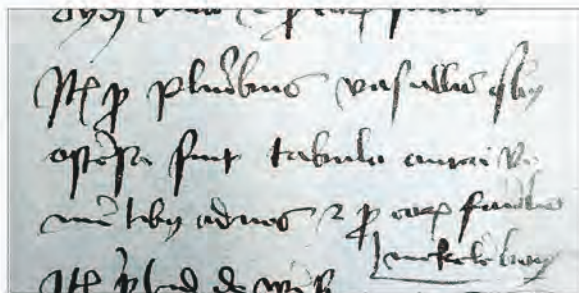


Abb. 3 Erste schriftliche Erwähnung der Goldenen Tafel mit dem Vermerk zur Präsentation für Besucher aus Mecklenburg. »Kellnerei«-Register 1482 von St. Michaelis, fol. 89r.

»liederlichen Unleserlichkeit« steigert,²⁷ wird durch die von ihm verwendeten Abbildungen zweier Doppelseiten des Registers anschaulich widerlegt.²⁸ Zwei Jahre später kam Lukas Weichert zu der zutreffenden Bewertung, dass die Existenz des Registers einen »reglementierten und gewollten Zugang auswärtiger Gäste zur Goldenen Tafel inklusive einer Vergütung für das Kloster« belege, und bemerkte, dass die komplette Auswertung des Registers »einen eigenen Beitrag wert« wäre.²⁹

Die Eintragung im »Kellnerei«-Register von 1482

Vorangestellt seien zunächst wenige Bemerkungen zu der 2021 ebenfalls von Lukas Weichert in den Raum gestellten These, bereits vor 1482 seien Präsentationen des Reliquienschat-

zes der Goldenen Tafel üblich gewesen. Hierzu sei daran erinnert, dass bisher jegliche Hinweise darauf fehlen, dass der Reliquienschatz der Goldenen Tafel ähnelnden an anderen Orten überlieferten Heilumsweisungen an besonderen Kirchenfesten einem Laienpublikum zur Schau gestellt worden wäre.

In Band 5 seiner 1770 datierten *Collectaneen* fasste Ludwig Albrecht Gebhardi Notizen zu einem 1478 bis 1484 von einem Mönch im Auftrag des Kellners Dietrich Dassel geführten Rechnungsbuches zusammen, in dem Ausgaben

für Kleidung und Lebensmittel der *Fratres* verzeichnet sind.³⁰ In der Marginalspalte auf S. 175 der *Collectaneen* erscheint als Notiz aus diesem Rechnungsbuch zum Jahr 1482 der von Gebhardi nicht weiter kommentierte Hinweis: »tabula aurea ostensa pluribus vassallis meklenborg«, auf den sich Lukas Weichert bezieht.³¹ Im Abgleich mit dem Original ließ sich der von Gebhardi gekürzt wiedergegebene Vermerk durch eine Eintragung auf fol. 89r des Rechnungsbuches bestätigen.³² Für Freitag nach Jubilate 1482 (3. Mai 1482) ist dort verzeichnet, dass mehreren, mit ihren Dienern wohl aus Mecklenburg (?) ange-reisten »Vasallen« die Goldene Tafel gezeigt worden war: »It[em] p[ro] plu[r]ibus vassallis q[ui]b[us]d[am] oste[n]sa sunt tabula aurea ve-

27 Arnulf 2019, S. 193.

28 Köllermann/Unsinn 2019, Abb. Kat. 70 [StALg St. Mich. 2547, fol. 11v, 12r] und Arnulf 2019, Abb. 8 [StALg St. Mich. 2547, fol. 18v, 19r.] – Tatsächlich lassen sich einige Eintragungen nur in Teilen oder gar nicht entziffern. Dies ist aber nicht ungewöhnlich, zumal die Mehrzahl der Buchungen gut lesbar ist.

29 Weichert 2021, S. 56 mit Abb. 2 [StALg St. Mich. 2547, fol. 4v, fol. 5r]. – Während die Abb. von Weichert Seiten aus dem Register des Rudolf v. Bevensen mit den Eintragungen vom 17. bis 21. Juli 1586 zeigen, bildete Arnulf, ebenfalls kommentarlos, zwei Doppelseiten aus dem Register des v. Weihe mit den Buchungen vom 26. Juni bis zum 24. Juli 1590 und vom 7. Mai bis zum 9. Juli 1593 ab. – Zur Transkription der auf diesen Seiten lesbaren Buchungen siehe Anhang 2.

30 Gebhardi 1762–1798, Bd. 5, S. 174f. – Vgl. das Original: StALg St. Mich. 5309, hier fol. 1r. Der Einband bestand nach Gebhardi 1762–1798, Bd. 5, S. 174 ursprünglich aus einem Dokument, das die Resignation des Priors von St. Michaelis, Johann von Cramm (1451, † 1452, vgl. Gebhardi, 1762–1798, Bd. 15, S. 471–473), betraf. Er ist heute durch einen Umschlag aus verknickter Pergamentmakulatur aus einer Notenhandschrift mit Hufnagelnotation ersetzt. Die Provenienz des Umschlages wurde hier nicht weiter untersucht.

31 Nach Hinweis von Meyne 1959, S. 18 zitiert Weichert 2021, S. 54f. mit Abb. 1 und Anm. 13 die Notiz von Gebhardi, nimmt aber unzutreffend an, dass das Original des Registers verloren sei.

32 StALg St. Mich. 5309, dort als Kellnerei-Register geführt.

nie[n]tibus adnos et pro eor[um] fa[m]ulis mekelenborch.«³³ (Abb. 3)

Nun sind von insgesamt sieben an diesem Tag vorgenommenen Eintragungen nur zwei mit einer konkreten Zahlung verbunden. Und auch im Zusammenhang der Nennung der Goldenen Tafel erscheint kein Ausgabeposten. Gut 100 Jahre später dagegen spendeten die Besucher der Goldenen Tafel in der Regel einen Geldbetrag. Ausgaben für das Zeigen der Tafel sind dagegen nicht überliefert. Weshalb die Besucher aus Mecklenburg in diesem Ausgabe-Register 1482 verzeichnet wurden, ist unklar. Allerdings gibt es in allen Rechnungen dieser Zeit immer wieder Eintragungen, die aus heutiger Sicht sachfremd erscheinen, aber häufig wichtige Informationen bieten, die an anderer Stelle nicht überliefert sind. So handelt es sich bei dem Eintrag um die erste Nennung der Goldenen Tafel in einer Schriftquelle überhaupt und gleichzeitig um den bisher einzigen vorreformatorischen Schriftvermerk, der eine Präsentation der Goldenen Tafel außerhalb des liturgischen Kontextes dokumentiert. Aus diesem Einzelfall aber auf eine eingespielte Praxis der Präsentation für Laien zu schließen, so wie dies Lukas Weichert annimmt,³⁴ ist nicht möglich. Ob also die Goldene Tafel bereits vor der Reformation vereinzelt oder auch regelmäßig als Schaustück gezeigt wurde, bleibt vorerst unklar.³⁵ Auch was hier unter den »Vasallen« zu verstehen ist, die die Tafel besuchten, lässt sich nicht eindeutig fassen. Vielleicht sind Ge-

sandte gemeint, wie sie zwischen 1586 und 1610 immer wieder vor der Goldenen Tafel erscheinen.

Zielsetzung

Die Zielsetzung des Beitrags verbindet sich zunächst mit der Absicht, die beiden Register auf die Informationen zu überprüfen, die sie über die Anzahl und Entwicklung der Besucherzahlen, die geographische und gesellschaftliche Herkunft der Besucher wie auch die Höhe der Einkünfte aus den Präsentationen bieten – also mit der Frage nach der Wertschätzung, die der Goldenen Tafel in den 20 Jahren um 1600 überregional entgegengebracht wurde. Durch die Berücksichtigung der wenigen erhaltenen Quellen, die die Register ergänzen, soll zumindest umrissen werden, wie man sich den Ablauf eines Besuches und ihren organisatorischen Rahmen vorstellen kann.

Zwei Fragen lassen sich bereits an dieser Stelle beantworten. Erstens: Durch die Überlieferung des Registers von 1586 lässt sich der zu diesem Zeitpunkt etablierte Brauch der wunschgemäßen Öffnung der Tafel eindeutig nachweisen – obwohl sie zu gottesdienstlichen Zwecken erst 1595, also fast zehn Jahre später, wieder geöffnet wurde. Mit einiger Wahrscheinlichkeit lässt dies darauf schließen, dass eine gleichsam touristische Laienöffnung bald nach der im Kloster 1532 durchgesetzten Reformation praktiziert wurde. Dafür spricht die Art der Erwähnung in der *Cosmographie Münsters* (1550) wie auch der Reisebericht von Michael Barth (1563). Die Rahmenbedingungen der Präsentationen dürften denen der Jahre nach 1586 entsprochen haben.

Zweitens: Das Protokoll der Befragungen von Matthias Reinecke, der die Tafel 1644 bestohlen hatte, veranschaulicht nicht nur, wie zu zeigen sein wird, wie die Präsentationen zu dieser Zeit abliefen. Es belegt auch, dass sie während des 17. Jahrhunderts nach Abbruch der Registerüberlieferung fortgesetzt wurden. Und auch die verheerende Plünderung der Tafel durch eine Wunstorfer Verbrecherbande

33 Die Jahresangabe 1482 »lxxxii« findet sich auf den vorangehenden Blättern fol. 82v und fol. 83r. – Für ihre Hilfe bei der Entzifferung des Eintrags danke ich Sabine Wehking herzlich – ebenso Uta Reinhardt, die sich an anderer Stelle schwer lesbarer Textstellen angenommen hat.

34 Weichert 2021, Anm. 30.

35 Der Verfasser hat die für den Zeitraum von 1456–1655 überlieferten Kellnerei-Register des Klosters bisher nur hinsichtlich der Bauausgaben ausgewertet. Es ist also durchaus möglich, dass in diesen oder anderen Registern des Klosters aus der Zeit vor der erstmals belegten Präsentation (1586) unter den Einnahmen noch Eintragungen zur Goldenen Tafel zu finden sind – oder auch nicht.

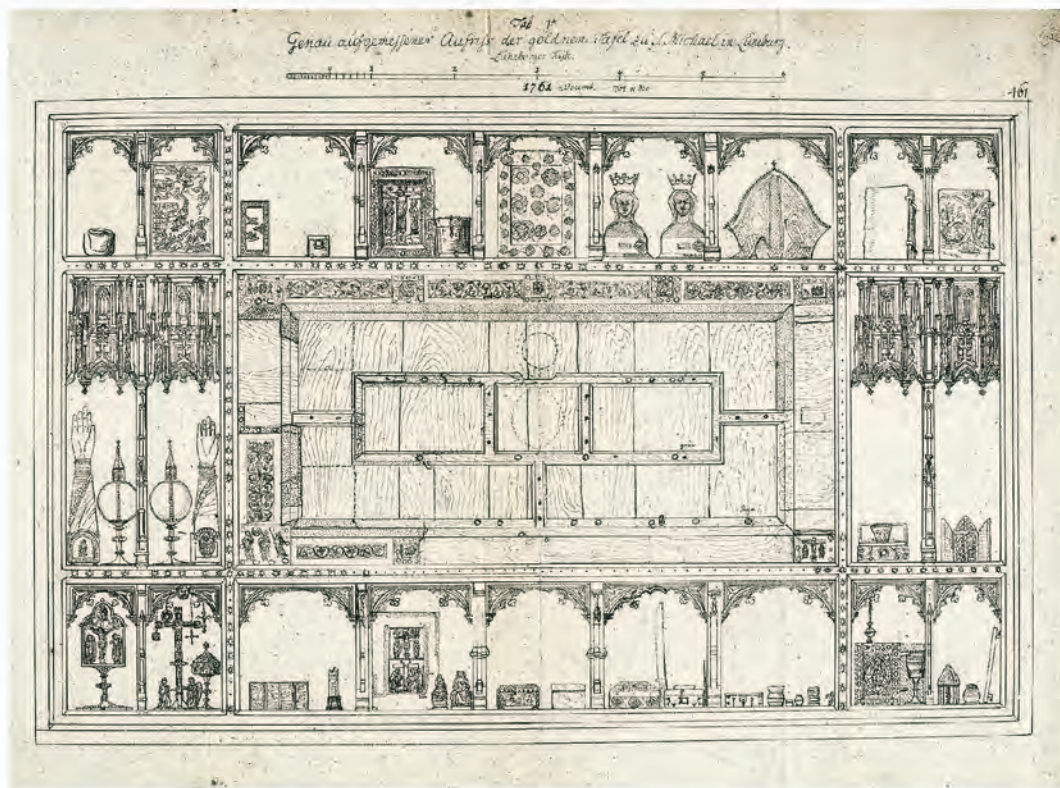


Abb. 4 Zustand, in dem die Goldene Tafel nach dem Diebstahl von 1698 präsentiert wurde.
L. A. Gebhardi, 1761, verbessert 1764.

unter Beteiligung des vermeintlichen Gentleman-Gangsters Nickel List wurde am 9. März 1698 erst entdeckt, als sich angemeldete Besucher die Tafel durch den Küster zeigen lassen wollten, sich diese aber nicht öffnen ließ.³⁶ (Abb. 4)

Nach der Katastrophe von 1698, als der Schatz der Goldenen Tafel nur noch ein Schatzen seiner selbst war, war es weniger das Interesse an dessen verbliebenen Resten, das Besucher anzog, als das an dem dreisten Kirchendiebstahl, der europaweit für Aufmerksamkeit gesorgt hatte.³⁷ Dies gilt auch für den Frankfurter Patrizier und bibliophilen Reisen-

den Conrad Zacharias Uffenbach, der während seines Aufenthaltes in Lüneburg am 1. Februar 1709 die Tafel vergeblich aufsuchte, weil ihr Schlüssel beim abwesenden Landschaftsdirektor von Spörcken deponiert war.³⁸ (Abb. 5)

38 Uffenbach 1753, S. 521: »Auf dem hohen Chor, der mit einem schönen, und zierlich eisernen Gegeritter abgesondert, ist der an sich selbst kleine, alte und schlechte Altar, in welchem vor diesem die so berühmte güldene Tafel gestanden, welche Nickel List 1698 mit seinen Spießgesellen gestohlen, wie solches sonderlich aus der von Sigismund Hosmann, Prediger in Zelle editirten weitläufigen Beschreibung in Quart genung bekannt ist. Marperger in Europäischen Reisen p. 5. meldet auch hievon, und Zeiller in Itiner. Germ. P. 368 beschreibt dieselbige. Man konnte noch auswendig sehen, wie die Diebe die doppelte dicke hölzerne Flügel, so an dem Altar und vor der Tafel gewesen, ausgebrochen. Diese Thüren waren verschlossen, und konnte uns der Küster, weil der Land-Director, Herr von Spörcke, den Schlüssel hat, selbstige nicht aufmachen.«

36 Vgl. Hosmann 1700, Teil 1, § 1, S. 1f.

37 Vgl. die zahlreichen seit 1700 erschienenen Auflagen des weitschweifigen Berichtes zum Diebstahl von 1698 von Sigismund Hosmann, Schubert 2007 und Arnulf 2019, S. 191f.



Abb. 5 Besucher der St. Michaeliskirche. Im Hintergrund die geschlossene Goldene Tafel.
Detail des Gemäldes von Joachim Burmeister, 1693/1704.

Die Tafel als Relikt eines einst großen, durch welfische Stiftungen geprägten Kirchenschatzes, mehr noch aber als Denkmal eines spektakulären Kriminalfalles dürfte 20 Jahre später auch König Georg II. von Großbritannien und Irland (Abb. 6) veranlasst haben, sich am 15. August 1729 anlässlich seiner Huldigung die Tafel öffnen zu lassen.³⁹ Dieselben Motive werden auch Herzog Karl Eugen v. Württemberg bewogen haben, sich am 17. Februar 1781 die Goldene Tafel aufschließen zu lassen, am gleichen Tag, als er auch die Ritterakademie inspizierte.⁴⁰ Anlassbezogene Öffnungen fan-

den also trotz des ruinösen Zustandes der Tafel noch bis zur endgültigen Vernichtung des Schreins am 11. Januar 1792 statt.⁴¹

Das »Amt« der Herren der Goldenen Tafel

Im Kontext der von Ludwig Albrecht Gebhardi beschriebenen Ämter der Klosterherren

seinem Interesse an der hiesigen Ritterakademie geschuldet und korrespondiert zeitlich mit seiner Ernennung zum Ehrenmitglied der Göttinger Akademie der Wissenschaften im Jahre 1781. – Uta Reinhardt verdanke ich den Hinweis auf ihre Publikation der Matrikel der Ritterakademie zu Lüneburg. Dort heißt es mit Bezug auf das »Album nobilium coenobii ad S. Michaelim Lüneburgicum« von Ludwig Albrecht Gebhardi: »1781 den 17 Februar besahe der Herzog Carl Eugenius von Württemberg-Stuttgart die Akademie.« (Reinhardt 1979, S.X).

⁴¹ Das Datum der Demontage des Schreins ist überliefert durch Gebhardi 1749, Nachtrag S. 684.

³⁹ Weyhe-Eimke 1862, S. 359.

⁴⁰ Ebd., S. 392. – Der insb. in der ersten Hälfte seines Lebens despotisch herrschende Herzog Carl Eugen von Württemberg hatte 1770 mit der »hohen Carlsschule« eine Militärakademie gegründet, die später nach Stuttgart verlegt wurde. Sein Aufenthalt in Lüneburg war

von St. Michaelis erscheint das der »Gülden Tafelherren« als von untergeordneter Bedeutung, ja selbst sein Name ist erst von Gebhardi erfunden worden.⁴² Dementsprechend wurde die Aufsicht über die Goldene Tafel von anderen Funktionsträgern des Klosters mitversorgt. Gebhardi vermutet, dass die Goldene Tafel, da sie seiner Meinung nach »ehedem der wichtigste Schatz bey dem Kloster« gewesen, zunächst vom Thesaurarius oder Küster verwahrt worden wäre.⁴³ Spätestens 1482 aber lag die Aufsicht in der Hand des Kellners.⁴⁴ Nach der 1532 im Kloster greifenden lutherischen Reformation sind dann für den Zeitraum von 1585–1632 sechs Klosterherren namentlich bekannt geworden, denen die Aufgabe übertragen worden ist, ohne dass ihnen ein besonderer Titel beigelegt worden wäre.

So erhielt Conrad v. Bothmer (1545–1617) die Aufsicht über die Goldene Tafel und die Sakristei »als ein Zubehör der Ausreitery am 27. März 1585 und behielt sie bis 1586«, als er zum Abt gewählt wurde.⁴⁵ Als Nachfolger

42 Übersichten zu den Ämtern der Klosterherren des Michaelisklosters in: Gebhardi 1754, § 3 bis § 22, Gebhardi 1762–1798 Bd. 15 (1798), S. 436–665 und Gebhardi 1857, S. 50–53.

43 Dies wie auch die Nachrichten zu den zwischen 1585 und 1632 amtierenden Aufsehern über die Goldene Tafel (»Gülden Tafelherren«) nach Gebhardi 1762–1798 Bd. 15 (1798), S. 644–647.

44 S. o.: StALg St. Mich. 5309, fol. 89r.

45 Gebhardi 1762–1798, Bd. 13 (1792), S. 286 (Marginalspalte re.) zitiert zur Amtsübernahme durch Conrad v. Bothmer aus dem Kellnereiregister von 1585 [dort, StALg St. Mich. 5330, nicht nachweisbar. Verf.]: »Joh. von Harling Kel[nerei] Reg[ister] Anno 1585. Den 27. Martii vormittags um 9 slege is h. Cordt von Bothmer dat Uthrider Ampt item de gulden taffel tho sluten sampt der Sacrisrerii uberggeben und opgedragen worden van unserm gnedigen Hern dem Bischoffe. Item so ist mich [Kellner Johann von Harling. Verf.] damals auch die Stule in der Kirchen, aufezuthun und dieselben zu verliehen bevolen und auferleget worden auss dene ursachen, nach deme der Kelner das Gebeude der Kerchen warten und erholden muss si sie es auch pillich, dass der Kelner die nutzunge darvon so viell alse dar ist, darvon habe, und ist also auch domahls vom hern Bisschoffe vermacht bewilliget und nachgegeben das es allewege bie der Kelnerei pleiben soll. In

amtierten Rudolf v. Bevensen (1586–1589) und Johann Wilken v. Weihe (1590–1613), die die überlieferten Register führten. Joachim v. Bothmer (1547–1629) gab die Goldene Tafel zurück, als er 1617 zum Abt gewählt worden war, nachdem er sie kurz zuvor, vermutlich nach dem Tod des Johann Wilken v. Weihe, erhalten hatte. Der Klosterherr Heino Quitter übernahm die Verwaltung am 28. Februar 1617 und behielt sie wahrscheinlich bis zu seinem Tod im Jahr 1626. Als Nachfolger nennt Gebhardi den späteren letzten Prior des Klosters, Eberhard Grote, der die Funktion allerdings erst seit 1630 ausübte und bereits 1632 wieder abgeben musste, als er das Amt des Kellners übernahm. In der Folge scheint die Verwaltung der Goldenen Tafel mit der der Kirchstühle verknüpft geblieben zu sein, eine Verbindung, die sich bereits im Register von 1590–1613 zeigen wird.⁴⁶ Nachdem das Kloster 1655 in eine Ritterschule überführt worden war, wurden die Schlüssel zur Goldenen Tafel dem Klosterherren übergeben, der die hervorgehobene Funktion des Ausreiters innehatte, die insbesondere mit der Verwaltung der auswärtigen Liegenschaften verbunden war.⁴⁷ Als solcher musste er bei jeder Öffnung der Tafel anwesend sein. Nach dem Diebstahl von 1698 bis zu ihrer endgültigen Beseitigung 1792 verwahrten dann der Amtmann oder der

beiwohnung der hern Prior Nicolaus Fresen, Johan von Harling und M Cordt von Bothmer. Dies hat Heino Quitter, weil es nicht in seinen Kram gedienet, durchgestrichen.« Die Streichungen des späteren Amtsinhabers Quitter betrafen vermutlich die Verbindung von Kellnerei und Verwaltung der Kirchenstühle.

46 Gebhardi 1762–1798, Bd. 15 (1798), S. 648 nennt als »Stuhlherren«, denen die einträgliche Vermietung der Kirchenstühle und Kapellen oblag: 1585 Johann v. Harling, 1589 Rudolf v. Bevensen, 1590–1613 Johann Wilken v. Weihe, 1617 Joachim v. Bothmer und 1617–1620 Heino Quitter. – Das von Johann Wilken v. Weihe 1603 neu begonnene Stuhlregister (StALg St. Mich. 2515) verzeichnet weitere Registerschreiber. – Zu dem zeitlich vorangehenden Stuhlbuchfragment von 1601–1603 vgl. Anhang 1.

47 Zum Amt des Ausreiters existiert eine gesonderte Studie von L. A. Gebhardi (Gebhardi 1754).

Landschaftsdirektor die Schlüssel zur Goldenen Tafel.

Darüber, wie eine Präsentation der Goldenen Tafel ablief, gibt es fast keine Berichte. Ein ungefährender Eindruck lässt sich allein aus dem Protokoll eines gütlichen, also ohne Anwendung der Folter geführten Verhörs gewinnen, dem sich der Kirchendieb Matthias Reinecke am 23. Dezember 1644 im Haus des Praetors in Hamburg stellen musste. Aus zwei seiner Antworten auf die nicht weniger als 47 an ihn gerichteten Fragen geht hervor, dass er den Tatort auskundschaftete, indem er sich im Oktober 1644 von der Magd des Küsters und dem Kellner des Klosters, Statius von Post, die Goldene Tafel zeigen ließ.⁴⁸

Wie andere Besucher wird er sich angemeldet haben, so dass der Küster die Schlösser und den geheimen Öffnungsmechanismus der Tafel betätigen konnte, ohne dass dies von den Besuchern beobachtet werden konnte. Aus denselben Sicherheitserwägungen heraus wurde die Tafel nach den Besuchen ebenfalls unter Ausschluss aller Beobachter wieder verschlossen. Wie nah die Besucher an die Tafel herantreten konnten, ist unklar. Denkbar ist, dass gewöhnliche Besucher nur bis zum eisernen Gitter vorgelassen wurden, höhergestellte Gäste die Tafel aber aus nächster Nähe betrachten konnten.

In jedem Fall wurde die Präsentation der spektakulären Goldschmiedewerke, nicht anders als bei heutigen musealen Führungen, durch Anekdoten angereichert. Vor der Goldenen Tafel gehörte unbedingt die der wahnsinnigen englischen Königin dazu, die im Mai 1591 auch schon der Engländer Fynes Moryson gehört

48 NLA HA Celle Br. 50 Nr. 46/2, fol. 51r–fol. 54r, Hamburg, 23.12.1644: »Fragpuncta, worauff der Gefangene Matthias Reinecke gütlich verhöret und examiniret worden. [...] Actum in Praesentia Dominorum Praetorum, derer Ehrvesten, hochgelerten und wohlweisen Herren Johann Schleebusch (i.V.L.u) und Herrn Herman Rentzels Rahtsverwanten, Johannes Dreseman.NPubl: in fidem subsripsit mpp.« – Hier fol. 51r (Antwort auf Frage 10).



Abb. 6 König Georg II. von Großbritannien und Irland, Kurfürst von Hannover. Kupferstich 1752.

hatte.⁴⁹ Sie vorzutragen, war 1644 offenbar der Part des anwesenden Kellners Statius von Post. Auf die Frage »Warumb Er das Eine große güldene Creutz nicht weggenommen?« antwortete

49 Vgl. Schwarzwälder 1987, S.320, dort: 307f. (engl. Originaltext), S.320 deutsche Übersetzung: »In dem genannten Michaelis-Kloster der Stadt zeigt man eine goldene Tafel, die Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen, aus Mailand mitbrachte und hier aufstellte. Sie ist am Altar befestigt und ist mehr als 1 ½ Ellen lang und ungefähr ¼ Elle breit und ähnlich dick wie ein französisches Kronenstück. Man zeigt zudem vier Kreuze aus reinem Gold, die einst von einer bestimmten Königin weggenommen worden sein sollen, die aber sofort wahnsinnig wurde und nicht eher geheilt werden konnte, bis sie die Kreuze zurückerstattet hatte.« – Moryson scheint sich im Mai 1591 in Lüneburg aufgehalten zu haben. Hierzu passt die Eintragung von v. Weihe für den 28. Mai 1591: »11 £, Generosus ac Nobillus [...] ey anglia mitt M. Henninges und Herman Kuleman.«

te Reinecke im Verhör: »[Er] Hette das Cruifix in der hand gehabt, dieweil Er aber von dem Kellner vernommen, daß einemahls eine Königin ein stück vom golde aus der taffel gekrigt und eine Chrono davon machen laßen, davon sie toll worden, und weil eben von selben golde so die Königin wieder gegeben, dies Crucifix gemacht worden, habe er solches stehn gelassen.«⁵⁰ – Das Glück im Unglück währte nicht lange. 1698 gelangte auch dieses Kruzifix in die Hände der Wunstorfer Diebesbande und war für immer verloren. (Abb. 7)

Nach Abschluss der Vorführung übergaben die Besucher ein Trinkgeld, dessen Höhe nicht festgelegt war. Anschließend werden sie aus dem abgeschlossenen Bereich des Chores herausgeleitet worden sein. Wie hoch der Obulus war, den der Dieb Matthias Reinecke zahlte, ist nicht bekannt. Nickel List, der 1698 die Kirche mehrfach besuchte, weil ihm der Standort der Goldenen Tafel vor seiner Ankunft in Lüneburg ganz unbekannt war, hat vor seinem Diebstahl offenbar darauf verzichtet, an einer Öffnung der Tafel teilzunehmen, da es seinen Kumpanen zuvor gelungen war, in der Kirche die notwendigen Abdrücke von Schlössern anzufertigen.⁵¹

Die Abrechnung des Rudolf v. Bevensen für das zweite Halbjahr 1586

Das erste der beiden untersuchten Register wurde von Rudolf v. Bevensen geführt, der ein tragisches Ende nahm und mit wohl kaum 30 Jahren einem Totschlag zum Opfer fiel.⁵²

50 NLA HA Celle Br. 50 Nr. 46/2, fol. 51v (Antwort auf Frage 26). Das Verhörprotokoll war Sigismund Hosmann offenbar bekannt, der sich darauf und auf die von ihm angezweifelte Sage der wahnsinnigen englischen Königin bezieht. Vgl. Hosmann 1700, Teil 3, S. 65. – In einer Variante kursierte die Legende noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts und war nun mit Elisabeth I. von England (1558–1603) in Verbindung gebracht worden (vgl. Weichert 2021, S. 53).

51 Hosmann 1700, Teil 2, S. 31.

52 Die folgenden biographischen Angaben folgen den Nachrichten von L. A. Gebhardi in seinen *Collectaneen*, Gebhardi 1762–1798, Bd. 3 (1763), S. 286,

1570 war er von seinem Vater als Schüler ins Michaeliskloster gebracht worden, studierte 1580–1583 in Wittenberg, anschließend bis 1584 in Helmstedt, wurde nach seiner Rückkehr nach Lüneburg 1586 im Michaeliskloster investiert und übernahm bis zu seinem Tode als letzter Klosterherr das Amt des Ziegelherrn, also die Leitung des Abtsiegelhofes vor dem Neuen Tore. 1587 wurde er mit einer Vikarie am Altar Philippi et Jacobi auf dem Lettner der Lüneburger Cyriacuskirche belehnt.

Das Unheil nahm am Montag nach Lucia, also am 15. Dezember 1589, seinen Lauf. Der Michaelisabt hatte Prälaten, Sülffmeister, den Prior und die Konventualen des Michaelisklosters, die v. Meding, Bürgermeister und Ratsherren zum mittäglichen Festessen anlässlich der Sothmeisterwahl auf die Abtei geladen. Am späten Nachmittag hatten sich alle Gäste auf den Heimweg gemacht. Als Rudolf v. Bevensen erfuhr, dass sein Schwager Wasmund von Meding noch auf dem Abtshof anzutreffen wäre, ging er in seinem Habit, langem Rock und Samtbaret, wieder zur Abtei, um mit v. Meding, der sich tatsächlich schon vor der Abteipforte befand, noch »einen Trunck zu thun«. Dieser wollte jedoch nicht zurückkehren, weil niemand mehr auf der Abtei war. Rudolf v. Bevensen folgte ihm und nötigte den Schreiber des v. Meding, der zwei Degen unter seinem Arm trug, ihm eine der Waffen zu geben. Im folgenden Geplänkel wurde Rudolf v. Bevensen von Wasmund von Meding in Notwehr verwundet, ließ sich auf der Wärmestube des Klosters verbinden, starb aber am folgenden Tag um vier Uhr nachmittags an den erlittenen Verletzungen.⁵³ Da die Tat bereits außerhalb des

Bd. 13 (1792), S. 481 und Bd. 15 (1798), S. 644–646 und S. 651.

53 Die präzisesten Angaben zum Totschlag an Rudolf v. Bevensen bietet der Bericht des im Auftrag des Michaelisklosters handelnden kaiserlichen Notars Nicolaus Hartung, Akte StALg St. Mich. 862 (»Acta betreffend die Ermordung des Conventuals v. Bevensen vor der Abteipforte und die deshalb dem Magistrate gestattete Besichtigung des toten Körpers«; Abschrift der

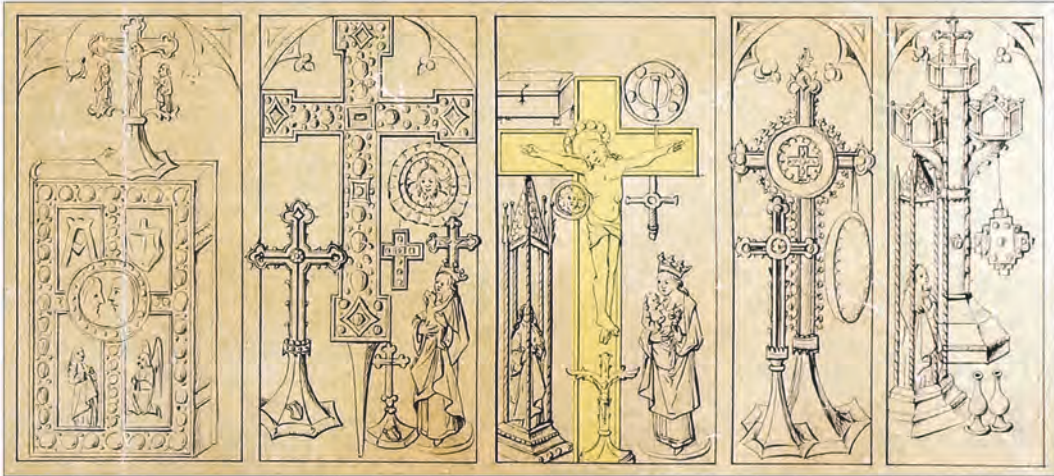


Abb. 7 Die Fächer 18–22, re. unten im Schrein der Goldenen Tafel auf der sogenannten Inventarzeichnung des 15. Jh. (Kopie des 19. Jh.). Hervorgehoben: das Kreuz, mit dem in der Legende die »wahnsinnige Englische Königin« verbunden war.

Klosters geschehen war, verlangte der Rat die Herausgabe des Leichnams, um diesen untersuchen zu lassen. Abt und Konvent lehnten dies zunächst ab, da sie einen Präzedenzfall und einen Eingriff in die ihnen zustehende Gerichtsbarkeit befürchteten. Nachdem Bürgermeister Dr. Leonhard [IV.] Tobing versichert hatte, dass dies nicht beabsichtigt sei, fand die Besichtigung des toten Körpers auf der Abtei statt. Bestattet wurde v. Bevensen wohl in der Michaeliskirche bei der Grabstätte des Adolf von Münchhausen. Wasmund von Meding, der geflohen war, blieb angesichts der Notwehrsituation unbehelligt.

Bei der Abrechnung des Rudolf v. Bevensen für die Präsentation der Goldenen Tafel von 1586 handelt es sich um ein nur acht Seiten umfassendes Register in Schmalfolio, das in das jüngere Register von Johan Wilken v. Weihe eingelegt ist. Rudolf v. Bevensen hatte es zunächst in seiner im gleichen Jahr übernommenen Funktion als Verwalter des Abtsziegelhofes begonnen. Davon zeugen die Eintragun-

gen auf den ersten beiden Seiten, die Angaben zum Tagelohn für das Streichen von Dachziegeln und die Arbeit in der Trade enthalten, wo der Rohstoff Lehm durch das Treten mit den bloßen Füßen aufbereitet wurde. Eine größere Summe, 869 mk, bezieht sich auf den Einkauf von Holz, und 339 mk wurden für Pferde ausgegeben. Auf der dritten Seite beginnen dann ganz unvermittelt die Eintragungen zu den Einkünften, die vom 12. Juli 1586 bis zum 2. Februar 1587 durch das Zeigen der Goldenen Tafel erzielt wurden.

Für dieses zweite Halbjahr 1586 lassen sich 63 Öffnungen der Goldenen Tafel feststellen. Rechnerisch wurde die Goldene Tafel in dieser Zeit alle drei Tage für Besichtigungen geöffnet. Zu Hochzeiten wie in der zweiten Julihälfte zeigte der Küster die Tafel täglich, ab August dann deutlich seltener – nach Bedarf, meist einmal wöchentlich. Die genaue Zahl der Besucher lässt sich nicht ermitteln, da neben den namentlichen Nennungen häufig nur auf »etzliche« Anwesende verwiesen wird.

Die Öffnungen fanden häufig in Begleitung von Lüneburger Honoratioren oder Bürgern statt, die ihren Besuchern die Goldene Tafel als Hauptattraktion der Hansestadt zeigten. Da-

Urk. 1589 Dez. 15). – Vgl. auch Gebhardi, 1762–1798, Bd. 3 (1763), S. 199, S. 286, Bd. 14 (1796), S. 703, Bd. 15 (1798), S. 645, und die Eintragungen zum Jahr 1589 in Zegemann 1700, S. 472.

neben nutzten Kaufleute und Reisende ihren Aufenthalt in der Stadt, um die Goldene Tafel zu sehen.

Ebenso lassen sich gezielte Bildungsreisen von Studenten und einzelnen Akademikern erkennen. So fanden sich am 4. Oktober 1586 etliche Studenten aus Rostock vor der Tafel ein und am 25. Juli hatte ein Doktor aus Braunschweig die Tafel besichtigt. Die Rostocker Studenten waren vermutlich von Kommilitonen aus Lüneburg auf die Goldene Tafel aufmerksam gemacht worden. Denn es findet sich im gleichen Jahr ein längerer Eintrag im Kellnereiregister des Michaelisklosters, der ein Stipendium von 60 Talern für den nach Rostock »up die hohen Schulen« ziehenden Caspar Schulte verzeichnet, der dort sicher über die Goldene Tafel berichtet haben wird.⁵⁴

Die auswärtigen Besucher kamen 1586 ganz überwiegend aus der Nachbarstadt Hamburg (18), von wo aus sie offenbar wohl auch zu Vergnügungsausflügen nach Lüneburg aufgebrochen waren. Häufiger sind auch Besucher aus Sachsen (8; Dresden, Land Meißen), Brandenburg (7), den Niederlanden (4) und Dänemark (3) verzeichnet, nur vereinzelt dagegen aus Österreich, Frankreich, Spanien, Schottland, dem Stift Verden, Stade, Braunschweig und Hannover (je 1 Besuch). (Abb. 8)

Adelige (19) stellten innerhalb der identifizierbaren Standesgruppen den höchsten Anteil, gefolgt von kaiserlichen, königlichen oder fürstlichen Gesandten oder Hofbediensteten in der Entourage der Kurfürsten von Sachsen oder Brandenburg (9), vergleichbar mit der hohen Anzahl von Kaufleuten (9). Signifikant ist aber auch der Anteil der Frauen (6), während nur ein einziger Handwerker, ein Koch aus dem Gefolge des Kurfürsten von Sachsen, die Möglichkeit nutzte, die Goldene Tafel zu sehen.

Der zu entrichtende Obolus war in der Höhe offenbar nicht genau fixiert und schwankte je

nach Anzahl, Stand und Vermögen der Besucher. So gab der Gesandte des Königs von Navarra am 13. Juli 1586 einen Taler, Johann Ubrinus und andere Prediger aus dem Stift Verden am Tag zuvor drei Schillinge und sechs Pfennige, ein Besucher aus Schottland und der Dresdener Bürgermeister zahlten am 19. Juli je einen halben Taler, der Koch des sächsischen Kurfürsten die Hälfte (acht Schillinge).

Die Eintragung, die 1586 verzeichnet, dass der Kleinschmied Sengstake zwei Schillinge erhielt, »dat he de taffeln wedder schlutende makede«, also die Schlösser der Goldenen Tafel wieder gängig machte, ist die einzige, die in dieser Abrechnung zwischen 1586 und 1611 Reparaturen an der Goldenen Tafel dokumentiert. Weitergehende Informationen, etwa über die den Besuchern bei den Besichtigungen mitgeteilten Informationen, finden sich in der Jahresabrechnung von 1586 nicht. So gibt es auch keine Bemerkungen zu den im Schrein der Tafel verwahrten Objekten.

In den zum Vergleich herangezogenen Kellnereirechnungen von 1584 bis 1586 gibt es überhaupt keine Hinweise auf die Goldene Tafel: keine gesonderte Einnahme-Rubrik, keine Ausgaben unter »Diverses«, keine Sondereinträge am Beginn oder am Ende der Rechnung oder unter »NB« (nota bene). Weitere Instandsetzungen der Goldenen Tafel sind in den Kellnereiregistern dann erst für 1644 verzeichnet.⁵⁵

Der Besuch der Goldenen Tafel als Beiprogramm der Tagfahrt von 1586

Von herausragender Bedeutung aber ist dieses schmale, von Rudolf v. Bevensen angelegte Rechnungsheft, weil es an wenigen aufeinanderfolgenden Julitagen des Jahres 1586 zahlreiche Höflinge und Bedienstete des dänischen Königs und der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen verzeichnet, die die Goldene Tafel besucht hatten. Diese zunächst

⁵⁴ StALg St. Mich 5331 (Kellnereiregister St. Michaelis 1586), unpag., Rubrik »Pro Studiosis juniorum dominorum dn Academiis versantibus«.

⁵⁵ Zu den Instandsetzungen der Goldenen Tafel im Jahre 1664 durch Peter Schormann vgl. Rümelin 2021, S. 27f.

zusammenhanglos, aber doch ungewöhnlich erscheinenden Eintragungen verweisen auf eines der bedeutendsten und prächtigsten Ereignisse, das sich in der Stadt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zutrug: die Tagfahrt des dänischen Königs Friedrich II. und seines jüngeren Bruders, Johann d. J., Herzog von Holstein, mit Christian I., Kurfürst von Sachsen, und Markgraf Johann Georg I., Kurfürst von Brandenburg sowie dessen Sohn und späterem Nachfolger, Joachim Friedrich von Brandenburg, Administrator des Erzstifts Magdeburg. Mit umfangreichem Gefolge tagten sie in Lüneburg von Montag, dem 18. Juli bis zum folgenden Freitag, den 22. Juli 1586.⁵⁶

Der Anlass der Tagfahrt war die Bitte, die Heinrich III. (1553–1610), seit 1572 König von Navarra und ab 1589 als Heinrich IV. König von Frankreich, durch seinen Gesandten vortragen ließ, ihn im 8. Hugenottenkrieg (1585–1598) zu unterstützen. Ihr kamen die protestantischen Landesherren zunächst nur mit einer diplomatischen Initiative nach. Eine Gesandtschaft, die bei Heinrich III. (1551–1589), dem regierenden König von Frankreich, um eine Verhandlungslösung nachsuchen sollte, blieb jedoch ohne Erfolg. Auf einer zweiten Zusammenkunft in Küstrin wurde deshalb von den protestantischen Fürsten die Entsendung eines Hilfsheeres beschlossen.

Neben den Pestwellen, die zwar nicht erwähnt, sich aber in den Besucherzahlen nie-

⁵⁶ Zur Lüneburger Tagfahrt von 1586 vgl. Rümelin 2022.

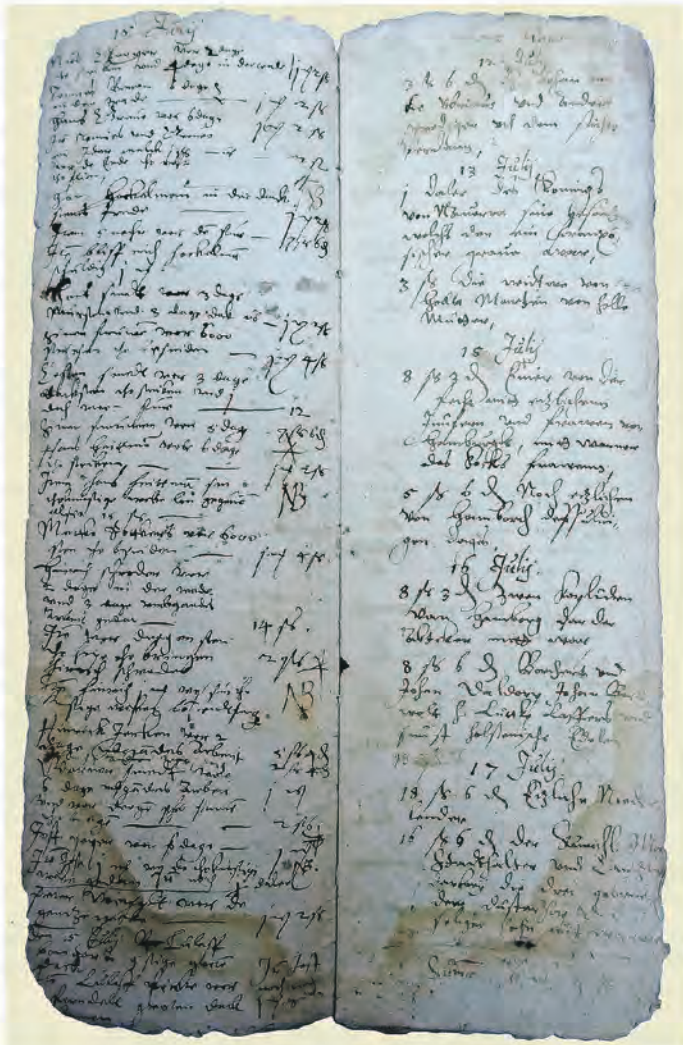


Abb. 8 Register des Rudolf v. Bevensen. Links: Buchungen zum Betrieb des Abtsziegellhofes (fol. 3v); re.: Trinkgeldverzeichnis für die Präsentation der Goldenen Tafel vom 12.–17. Juli 1586 (fol. 3r, 4r). – Zum Inhalt dieser Seiten vgl. Anhang 2.

derschlagen werden, ist dies der einzige Hinweis auf die den Kontinent bewegenden, eingangs skizzierten Fragen, der in den Registern durchscheint. Sonst sind es lokal- und regionalgeschichtliche Ereignisse, die erkennbar werden, indirekt auch immer wieder die Mühen der Heiratsdiplomatie der norddeutschen Fürstenhäuser. Vor allem aber werden es sozialgeschichtliche Aspekte sein, die ein lo-

kales Zeitbild aufscheinen lassen, wie es parallel auch die Lüneburger Chronistik liefert.⁵⁷

Keht man in den Sommer 1586 zurück, so besuchten der dänische König und sein Bruder, der Kurfürst von Sachsen, der Kurfürst von Brandenburg und auch sein Sohn die Goldene Tafel selbst nicht, wohl aber zahlreiche Personen aus ihrem Gefolge an fünf Tagen in nicht weniger als 19 Gruppen.⁵⁸ Allein die Besucherzahlen dieses kulturellen Beiprogramms veranschaulichen die Dimensionen der Tagfahrt. Unter ihnen verzeichnete Rudolf v. Bevensen aus der Reisebegleitung des dänischen Königs dessen Küchenschreiber und insgesamt 19 Junker, aus dem Gefolge der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg jeweils »etliche Drabanten«, kurfürstliche Junker, Funktions-träger und Edelleute. Einige der Einträge aus dem Jahr 1586 lesen sich so:

13. Juli: »des Konning von Navarra sein Gesandt welchs den ein französischer grave war«; 15. Juli: »Einer von der Fecht mit etzlichen Jungfern und Frawen von Hamburgk mitt Werner des Kocks frawen«; 16. Juli: »Zwen Kopluden von Hamborg dar der Abteker mitt war« (Ratsapotheker Andreas Lemmel, amtierte 1578–1593) und am 18. Juli: »Ein Bülow mitt seinem Preceptor.«

Am 19. Juli standen nicht weniger als zehn verschiedene Gruppen nacheinander vor der Tafel: »Etzlichen churfürstlichen Drabanten [Trabanten] und etzlichen borger von Ham-

borch und Stade. Item etzlichen von Adell, die Jurgen Tobing mitt sich brachte; Ein grave [Graf] auß Schottlant; Dem Bürgermeister von Dresenn [Dresden]; Des Corfürsten [von Sachsen] Drabanten [Trabanten]; Des Curfürsten [von Sachsen] Küche [Koch]; Etzliche Kauffleute von Hamburg und Niderlender; Des Churfürsten von Saxen Rentmeister; Etzliche Hamborger und Daniell Otto; Hieronymus Vogeler, Jochim vom Kampe und sunst etzliche Hamborger Koplude; Etzliche Koplude von Hamburch.«⁵⁹

Am 05. August war es »Cunrad Rude mitt seiner brudt, nebst etzlichen von Hamborg«, am 29. November: »Grave Ernst Wilhelm von Schemborch [Schaumburg] vor der taffeln gewesen mitt Hartwich Dassell, Her Lutke von Dassells des bürgermeisters Sohnn«, am 27. Dezember: »[kaiserlichen] Majestät gesantenn« und am 22. Januar 1587: »zwo osterreichsche freyhern.«

Die Abrechnung des Johann Wilken v. Weihe

Für die drei Jahre von 1587 bis zum Tod des Rudolf v. Bevensen im Dezember 1589 haben sich keine Einnahmeregister erhalten, in denen die Präsentationen abgerechnet wurden. Sie setzen erst nach der Amtsübergabe an den Nachfolger Johann Wilken v. Weihe im Januar 1590 wieder ein.

Dieser wurde 1564 als Sohn des Cellischen Schatzrates Jobst v. Weihe und Elisabeth v. Staffhorst geboren und seit 1570 im Michaeliskloster erzogen.⁶⁰ Von 1583 bis 1585 stu-

57 Diese ist für das 15. und 16. Jahrhundert (Droste 2000, ders. 2001) im Gegensatz zum 17. Jahrhundert gut erforscht. Sie bleibt aber auch für den hier bedeutsamen Zeitabschnitt erkennbar lokal geprägt. Neben dem knappen Hinweis auf die Abfahrt der Spanischen Armada (Zegemann 1700, S.401) und die Türkenschatzungen (ebd., S.476, 478, 480f.) ist es allein die Zusammenkunft der Herzöge Ulrich von Mecklenburg, Franz von Sachsen-Lauenburg und Ernst II. von Braunschweig und Lüneburg, die zu Spekulationen führte, bei der immerhin achttägigen Konferenz im Lüneburger Fürstenhaus im Jahre 1599 hätte es sich, ähnlich der Tagfahrt von 1586, diesmal um die Aufstellung von Truppen gegen die am Rhein liegenden Spanier gehandelt (ebd., S.480).

58 StALg St. Mich. 2547, fol.4r–fol.5v.

59 StALg St. Mich. 2547, fol.4v–fol.5r, abgebildet bei Weichert 2021 als Abb. 2. – Vgl. Anhang 2. – Zum Lüneburger Kämmerer Georg IV. Tobing (1527–1598), der in Wittenberg bei Luther und Melanchthon studierte, vgl. Büttner 1704, Stammtafel Tobing II und Rümelin 2022, S.95f. und 112. – Daniel Otto: Subconrektor am Gymnasium Johanneum in Lüneburg, ab 1599 erster Pfarrer an St. Johannis in Lüneburg (Reinhardt 1980, S.123).

60 Die folgenden biographischen Angaben nach L. A. Gebhardi. Hierzu und zu v. Weihe's Funktionen im Michaeliskloster ausführlich im Artikel zu seinem Priorat:

dierte er in Wittenberg. Bereits ein Jahr vor seiner Rückkehr nach Lüneburg wurde ihm 1584 im Alter von nur 20 Jahren das einflussreiche Amt des Präfekten oder Ausreiters übertragen.⁶¹ 1586 erfolgte seine Investitur. Er verwaltete zusätzlich die Einnahmen aus der Präsentation der Goldenen Tafel und der Vermietung der Kirchenstühle,⁶² wurde 1606 zum Prior gewählt und fungierte als Senior des Klosters. Seiner Versorgung diente auch eine Kommende am Marienaltar in der Krypta von St. Michaelis. Er wiederum richtete 1607 mit einem Grundkapital von 100 Mark eine Armenstiftung ein.⁶³

Er stand sowohl bei den Celler Herzögen, die ihn zu verschiedenen diplomatischen Missionen heranzogen, als auch beim Lüneburger Bürgermeister Dr. Leonhard V. von Elver (1564–1613)⁶⁴ in hohem Ansehen. Mit dem Hildesheimer Domherren Dietrich v. Bockfocht er einen gelehrten Streit aus, weil er nachgewiesen hatte, dass drei ältere katholische Schriftsteller die Sage von der Päpstin Johanna (»Johanna papissa«) aufgezeichnet hät-

ten. Nachdem er sein Amt als Prior angetreten hatte, machte er sich durch die Aufdeckung von Unregelmäßigkeiten bei der Abrechnung des Salzverkaufs verdient. Dadurch waren die Einkünfte des Klosters als dem größten Anteilseigner der Saline um insgesamt 3.000 Mark geschmälert worden.⁶⁵ Bürgermeister und Rat verschleppten die Sache und erst nachdem v. Weihe die Veruntreuungen öffentlich gemacht hatte, konnte 1611 eine Einigung mit der Stadt herbeigeführt werden.⁶⁶ Das bisweilen handgreifliche Selbstbewusstsein des v. Weihe schildert Gebhardi anhand einer Begebenheit des Jahres 1594, als dieser dem Abt Conrad v. Bothmer, weil derselbe »seine Ausdrücke nicht zu mässigen wuste«, am Pfingstabend »ein Mauschelling gegeben, dass ehr ine dre male hatt liegen geheissen«.⁶⁷

⁶⁵ Vgl. hierzu auch StALg St. Mich. 4617 und Zege-mann 1700, S. 490f., der in seiner Chronik für 1611 die gültige Einigung in der Streitsache vermerkt.

⁶⁶ Einige Jahre später gewährt v. Weihe Bürgermeistern und Rat der Stadt Lüneburg sogar einen Privat-Kredit von 1.000 Talern (StALg, UA-b-10724, 1616 Januar 1).

⁶⁷ Gebhardi schildert den Vorgang im Rahmen seiner Darstellung zu Abt Conrad v. Bothmer zum Jahr 1594 (Gebhardi 1762–1798, Bd. 14 [1796], S. 698): »Einer seiner Prioren Johann Wilken v. Weihe war gerade das Gegentheil von ihn (sic), sehr tätig, ein genauer frischer nach allem was die Rechte Verfassung und Geschichte des Klosters betraf, und ein gewissenhafter Verteidiger alles dessen was seinem Kloster und der Abtey mit Recht zu kahm. Der Abt, der seine Ausdrücke nicht zu mässigen wuste, zerfiel daher mit ihm ein mahl sehr arg, und gab dem Kellner Johan von Harling Gelegenheit in sein in der Klosterregistratur vorhandenes Manual unter dem Jahre 1594 folgendes einzuzeichnen: ›Am Pfingstabend den 19 Maji hadt h. Joh. Wilken v. Weihe unsen Hern dem Abt, Cord von Bothmer ein Mauschelling gegeben dass ehr ine dre male hatt liegen geheissen. Mirabile factum summo pontifici verberibus respondere in Kegenwert Jurgen Musseltin Vesperi circitery et Octavam 1594.« Als Beweis der Gutherzigkeit des Abts dient, daß er die Beleidigung nicht ahndete.« – Welcher Quelle Gebhardi das von ihm dem Kellner Johann von Harling zugeschriebene Zitat entnahm, ist unklar. In den Kellnereiregistern des v. Harling für 1594 und 1595 (StALg St. Mich. 5339, StALg St. Mich. 5340) ließ es sich nicht nachweisen.

Gebhardi 1762–1798, Bd. 15 (1798), S. 511–518; ferner: Bd. 1 (1762), S. 258, 393, 485; Bd. 2 (1763), S. 218; Bd. 3 (1763), S. 199, 287, 404, 541; Bd. 5 (1770), S. 155; Bd. 13 (1792), S. 291, 481; Bd. 15, S. 511, 549, 618, 645, 648 – und Gebhardi 1754, S. 26f.

⁶¹ Zu den erhaltenen, von v. Weihe bis 1616 geführten Ausreiter-Registern vgl. StALg St. Mich. 5425 (1585–1587), 5426/1–3 (1588–1605) und 5427/1 (1606–1616).

⁶² Nach dem von ihm 1603 begonnenen Stuhlregister (StALg St. Mich. 2515) erbaute er selbst unter der Abtskapelle am Maltzahnischen, dann Medingschen Stuhl (Nr. 6) 1603 auf seine Kosten einen Kirchenstuhl (Nr. 8), den er vermietete. – Vgl. auch StALg St. Mich. 2509.

⁶³ Zur Person, Herkunft und weiteren Stiftungen des v. Weihe vgl. Wehking 2024, Nr. 385, hier S. 379.

⁶⁴ Gebhardi verweist auf Teil II des »Discursus Historico-Politicus de Statu Republicae Lüneburgensis« von Leonhard [V.] Elver (Exemplar des Stadtarchivs Lüneburg: StALg AB 1132b). – Zur Person von Leonhard V. von Elver vgl. Büttner 1704, Stammtafel II der von Elver und [https://de.wikipedia.org/wiki/Leonhard_von_Elver_\(Politiker,_1564\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Leonhard_von_Elver_(Politiker,_1564)) (abgerufen am 14. 04. 2024).



Abb. 9 Epitaph des Johann Wilken v. Weihe (1564–1617). Lüneburg, St. Michaelis.

Im Alter von nur 54 Jahren stirbt v. Weihe, nachdem er am 23. Februar 1617 zurückgekehrt von einem Landtag in Celle von einem holsteinischen Gesandten im Wirtshaus zum »Schwarzen Adler« Am Sande⁶⁸ bewirtet worden war. Bezechet kehrte er in sein Haus am Gral zurück und verstarb unerwartet noch am gleichen Abend.⁶⁹ Bestattet wurde er neben seiner Zwillingsschwester Anna und seinem Bruder Ernst in der Familienkapelle der v. Weihe unter der Abtskapelle der Michaeliskirche. Sein Epitaph ist heute an

der südlichen Seitenschiffswand der Kirche eingemauert.⁷⁰ (Abb. 9)

Der Abrechnung des Johann Wilken v. Weihe ist eine kurze Schilderung seiner Einsetzung in die Verwaltung der Goldenen Tafel vorge-schaltet. Danach rief Abt Conrad v. Bothmer am 18. Januar 1590 den Prior Nicolaus Frese⁷¹ und den Kellner Johann von Harling⁷² zu sich, um die Übergabe der Schlüssel für die Goldene Tafel an den inzwischen 26-jährigen v. Weihe zu regeln. Die Schlüssel hatte der Prior, nachdem Rudolf v. Bevensen vier Wochen zuvor verstorben war, in Gewahrsam gehabt. Da dieser keine Aufzeichnungen über den Anteil des Küsters an den Gebühren für das Zeigen der Goldenen Tafel hinterlassen hatte, wurde beschlossen, dass derselbe ein Drittel der Gebühren (den dritten Pfennig) erhalten sollte. Die Schlüsselübergabe an v. Weihe erfolgte dann am 24. Januar 1590 auf dem Chor von St. Michaelis, also vor der Goldenen Tafel. Die erste Eintragung zu ihrer Besichtigung von seiner Hand datiert vom 1. Februar 1590.

Seine Buchungen gleichen denen seines Vorgängers. Soweit bekannt, nennen sie Namen, Stand, Beruf, Herkunft und Anzahl der Besucher, wer sie begleitete sowie die Höhe des von ihnen überreichten Trinkgeldes. Man hat sich offenbar immer zu erfahren bemüht, wem man die Tafel öffnete, blieb machmal aber erfolglos. So notierte v. Weihe am 1. Februar 1590: Zwei Schotten, »haben nicht Deuhts gekonnt men hatt auch ihro nahmen nicht erfrag konnen«. Dies wiederholte sich am 22. März des Jahres mit einem österreichischen Freiherrn und zwei Adelligen, auch hier hatte man »ihr namen nicht erfragen können«. Auch die nachfolgend dargestellten Ergebnisse gleichen in ihren Grundzügen denen, die die Betrachtung der Rechnung von 1586 ergaben. Sie lassen sich aufgrund der hohen Anzahl der

68 Der von der Familie von Collen geführte Gasthof befand sich 1608 im Hause Am Sande 52. Vgl. Rümelin 2022, Anm. 98.

69 StALg AB 1134a, S. 896; Bertram, 1719, S. 643.

70 Zur Inschrift des Grabsteins: Wehking 2017, Bd. 1, Nr. 853 mit Abb. 489.

71 Zur Person vgl. Gebhardi 1762–1798, Bd. 15 (1798), S. 507–510.

72 Zur Person ebd, S. 589.

Buchungen allerdings stärker differenzieren. (Abb. 10)

Auch jetzt gibt es nur selten ergänzende Hinweise. Häufig sind die Angaben auf das eingenommene Trinkgeld und sehr knappe Eintragungen reduziert, wie zu den »Etzlichen Engländern«, die mit einem Schriftmeister am 26. Oktober 1594 vor der Tafel standen und einen Taler und einen spanischen Real gaben. Aus diesem Grund lässt sich – wie schon 1586 – auch nur die Anzahl der Präsentationen, nicht aber die Gesamtzahl der Besucher bestimmen.

In den 20 Jahren von 1590 bis 1610 ließ v. Weihe die Goldene Tafel für 356 außerliturgische Präsentationen öffnen. Bei den Auswertungen ist das Jahr 1611 nicht mehr berücksichtigt, für das nur noch zwei Besichtigungen registriert sind, am 19. Februar

von etlichen Kaufleuten aus England und am 9. Juli vom Schweriner Superintendenten. Rechnet man die fünf Jahre von 1599, 1600 und 1605–1607 heraus, deren insgesamt nur 33 Besuche vor dem Hintergrund der sechs Pestjahre von 1595–1597 und 1604–1606 zu betrachten sind, können für die verbleibenden 16 Jahre rund 320 Öffnungen der Tafel verzeichnet werden. Das sind durchschnittlich 20 Besuche im Jahr oder zwei (1,7) Öffnungen

im Monat. – Ganz unabhängig von den hier interessierenden Fragen macht die Anzahl allein der außerliturgischen Öffnungen deutlich, welch großen mechanischen Beanspruchungen der Wandelalter mit seinen schweren Doppelflügeln ausgesetzt war. Geht man für die nicht dokumentierten Jahre nach der Reformation von 1532–1585 und die Jahre von 1611–1698 von durchschnittlich nur 10 oder 20 Präsentationen im Jahr aus, so wäre die Tafel zwi-

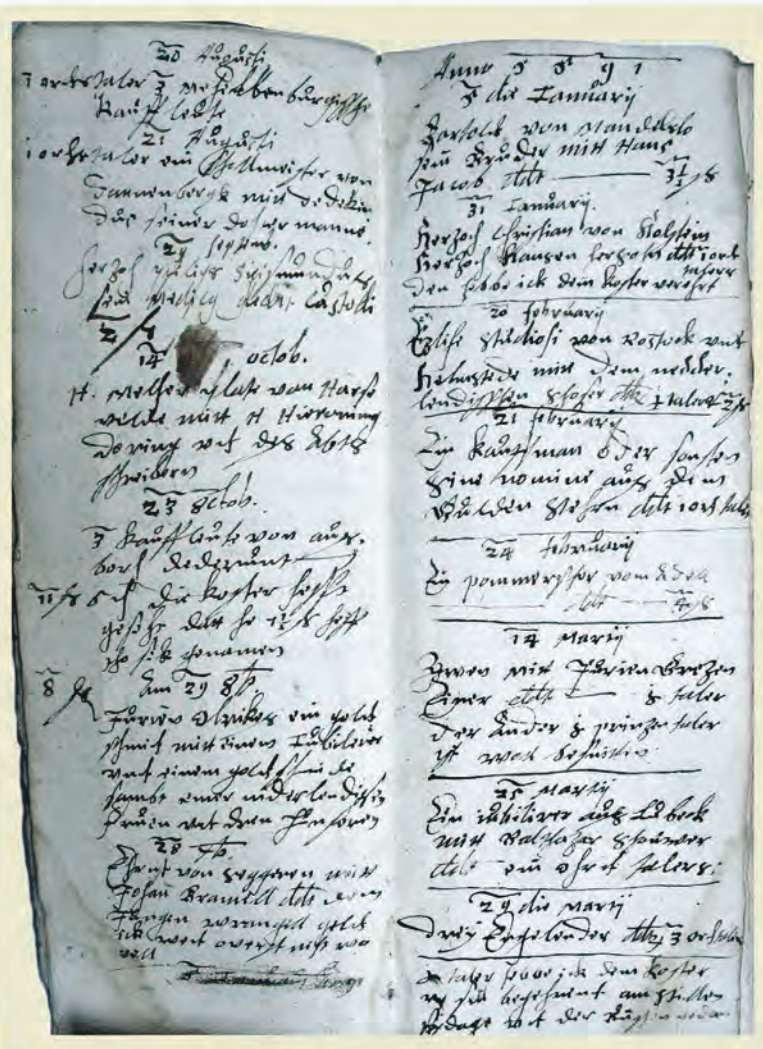


Abb. 10 Register des Johann Wilken v. Weihe. Trinkgeldverzeichnis für die Präsentation der Goldenen Tafel, Einnahmen vom 20. August 1590 bis zum 29. März 1591 (fol. 13v, 14r). – Zum Inhalt dieser Seiten vgl. Anhang 2.

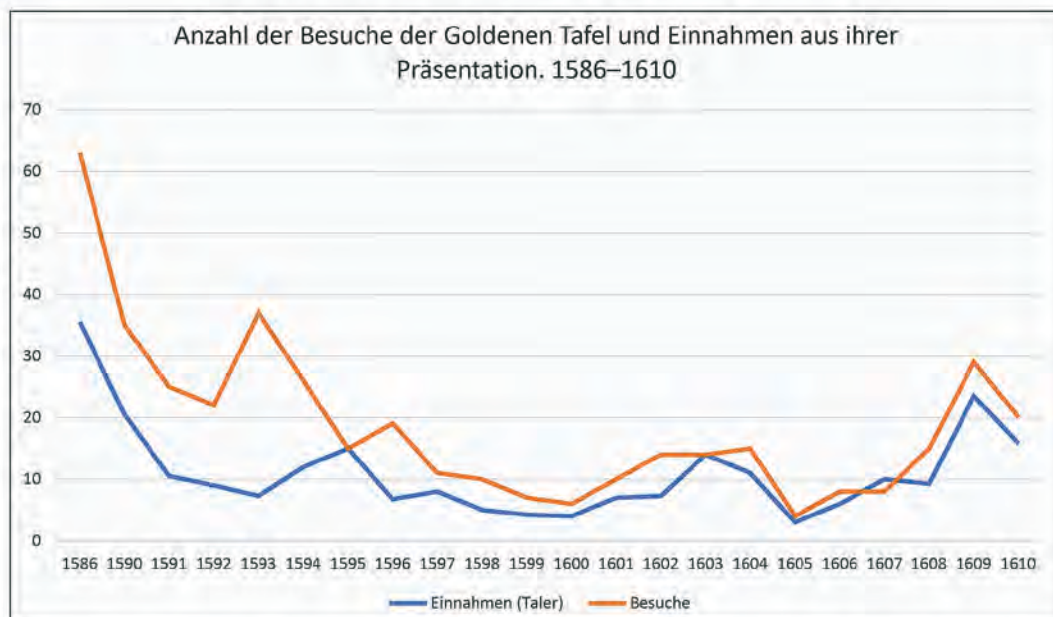


Abb. 11 Anzahl der Besuche der Goldenen Tafel und Einnahmen aus ihrer Präsentation, 1586–1610.

schon 1532 und 1700 allein zu touristischen Anlässen 1.500 bis 2.600 mal bewegt worden.

Die nie wieder erreichte Anzahl von 63 Präsentationen in nur einem halben Jahr hängt zweifellos mit dem Lüneburger Fürstentag von 1586 zusammen. Nach den Jahren 1590–1594 mit durchschnittlich 30 Öffnungen im Jahr nimmt die Anzahl der Besuche signifikant ab, ohne dass sich – außer den bereits genannten Pestjahren – hierfür eindeutige Gründe angeben ließen. 1595–1598 sind es nur noch durchschnittlich 14 Besuche im Jahr. In den Jahren 1601–1604 sinkt dieser Wert nochmals auf nun nur noch durchschnittlich 13 Besuche, um erst nach der Pestzeit von 1604–1606 in den Jahren 1608–1610 wieder auf mehr als 21 Besuche im Jahr anzusteigen. (Abb. 11)

Die Einnahmen aus der Präsentation der Goldenen Tafel

Die Kurve der ohnehin nur geringen Einnahmen, die aus den Präsentationen erzielt wurden, zeichnet die der Besucherströme ziemlich genau nach. Nur 1593 gibt es eine gegenläufige Tendenz. Trotz der vermehrten Besuche neh-

men die Trinkgelder weiter ab. Eine einfache Erklärung bietet sich nicht an. (Abb. 11)

In den 21 Jahren von 1590–1610 wurden insgesamt nur 210 Taler, also durchschnittlich 10 Taler im Jahr eingenommen. Wie gering diese Einkünfte waren, verdeutlichen die durchschnittlich 8.000 Mark (4.000 Taler), die in den Jahren 1606 bis 1610 für die meist ausgeglichenen Rechnungen der Kellnerei des Michaelisklosters überliefert sind – die nur eine der zahlreichen Kassen des Klosters abbildete.⁷³ Häufig lag die Höhe des Trinkgeldes bei einem viertel oder einem halben Taler. Dies entsprach dem Lohn, für den ein Maurergeselle 1590 ein bis zwei Tage arbeiten musste oder dem Preis von 50–100 Mauersteinen.⁷⁴ Bei

⁷³ Die Kellnereirechnungen der angegebenen Jahre tragen die Signaturen StALG St. Mich. 5351–5355.

⁷⁴ Die Handwerkertageelöhne dieser Zeit differieren je nach Qualifikation und körperlicher Beanspruchung. So erhielten die Gesellen (»Knechte«) des Maurermeisters Peter von Dömitz 1590 am Tag 8 ß, er selbst 10 ß, ein Handlanger (»Pflegeknecht«) 6 ß; 1.000 Mauersteine kosteten lange Zeit, so auch 1590, unverändert 10 Mark (StALG St. Mich. 5232); Snitker, die eine neue Treppe für den Predigtstuhl von St. Michaelis herstell-

acht Präsentationen waren die Besucher knauserig und gaben nichts, darunter zwei Kleriker und drei adelige Besuchergruppen.⁷⁵

Während die Einnahmen aus der Goldenen Tafel für den Klosterherrn v. Weihe eher symbolischer Natur gewesen sein werden, waren sie für den Küster ein Bestandteil seiner Einkünfte, auf den er nicht verzichten konnte und wollte. Dies zeigen die Eintragungen des v. Weihe in den Jahren 1594, 1595, 1603, 1604 und 1609, in denen nach der Teilung »kein Heller in der buchse in vorrad« blieb. Auch konnte der Küster seinen jährlich an das Kloster abzuführenden Gartenzins aus seinen Einnahmen bestreiten (1 mk 1602, 1606). Wilken v. Weihe hingegen lässt nicht nur »seinem Jungen« (1592), sondern auch Magd (1590), Sohn (1590, 1596) und Tochter (1598) des Küsters Bartold Busse, die diesem offenbar bei der Öffnung der Tafel zur Hand gehen, immer wieder kleine Beträge aus seinem Anteil zukommen.⁷⁶ An Weihnachten 1593 erhält der Küster eine übliche Gratifikation (»Offergeld«) von zwei Talern aus den Einnahmen der Goldenen Tafel und v. Weihe unterstützt dessen Sohn, damit dieser in Hamburg Orgelunterricht nehmen kann. Dennoch vermutet er in den Jahren 1596 und 1597 Unterschlagungen des Küsters, der die empfangenen Gelder nicht in der eigens angefertigten Lade eines Schrankes deponiert haben soll. Als dann aber der 1607 neu bestellte Küster Claudius Schleffer im folgenden Jahr

erhielt 1586 einen Tagelohn von 5 ß (StALg St. Mich. 5331) und zwei Zimmerleute, die 1610 ein »Privet« (Abort) auf dem Klosterhof neu gegründet hatten, bekamen einen Tagelohn, der mit 5 ß 4 d kaum höher lag (StALg St. Mich 5355).

75 Es handelte sich 1590 um zwei Jungfern v. d. Kneisebeck und v. d. Schulenburg sowie Clare von Nürnberg, 1592 um eine Gruppe um Hinrik v. Meding, 1594 um Henning Dedekind, Kantor und Diakon in Langensalza (1562–1626), 1596 um den Rektor der Michaelisschule mit dem Konrektor der St. Johannisschule und 1598 um Fritz v. dem Berge mit Begleitung.

76 Auf eine Vertretung der gelegentlich abwesenden Küster (1592, 1593, 1596, 1602) durch ihre Kinder (1593), einen Sohn (1596, 1602) oder die Magd (1610) deuten Eintragungen der angegebenen Jahre.

»auf freyersfüßen gehet« und wenig später heiratet, verehrt ihm v. Weihe zweimal ein Geldgeschenk aus seinem Anteil. Er beschenkt auch den Sohn des neuen Küsters, dessen Patenschaft er übernommen hat (1610, 1613). Im Jahre 1610 schließlich schreibt v. Weihe: »Was ich zu meinem teile hievon bekommen, habe ich zu milden Sachen, dahin es dahn eigentlich gehoret, verwendet.«

Die Währungen, in denen die Trinkgelder gegeben wurden, waren vielfältig. In der »Busse« (Büchse) landeten nicht nur die üblichen Pfennige, Groschen (1593, 1609), gute Groschen (12 d; 1608), Silbergroschen (1603), Schillinge (1 ß = 9 d), halbe und ganze Markstücke (16 ß), rheinische Goldgulden (1 Taler, 3½ ß; 1598) und Taler (32 ß), sondern auch immer wieder »Dicktaler« (1592, 1593, 1597, 1600, 1603, 1601, 1604), also Taler, die durch eine größere Dicke ihre geringeren Durchmesser ausglich. Hinzu kamen spanische Real (1 Taler; 1594, 1598, 1606), ½ span. Taler im Wert von einer Mark (1598, 1606), Orth-Taler (¼ Taler, also 8 ß; 1590, 1591), Schreckenberger (4 ß; 1593, 1594, 1602), Dütken und polnische Dütken (2 ß; 1586, 1602, 1610), eine dänische Silbermark (1603), ein goldener Taler zu 28 ß (1591, 1604), ein Prinzentaler (1591), ein ½ dicker Prinzentaler (1593), ein »½ fresen verborter Thaler« (1593), eine unbekannte französische Münze (1609), ein unbekannter Taler (1610), ein Taler von persischem (?) Gold (1604) und »ein Markstücke mit einem Elefant« (1594), das v. Weihe so merkwürdig vorkam, dass er es an sich nahm.

Die geografische Herkunft der Besucher

Den 419 zwischen 1586 und 1610 verzeichneten Öffnungen der Goldenen Tafel lassen sich insgesamt Besucher aus 73 europäischen Städten, Ortschaften und Klöstern zuordnen, von denen 61 namentlich genannt werden.⁷⁷ Hinzu

77 Amelungsborn, Augsburg, Bardowick, Berlin, Boitzenburg, Braunschweig, Bremen, Buxtehude, Celle, Dannenberg, Danzig, Dresden, Flensburg, Goslar, Halberstadt, Hamburg, Harsefeld, Hannover, Helm-



Abb. 12 Geografische Herkunft der Besucher der Goldenen Tafel. Deutsches Reich und angrenzende Gebiete. 1586–1610.

kommen zwölf weitere Orte, die sich überwiegend als Residenz-Städte durch die Namen der Besucher erschließen lassen.⁷⁸ Die namentlich identifizierten Herkunftsorte der Besucher la-

stedt, Hildesheim, Hoya, Jena, Frankfurt/M, Köln, Lauenburg, Leipzig, Liegnitz, Lübeck, Lüchow, Lüneburg, Magdeburg, Meiningen, Minden, Münster, Nürnberg, Oldenburg, Peine, Prag, Quedlinburg, Raseborg (Burg), Rendsburg, Ribe, Riga, Rostock, Rotenburg/W, Salzhausen, Salzwedel, Schleswig, Sonderburg, Stade, Straßburg, Tangermünde, Tondern, Trondheim, Verden, Wien, Wismar, Wittenberg, Wurzen, Wurtzen, Zeitz.

⁷⁸ Coburg, Detmold, Dillenburg, Heidelberg, Hitzacker, Mansfeld, Stadthagen, Kassel, Kopenhagen, Winsen und Wolfenbüttel. Langensalza erschließt sich als Wohnort des Kantors Henning Dedekind.

gen überwiegend innerhalb eines Radius' von 200 km um die Stadt Lüneburg und bis auf zehn (Flensburg, Danzig, Kopenhagen, Ribe, Schleswig, Sonderburg, Tondern, Riga, Raseborg und Trondheim) in den Grenzen des Reiches. (Abb. 12)

Unabhängig davon sind Besucher aus weiteren 31 unterschiedlichen europäischen Regionen oder Territorien aufgeführt. Sie kamen

- im Norden des Reiches aus Dithmarschen, der Grafschaft Oldenburg, Friesland, dem Stift Verden, dem Alten Land, dem Fürstentum Wolfenbüttel, dem Kurfürstentum Brandenburg, der Altmark, den Herzogtümern Holstein, Mecklenburg und Pom-



Abb. 13 Geografische Herkunft der Besucher der Goldenen Tafel. Süddeutschland und Mitteleuropa. 1586–1610.

mern. Im Nordosten aus dem Königreich Polen, Preußen, Livland und dem Herzogtum Kurland.

- aus den Kernländern des Reiches, dem Kurfürstentum Sachsen, dem Herzogtum Schlesien, aus Franken, dem Herzogtum Württemberg, dem Erzherzogtum Österreich und dem Königreich Böhmen.

Außerhalb des Reiches lassen sich die Herkunftsregionen der Besucher in den Königreichen Schottland, England, Schweden, Dänemark, Frankreich, Spanien und Navarra, im Fürstentum Siebenbürgen, in den Niederlanden und Flandern verorten. Bei 64 Besuchen

bleibt die Herkunft der Besucher dagegen unklar. (Abb. 13)

Berücksichtigt man nur die Herkunftsorte und -regionen, aus denen fünf und mehr Besucher verzeichnet wurden, so verwundert es nicht, dass mit Hamburg (29) und Lübeck (16) zwei geographisch nah gelegene Hansestädte an der Spitze stehen. Gleichauf mit und unmittelbar anschließend an Lübeck erscheinen ausländische Besuchergruppen, was mit den nicht weit entfernten dänischen (16) und niederländischen Territorien (13) noch gut nachvollziehbar ist. Die vergleichsweise hohe Zahl von englischen Kaufleuten und Studenten (16) jedoch ist bemerkenswert. Ohne dass von einem

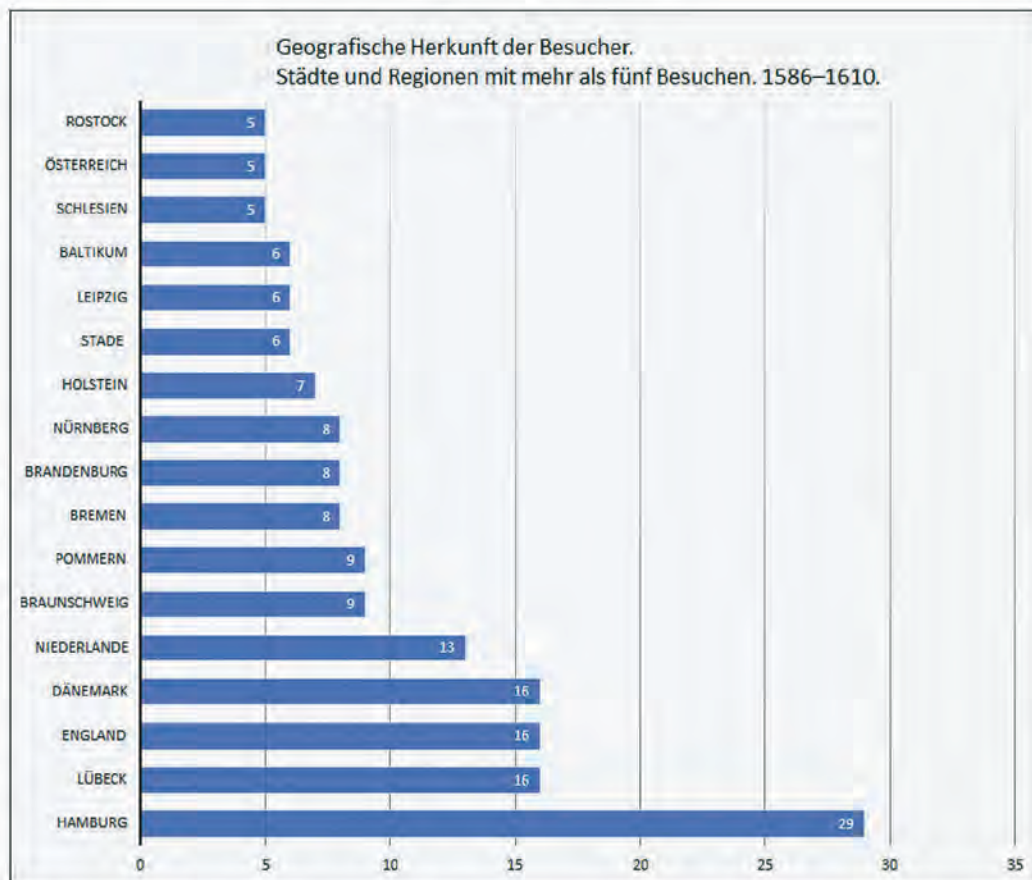


Abb. 14 Geografische Herkunft der Besucher. Städte und Regionen mit mehr als fünf Besuchen. 1586–1610.

Muster gesprochen werden kann, wiederholt sich diese Beobachtung, wenn man die ähnlichen Werte jeweils nah gelegener und deutlich weiter entfernter Herkunftsorte und -regionen betrachtet. Jeweils ähnliche Besucherzahlen weisen Braunschweig, Bremen, Brandenburg, Pommern und Nürnberg (8–9) – auf niedrigerem Niveau Stade, Holstein, Leipzig (6–7) und – das Baltikum, Rostock, Schlesien und Österreich (5) auf. (Abb. 14)

Einen zumindest ungewöhnlichen Reiseweg mit Zwischenstation in Lüneburg hatte der dänische Adelige Jacob Verp gewählt, der am 29. Mai 1591 vor der Tafel stand. Denn sein Diener berichtete, dass er »von Hierusalem herstadet keme undt wolte in Hispaniam.«

Vielleicht wollte er seine dänische Heimat sehen, bevor er zu einer neuen Pilgerfahrt nach Santigo de Compostela aufbrechen würde.

Die meisten Besucher kamen, wie nicht anders zu erwarten, aus Lüneburg selbst, meist als Begleiter auswärtiger Besucher waren sie an fast jedem zweiten Besuch der Tafel beteiligt (158). Namentlich genannt werden 139 Lüneburger Bürger. Darunter sind 43, die ratsfähigen Familien angehören, unter ihnen vor allem die Dassel, Tobing und Elver. Bürgermeister und Ratsherren statteten der Tafel 12 Besuche ab. Der Bürgermeister Dr. Leonhard IV. Elver (1536–1615)⁷⁹ selbst suchte sie

⁷⁹ Zur Person Büttner 1704, Stammtafel Elver.

dreimal auf (1603, 1609, 1610), während seine dritte Frau Elisabeth Stüver (1551–1631) 1595 und seine Söhne (zweimal 1590, 1598) bereits zuvor Interesse an ihr gefunden hatten. Zu Leonhard IV. Elver hat v. Weihe auch eine seiner wenigen Notizen hinterlassen, die über die üblichen Buchungen hinausgehen. Als Elver am 24. Juli 1603 mit einem Doktor aus Berlin und dessen Sohn vor der Tafel steht, hält er fest: »Der Bürgermeister sagte Fürst Bernhard von Lüneburg hette die taffel herinner geben. Der Doctor hatt gefraget ob die taffel oder das Goldt darane dick were, hatt der Bürgermeister hinter mir her geantwortet, zimlich dicke.«

Vertreter des Landadels der Region, die von alters her eine besondere Beziehung zum Michaeliskloster hatten, ließen sich und ihren Besuchern die Goldene Tafel ebenfalls regelmäßig präsentieren. Es waren die Familien v. Alvensleben (1590, 1595, 1602), v. Baventen (1590), v. Bothmer (1587), Daldorp (1586, 1592), v. Estorff (1590, 1594, 1596), v. Holle (1586), v. d. Knesebeck (1590), v. Lenthe (1596, 1597, 1610), v. Meding (1592) und v. d. Schulenburg (1590, 1598, 1603, 1609). Die Mutter des Johann Wilken v. Weihe nutzte die Gelegenheit zu einer Besichtigung wie auch sein Bruder Joachim schon im Jahr der Amtsübernahme ihres Sohnes. Seine drei Schwestern folgten 1598.

Auch Fritz von dem Berge (1560–1623), der Burghauptmann von Bleckede und durch seine Familie aufs Engste mit dem Kloster verbunden, suchte die Goldene Tafel in gewissen Abständen auf. Während die Besuche in den Jahren 1590, 1592, 1598 und 1609 privater Art waren, besaß die sicher von ihm initiierte Präsentation von 1599 offiziellen Charakter, als er Hans Hartman von Erffa (1551–1610), den Lüneburger Statthalter des Celler Herzogs, Christoffer von Arnim, Ludwig von der Asseburg und den Kanzler des Erzstiftes Magdeburg begleitete. Seine Frau wiederum nutzte 1598, 1602 und 1610 die Gelegenheit, die Tafel allein mit ihren adeligen Freundinnen zu besichtigen.

Neben bürgerlichen und adeligen Lüneburger Familien, die ihre auswärtigen Besucher vor die Tafel führten, spielten auch die Gasthäuser der Stadt, allen voran der von der Familie von Collen geführte Hof zum »Goldenen Stern« in der Heiligengeiststraße, eine besondere Rolle. Von hier aus, dem bevorzugten Quartier adeliger und hochadeliger Gäste, und auch vom »Schwarzen Adler« am Sande aus, der ebenfalls von der Familie von Collen geführt wurde, wurden mehrfach Besuche vor der Goldenen Tafel vermittelt.⁸⁰

Friedrich Steyer kann ebenfalls ein Gastwirt gewesen sein. Bei ihm »lagen« 1610 pommerische Gesandte aus Wolgast, die die Tafel sahen. Und schon 1607 und 1608 hatte er selbst verschiedenen Aristokraten die Tafel gezeigt.⁸¹

Als wahrer Fremdenführer betätigte sich auch der Barbier des Michaelisklosters, Georg Greze.⁸² In den Jahren 1590 bis 1607 führte er zwölfmal Besucher vor den großen Reliquienaltar seiner Michaeliskirche. 1590 waren es zwei Bürgermeistersöhne, 1591 zwei Studenten und Bremer Kaufleute, 1593 Reisende aus Nürnberg, 1594 ein Apotheker, 1595 zahlreiche Adelige, 1596 ein Doktor mit Studenten, 1601 zwei Kaufleute, 1602 wiederum zwei Adelige, 1606 Kaufleute aus Österreich und Bremen und 1607 Kaufleute aus Leipzig.

An dieser Stelle soll nur noch an wenige andere der zahlreichen Lüneburger erinnert werden, die die Tafel aufsuchten. Unter ihnen war Hans Stern († 1614), der Gründer der Lüneburger Buchbinderei, Buchhandlung und

⁸⁰ 1590 ist es ein Kaufmann und sowohl 1597 als auch 1599 sind es Adelige, die im »Goldenen Stern« wohnten. Ebenfalls 1597 logierten etliche Kaufleute, 1601 »ein junger Herr« und 1610 drei Adelige aus Meiningen wahrscheinlich im gleichen Quartier, als sie die Tafel aufsuchten. 1606 kamen zwei Besucher aus dem »Schwarzen Adler«. – Zu den Gasthäusern der Familie von Collen vgl. Rümelin 2022, S. 103f. mit den Anm. 92 und 98.

⁸¹ Vgl. Anhang 2 mit den Buchungen vom 13.05.1607, 26.05.1608, 12.12.1608 und 05.07.1610.

⁸² Die Schreibung wechselt zwischen Jurien, Gurgen und Georg als auch Greze, Gretze, Gritze und Gesecke.



Abb. 15 Ratsapotheker Ulrich Luthmer († 1613).
Gemälde von Jürgen Jastrik, dat. 1602. Ehemals
Museum für das Fürstentum Lüneburg, seit 1945
verschollen.

Buchdruckerei, der die Tafel 1594 mit Samuel Seefisch aus Wittenberg und 1596 mit dem Konrektor Burmeister aus Rostock besuchte. Im Jahre 1594 stand der Chronist, Brauer und Ratsherr Helmholt Rodewolt († 1614) mit drei Brandenburgern vor der Tafel. Interesse an der Tafel hatte auch der Lüneburger Ratsapotheker Ulrich Luthmer († 1613),⁸³ während dessen Amtszeit (1594–1613) 1598 der Neubau der Ratsapotheke entstand. Er sah die Tafel 1602 und nochmals zwei Jahre später u. a. mit etlichen Hamburger Gesellen und deren »Frauzimmern« und schickte 1608 zahlreiche Besucher in die Michaeliskirche. (Abb. 15)

⁸³ Zu Ulrich Luthmer und seinem Porträt Koch 1924 und Wehking 2017, Nr. 744.

Die soziale Herkunft der Besucher

Neben der geographischen Herkunft geben die Aufzeichnungen v. Weihe vielfältige Hinweise zu gesellschaftlichem Stand, der Zugehörigkeit zu einzelnen Berufsgruppen, zum Geschlecht und gelegentlich auch zu Ereignissen, die sich direkt oder indirekt aus den Buchungen ablesen lassen. (Abb. 16)

Den mit Abstand größten Anteil an den Besuchern der Goldenen Tafel hatten adelige Besucher, unter denen solche aus dem Grafenstand vergleichsweise zahlreich waren. Nur einige herausragende Besucher sollen hier vorgestellt werden.

Die geographische Nähe der dänischen Territorien zu Hamburg und Lüneburg, die engen verwandtschaftlichen Verbindungen zu den Herzögen von Braunschweig und Lüneburg und so vielleicht auch der Umstand, dass St. Michaelis bis 1471 deren Grablege gewesen war, vor allem aber der Ruf des kostbaren, noch unversehrten Reliquienschatzes mögen dazu beigetragen haben, dass zwischen 1586 und 1595 immer wieder Mitglieder des dänischen Königshauses die Goldene Tafel aufsuchten.

Im Sommer 1590 befand sich die dänische Königinwitwe Sophie von Mecklenburg (1557–1631) zusammen mit ihrer zehnjährigen Tochter Augusta (1580–1639) auf ihrer Rückreise aus Wolfenbüttel nach der Hochzeit ihrer Tochter Elisabeth (1573–1626). Vom 1.–3. Juli machten sie in Lüneburg Station und nutzten zusammen mit zwölf dänischen Adligen den letzten Tag ihres Aufenthaltes, um die Goldene Tafel zu besichtigen. Darunter war auch der »Konninginne balbiehrer« zur Versorgung der Mitreisenden.

In Zegemanns Chronik heißt es dazu, dass die Königinwitwe mit einem Tross von 700 Pferden eingetroffen wäre.⁸⁴ Johann Wilken v. Weihe verzeichnet dagegen in seinem Register zu den Besuchern der Goldenen Tafel am 3. Juli 1590 deutlich nüchterner: »Die Kuniginne von Dennemark mit einem Freylen vur

⁸⁴ Zegemann 1700, S. 473.

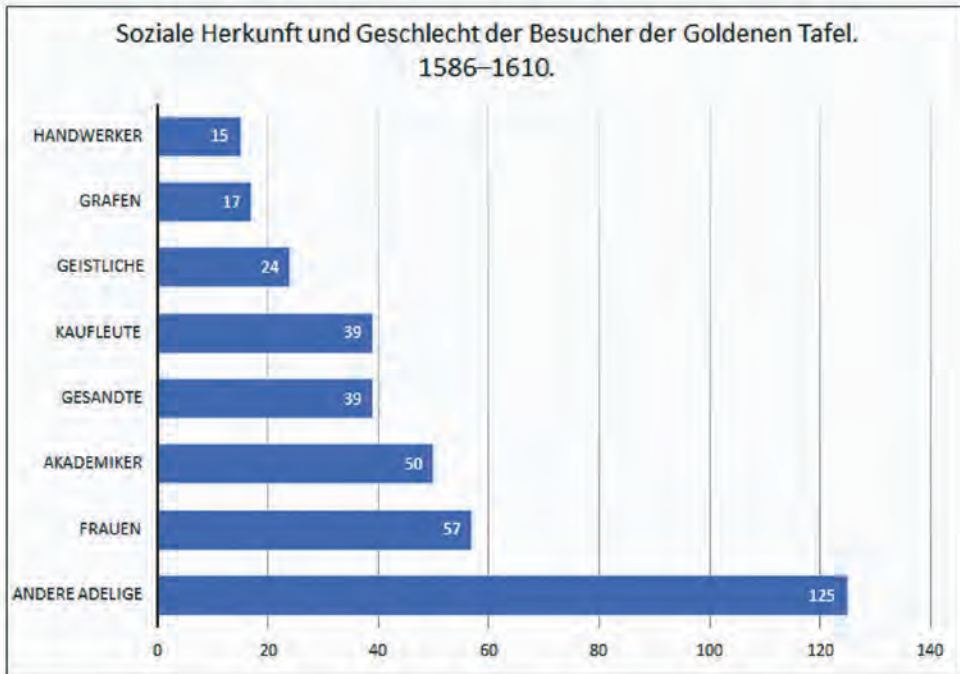


Abb. 16 Soziale Herkunft und Geschlecht der Besucher der Goldenen Tafel. 1586–1610.

der taffel gewest neffenst dem statthalter Heinrich Ranzow [Rantzau, 1526–1598] und andren richsreden [Reichsräten] ist den 3. July hir ankommen von Wulffenbuttell mit 20 Kutschen unt 300 Reisig pferden.«⁸⁵ Wie ihr Mann, König Friedrich II., vier Jahre zuvor nächtigte sie in dem einst Claus Stoterogge gehörenden Haus An der Neuen Sülze 1.⁸⁶ Hier wurde ihr am 2. Juli ein silbervergoldetes Kleinod verehrt, das zuvor bei Luleff Meyer für 226 Mark gekauft worden war. Das Silberpräsent im Wert von 145 Mark, das ihrer kleinen Tochter überreicht wurde, war dem Silbervorrat des Rates entnommen worden.⁸⁷ Am gleichen Tag ließ der Rat der Königinwitwe ein Fass Einbecker Bier zukommen und ihren Trompetern sechs Taler aushändigen.⁸⁸ (Abb. 17)

Am 31. Januar 1591 besichtigte der 20-jährige Herzog Christian von Schleswig-Hol-

85 StALg St. Mich. 2547.

86 Vgl. StALg AB 56-6, fol. 172v.

87 StALg AB 56-6, fol. 172v.

88 Ebd., fol. 173v, fol. 185r, fol. 180r.

stein-Sonderburg-Ærø (1570–1633) die Tafel. Er war der älteste Sohn von Herzog Johann (1545–1622), dem jüngeren Bruder von König Friedrich II. Während seines Aufenthaltes wohnte er in »Reinstorpes Huse up dem Sande«. Vier Tage bevor er die Goldene Tafel besichtigte, hatte der Rat ihm bereits ein »silbern Cleinot, buten etwas vorguldet« im Wert von 145 Mark verehrt, das der »Schenckbank«, also dem Präsentvorrat, entnommen und in roten Kartek (Stoff) gehüllt worden war.⁸⁹

Als die Königinwitwe Sophie von Mecklenburg sich zwei Jahre später erneut in Lüneburg aufhielt, verzichtet sie auf eine Besichtigung der Goldenen Tafel. Allerdings nutzten Heinrich Ranzau, der sie schon 1590 begleitet hatte und von 1556 bis 1598 Statthalter für die königlich-dänischen Anteile an den Herzogtümern Schleswig und Holstein war, den 7. Mai, um sich die Goldene Tafel präsentieren zu lassen. (Abb. 18) Ihm taten es der Kanzler der

89 StALg AB 56-6, fol. 173v, Verbucht in der Rechnung von 1590.

Königin, Dr. Brant, und ein Hans Blome mit-samt seiner Hausfrau und zwei »denssen Jung-frauen« gleich, eben als »die Könniginne von Dennenmark hie wahr«.

Wenige Tage zuvor, am 2. Mai 1593, hatte sich Graf Johann IV. von Nassau-Dillenburg (1536–1606) die Tafel öffnen lassen. Bei ihm war Prinzessin Luise Juliana von Oranien-Nassau (1576–1644), Tochter Prinz Wilhelms I. von Oranien-Nassau, dem Begründer der Un-abhängigkeit der nördlichen niederländischen Provinzen von der spanischen Fremdherr-schaft. (Abb. 18) Hinzu kamen Günther XXV. Graf von Schwarzburg-Sondershausen (1586–1643), zwei Herren von Solms und zwei belgi-sche Fräulein. Sie bildeten die Reisebegleitung von Prinzessin Luise Juliana, die auf dem Weg nach Dillenburg war, wo sie am 23. Juni 1593 den Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz (1574–1610) heiraten sollte. Sie war die Mut-ter von Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, dem sogenannten Winterkönig. Dessen Fehl-entscheidung, die ihm von den böhmischen Ständen angetragene Königskrone anzuneh-men, führt unmittelbar in die Wirren des Drei-ßigjährigen Krieges.

Am 23. September traten der Hofmeister, der Marschall, der Stallmeister sowie sieben oder acht Junker von Dorothea von Dänemark (1546–1617), Schwester des dänischen Königs Friedrich II. und durch Heirat mit Wilhelm dem Jüngeren Herzogin von Braunschweig und Lüneburg, vor die Goldene Tafel. Herzogin Dorothea hatte ihren Witwensitz im glei-chen Jahr auf das Schloss Winsen an der Luhe verlegt, von wo sie das Amt mit aller Strenge verwaltete und in anhaltenden Streit mit der Stadt Lüneburg geraten sollte.⁹⁰

Zwei Jahre nach seiner Mutter hielt sich der noch junge König Christian IV. von Norwegen und Dänemark (1577–1648) im Frühherbst 1595 in Lüneburg auf. (Abb. 18) Hierzu notier-te Zegemann in seiner Chronik: »Den 26. Sept.

war der König von Dennemark mit 500 Pfer-den hir.«⁹¹ Am gleichen Tag besuchte der Kö-nig die Goldene Tafel und in seinem Quartier im Haus von Hieronymus Witzendorf wur-de ihm ein Silberpräsent im hohen Wert von 358 Mark überreicht, das man ebenfalls der »Schenckbanck« des Rates entnommen hatte.⁹² Viel mehr erfährt man aus den Abrechnungen des Rates über den Aufenthalt des jungen Kö-nigs, dessen Truppen das Umfeld der Stadt während des Dreißigjährigen Krieges verwüs-ten sollten, nicht.

Am 10. November 1603 besuchte die erst 22-jährige Prinzessin Hedwig von Däne-mark (1581–1641), jüngste Tochter von Kö-nig Friedrich II. von Dänemark und Sophie von Mecklenburg, begleitet von »Drey Fru-lin und 2 Jungen Herren« die Goldene Tafel (Abb. 17). Bei ihr war wohl Herzog Hein-rich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel (1564–1613) (Abb. 21), jedenfalls zwei seiner Söhne und ein »Freulin von [C]hurenburgk« [Kurbrandenburg?]. Auch hier liefern die städtischen Kämmererechnungen einige er-gänzende Informationen. Die Anwesenheit von Prinzessin Hedwig, die durch Heirat Kurfürstin von Sachsen war, hatte der Rat wie üblich durch eine Wachverstärkung, hier von zusätzlich sieben Zimmer- und Maurer-leute, abgesichert.⁹³ Und die Kurfürstin hatte sich bereits zwei Wochen zuvor in Lüneburg aufgehalten, denn am 26. Oktober hatte ihr der Ratssyndikus Dr. Peter Brandt eine »sil-bern gantz uberguldeten Credentz auß der Schenckbanck genommen« im Wert von 222 Mark im Haus von Hieronymus Wit-zendorf überreicht.⁹⁴ Zumindest zwei ihrer Begleiter lassen sich durch die an gleichem

⁹⁰ Zu Herzogin Dorothea von Dänemark: Brosius 1991. Zu den Konflikten, die sie mit ihren Zeitgenos-sen austrug, ebd. S. 24–29 und Zegemann 1700, S. 478.

⁹¹ Zegemann 1700, S. 476 legt den Besuch versehentlich in das Jahr 1594. Nach v. Weihe (StALg St. Mich. 2547, Eintrag für den 26. 09. 1595) fand der Bes-uch erst im Folgejahr statt. – Zu Christian IV. vgl. Aust.-Kat. Kopenhagen 1988.

⁹² StALg AB 56-6, fol. 370v.

⁹³ StALg AB 56-7, fol. 166r.

⁹⁴ Ebd., fol. 148v. 26. 10. 1603.



Abb. 17 Sophie von Mecklenburg, Königin von Dänemark (1557–1631), um 1572 und ihre Tochter Prinzessin Hedwig von Dänemark Kurfürstin von Sachsen (1581–1641), vor 1629.

Tag an sie verehrten Silberpräsente eindeutig als Kinder von Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel identifizieren. Es waren die 16-jährige Dorothea Hedwig von Braunschweig-Wolfenbüttel (1587–1609) aus der ersten Ehe des Herzogs und ihr erst zwölfjähriger Bruder Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel (1591–1634) (Abb. 21) aus der zweiten Ehe mit Elisabeth von Dänemark (1573–1626), der älteren Schwester der Kurfürstin. Während Dorothea ihr Geschenk zusammen mit ihrer Tante, der Kurfürstin, erhielt, überreichte der Syndikus dem »jungen Herlein Hertzog Friderich Ulrich« das Geschenk im Gasthof zum »Guldenen Stern«. ⁹⁵ Die kinderlose Kurfürstin scheint also mit ihrem Schwager Herzog Heinrich Julius und als Tante mit einigen seiner Kinder einen Ausflug in die Michaeliskirche gemacht zu haben. Der Grund ihres Aufenthalts in Lüneburg

⁹⁵ StALg AB 56-7, fol. 148v, 149r (26. 10. 1603).

aber wird auch durch die Lüneburger Chronistik nicht überliefert. ⁹⁶

Bekannt ist dagegen der Anlass eines weiteren fürstlichen Familientreffens in der Hansestadt im Jahre 1607. Dies war die im Dezember gleichen Jahres bevorstehende Hochzeit von Herzog August II. von Braunschweig und Lüneburg (1579–1666) (Abb. 20). Als einer der gelehrtesten Fürsten seiner Zeit führte er seit 1604 eine bescheidene Kleinstresidenz in Hitzacker an der Elbe, ⁹⁷ bevor er 30 Jahre später die Regierung in Wolfenbüttel übernehmen und die berühmte Bibliothek begründen sollte. Er entstammte der Dannenberger Nebenlinie der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg, zu deren Abfindung seit 1569 auch

⁹⁶ Zegemann 1700, S.484 notiert lediglich: »Den 26. Oktobr. [1603] Ist des Churfürsten von Sachsen Gemahl und ein junger Herzog Herr Augustus hir gewesen.« – Wer mit Augustus gemeint sein könnte, bleibt unklar.

⁹⁷ Vgl. hierzu Nippert 2001.

das Kloster Scharnebeck mit seinem Stadthof in Lüneburg gehörte. Mit seiner Mutter Ursula von Sachsen-Lauenburg, Herzogin von Braunschweig-Dannenberg (1552/53–1620)⁹⁸, und seiner Schwester Sidonie (1577–1645) traf er hier am 19. Mai 1607 seine Braut Clara Maria von Pommern (1574–1623) (Abb. 21). Sie war bereits 32, also wie auch ihr Bräutigam nicht mehr ganz jung und nach dem Tod ihres ersten Mannes, Herzog Sigismund August von Mecklenburg (1560–1600), schon seit mehr als sechs Jahren Witwe. Ihrerseits wurde sie von drei Mitgliedern des Hauses Pommern-Wolgast begleitet: von ihrer 17-jährigen Schwester Herzogin Anna (1590–1660), die 1616 den lothringischen Herzog Ernst von Croÿ ehelichen wird, von der Schwester ihres Vaters, ihrer Tante Anna von Pommern (1554–1626), Witwe von Herzog Ulrich von Mecklenburg-Güstrow (1527–1603), und von ihrer angeheirateten Tante, Herzogin Sophie Hedwig von Pommern, Witwe von Herzog Ernst Ludwig von Pommern (1545–1592), des Onkels väterlicherseits von Clara Maria.⁹⁹ Sie alle hatten am 19. Mai die Goldene Tafel besucht. Am gleichen Tag sollten Clara Maria und ihre Schwester Anna auf dem Scharnebecker Hof aus der Hand von Dr. Leonhard Elver das übliche Silberpräsent des Rates empfangen.¹⁰⁰ Clara Maria erhielt eine »silberne ethwan uberguldet Credentz, auß der Schenck-

bank genommen«, für die dem Goldschmied Jürgen Olricks 151 Mark gezahlt worden waren. Ihre Schwester Anna wurde mit einem außen ebenfalls etwas vergoldeten »Drinckschower« im Wert von 149 Mark bedacht, den man ebenfalls dem Silbervorrat des Rates entnommen hatte.¹⁰¹ Dass der Bräutigam August II. und seine Schwester Sidonie am gleichen Tage leer ausgingen, belegt die Praxis des Rates, diplomatische Silbergeschenke mit dem jeweils ersten Aufenthalt hoher Gäste zu verbinden. So hatten vier der damals fünf lebenden Kinder von Herzog Heinrich von Braunschweig-Dannenberg (1533–1598) und seiner Frau Ursula von Sachsen-Lauenburg (1552/3–1620) bei ihrem Aufenthalt auf dem Scharnebecker Hof am 7. Oktober 1591 bereits wertvolle Silberpräsent des Rates erhalten. Bei August II. und seinem älteren Bruder Franz (1572–1601), Domherr in Köln und Straßburg,¹⁰² waren es silberne, teilvergoldete Trinkgeschirre des Goldschmiedes Heinrich Vulmann¹⁰³ im Wert von 189 Mark und 179 Mark und bei ihrer Schwester Sidonie ein silbernes Trinkgeschirr, dessen Wert mit 156 Mark angegeben worden war. Ihr Bruder Julius Ernst (1571–1636), 1598 bis zu seinem Tod Inhaber der Herrschaft Dannenberg, hatte ein silbernes, teilvergoldetes Trinkgeschirr im Wert von 194 Mark erhalten.¹⁰⁴

Das ungebrochene Selbstbewusstsein des v. Weihe zeigt sich am 15. Mai 1605, als er nach dem Besuch von Herzog Johann Friedrich von Württemberg und Mömpelgard (1557–1608) notiert: »Ihre fürstliche Gnaden haben mich zu sich in den swartzen Adeler fordern lassen,

98 Zu Ursula von Sachsen-Lauenburg, die ihren Witwensitz im Kloster Scharnebeck genommen hatte, vgl. Wehking 2024, Nr. 442.

99 v. Weihe notierte: »Hertzog Hans von Pomern Wittibe geborn von Braunsweig unt Lüneb.« und wechselte in seiner Buchung zu diesem Besuch die herzoglichen Brüder Johann Friedrich (1542–1600), der mit Erdmuth von Brandenburg verheiratet, und Ernst Ludwig (Pommern) (1545–1592), der mit Sophie Hedwig von Braunschweig-Wolfenbüttel (1561–1631) verehelicht war. – Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Stammliste_der_Greiften (Zugriff 27. 04. 2024).

100 Ob es sich um den Bürgermeister Dr. Leonhard IV. Elver oder seinen ab 1606 in Lüneburg als Propst amtierenden gleichnamigen Sohn Dr. Leonhard V. Elver handelte, geht aus der Buchung nicht eindeutig hervor.

101 StALg AB 56-7, fol. 302r (19.05.1607).

102 Die 1602 in Straßburg gedruckte Leichenpredigt gibt nicht an, wann und ob er seine geistlichen Ämter persönlich angetreten hat (<https://diglib.hab.de/drucke/gn-9064/start.htm>; Zugriff: 27. 04. 2024).

103 Heinrich Vulmann/Volmann, Folmann, Lüneburger Goldschmied, Meister 1581, † 1623, vgl. Scheffler 1965, Nr. 96.

104 StALg AB 56-7, fol. 233r, fol. 233v (1591), fol. 302r (1593, Ersatzbeschaffung für die Schenckbank für das Sidonie von Braunschweig-Dannenberg 1591 verehrte Trinkgeschirr).



Abb. 18 König, Prinzessin, Herzog und königlicher Statthalter: Besucher der Goldenen Tafel im Kupferstich (Datierung), oben: Heinrich Rantzau (undat.), König Christian IV. v. Dänemark (1629), unten: Herzog Joachim Casimir von Sachsen-Coburg (1597) und Prinzessin Luise Juliana von Oranien-Nassau (undat.).



Abb. 19 Wilhelm Kettler Herzog von Kurland. Gemälde, Joachim Zivert (?), 1615.

habe es aber abgeschlagen.« (Abb.19) Dies wiederholte sich am 18. November 1609, als die Sachsen-Lauenburger Herzöge Franz II. (1547–1619) und Franz Julius (1584–1634) die Tafel besichtigt hatten und v. Weihe in sein Register eintrug: »Ihre fürstliche Gnaden haben mich zur Mahlzeit laden lassen, mich aber entschuldiget.« Auch dieser Besuch findet eine Bestätigung im Kämmereregister der Stadt, das für den Folgetag verzeichnet, dass, wie regelmäßig im Haus von Friederich Steyer, dem jüngeren der beiden Lauenburger, Herzog Franz Julius, von zwei Ratsherren und Bürgermeister Georg II. Schomaker (1558–1610) ein »Geschir« im Wert von 153 Mark überreicht

worden war, eingeschlagen wiederum in zwei Ellen roten Karteks.¹⁰⁵

Von weiteren Besuchen hochgestellter Adelliger seien hier nur noch genannt

- 19. Juni 1592: Wilhelm Kettler Herzog von Kurland (1574–1649) mit zwei Adelligen (Abb. 19),
- 19. Juni 1593: Anna zu Solms-Lich (1522–1594), Witwe des Grafen Ludwig Casimir von Hohenlohe-Neuenstein (1517–1568) »mit drei cellischen Freulihn«
- 20. Januar 1608: Graf Anton Günther von Oldenburg und Delmenhorst (1583–1667) (Abb. 20),
- 21. September 1608: Graf Philipp von Mansfeld-Vorderort zu Bornstedt, (1589–1657)
- 16. November 1608: Augustus von Pfalz-Sulzbach, Pfalzgraf bei Rhein (1582–1632) (Abb. 21),
- 7. August 1609: Herzog Johann Casimir von Sachsen-Coburg (1564–1633)¹⁰⁶ mit seinem Schwager Herzog Johann von Lüneburg (1583–1628) (Abb. 18).

Der Abgleich zwischen den Besucher-Registern der Goldenen Tafel und den zeitlich korrespondierenden Buchungen der städtischen Kämmererechnungen bestätigt allerdings nicht nur zahlreiche Besuche aus dem Kreise des Adels, er verdeutlicht, zumindest für diese Personengruppe, dass durchaus nicht alle Besucher der Stadt ihren Aufenthalt mit

¹⁰⁵ StALg AB 56-7, fol. 373v (19.11.1609).

¹⁰⁶ Sohn von Johann Friedrich II. dem Mittleren, Herzog von Sachsen (1529–1595), der sich, von Kaiser Maximilian II. geächtet, von 1567 bis zu seinem Tod 28 Jahre lang in kaiserlicher Haft auf Schloss Steyr in Oberösterreich befand. Am 16. September 1599 hatte Johann Casimir in 2. Ehe Margarethe (1573–1643), eine Tochter von Herzog Wilhelm d. J. von Braunschweig und Lüneburg geheiratet. Von Bürgermeister Dr. Leonhard IV. Elver wurde ihm anlässlich seines Besuchs im Fürstenhaus ein vollständig vergoldetes Trinkgeschirr im Wert von 205 Mark verehrt (StALg AB 56-7, fol. 372v). – Zur Biographie von Johann Casimir von Sachsen-Coburg vgl. auch: [https://de.wikipedia.org/wiki/Johann_Casimir_\(Sachsen-Coburg\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Johann_Casimir_(Sachsen-Coburg)). (Zugriff 21.04.2024).



Abb. 20 Grafen und Herzöge: Besucher der Goldenen Tafel im Kupferstich (Datierung), oben: Graf Anton Günther von Oldenburg und Delmenhorst (1654), Herzog August II. von Braunschweig und Lüneburg (erstellt 1717), unten: Landgraf Moritz von Hessen-Kassel (1616) und Herzog Johann Friedrich von Württemberg und Mömpelgard (v. 1645).

einem Abstecher in die Michaeliskirche verbanden.¹⁰⁷

Die zweitgrößte Gruppe bilden Besuchergruppen unter Beteiligung von Frauen. Sie erscheinen als »Hausfrauen« ihrer Männer, Schwestern und Töchter. Gelegentlich ist auch das Verhältnis zu den Männern, mit denen sie die Tafel besichtigen, nicht ganz klar. So erschien am 8. Juni 1605 ein Holländer mit »etzlichen holländischen Frauenzimmern«, eine Formulierung, die immer wieder auftaucht. Man könnte meinen, dass v. Weihe kein rechtes Interesse an den Besucherinnen hatte. Dies trifft aber nicht zu, da er ebenso »etzliche« in Gruppen erscheinende Hamburger, Kaufleute, Studenten oder auch Junker in dieser Weise zusammenfasste.

Wesentlich interessanter, und ein Grund genauer hinzuschauen, sind die auffällig häufigen Einträge, die Frauen als Alleinreisende, in kleinen Gruppen erscheinende oder als Initiatorinnen der Besichtigungen zeigen. Den hochadeligen Witwen und den geizigen Jungfrauen v. d. Knesebeck und v. d. Schulenburg sind wir 1590 bereits begegnet. Am gleichen Tag, an dem Mutter und Schwester v. Weihe auftauchen, lässt sich aber auch eine einzelne Frau aus den Niederlanden die Tafel zeigen (12.05.1590). Genau ein Jahr später erscheint dann »Clare van Nurenberg mit dren Junfern, dedit nihil« (12.05.1591). Eine »Doctorinne«, also die Ehefrau eines Doktors, erschien 1591 zusammen mit Jungfer Dortha Borholt. Am 29. Dezember 1593 war es die Frau des Rats Herrn Georg Tobing, die Johannes Guden und seine Braut vor die Tafel führte. Ganz ähnlich hört es sich an, wenn am 17. September die Frau von Bürgermeister Leonhard IV. Elver mit der Frau des Rats Herrn Georg II. Tobing dem Dr. Elberer mit einer Frau aus Lübeck die Tafel zeigt. Die Reihe ließe sich fortsetzen. Dann sind es wieder reine Frauengruppen, wenn am 2. Juli 1595 »Die Frau von Smallband und etliche Frauen aus Hamburg« no-

tiert werden, was sich fast zwei Jahre später, am 2. März 1597, wiederholt: die »Frau von Smallbandt mit etlichen Hamburgerinnen«. Smallband, die Bezeichnung für eine der kleineren Lüneburger Transporttonnen, war also nicht die wenig schmeichelhafte Bezeichnung für die körperliche Erscheinung dieser Frau, sondern der Familienname ihres Mannes. Am 1. August 1597 ist es dann »Die Lenthe mit etlichen Hamburger Frauenzimmern«. Und am 2. März 1603 reist die Frau von Martin Bukow, dem Hauptmann des nah gelegenen mecklenburgischen Städtchen Boitzenburg, »samt einer Junfern und drei Junkhern« über die Elbe, um die Tafel zu sehen.¹⁰⁸ Diese Frauen erscheinen als überaus selbstständig, so wie man es von Frauen des Spätmittelalters kennt, die die Werkstätten ihrer verstorbenen Männer erfolgreich weiterführten.

Keine genau abzugrenzende Gruppe bilden Männer, die im weitesten Sinne eine akademische Ausbildung genossen haben oder sich in dieser befinden. In 20 Buchungen werden Studenten erwähnt, häufig allerdings ohne Angabe ihres Herkunftsortes (1591, 1593, 1594, 1596, 1607, 1610). Aus Helmstedt, Rostock und Jena, etablierten Hochschulstandorten, sind »Studiosi« im Jahre 1591 erwähnt. 1595 kommen Studenten aus Lübeck und 1596 aus Hamburg, wo es keine hohen Schulen gab, 1597 sind Studenten aus England und 1601 aus Wien anwesend. 1596 kommen Studenten in Begleitung eines Doktors, was vielleicht ebenso auf eine Bildungsreise schließen lässt wie die eines Adligen, der 1604 mit seinem Praeceptor aus Rostock anreiste. Und 1597 nahm offenbar der Sohn des Bürgermeisters von Stade einige Studenten unter seine Fittiche, als er mit ihnen nach Lüneburg kam, um dort u. a. die Goldene Tafel zu bestaunen. Über die Fakultäten der Studierenden erfährt man nichts. Dies gilt genauso für die mehr

¹⁰⁸ Martin Bukow (geb. um 1570) war bis 1603 Amthauptmann in Boitzenburg und Kommissar von Herzog Ulrich III. von Mecklenburg, vgl. Sehlke 2011, S. 135, und StALg Br-47/69 (1597).

¹⁰⁷ Vgl. Rümelin 2022, S. 107.



Abb. 21 Pfalzgraf, Herzogin und Herzöge: Besucher der Goldenen Tafel im Kupferstich (Datierung), oben: Augustus Pfalzgraf bei Rhein (1621), Herzogin Clara Maria von Pommern (1621), unten: Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel (1600/1602) und sein Sohn Herzog Friedrich Ulrich (1620/1667).



Abb. 22 Reisewagen. Detail aus der Ansicht des Fleckens Bardowick.
Daniel Frese, Kupferstich 1595.

als 25 Doktoren, die im Register erscheinen. Bei der Mehrzahl dürfte es sich um Juristen gehandelt haben, wie bei dem bischöflich-bremischen Rat Dr. Brant (1591), dem Kämmerer Dr. Johann Witte (1591), den promovierten Kanzlern von Wurtzen und Zeitz (1597), dem fürstlich-braunschweigischen Rat Dr. Kluding (1598) und einem promovierten mecklenburgischen Gesandten (1598). Daneben erscheinen 1590 der »Medicus« des protestantischen Fürstbischofs von Verden und Osnabrück, Herzog Philipp Sigismund von Braunschweig-Wolfenbüttel (1568–1623), 1593 ein »Medicus« aus Celle und 1608 zwei »Doctores Medizini«. Und außer dem bereits genannten Lüneburger Ratsapotheker kam 1594 ein Apotheker aus Braunschweig. Ein Schmunzeln konnte sich v. Weihe offenbar nicht verkneifen, als er am 27. Dezember 1609 in sein Manual eintug: »Ein klein Kerlichen soll Doctor iuris sein von Franckfort.«

Ausdrücklich als Gesandte genannt werden Diplomaten des Kaisers (1599, 1604), aus

den Königreichen Navarra (1586), Dänemark (1590) und England (1596), aus den Herzogtümern Mecklenburg (1599), Pommern-Wolgast (1610) und Württemberg (1604), des Kurfürsten von Brandenburg (1609), des Grafen von der Lippe (1610) und der Städte Straßburg (1590) und Braunschweig (1599). Anlässlich der »hansischen Handlung« im Jahre 1610 waren Gesandte aus Hamburg und Magdeburg und einer, der sich »vor einen Braunschweigischen Gesandten ausgegeben« hatte, in der Stadt, die sich als Beiprogramm auch die Goldene Tafel zeigen ließen. Den spanischen Gesandten Pakandt führte eine Kindstaufe nach Lauenburg, wo er im Namen des spanischen Königs Philipp II. (1527–1598) Pate stand. Acht Jahre später machte sich der württembergische Gesandte Hans Wolff von Konning zu einer weiteren Kindstaufe nach Lauenburg auf, wo Franz Heinrich Prinz von Sachsen-Lauenburg (1604–1658) getauft werden sollte. Beide Gesandte sahen auf ihrer Zwischenstation in Lüneburg auch die Goldene Tafel.

Bemerkenswert ist auch die Eintragung vom 18. November 1609, nach der »churfürstliche Brandenburgische abgeordnete« die Tafel besuchten, die 18.000 Gulden und 9.000 Reichstaler »aus der Landschafft Voradt abgeholt haben, welche dem Churfürsten vorgesetzt sein.« Bemerkenswert, weil v. Weihe ausdrücklich Zahlungen der Landschaft, also der Landstände des Fürstentums Lüneburg, erwähnt, während die Stadt Lüneburg von 1484 bis mindestens 1636 an die Kurfürsten von Brandenburg Schutzgeldzahlungen in Höhe von jährlich 200 Gulden leistete.¹⁰⁹ Zeitlich mit dem Besuch der Brandenburger Gesandten im Zusammenhang steht der Regierungsantritt des Kurfürsten und Markgrafen von Brandenburg Johann Sigismund (1572–1619) im Jahre 1608, der sich die Erneuerung seines Schutzversprechens offenbar sehr teuer bezahlen ließ. In diesen Kontext lässt sich auch eine Eintragung im Kämmereiregister von 1609 einreihen. Denn am 6. November erhielt Dr. Leonhard Elver einen vollständig vergoldeten und etwas emaillierten Becher in einem hölzernen Futteral im Wert von nicht weniger als 351 Mark, den er anlässlich der »außbringung und confirmerung des Schutzbreves« an Kurfürst und Markgraf Johann Sigismund überbringen sollte.¹¹⁰

Zu ihrem Schutz haben norddeutsche Hansestädte auch immer wieder Bündnisse untereinander abgeschlossen. Zur Koordination ihrer Verteidigung hatten die Hansestädte Lübeck, Bremen, Hamburg, Magdeburg, Braunschweig und Lüneburg im Juni 1608 Friedrich Graf zu Solms-Rödelheim (1574–1649) als Generaloberst zu Wasser und zu Lande verpflichtet.¹¹¹ Im Bereich sei-

ner Verantwortung lag auch die Aufsicht über den von den Städten gemeinsam beschäftigten niederländischen Festungsbauer Johan van Valckenburgh. Solms-Rödelheim war seit 1600 Berufsoffizier, später auch Kaiserlicher Kämmerer und Kriegsrat. Mit den von der Hanse gestellten Truppen beendete er im Oktober 1615 die dreimonatige Belagerung Braunschweigs durch Herzog Friedrich-Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel (1591–1634), der sich 1603 in Lüneburg aufgehalten hatte (Abb. 21).¹¹² Am 13. April 1609 hatte Solms-Rödelheim gemeinsam mit Dr. Leonhard Elver und Bürgermeister Georg II. Schomaker auch die Goldene Tafel besichtigt. Aus der Kämmereirechnung der Stadt erfährt man, dass er nicht allein, sondern in Begleitung von Oberstleutnant Johann Lebefanger [?], Rittmeister Blasius Ekenberg und eines namentlich nicht genannten »Jugniors« ange-reist war. Abgestuft nach ihrem Rang erhielten seine Begleiter aus den Händen von Dr. Leonhard Elver, Ratsherrn Heinrich Tobing (1566–1620) und Bürgermeister Georg II. Schomaker am Folgetag vergoldete Becher im Wert von 135, 108 und 78 Mark. Sein mit anwesender Oberamtmannt Graf Dr. Bartholomäus Lucanus indessen wurde mit einem Becher für 99 Mark nur bedacht, weil man aus Braunschweig und Magdeburg erfahren hatte, dass er auch dort ein Silberpräsent erhalten sollte.¹¹³

Hinzukommen als Besucher der Goldenen Tafel zahlreiche fürstliche Statthalter, Kanzler, Hofmarschälle und Räte, die sich überwiegend in offizieller Mission in Lüneburg aufgehalten haben werden. Dies dürfte auch für die Bürgermeister (BGM) und Ratsherrn (RH) aus Salzwedel (1593 BGM, RH), Hamburg (1606, 1609 RH), Bremen (1606, 1607, 1609 BGM, RH), Braunschweig (1607 BGM, RH), Goslar

109 Vgl. Rümelin 2022, S. 106 und Anm. 112. – Ob sich zu diesem Zeitpunkt der nachweislich 1617 von Uelzen in die Michaeliskirche verbrachte »zum Schatz verordnete Kasten« der Landschaft in der »Clus«, einem Gewölbe am Ostende des Nordseitenschiffs, befand, wo bereits seit 1596 das Archiv der Landschaft verwahrt wurde, ist unklar. Vgl. Rümelin 2021, S. 20 mit Anm. 62 und Abb. 3, Buchstabe C.

110 StALg AB 56-7, fol. 372v (06. 11. 1609).

111 StALg UA-a1-10578, 1608 Juni 24.

112 Vgl. Artikel: [https://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich_zu_Solms-R%C3%B6delheim_\(K%C3%A4mmerer\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich_zu_Solms-R%C3%B6delheim_(K%C3%A4mmerer)) (Zugriff 28. 04. 2024).

113 StALg AB 56-7, fol. 372r (14. 04. 1609), Rubrik »Clenodien und Vorehringe«.

(1607 BGM), Lübeck (1607 RH), Buxtehude (1609 BGM) und Stade (1610 RH) gegolten haben.

Kaufleute, die nach ihrer Profession ähnlich beweglich waren, nehmen im Register v. Weihes einen vergleichbaren Raum ein wie die zuvor erwähnten Gesandten. Sie kamen nicht nur aus den nahen Hansestädten Hamburg (1590, 1591, 1609), Lübeck (1591, 1597, 1607) und Bremen (1606), sondern auch aus kleineren Nachbarstädten wie Lüchow (1609). Gleichfalls naheliegend ist die Anwesenheit von Kaufleuten aus dem südlichen Ostseebereich, so aus Mecklenburg (1590), Rostock (1604) und Riga (1590, 1606). Und auch aus den deutlich entfernteren Handelsmetropolen Leipzig (1591, 1602, 1607), Nürnberg (1590, 1591) und Augsburg (1590), aus Österreich (1609) und aus England (1611) ließen sich Kaufleute die Goldene Tafel zeigen. Woher andere Kaufleute kamen, die nur als solche in dem Register vermerkt sind, ist unbekannt (1591, 1601, 1604, 1609, 1610). Auch wenn gänzlich unklar bleibt, welche merkantilen Interessen die Kaufleute nach Lüneburg reisen ließen, so werden doch Handelsverbindungen manifest, die deutlich über den hanseatisch-norddeutschen Raum hinausweisen.

Deutlich kleinere Gruppen bilden die Geistlichen und Handwerker, die die Tafel besuchten.

Anders als bei den bisher vorgestellten Besuchern kann bei den Geistlichen ein Interesse am Objekt vorausgesetzt werden, das über den Sensationswert der Tafel hinausging. Gleichzeitig zeigt sich die konfessionelle Vielfalt der Besucher. Altgläubige waren sicher weiterhin an dem Heiltumscharakter der nach wie vor in ihren Reliquiaren präsentierten Reliquien interessiert. So der Propst aus dem Stift (1592) und ein »Abt« von Heilgkruz in Hildesheim (1601), ein Domherr aus Halberstadt (1596), »ein Pfaffe mit Bohemischen von Adel« (1596), die Domina des Alten Klosters in Buxtehude mit drei Nonnen (1598), 1601 der Erzabt von

Harsefeld, Luneberg Brummer (1575–1612)¹¹⁴ und der Abt des Klosters Hammersleben (1609). Auf der anderen Seite stand das vermutlich sowohl historische, theologische als auch das institutionelle Interesse der lutherischen Würdenträger. Superintendenten reisten aus Holstein (1604 mit H. Lossius, Pastor an St. Johannis in Lüneburg), Schleswig (1604 mit einem Propst) und aus Schwerin an (1611). Hinzu kamen der Lauenburger Hofprediger (1606) und Amtsträger aus bedeutenden, inzwischen reformierten Stiften und Klöstern, wie Dr. Pinsinger, Domdechant zu Lübeck (1609), ein Domdechant aus Braunschweig (1599), Herr Johann Danckwers, Domherr in Bardowick (1609) und der Abt von Amelungsborn (1600). In der Minderheit waren evangelische Pfarrer und Schulleiter: Diakon Hening Dedekind aus Langensalza (1594), ein Priester mit seiner Frau (1603), »Unser Herr Rector [der Lüneburger Michaelisschule] mit dem Conrector von St. Johannis« in Lüneburg (1596). Schließlich kam mit einem »Verwandten des Stiftes zu S. Ancharius [Ansgar] zu Bremen« ein Reformierter (1593).

Die letzte Gruppe, der hier Interesse geschenkt werden soll, umfasst die vergleichsweise wenigen Handwerker, die die Tafel besuchten. Barbieri als Fremdenführer und der Buchdrucker Hans Stern fanden bereits Erwähnung. Zwei Bäcker aus Lübeck und eben »Ebeling der Knoche(n)hawer« mit seinem Schwager aus Lübeck (1610) bilden erkennbare Ausnahmen. Berufliches Interesse dürfte dagegen den Juwelier aus Lübeck (1591) und seinen Kollegen aus Magdeburg (1595) veranlasst haben, die Tafel zu besichtigen. Dies galt sicher auch für die beiden Lüneburger Goldschmiede, die sich die Tafel aufschließen ließen; Jürgen Orlis (1593 und 1590 zusammen mit einem weiteren Goldschmied und einem Juwelier) und Luleff Meyer (1594). Beide waren gut mit Aufträgen des Lüneburger Rates versorgt. Bei Orlis waren es zwischen 1586 und 1610 nicht

¹¹⁴ Am 14. Oktober 1590 wird ein Melchior Plate aus Harsefeld u. a. von einem Abtsschreiber begleitet.

weniger als 25. Meyer ist v. a. in Verbindung mit dem berühmten sogenannten Lüneburger Spiegel bekannt geworden, der sich heute im Grünen Gewölbe in Dresden befindet.¹¹⁵ Im Jahre 1600 zieht es einen Lüneburger Uhrmacher, »den Zeygermacher«, vor die Tafel. Er aber führt einen Edelmann, so wie dies Daniel Frese, der um 1600 bedeutendste in Lüneburg tätige Künstler tat, als er 1593 »etzlichen Ditmarschern«, also auswärtigen Landsleuten, die Goldene Tafel zeigte.¹¹⁶

Wie die Besichtigung der Goldenen Tafel in ein angenehmes Besuchsprogramm eingebaut werden konnte, zeigt eine Eintragung vom

115 Vgl. Rümelin 2022, Anm. 92. – Zu Ollriks: Meister 1587, † 1627 (?), vgl. Scheffler 1965, Nr. 107. – Zu Meyer: erwähnt 1584–1603, vgl. Scheffler 1965, Nr. 106. – Zum Lüneburger Spiegel Hipp 2015, S. 233–248; Elnser 2018.

116 Frese wird ein zweites Mal genannt, als am 3. Juni 1601 sein Schwiegersohn Heinrich die Tafel sieht.

3. Juli 1591. Danach scheinen zwei dänische Adelige mit ihren Frauen und einer Jungfer nach der Besichtigung der Tafel erst einmal ein Bad genommen zu haben. Und viele Jahre später wird die Besichtigung der Goldenen Tafel dann ausdrücklich zum kulturellen Programmpunkt einer bürgerlichen Feier, als Remmert Strod sie am 9. Mai 1601 seinen aus Lübeck angereisten Hochzeitsgästen zeigt.

Auch wenn die Besuchsansätze der meist durchreisenden Gäste nur selten erkennbar sind und wohl zwischen Bildungsinteresse und reinem Vergnügen changieren, so sind es, dies wurde vielleicht deutlich, ganz unterschiedliche Menschen, die sich für den damals noch intakten großen Lüneburger Reliquienaltar interessierten – und nicht nur der »Asinus«, der Esel, »aus Bremen«, den v. Weihe 1593 in seinem äußerlich unscheinbaren Register verewigte –, das sich als eine wichtige sozialgeschichtliche Lüneburger Quelle der Zeit um 1600 erweist.



Anhang 1

Zur Quelle Stadtarchiv Lüneburg, St. Mich. 2547

Umschlag: Schmalfolio 31,5 × 11,5 cm, Pergamentmakulatur, Kopertbindung; Papier (Seite) 31 cm × 10,5 cm, moderne Bleistiftfolierung (nach 2014, beginnend mit zwei eingelegten Notizzeteln ohne Bedeutung). – Gebhardi 1762–1798, Bd. 5 (1770), S. 191 datierte die Pergamentmakulatur des Einbandes an den Beginn des 11. Jahrhunderts. Dessen Text identifizierte er als das Ende einer Erklärung der Epistel Petri und den Anfang der Epistel des Apostels Johannes.

Ab fol. 3r–fol. 6v als lose eingelegte Lage: Abrechnung des Rudolf v. Bevensen für 1586. Es schließt an das Rechnungsbuch des J. W. v. Weihe (fol. 7r–fol. 51r). Nach der Eintragung zur Trinkgeldteilung mit dem Küster vom 28. August

1607 (fol. 35v) sind zwei beschriebene Blätter herausgeschnitten, von denen sich zumindest das letzte auf Kirchenstuhlsachen bezogen haben wird. Es folgen dann ab fol. 36r auf 20 Seiten Eintragungen zum Bau und zu Vermietungen von Kirchenstühlen. Mit dem 28. September 1607 setzt die Abrechnung zur Goldenen Tafel wieder ein (fol. 46r). Es schließen leere Blätter an (fol. 51v–fol. 68v). Am Ende ist dem Band ein Vertrags-Konzept des Kellners und Seniors von St. Michaelis Johann v. Harling zu einem neuen Kirchenstuhl für Bürgermeister Leonhard IV. Elver und vier seiner Söhne vom 20. 09. 1602 eingefügt (fol. 69r–fol. 70v). Nach den Eintragungen in das Kirchenstuhlfragment v. Weihes wurde der Bau des Kirchstuhls am 10. Oktober 1602 gestattet (fol. 39v/40r).

Anhang 2

Transkription des Registers der »Einkünfte, welche für die Zeigung der güldenen Tafel gehoben sind« (Stadtarchiv Lüneburg, St. Mich 2547).

Rudolf von Bevensen, Register von 1586; Johann Wilken von Weihe, Register von 1590–1613.

Die Trinkgelder sind, soweit möglich, in Schilling (ß) umgerechnet (1 Taler = 32 ß, 1 Mark = 16 ß), Pfennigbeträge sind nicht erfasst. Die Angaben, die die Trinkgeldteilungen zwischen v. Weihe und den jeweiligen Küstern betreffen, sind in der Regel gekürzt wiedergegeben. Auf die Stuhlbucheintragungen wurde verzichtet.

fol.	Datum	ß	Besucher
3r		ß	Abrechnung, Gegenstand unklar (ob.: CUR(D)IR(L) UP; Summa von Holt gegangen 869 mk; Summa der perde 339 mk)
3v	15. 07.		Ziegelrechnung, Tagelohn für das Ziegelstreichen (u. a. dacksteine) und Arbeit in der Trade
	1586		Beginn der Abrechnung zur Goldenen Tafel Rudolf v. Bevensen († 1589), 12. 07. 1586–02. 02. 1587
4r	12. 07.	3	H. Johan [...] Ubrinus und andere prediger ud dem Stifte Verdenn
	13. 07.	32	Des Konnigs von Navarra sein Gesandt, welches den ein französischer grave war
		3	Die Widtwe von Holle, Martin von Holle Mutter
	15. 07.	8	Einer von der Fecht mit etzlichen Jungfern und Frauen von Hamburgk mitt Werner des Kocks frauen
		5	Noch etzlichen von Hamborch dessulvigen Dages
	16. 07.	8	Zwen Kopluden van Hamborg dar der Abteker [Apotheker Andreas Lemmel] mitt war
		8	Bornhart [Bernhard?] und Johann Daldorp, Johann Berwolt, Herr Lutke Laffers und sunst holsteinische Edle
	17. 07.	18	Etzliche Niederlender
		16	Der Kaiserliche (Mark) Statthalter und Cantzler darbey die drey Gebrüder Dusterhop d. Dust[erhops] seeliger Sohn mit (Warn...)
	4v	20	20
33			Des Churfürsten von Saxen oberster Kuchmeister mit Albert Dithmers und Magister Hennings des Kemmerarii Sohn
18. 07.		2	Hans von Knesebeke mit seinen Schwester sonen
19. 07.	16	Etzliche Kauffleute von Hamburgk	
	17	Ein Bülow mitt seinem preceptor	
	72	Etzlichen churfürstlichen Drabanten [Trabanten] und etzlichen borger von Hamborch und Stade. Item etzlichen von Adell, die Jurgen Tobing mitt sich brachte	
	16	Ein grave [Graf] auß Schottlant	
	16	Dem Bürgermeister von Dresenn [Dresden]	

		8	Des Corfürsten [von Sachsen] Drabanten [Trabanten]
		8	Des Curfürsten [von Sachsen] Kuche [Koch]
		12	Etzliche Kauffleute von Hamburg und Niederlender
		9	Des Churfürsten von Saxen Rentmeister
		16	Etzliche Hamburger und Daniell Otto
		22	Hieronimus Vogeler, Jochim vom Kampe und sunst etzliche Hamburger Koplude
5r		16	Etzliche Koplude von Hamborch
	20. 07.	15	Etzliche brandenburgische Junnkern
		8	Noch etzliche Junnkern auß dem Landt zu meisenn [Meißen]
		32	Gunther von Wißlebe [Witzleben] und Dorstedall Johan G[arll]
		28?	Die zwei gebrudern von Guntzow
		16	Des Koning [...]
		3	ein frau von Hamborch
		16	Kopping mitt seiner frauen und etzlichen von Hamborch [wohl Doctor Johann Kopping sen., der am 26.05.1600 vom Lüneburger Rat »Ein silbern gantz ubergulden Stolpkop«, also einen Pokal, des Goldschmeides Jürgen Ollriks im Wert von 64 Mark als Belohnung dafür erhielt, »daß S: Ex: etzliche Desiciones zusamen drucken laßen, und E.e. rade dedicirt u. zugesundens«, AB 56-7, fol. 41v]
		64	negen [9] von des Konings Friedrich Dennemark Junnkern
		32	Soße [6] Junnkern von des C. f. [Kurfürsten] von Brandenburgs
		6	zwo fremde Junnkern auß dem landt zumeisenn [Meißen]
		64	Zehn Junkern [aus] Dennemark
		5	Etzliche Niederlender
	21. 07.	18	Etzliche brandenburgische Junnkern
		6	noch 3 meisensche Junnkern [Meißen]
5v			Erster Eintrag verblichen
		32	zwo Eddeleneute auß der marke [Mark Brandenburg]
		8	ein Ragewitz
		7	Ein [Doktor] mitt Kopping [s. o. 20. 07. 1586]
		16	Jurgen Tobing
	22. 07.	16	Des Knoning aus Dennemarks Kuchschreiber mitt Jurgen Moller
		8	Einer von Adell und Koggesellen [Kaufleute-Gesellen] von Hamborch
		4	Zwo niederlender
		18	Der richtmester Picht mit merckgrebischen [markgräflichen] Gesandten
		8	drei Kauffleute von [Ton]dorff
	25. 07.	6	ein Doctor von Brunshweig mitt zwen p[.] mitt Lenertt Tobing, 1 Duttken und 1 schreckenberger
	05. 08.	18	Cunradus Rude mitt seiner brudt, nebst etzlichen von Hamborg
	11. 08.	8	Frederich Reinstorp der einen Kopman von [Ton]dorff bey sich hatte
			Unterer Rand eingeklappt

6r	21. 08.	16	Melchior Reinstorp mitt dren niederlender von Adell
	22. 08.	8	Harmen Brasche mitt etzlichen Frauenzimmer [wiestande] wie Werner Meyer seins sons Hochzeit waren
		2	Einer von Dresenn [Dresden]
	04. 10.	17	Etzliche Studenten von Rostock
		7	[Streichung] septe(mtrenis) Solites una cum [6] [.] tete Custotis Bartolti filiis [...]
	22. 10.	20	zwe Kauffgesellen von Hamburgk
	26. 11.	7	Cunradus Rude vor der taffeln gewest mitt etzlichen borgern von Hannover
	29. 11.	16	Grave Ernst Wilhelm von Schemborch [Schaumburg] mitt Hartwich von Dassel, Her Lutke von Dassels, des bürg[er]meisters Sohn
	01. 12.	34	Etzliche Koggesellen [Kaufmannsgesellen] von Hamburg mitt Hans Carstens; 2 ß de den de koster behelt
6v	12. 12.	16	Grave Allexander von Tingen thumpropst zur Cells da f.g. vor der taffeln und derselbigen Herr Franz Heinrich von L[awen]burg [Lauenburg] [mit] seinen Junkern zugeben
	21. 12.	12	Friedrich Rentorp vor der taffell gewest mitt seins broders frawen brodern von [.]dorff gegeben der wieder ein ort von [.] ß die [.] welchen der Coster zur orpfergelt behielt
	27. 12.	16	[kaiserlichen] Majestät gesantenn
1587			
22. 01.	115		Zwo osterreichische freyhern
	02. 02.	18	Melcher Reinstorp vor der taffell gewest mitt zwen Junkern
		64	Jürgen Musseltin gegeben wen ein fremder Her d[.] v. Bottmer vor der Tafel war
		16	Item [Hano] vor der taffel gewest
1590			Item etzliche Hamburger [...] eingeklapptes unteres Ende um 180° gedreht, vielleicht Kontrollrechnung von Prior Nicolaus Frese: Dith hette D [.] Frese Anno 88 mense august up dem [...] und [...] wiese [...] gekamen
			Beginn der Abrechnung zur Goldenen Tafel Johann Wilken v. Weihe († 1617), 01.02.1590 – 22.09.1613
7r			[Titelblatt mit lateinischen Sentenzen] 1590, Johann Wilken von Weihe
7v			[leer]
8r			Anno Domini 1590 hat der Abt Her Conrad von Bodmehr unser gnediger Her ... [Bericht über die Vorbereitung der Übergabe am 18. Januar und die erfolgte Übergabe der Schlüssel der Goldenen Tafel im Chor von St. Michaelis an v. Weihe am 24. Januar 1590]
8v			
9r			9r/9v: leerer eingebundener Zettel
9v			9r/9v: leerer eingebundener Zettel

10r	01. 02.	18	Sein zwen Schotten vur der gulden Tafflen gewest, haben nicht Deuhts gekonnt men hatt auch ihre nahmen nicht erfrag konnen, haben vorehret ein halb marck stücke und ein stuk von sieben Schilling sein haben; Monfö[r] [...] 18 ß
	07. 02.	16	Ist ein Junkherchen ungefehr von 9 Jahren graven Axel von Rassoborch oder Schweden her sohn vur der taffel gewest neffens seinen zugeprater und hatt ein halben reichstaler gegeben
	27. 02.	8	Fritages ist ein Doctor von Helmstede mitt nahmen Hebodius mitt Her Leonhard Elver des Burgermeisters zwen sohnen vur der tafflen gewest woromme midt H Leonhardt Elver Burgermeister dem Doctor die tafflen zu zeigen zuvor hette ansprechen lassen, hatt der Doctor 14 ß, unt Elver 1 orth Taler gegeben (= ¼ der genannten Münze, hier also 8 ß)
10v	22. 03.	32	ein osterreichischer Freyher sambt zwen von Adell, ihr nahmen hatt men nicht erfragen kohnnen
	01. 04.	16	Einer von Adell zusamen ander zwen unbekanten mitt Brant Grisenburg
	21. 04.	16	[.] welche mit Juries Baventen vur der tafflen gewest vurehret
	03. 05.	11	11 ß in einem ½ Markstück, ein Kriegesmahn welcher mitt Johan von der Heide vor der taffel gewest
16		2 junge Densche vom Adell des Denschen Cancellor (.)Jels Kaes seines bruder zwen sohne	
06. 05.			Ist Juries von Knesebecke sine Jungfrawe Cat. von Estorpe Tochter mit einer Jungferen von der Schulenborch vor der tafflen gewest et nihil dederunt
11r	12. 05.	7	Ist meine Mutter zusambt meineviehr Schwestern unnt Brudren Joachim vur der tafflen gewest dedit 7 ß Custodi
	12. 05.	2	Item dasulvest eine niederlendische Fraw dedit 2 ß Custodi
	17. 05.	8	Hans Rohr unt Adam Pen[ss]e welche [8 ß] der Kuster auch behalten aber sie sollen ihm abgerechn et werden
	23. 05.	24	3 Kauffleute von Magdeburgk, 6 Schreckenberger
	21. 06.	12	Zwen Kauffleute von Riga mit der Klothschen ihrem sohn
	21. 06.	16	Etzliche Kauffleute von Hamburgk
		8	Eine fruw und ein Jun[g]fer von Hamburgk, 1 ordtaler
	23. 06.	16	zwen Burgermeister Sohne von [.]Janscho [?] mitt Juries Greze vor der taffel gewest
	26. 06.	16	Ein Jung von Adell adeliger von des Corfürsten so [re...]
	11v	26. 06.	16
27. 06.		8	Mester Ranzow und Otto von der Wisch, zwen Holsteiner
03. 07.		64	Die Kuniginne von Dennemark mit einem Freylen vur der taffel gewest neffens dem statthalter Heinrich Ranzow und andren richsreden (Reichsräten) ist den 3. July hir ankommen von Wulffenbuttell mit 20 Kutschen unt 300 Reisig pferden.

		12	Gevert von Alvensleben unt Fritze von dem Berge
		40	Dorring Kamel (und) unfengt [ungefähr] noch 12 vom Adel und der Konninginne balbiehrer
12r		16	eine greffvinne von mansvelt sambt zwen freulin [vielleicht: Gräfin Elisabeth von Mansfeld (1565–1596), Ehefrau von Herzog Johann Ernst von Sachsen-Eisenach (1566–1638)]
	04. 07.	8	Die Winterfeldische sambt ihrem Sohn ut dem Lande zu [Coossen?]: c, 1 ort taler
	11. 07.		[Teilung zwischen v. Weihe und dem Küster; Gesamtsumme 24 mk 10 β und 3 Schreckensberger, von seinem Anteil von 16 mk 6 β hat v. Weihe dem Sohn des Küsters 1 mk 2 β und der Magd des Küsters 6 d verehrt.]
	19. 07.	12	2 Kauffleute von Nürenberch [Nürnberg] mit Juries musselten [Mutzeltins] Brudren unt Her Leonhard Elvers Sohne :c
	24. 07.	16	Ein freslenderischer Oldeman [friesischer Ältermann] sambt einem ut Hamborch mit etzlichen Frawentimmer mitt Johan von der Heide und dem Richte schriver [Gerichtsschreiber]
12v	20. 08.	8	3 mekellenburgische Kauffleute
	21. 08.	8	1 Schellmeister von Dannenberg mit Dedeken und seiner Tochter Manne [Schwiegersohn]
	29. 09.	2	Herzoch Philips Sigismund dessen Medicus [Herzog Philipp Sigismund von Braunschweig-Wolfenbüttel (1568–1623), protestantischer Fürstbischof von Verden und Osnabrück].
	14. 10.		Her Melcher Plate von Harseveld mit Herrn Hieronymus Doring unt des Abtes Schreibern
	23. 10.	11	3 Kauffleute von augsborch [Augsburg]
	29. 10.	8	Jurien Olrikes ein Goldtschmidt mitt einem Jubilerer und einem Goldschmide sambt einer niederlendischen fruen unt dren Jun[g]f[r]owen
	28. 12.		Ahrnt von Seggeren mitt Johan Kramell dedit dem Jungen Wrangell geldt ik wet owerst nicht wo vell
13r	1591		Anno 1591
	05. 01.	3,5	Bartoldt von Mandelslos sein Bruder mit Hans Jacob
	31. 01.	8	Herzoch Christian von Holstein Herzog Hansen Her sohn [Herzog Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Ærø (1570–1633)]
	20. 02.	18	Etzliche studiosi von Rostock unt Helmstede mit dem nedderlendischen Schoser
	21. 02.	8	Ein Kauffman oder sonsten sine nomini aus dem Gulden Stehrr [Gasthof Goldener Stern]
	24. 02.	4	Ein pommerscher von Adell
	14. 03.	48	Zwen (Besucher) mit Jurien Greze, einer dedit ½ taler der ander ½ prinzentaler, ist woll besnitten
	25. 03.	8	Ein iubilierer [Juwelier] aus Lübeck mit Balthazar Schauwer
	29. 03.	24	Drey Englender dedit 3 orttaler Teilung mit Küster: ½ taler hebbe ik dem koster up sin begehrent am stillen Fridage ut der [Kuchen] gedan.
14v	12. 05.		Clare van Nürenberg mit dren Junfern dedit nihil

	18. 05.	16	Zwo Freyheren du dem gulden Stehrraus dem Gulden Stehrr [Gasthof Goldener Stern] [gestrichen: hebbe id tho mi genommen]
	20. 05.	16	2 Koplude von Leipsich [Leipzig]. [1/2 T] heft der Kostersche sich genamen wolde de anderen dach me(r)en darvor kopen in die kerken
			Anno 91
	22. 05.		Teilung des Drankgeldes (Summe: 12 mk 15 β) zwischen v. Weihe (8 mk 10 β) und Küster (4 mk 5 β)
	24. 05.	16	zwo Studioli mit Jurien Grezen : c
	28. 05.	11	Generosus ac Nobills [.] anglia mitt M. Henninges und Herman Kuleman [wohl u. a. der Engländer Fynes Moryson]
	29. 05.	32	Jacob Verp ein Denischer von Adell sein Dener berichtete das er von Hierusalem herstadet keme und wolte in Hispaniam
15r	29. 05.	32	Etliche meisnische vom Adell mit Her Joh. [Cy]g[as]
	01. 07.		Christoffer Tobinges sohn mitt etzlichen Hamburgern
	03. 07.	32	2 Densche [Dänen] von Adell sampt 2 fruwen und 1 Junfer sein nach dem locolus bade gewest
	24. 07.	5	Harmen Kalnitz von Leipzech [Leipzig] ein Doctor ist bey Lenhart Kroger gewest
	24. 07.		Teilung: v. Weihe 3 Taler – Küster 1 ½ Taler; bleib 16 β 4 d in der Bussen
	29. 07.	8	13 Slesier [Schlesier] aus dem Guldenen Stehrr (Gasthof)
	08. 08.	8	Johan Schwerin mitt siner fruwen ut den Lant tho Mekellenb[or]ch
	10. 08.	28	Alswern von ein Mehrisch Her [aus Mähren/Kgr. Böhmen], 28 β in einem gulden Taler Zwischen fol. 14v und fol. 15r eingehettet: Abrechnung über einen Besuch am 04. 06. 1601.
15v	16. 09.	16	Jungfer Dorte Borcholt Franser Tochter mitt einer Doctorinne [Frau Doktor]
			1592 ao 92
			N: Teilung am 01.02.92 zw. v.W. (1 T, 28 β – 1 d) und Küster (1 T)
	23. 03.	16	Petrus Drosselberg, ein Denscher Gesanter an den herzog von Braunschweig geschicket; diesen ½ taler hat der Custer zu sick genom men
	02. 04.		Hinrik van Meding mit siner hausfrawe sambt Hans Daldorp siner hausfrauen und swester, michi nihil dedit
	03. 05.	16	3 Studiosi von Jena
16r	19. 06.	32	Herzog Wilhelm von Curlandt mitt zwen von Adell [Wilhelm Kettler (1574–1640) Herzog von Kurland 1585 bis zu seiner Absetzung 1616]
	24. 06.	8	Twe Studiosi, in die Johannis
	26. 06.	16	Etzliche markeken Doctor Abels Freunde [Märker/Brandenburger]
	08. 07.	8	Fritze aon dem Barge mitt siner hausfrawen und Schwester der von Molzan, 6 gude groschen
	08. 07.	2	Erns[t] Wrampens sine Wittwe sambt ihrer Tochter, des H. Kelners wesschen
	08. 07.	14	3 menner ut dem Stifte zu Hildensen [Hildenheim], darunder ein Prawest [Propst] sein solte

	09. 07.	5	Drunder 2 Densche [.], Einer von Rostock mitt namen Doctor Punsche
	25. 07.	24	Jürgen Rentorps mitt einem flanderschen vom Adell und twen Hamburgern
16v	18. 08.	3	Doctor Johan Wachescher Straßborgischer Gesanter [aus Straßburg] dedit Custodi 3 Solidos
	28. 08.	32	etzliche Adelpersonen mit Adelwerd von Dassel, dedit einen dicker Daler [absente] Custodi
	29. 08.	8	Jurien Musseltin und Frantz Dusterhop mitt der von Danzig Haub[t]man Valke genandt
	29. 08.	32	Etzliche Adelpersonen ock Borger Absente Custodi [...]
	09. 09.	8	Der vaget [Vogt] vor Solthausen [Salzhausen] mit etzlichen Hamburgere
17r	25. 09.	4	Doctor Brandt von Stade, bischofflicher Bremischer Raet, hir von 2 des Koters Sohne, 2 meinem Jungen in continenti
	01. 10.	22	Hein Hotzman mit etzlichen markekischen Hering Kopern ut Hollant [Brandenburger, Fischhändler aus Holland]
	16. 10.	8	Ein Krutkramer van Hamburg
	16. 10.		Teilung: mit Küster Bartold Buse (1:2)
	21. 10.		Doctor Johan Witte Doctor Camerarii nebst zwen Herzog Heinrichen Gesandten, mihi nihil dedit
	27. 11.	32	Ein Burggraf von Dah[.], 1 Goldtaler
	1593	Ao 1593	
17v	01. 01.	32	Eztliche Markeken von Hamburg dedit 1 thaler, ein stucke von 3 ½ und einen Mariengroschen
	01. 01.	8	Etzliche von Lübeck dedit ein ordtaler
	01. 02.	8	Ein Asinus von Bremen [ein Esel/Dummkopf aus Bremen]
	22. 02.	32	Ein Freyher hat ein Dicktaler, ein entztaler, doch mir unbekant und (3 ß) gegeben, sein bei dem Altar weckgestolen worden
	24. 02.	48	Etzliche Merkische mitt Johan Winker [Streichung], davon der Kuster einen ganzen Thaler genohmen
	11. 04.		Hinrik Lutzow mit zwen anderen von Adell mit Jürgenj Olrikes
	11. 04.		Teilung von Küster und v. Weihe, in der Busse blieben 6 oder 7 ß
18r	13. 04.	18	Zwen so aus Schweden gekommen, derer nahms mich unbewust, dedit ½ Thaler, filii Custodis 2 sol. [...]
	18. 04.	16	Einer mir unbekannter mit der Sindici Kinderen
	22. 04.	3	1 Freyher sambt zwen Junkern, ein Schreckenberger und 3 ß
	02. 05.	32	4 Adels personen dem G[r]aven von Nassow [Nassau] zustendig
	02. 05.	32	Graf Johann von Nassau nebens einem Fräulein mitt namen [gestrichen: Louisa] Constantina des Prinz Wilhelm von Nassow Printz von Uranien, Tochter auch zwen Hern von Solms und zwen Freulein von Belgia, welche dem jungen P[f] altzgraven und Churfürsten am R[h]ein wart zu geführt samb Graff Gunter von Schwartzborch

18v	07. 05.	32	Hans Blome mitt sambt siner hausfrawen und twen denssen Jungfrawen will [als] die Kunnigine von Dennenmark hie wahr
	07. 05.	16	Hans Ramzow [Rantzau] von Rentzborch [Rendsburg]
	07. 05.	16	Der [dän.] Kunniginnen Kantzler Doctor Brant
	11. 05.	16	Daniell Freß [Daniel Frese] mitt etzlichen Ditmarschen
	14. 05.	32	Etzliche mitt Bodemahn des Superintendenten Sohne, dedit: 1 Reichsdaler und 1 Schreckenberger
	15. 05.	9	Helmholt der Burmester mitt des Burgermeisters Sohn von Tangermunde
	15. 06.	35,5	Jurien von Dassel, Lutken von Dassels Bruder mit zwen vom Adell, ich glaube aber es sey ein Her darunder gewest, 1 reinschen Goldgulden, er soll ein palzgrave gewest sein
19r	19. 06.	16	Der Graven von Hoenlohe seine nachgelasne Wittwe zusams mit dreyen zellischen freulihn ihren Schwestern der Amtman zu Lühne dedit ihrent halber ½ dicken princenthaler [Wahrscheinlich: Gräfin Elisabeth, Hohenlohe-Langenburg, 1565–1621, Tochter von Herzogs Wilhelm d. J. von Braunschweig-Lüneburg (1535–1592), Ehefrau des Grafen Friedrich von Hohenlohe-Langenburg (1553–1590). Vgl. https://www.deutsche-biographie.de/pnd120652285.html (Zugriff 26. 04. 24)]
	21. 06.	32	Drey von Adell mit Hans Awdorp [Audorf]
	08. 07.	16	Ein Nurhnborger [Nünberger] mit Georg Gretzen dedit ½ fresen verborten Thaler
	09. 07.	16	Etzliche Hamburger
	09. 07.		NB: Teilung: v. W. erhält 6 Taler 20 ß, von denen er dem Küster gutwillig ½ Thaler von dem meinen habe verehrt zu behuff seines sohns weillehr denselben nach Hamburg gebracht und ihm uff die orgell will lehnen lassen.
19v	21. 07.	16	zwen Burgermeister und ein Radmann aus Saltzwedel mit M. Hofman, absente custodi
	28. 07.	32	Einer von Prag mit Hans Audorff
	10. 08.	6	Leonhardt Bruhns mit zwen Junfern von Zelle
	10. 08.	8	Her Hartwich Semmelbecker Sohn mitt zwen Studiosis
	16. 08.	16	Ein Medicus von Zell [Celle]
	16. 08.	31	Gerhard von Salder des jungen Hinrikes Sohn, 10 Groschen Teilung: Küster ½ T, v.W 1 ½ T
	19. 08.	32	Dre Liffender mit Jürgen Gretzen, ½ Prinzenthaler und ein ander Thaler
20r	21. 08.	16	zwen Studenten
	02. 09.	32	Der Herzoginnen von Braunschwich Hovemeister, Marschalk, Stalmeister und noch sieben oder 8te Junkeren
	19. 09.	1	Wilhelm Kecheler, ein Franke mitt Harmen Brasschen N Custos accepit ½ Rego [?]. 11aler; hoc die
	23. 09.	16	Cord vam Salderen Haub[t]mann uff Peine, Lippelt von Stockem und Erik Hang von Stockhusen, ihre Frawen mitt einer Jungferen [Lippold von Stöckheim, Sohn von Joachim von Stöckheim und Oleke von Saldern]

	07. 10.	12	Der ausnehmer in der Altenmarck
20v			NB Am heutigen Weihnachten Abent wie ich die voderste Fluger ahn der guldenen taffeln ufgeschlossen hatt der Küster geklaget, das er kein offergeld habe bekommen wor uff ich ihm einen Thaler aus der Buchsen gethan und ich habe zwe taler auf damyt zu mir gethan.
	29. 12.	3	Her Jurien Tobinges Hausfraw mitt Johannes Guden seiner Braut und Johannes Gudent
	29. 12.	10	Hans Calmus mit einer [Frau] des Geschlechts der Schwaf[r]tzen aus Leipztig
	1594	Ao 94	
	07. 01.	8	Jurien Geseke unser Barbier mit einem Apoteker aus Braunschwich, dedit 1 ordtaler, hatt der Custer behalten
	09. 01.	19,5	3 Studiosi, dedit 1 Schreckensberger (= 36 d), 3 ½ ß und ein Markstücke mitt einem Eleffanten geprichet habe ich für den ortstaler so der Kuster zuwohr behalten zu mir genommen.
21r	02. 02.	8	Ein Vorwandter des Stiftes zu S. Ancharius [Ansgar] zu Brehmen mit Namen Borkey
	08. 02.	32	Etzliche Helmkini von Hamburg
	25. 02.	16	twe Kauffleute von Lübeck und einer von Murnberg [Nürnberg]
	26. 02.	32	Franz Tobing und Status Borholt, Hern Johan Borholten Sohn
	24. 03.	16	Pawell Rantzow [Paul Ratzau] mit Beneditus van Allefeldt hausfrawen und einer Gudendorf Junfern
21v	05. 04.	16	Etzliche Polacken
	06. 04.	16	Etliche Adelpersonen darund N. Hubner
	21. 04.	8	Ein Engelder
	22. 04.	8	Der Grevinnen van Oldenburgk hovemeister mitt Otto Kempen
	08. 05.	32	Doctor Lovens mitt des Bisschoves von Brehmen seinem Alten kleptori Doctori Pinsinger
	02. 05.		Henningus Dedekindus mitt seiner Frawen, nihil dedit
	06. 05.	16	Samuel Seefisch sein Sohn von Wittenberge mit Hans Stehrn [Hans Stern, Lüneburger Buchbinder]
	03. 06.	2	Heinrich von Steding sambt seiner Schwester der Domina zu Lüne, seiner hausfraw und ihren beiden Schwestern, der Lützoweschen und Liesbet Densen, Ernst Spoerken siner Tochter und noch einer Junfern
22r	26. 06.	16	Helmholdus Rodewolt [Lüneburger Brauer und Chronist] mit dren markeken
	30. 06.		Teilung: Am 30. Juni der Custer und ich geteilet und hat er 2 ½ und ich 5 Thaler bekommen und ist ihm der Rest also 9 ß gegeben worden und pleibt kein Heller in der buchse in vorrad.
	21. 07.	32	Lazarus Unfall und ein Freyher aus der Slesie [Schlesien]
	24. 07.	20	Etliche Hamburger Frauenzimmer mitt Leniceri [?] sinen Tochter
	09. 08.	8	Die Dasselsche mitt ihrer Tochter, der Burgermeisterschen und Ludloff von Estorff beide Tochter

22v	10. 08.	8	Ludloff Bokell mit einem Lübsschen weibe
	21. 08.	16	Franz Chude [Chüden?] sambt Ernst Düsterhopes frawen mitt etzlichen Hamburgern
	23. 08.	32	Henning Kastens ein Ditmarscher
	07. 09.	16	Carsten von Bremen sine frawe mitt etlichen Stedern, den halben Taler hat der Custer zu sich genommen auf rekenschop
	11. 09.	8	Luleff Meyer mitt einem Hamburger Rasdtesheren
	26. 10.	32	Etzliche Engelschen [Engländer] mitt dem Schriftmeister, geben 1 T und einen Real
			Dem Koster ½ Markstück aus der Büssen tho Offergelde gegeben
	1595	Ao 1595	
23r	25. 01.	8	Jurien Crutze mit etzlichen von Adell
	18. 02.	10	Doctor Meyer von Hamburgk
	16. 02.		NB am 16 Februaai der (gestrichen Custer, weitere Streichung, eingefügt: Aeditimus = Küster) und ick geteilet und ist nicht ein einiger Heller in der Buchse geblieben.
	15. 04.	16	Etzliche Engelder
	02. 07.	16	Smallbandt sine fruwe mitt etzlichen hamburgor frawenzimmer
	23. 07.	64	Ludloff von Alvensleben, Joachims Sohn mitt siner husfrawenu, [Laum?] und Hans von der Schulenburg u B(arn)dorff, 2 Thaler hat der Custer zu sich genohmen
	31. 07.	32	Etzliche Engelder
23v	03. 08.	16	Drey Engländer
	05. 08.	32	Ein Jublierer von Magdeburgk mit Bodeman und zwe anderen
	06. 08.	18	Etzliche aus Flensborch
	27. 08.	32	Albert Radeken sin Sohn mitt etzlichen Hamburgern
	09. 09.	16	Johan von Dinklage Junkher zu Minden und Verden
	17. 09.	8	Her Leonhard Elvers Burgermeisters weib nebens Her Jurien Tobing weib und Doctor Elbers und noch einem weibe von Lübeck
	17. 09.	8	Ein junger Edelman mitt einem Iederen Barde
24r	26. 09.	128	Konnich Christian [IV.] zu Norwegen und Dennekmark [König Christian IV. von Dänemark (1577-1648)]
	25. 09.	16	Die Eptissene [Äbtissin] von Quedlenburgk [Quedlinburg] mit einem freulein und Jungen hern von [.]olburgk
	24. 12.	64	Ein Studiosus von Lübeck
	1596	Ao 96	
	15. 02.	16	3 jungen Gesellen von Nürnberg [Nürnberg], dedit ½ Prinzenthaler
	13. 03.	5,5	Doctor Hallen seine nachgelassene Witwe mitt ihren zweyhen Tochteren, Hartwich von Dassels frawen und noch einer, Item Doctor Varenbeutel frawen und Fritze Trotziger frawen; M. Jacob saget sie haben dem Custer 5 ½ ß gebe, der Coster hatt es nicht zu brede brucht.
	18. 03.	16	Etzliche Engelder
	19. 03.	8	Etzliche Engelder

		16	Item Carsten Doske der Wandschneider und der Dirick Meyer Kramer mit ehren wiwern und dren Engellendern
24v	29. 03.	16	ein Pfaffe mit Bohemischen von Adell genand Die Kitzinger
	17. 04.	16	ein Kauffmann
	02. 05.	8	Jacob von Estorff mit seiner hausfrawen dedit 8 β in 3 guden groschen einem D[...] von 2 $\frac{1}{2}$ β und 1 β und 6 [d] [...] ob er der Custer hatt ein eingesteck oder zu sich genohmen weiß ich nicht [...] [Unregelmäßigkeiten bei der Abrechnung durch den Küster: Küster behauptet es wären 4 β gewesen, v. W. hat gesehen, dass es 8 β waren]
	13. 05.		Custos absent, Evert Hartung von der Wismer (Wismar) mitt siner frawen, Magret Hartung frawen und Dirik Menken, michi nihil dedit; ob des Costers Sohn etwas bekommen weiß ich nicht.
	15. 05.	18	h[.]e Studiosi von hamborg
	17. 05.		mitt Henning Lenten ein man mit zwen frawen von Stade, Gabe unklar
25r		16	ein Thumber [Domherr] einer von Br[...] von Halberstadt [...] hat in der rubekulen [Straße und Gasthof] gegessen wie auch Johan Bramell berichtet welcher mitt dem Thumberen gewest
	02. 06	9,5	Die Pentecostie, Fremde Gesanten mitt Doctor Walon seinem Sohn
	19. 06.	8	Hans Stehnr Buchbinder, M. Burmeister, Conrectori zu Rostock
	24. 06.	16	Ein Doctor mitt zwen Studiosi mitt Jurien Gretzen
	25. 06.	32	Einer von Adell mit Magister Jacobus
			NB Unregelmäßigkeiten in der Abrechnung, Küster wird Unterschlagung verdächtigt: Es hat der Aeditus den halben thaler vid 13 $\frac{1}{2}$ β so mir bewußt under (f)estendig sein mues empfangen dakegen ich nictes bekommen noch feilen mir in der Rechnung 3 thaler 9 β so er auch ohne mein vorwissen behalten und nicht in das Schap in das dazu gemachete gewonliche Lade gesteckt
25v			Welches er nicht gestendich sein wollen auch gleichwol nicht will daruff zusagen heruff erstlich hatt er bekandt er müste diesen halben thaler oder was behalten haben aber sovull das wüste er nicht, wie wir nun aber sprache gehalten hat er sich erstlich dahin erklehret er wolte Lieber ein ganz Jahr missen, das er doch müste zu frieden sein, ich aber geantwortet von der andren ich begerte des seinen nicht er sollte uffrichtig handelen aber (uf) ercknete sein (halffter) gemüte. Aus diesem schlimmen handell also hatt der Custer 10 Thaler 3 β empfangen v(ii) er das so er nachgerade heimlich genohmen (..) nicht zu brede gebracht dar ich nur 9 Thaler 3 β bekommen da ihm doch nur der dritte pfennig und (noch) (Ruden gebohnen kahn)
26r	03. 08.	56	Philipp Heidenrich warpen mitt dem Drosten zu sieck dem Drosten thor wolpe und Doctor Diek
	08. 08.		unser Herr Rector mitt dem Conrectori von S. Johannes und zween Fremden, nihil dedit
	1597	Ao 97	
	05. 01.	56	Etzliche Hamburger Doctorum

	02. 03.	24	Smallbandt sine fraw mitt etzlichen Hamburgerinnen; Custodi 12 β , welche nicht mit eingeworfen
	03. 03.	32	Etzliche Kauffleute von Lübeck unt Daniell von Collen behausung [Gasthaus], 1 dicken Thaler, den habe ich zu mir genommen
	04. 04.	16	Franz Lubbing mitt etzlichen Kauffleuten
	23. 04.	12	3 Eddeleute aus dem Gulden Stehnr [Gasthaus]
26v	29. 04.	16	2 becker von Lübeck mitt dem Lübschen botten
	30. 04.	2,5	Jurien Bevers Hauptmann von Hamburg
	01. 05.	16	Der Bürgermeisters Sohn von Stade mit etzlichen Studiosi
	21. 06.	44	3 engelendische Studiosi
	21. 06.	32	Der Cantzler von Wurtzen, der Cantzler von Zeitz, beyde Doctor Huschani nachgelassen Wittiben Brudere nebenst ihrer Schwester der Sieberinnen von Leiptzick [Leipzig] unsern hern Sindico Doctor wolen Harmanno Behrn sohn, Heinrich Huschany, diese Zeit gewesenen Breutigam H. Jurien Tobing des Bürgermeisters Hausfrau und etzliche Jungfern
	01. 08.	16	Die Lenthe mitt etzlichen Hamburger Frawenzimern
27r	04. 10.	32	Ein Hispanischer Gesandter ein Jungher mitt nahmen her Pakandt von dem Konnig von Hispanien nach der Lawenburg geschicket daselbstn wegen des Könignes gefatter gestanden
	1598		
	08. 03.	8	Die Hamburgischen gesanten alhie zur hansischen Handlung
	23. 03.	14	ein engelendischer gesanter
	13. 03.		NB: Abrechnung mit dem Aeditimo [...], datiert [15]98
27v	1598	Ao 98	
	10. 04.	16	Jurien Gore ein Denischer Junger vom Adell mit Jurien Fritzen; 22 β in einem Markstück
	06. 05.	16	Doctor Kluding fürstlich Braunschweigscher Radt mit Daniel [A]lten
	10. 05.		Fritze von dem Berge mit Gebhart von Werder sambt ihren beydn frawen, der von Werder dreyen thoctern der Moltzanschen und meinen dreyen Schwestern, nichell dedit
	11. 05.	16	Die Domina vom Alten Closter [Buxtehude] mit dreyen Nunnen, H. Leonhard Elver des Bürgermeisters zwen Sohne, Leonhard Krogers Schwester, dedit 8 β $\frac{1}{2}$ Real (= $\frac{1}{2}$ Taler)
	17. 05.	32	Etzliche Soldaten, worunder einer von Munchhausen mitt Georgen Gretzen
28r	22. 08.	4	Die von dem Berge mitt Berend v.d. Schulenb[urg] hausfrawen, Jungfer J[ulchen] Hanen, Jungfer [...] vom Werder und Folradt von Bottmawer [...] frawen
	09. 11.	57,5	Christoffer und Samuel Tobing haben zwey bey sich gehabt; dedit 1 Reinschen goldgulden, $\frac{1}{2}$ thaler 6 β den reinschen Goldgulden hab ich zu mir genohmen und 6 β hatt der Kuster genohmen
	1599	Ao 99	
	23. 05.	16	Der Her Lüneburgische Her Statthalter Hartman von Erfa, sunike Herr Christoffer von Arnim, Ludewig von der Asseburg, Fritz von dem Berge und der

28v	23. 05.	13,5	Braunschweigischer Radtt	
	24. 05.	16	Doctor Kling noch ein Doctor, mekelnburgische Gesanten neben Caspar von Wallenfels, ½ span. Taler von 1 mk	
	02. 06.	16	Zacharias Sidtman seiner Hausfrawen und Heinrich Smiden, zwen Jo[ink]heren und einem catholischen manne auß Münster	
	10. 08.	32	Zwe vom Adell auß dem Gulden Stehrn	
	10. 08.	8	Hieronimus Witzendorff mitt dem Thumdechandt (Domdechant) von Braunschweich	
	26. 09.	35	ein junger Herr mit seinem Hoffmeister	
	29r	26. 09.		N: Teilung mit Aeditus ohne Rest 1:2
28. 09.		32	zwen junge franzosische Graffen	
1600		Ao 600		
	28. 01.	8	Ein Edelman mitt dem Zeygermacher	
	02. 03.	16	Martin Bukow Hauptmans uff Boitzenburgk Hed-esfrawen sambt einer Jungffern und 3 Junkhern	
	22. 06.	22	Der Abbet von Amelsborg [Amelungsborn] mitt Georgen Tobing und Clages Stoteroggen	
	26. 08.	32	Jurien Polker mitt etzlichen Hamburgern	
	30. 09.	16	Der Schreiber auß dem Alten Lande mit dem Cantor von S. Johannis	
	29v	22. 12.	32	Der Weitepper mitt zweyen Colnern
	1601	Ao 601		
	29. 01.	20	Ein junger Herr sine Nominas, in von Collen Behausung [Gasthaus]	
	29. 01.		NB: Teilung mit Aeditimus [Küster, 2 T, 7 B; v. W. 4 T 10 ½ B]	
	25. 04.	3	Ein man von Ripen (Dänemark) mitt siner frawen und dem Rimenschniders der Wobben Tochter	
	08. 05.		Doctor Heinrich Reichhelm von Hildensheim	
	03. 06.	16	Der Stader aues [Eyerstede] mitt Heinrich des Malers Fresen Dochterman [Schwiegesohn]	
	13. 08.	32	Einer von Klinquitz ein kayserlicher Gesanter mitt Hartich Schomacher	
	30r	19. 08.	48	Landgraff Mauritius von Hessen
		24. 08.	32	Der Herzogin von d[er] Liegnitz Hoeffmarschalck [wohl: Herzogin Anna von Schlesien-Liegnitz-Brieg (1561–1616), seit 1594 Gemahlin des Herzogs Friedrich IV. von Schlesien-Liegnitz)] N Teilung mit Küster, ½ Taler im Vorrat
	02. 09.	11	vier Studiosi von Wien in Ostereich mitt ihrem praeceptor, absento aditimo	
	10. 09.	16	Herr Lunehard Brummer, Ertzabt zu Hassefelde [Harsefeld, Erzabt Luneberg Brummer (1575–1612)] und der Abt von Sante Kohr (Heilgkreuz) aus Hildensen [Hildesheim] mit H. Hieronimo Doring, dedit ½ Dickthaler	
	20. 09.	32	Drei Kolenische [köln]ern von Frischenbach	
	08. 10.	16	Jurien Gretze mitt zwen Kauffleuten	
	1602	Ao 602		
	09. 01.	16	Ein pomerscher von Adell	
30v	14. 01.	32	Ein Kauffgeselle aus Leipzig mitt Alberdt Schroder u. Jurien Rentorff	
	25. 03.	16	Doctor Heinrich Kebbe hamburgensis	

	08. 04.	16	Ulrich Lutmer Apoteker sambt Johann [S]joewelleg hausfrawen und Schwester sambt der Radelevenschen
	18. 04.	8	Zwei welche sich als braunschweigische gesante ausgegeben
	11. 05.	22	Gebhard von Alvensleben hausfrawen mitt der vom Berge
	14. 05.	20	Ein Doctor von Hildensen mitt der wardinea
	14. 05.	24	Einer vom Adel mitt Meyer, 3 Schreckensberger, 6 polnische Dutgen
	31r	01. 06.	16
	04. 06.	6	Clages Freytag
	19. 08.	32	Etzliche Markeiten [Brandenburger?]
	19. 08.		Teilung mit Bartold, Sohn des abwesenden Küsters, dem von seinem Anteil für die Jahre 96 und 97 Gartenmiete abgezogen wurde.
	20. 08.	8	Doctor Heinici Kniffig, Diderik Hoyer, Doctor Rosto mitt Johann von Asseln [fuch] der taffeln
	26. 10.	16	Arendt von der Sach ein Frieslender mitt Her Lutke von Dassel Bürgermeister Knechte und 2 andern
		16	3 preußische gesante mit Georgen Gretze
	1603		
	23. 01.	32	Etzliche Nürenberger auf ansprache Christoffer Techers mitt Daniel von Kollen, 1 Dickthaler
31v	02. 05.	32	Dietrich und Johan Rehr gebrüdere
	13. 05.	16	Clages Henrikes mitt zwen seiner Landsleute
	07. 05	32	In Vigilia Ascensionis [Abend vor Himmelfahrt] Her Hans Anderssen Freunde von Lübeck
	08. 06.	16	Christoffer Schulte und ein Siebenbürger mit Joachim Schulde [vom Küster nicht abgerechnet]
	11. 06.	24	Etzliche Hollander
	24. 07.	8	Bürgermeister Leonhard [IV.] Elver mitt einem Doctor vom Berlin undt seiner Sohne [.]. Der Bürgermeister sagte Fürst Bernhard von Lüneburg hette die taffel herinner geben. Der Doctor hatt gefraget ob die taffel oder das Goldt darane dick were, hatt der Bürgermeister hinter mir her geantwortet, zimlich dicke.
	01. 10.		Teilung mit Küster, kein Rest in der Büchse.
32r	01. 11.	96	Etzliche Junkern mitt Joachim und Hans von der Sulenburg
	03. 11.	8	Lehen Hano und Christoffer von Bodenteich, 6 Silbergroschen
	10. 11.	16	Ein Priester sambt seiner Frawen und Sohne, soll mit Zunahmen Ziveus heissen
	10. 11.	32	Die churfürstlich meißnischen Radte und Marschalk mitt etzlichen Junkhern
	10. 11.	64	Die Churfürstinne von Sassen [Sachsen] und Herzoginne von Braunschweig geswestern mitt Drey Frulin und 2 Jungen Herren Hertzog Heinrich Julius von Braunschweig und [.]. und zweyen Herr Sohnen, einem Freulin von [C]hurrenburgk [Churbrandenburg?]
	10. 11.	76	2 frantzosische Graffen
	1604	Ao 604	

	31. 01.	32	Ein Superintendent aus dem Landt zu Holstein mitt H. Lossio pastor zu S. Johannis [Hieronymus Lossius, 2. Pfarstell an St. Johannis, Lüneburg, † 1619] und Zacharia[s] Sitma[nn] [wohl Geistlicher od. Ratsherr, † 1611, Zegemann 1700, S. 490]
32v			Anno 1604
	15. 03.	24	Johann Brawell sein Swager von Tondern [DK] mitt Clages Heinrichs NB [Teilung mit Küster (Aeditimus) 1:2 ohne Rest]
	23. 03.	16	Einer vom Adel mitt seinem Praeceptor (Hauslehrer) von Rostock mit Antonio Burmeister und seinem Bruder
		32	Zwey Kauffleute von Hamburg [...] Nürnberger mitt ihren zwo weibern, M. C. Zecher führte sie
	07. 05.	32	Ditrich de Krey, Kommissar kaiserlicher Maiestat [D...], Item Joergen Cranach, des Herzogs von [Saxen] Diner, 1 gulden Thaler
33r	18. 05.	32	Heinrich Friese mitt zweyen seiner Brüder Niels Friese in Dennemarck
	18. 05.	32	Hans Wolff von Konning, württembergischer Gesanter Die Kindstauffe nach der Lawenburg samb. der von Bartensleben vornehmen Kerllen mit H. Jurien Schomacher
	24. 05.	32	Olrick Luttmere Apoteker, Zacharias Sitmann mit etzlichen Hamborger Gesellen und frazewimmer
	07. 09.	16	Ein Kaufmann aus Rostock mitt Wilken Meyer des Herrn Holter gewesenes Sluter
	16. 09.	16	Der Probst und Superintendens von Schleswig mitt seinen 5 Söhnen und Clages Henrike
	21. 09.	8	Clages Friese Rittmeister mitt einem Junckern undt Friedrich Meyer
	28. 09.	24	Her Statius Tobing mitt Lübischen Frawenzimmer, eine denschke Mark Silber
33v	18. 10.	32	Etzliche Kauffleute Teilung: mit Eberhard, dem Sohn des Küsters und für 4 Jahre 4 mk Gartenzins einbehalten und (eher) Garten 1 denschke mk de mei vorehret veve 18 Octobri
	15. 12.	32	drey osterreichische Herren, gaben (,) von persen gold 16 Etzliche Hamburger
			1605 Ao 605
	13. 04.		Teilung: am 13 Aprilis 605 der Koster ½ Thaler und ich den Goldt' genomen
	13. 04.		Der Rittmeister [...] Breschen von Rickling schreiber, nihil dedit
	15. 05.	32	Herzog Johan Friedrich von Württemberg und Mumpelgardtt F.k.g. haben mich zu sich in den swartzen Adeler fordern lassen habe es aber abgeschlagen. [Herzog Friedrich I. von Württemberg und Mompelgardt (1557 – 1608)]
	08. 06.	32	Dominicus von Uffer ein Hollander mit etzlichen holländischen Frawenzimmern mit Balzear Garbenato
34r		32	Zwen vom Adell aus Slesie [Schlesien] vom Geschlechte der Schillig, 1 Dickenthaler
	02. 07.		Teilung mit Küster

			1606 Ao 606
	28. 03.	32	Herr Hieronimus Vögeler, Radtsher von Hamburg nebenst noch einem Radtsherrn daselbst hero
	28. 05.	64	Bürgermeister Hawke und Johan Brandt Radtsher von Bremen
	06. 06.	24	Zwey aus dem Swartzen Adeler [Gasthaus] Teilung ohne Rest mit Küster. Ewert Buse, der 1 Taler für 2 Jahre Gartenzins zahlt, der Schreiber von v. W. bekommt ½ Taler
34v	03. 07.		Doctor N. Rundscheid des mindenschen cancellarii Brüder. 4 Silbergroschen, die v. W. dem Küster verehrt hat
	08. 08.	16	Drey Kauffleute aus Rige [Riga]. 1 mk in einem ½ Real
	14. 09.	32	Jurien Greze mit 4 Kauffleuten aus Bremen
	17. 10.	32	Jurien Grette mitt drey osterreichischen Kauffleuten
	18. 10.	8	Der Hoffprediger von der Lawenburg [Lauenburg/Elbe] Teilung mit Küster Eberhardt Buse
			1607 Anno 1607
35r	02. 01.	32	Ein pommerscher Edelman, welchen D. Leonhard [IV.] Elver commendiren lassen NB Diese ist das erste mall gewest das der neue Aedituus [Küster Claudius] Schlieffer die gulden taffel mitt eröffnet hat.
	16. 01.	16	Dr. Heinrich Kreffting [Kressting] Bürgermeister von Bremen, D. Vincentius Moller, Syndicus, Herr Johan Kock Radtsher zu Bremen
	17. 01.	12	Zwey Radtshern von Braunschweich NB Wegen vieler andern geschefte habe ich es Disemall nicht alles was und von wehm etwgs gegeben vorzeichnen können. Der Kuster und ich aber haben um 20 Marty das was gesamlet gewest geteilet und Ich zu meinem teile fünf Thaler und Der Küster Drittelhalben thaler bekohmen were.
35v	06. 05.	16	Zwey von Straßburgk kommende [Blatt rechts beschnitten]
	06. 05.	16	Studioli, darunder Hans Koldemans Sohn
	13. 05.	20	Ein Freyher von Kitlitz mitt Friedrich Steyer; Ein alter Edelman
	16. 05.	35	Ein Bürgermeister von Goslar undt andere
	19. 05.	64	Ursula, geborn zu Sachsen, Herzog Heinrich zu Braunschweig und Wittin[gen] sambt ihrem Herr son Herzog August und Ihre fürstl. g. Braudt elu[ise] von Pomern, die Wwe des Herzogs Sige[s] mundt von Mecklenburg mitt sambt ihrer Schwesster einem Freulin von Pomern. Friedrich Sidonien zu B. u. Lüneburg dedit 2 Thll.
	19. 05.	48	Hertzog Ulrichs zu Mecklenburg Wittibe geboren von pomren dedit 1 ½ thal:
	19. 05.		Hertzog Hans von Pomern Wittibe geborn von Braunschweig und Lüneburg: [hier verwechselt v. Weihe die Brüder Johann Friedrich und Ernst Ludwig v. Pommern-Wolgast]
	14. 05.	33	In die pentecostis, Jurien Grette mitt Kauffleuten von Leipzig

	08. 07.	8	Clara Stuver mit ihrer tochter
	10. 07.		Etzliche Engelsehe
	28. 08.		Teilung zwischen Küster und v.W.
			2 beschriebene Blätter herausgeschnitten: Aufgrund der mitten im Satz beginnenden Eintragung auf fol. 36r oben wird zumindestens die vorangehende Seite auf den Erwerb von Kirchenstühlen bezogen gewesen sein
46r	1607		Fortsetzung von fol. 35: Ao 1607
46r	28. 09.	32	Ein reicher Kauffmann aus Lübeck, in Vigilia Michaelis
	08. 12.	16	Der Syndicus undt ein Radtsher und ein Sekretarius aus Lübeck
	1608		Ao 1608
	20. (01.)	32	Antonius Günter Graff von Oldenburgk und Delmenhorst [1583–1667]
	23. (01.)	8	Einer ich meine Heinrich von dem [V]erden mit Hans Norken
		32	Drey Engelder
	25. 04.	32	Etzliche Hamburger
46v			[.] Der Golden Taffel, 16 9 [.] [1609?]
	16. 11.		Augustus Pfalzgraff am Rein zu Serin mit 4 Junkhern, gaben 12 gute Groschen [wohl: August von Pfalz-Sulzbach (1582–1632)]
	25. 04.		Teilung mit Küster 1:2, »und habe ihm ich ein markt stücke weill er auf freyersfüßen gehet von dem meinen verehret.«
	22. 05.	12	Einem von [Bunam] mit seinem praeceptor
	24. 05.	11	Herr Johan Backhauer mit seinem Swager von Lübeck
	26. 05.	32	Wulff und Carl, Freyherrn von (Seram) aus Osterreich mit Friedrich Steyer
	30. 05.	NN	Etzliche dedit etzliche Schilling
	24. 06.	32	Etzliche so der Apoteker hat hergeschicket
	01. 07.		Ein Leiblender (Livländer), dedit 10 gute Groschen
			Teilung mit Küster; Ich ihm 1 thaler zu seiner Hochzeit verehret und 1 thal: Jost Ludolff von Stede...
47r	16. 09.	32	AO 1607 [offenbar im Voraus eingetragene Überschrift] Zwey Doctores Medizini
	21. 09.	32	Graff Philips von Mansfeldt [Philipp von Mansfeld-Vorderort zu Bornstedt (1589–1657)]
	27. 09.		Doctor Schmoll mit des Doctori Vultei [Schwicher?]
	12. 12.	64	Herzog Julius Heinrich von Sachsen, Herzog Franzen Herr Sohn, mit Friedrich Steyer [Julius Heinrich von Sachsen-Lauenburg, 1586–1665, kaiserlicher Feldmarschall]
	1609		Ao 1609
	07. 01.	16	N klest. Herzog Hans zu Sunderburgk Marschall mitt Wilhelm von Hudenborgk und 8 Junkern dar- dander sollen zwey Hertzog von Holsten unerkan- d gewest sein
	21. 01.	16	Ein Cammery Herr von Hamburgk mit M. Matthias d. Balbierer

	01. 02.		Teilung mit Küster ohne Rest
47v	24. 02.	32	Fritze von dem Berge, Werner Lutzendorff anderer genandt Schenke mit ihren hausfrawen, die von dem Werder, die von Knesebeke zur Ronenborgk und Hertzog Ernestes [II. von Braunschweig und Lüneburg] Hoffjunkern etzliche
	24. 02.	26	Etzliche aus Lübeck und Hamburgk
	24. 02.	8	der Gräffinnen von Hohenlohe Junkern und Jungen mit Bathazar von Steden Hausfrawen
	01. 03.	16	Der Herr Abbas von Hameresleben mit seinem Gastmeister [Hammersleben, ehemaliges Augustiner-Chorherrenstift im Bistum Halberstadt]
	17. 03.	64	D. Vincentius Moller mit N Brand ein Radtther von Bremen
	22. 03.	32	Zwen Hamburger Kauffleute
	24. 03.	16	Etzliche Holsteinische von Adell, zahlten mit einer franz. Münze
48r	19. 03.	16	Cord Ratke mitt zweyen von Druntheimb [Drontheim] aus Norwegen
	13. 04.	32	Graff Friedrich von Solms der sästede bestalter Feldobristen mit D. Elver und Herrn Georg Schomacher [Friedrich Graf zu Solms-Rödelheim (1574–1649), als Generaloberst seit 1608 im Dienst der Hansestädte Lübeck, Bremen, Hamburg, Magdeburg, Braunschweig und Lüneburg]
	19. 04.		Ein Lutzow mit Georg und Hartwig Tobing
	23. 04.		D. Leonhard Elver, Johan Elver, der Gastmeister im Heiligen Geist, einem Doctori von Halberstadt seinem eidem [Schwiegersohn] und D. Macring
	19. 05.	48	Etzliche Bürger aus Hannover
	19. 07.	32	2 Hamburger mit Joachim Ditmer seiner frawen
	30. 07.	11	Ein pommerscher Edelmann den Doctor Schiller unser Commendirer cum segeto illo Britann[.]
	02. 08.	32	Ein [Dis]enamt mit M. Mattias Kauffman dem Balbierer
48v	07. 08.	64	Herzog Johan Casimir von Sachsen von Coburg [1564–1633] mit seinem Gemall [Schwager] Herzog Johan von Lüneburg [1583–1628] und das noch unaussteuerte Freulein von Lüneburg; Der Hertzog von Coburch [...] mit sein Contrafactur verehren durch seinen Hoffmeister [18 hunds?] Hertzog Johan dedit 1 Reichsthl
	16. 08.	14	Ein Kaufmann aus Lüchow und einr von Franckfurt
	30. 08.	54	Johann Volwell Bürgermeister in Boxtehude [Buxtehude] mit seiner Gesellschaft
	23. 07.	32	Ein osterreichischer Edelman mit etzlichen Kauffleuten
	23. 07.		N: Teilung mit Küster 2:1 wie üblich.
49r	04. 10.	10	Dr. N Pingsinger, tumbdechant [Domdechant] zu Lübeck mitt seiner Hausfrawen und Franz Witzendorf mit seiner Hausfrawen
	07. 10.	14	Livia von der Schulenburgk und einer von Melchboden, Henrich Tobing und N Brummer
	01. 11.	15,5	Ein Kaufmann von Friederich Steier sei gesandt sambt Friederichs Hausfrawen

	18. 11.	8	churfürstliche Brandenburgische abgeordnete, die 18 Tausend Gulden und 9000 Reichsthaler aus der Landschaft Voradt abgeholt haben welche dem Churfürsten vorgesetzt sein.
	18. 11.	32	Herzog Franz Heinrich von Sachsen[-Lauenburg, 1547–1619] der Elterer, Herr von der andern und itzigen gemall Hertzog Frantzen von Sachsen [-Lauenburg, 1584–1643]. Hat Frantz Heinrich von der Kedenburg und H. Hartig Wackerbardt und seinen Hoeffmeister bey sich gehabt. I.f.G. haben mich zur Mahlzeit laden lassen mich aber entschuldiget.
	19. 11.	12	D. Eberhart von Meyse Sohne und Tochter sambt der alten Cantzlerschen und noch einer Jungffern
49v	16. 12.	32	Dietrich Berens und die Rotenberger und etzliche von Hamburg
	22. 12.	64	ein klein Kerlichen soll Doctor iuris sein von Franckfort mit Doctor Georgio Wukebus mit Her Johann Danckwers Tumbhern zu Bardewick
	1610		
	27. 03.	12	Einer hatt sich vor einen Braunsweigschen esanten ausgegeben mit dem Mei[.]
	13. 04.	20	Mitt Henrich Lenten einer Stempel und ein Engelder
	30. 04.	46	Drey meinische vom Adell bey Valentin von Collen (Gasthaus)
	Cantate	32	Domenica Cantate. Die Hamburgischen gesanten alhie zur hansischen Handlung
		32	Die Magdeburgischen gesanten
	09. 05.	8	Remmert Strod seine Hochzeitsgeste von Lübeck. Diese (8 ß) hatt absenti Custodi seine Maget zu sich genohmen
50r	11. 05.		des Grafen von der Lippe gesanten, 12 gGr
	17. 05.	14	Dr. Macrinus Bruder Sohn
	14. 06.	16	Ebeling der Knoche(n)hawer mit sinem Schwager von Lübeck
	05. 07.	28	Pommersche Gesandte von Wolgast sein bei Friederich Steyern gelegen, 1 mk 6 polnische Dut[gen]
	09. 07.	32	Christoff Konning beim Kauffhause alhie won[h] aftig mitt Schroder von Hamburgk Hausfrauen und etlichen Hamburgern
	13. 07.	24	Otto vom Hagen der der probstinne von Quetlinburgk Hoeffmeister und Gebhart Chake ihr Hoffunker
	23. 07.	64	Herr Georg Schumacher mit einem Rahtherrn von Stade, der etzliche Engelder bey ihme gehabt
	13. 08.	32	Johannis Daumannus der Hansische Syndicus mitt D. Elver, Herrn Georgen Schumacher und Hieronimus Elvern
			Teilung mit Küster
50v	25. 08.	8	Ein pomerscher Edelmann mitt Berent [Cr]jmen und Berent Horneman
	29. 08.	32	Drey Studenten vor welche Harmenus Behrnsen werben lassen, dedit einen unbekanten Thaler

			Teilung mit Küster 2:1, (13 T – ¼ T) v. W. gab dem Küster einen Reichsthaler um seinem Sohn (wohl Patenkind von v. W.) davon etwas zu kaufen; Küster: 6 T, 16 ß; v. W.: was ich zu meinem theile hievon bekommen habe ich zu milden Sachen, dahin es dahn eigentlich gehoret, verwendet.
	21. 09.	32	Andreas Grime mitt einem schlesischen vom Adell
	05. 12.	24	Die von dem Berge mitt der van Krosike und andern ihren Freunden
	09. 12.	32	Etliche Freunde mitt Lucas [Aud..pen]
51r	19. 12.		Kauffleute von unterschiedlichen Orten, 12 gGr
	1611		
	20. 02.	32	Etzliche Kauffleute eneglander [Engländer]
	09. 07.	32	Superintendens von Schwerin
			N Alles habe ich diesmall nicht verzeichnet was gehoben worden sondern es seine 12 Thaler und etwa 13 ß gewest, Davon ich dem Küster 4 Thal: gegeben, 8 Thal. habe ich genommen und zu milden Sachen gewandt, ½ Reichsthaler in continenti Custodi gegeben seinen Sohngen meinen paten etwas dafür zu kaufen, Ao 1611.
	1613 22. 09.		Wir [wecher] ausgenohmen Custos etiam p[orten] und ich duas partis genohmen ist aber nicht über 8 taler zusammen gewest, 1 thal: ich meinem gewatteren Custodis filio gegeben und ihm auch woll 1[.] getalt.
			leere Seiten
69r	1602 20. 09.		Vertrags-Konzept zum neuen Kirchenstuhl des Leonhard Elver vom 20. 09. 1602

Quellen

- *Gebhardi 1749* Gebhardi, Ludwig Albrecht: Historische Beschreibung des Closters und der Ritterakademie zu St. Michaelis in Lüneburg in drey Büchern abgefaßet [Lüneburg 1749], Georg Wilhelm Leibniz Bibliothek Hannover, MS XXIII, 967.
- *Gebhardi 1762–1798* Gebhardi, Ludwig Albrecht: Auszüge und Abschriften von Urkunden und Handschriften, welche das Fürstentum Lüneburg betreffen 1762–1798, Georg Wilhelm Leibniz Bibliothek Hannover, MS XXIII, 848–862 (Bd. 1–15), zitiert mit Bd.-Nr. und Datum.
- *Zegemann 1700* Zegemann, Heinrich: Lüneburger »Schomaker Chronik« mit Fortsetzung bis 1699 (verfasst um 1700). Museum Lüneburg, L«15, Bd. 1.
- *NLA HA Celle Br. 50 Nr. 46/2* Kanzlei zu Celle, Angelegenheiten des Klosters St. Michaelis zu Lüneburg, darin: Diebe der Goldenen Tafel in der Kirche St. Michaelis 1644–1651. Niedersächsisches Landesarchiv, Standort Hannover, NLA HA Celle Br. 50 Nr. 46/2.
- *A2° 8* Chronik bis 1737 (Büttner?), Ratsbücherei Lüneburg, A2°8

- *AB 56-6* Kämmererechnung der Stadt Lüneburg 1584–1598. Stadtarchiv Lüneburg, AB 56-6.
- *AB 56-7* Kämmererechnung der Stadt Lüneburg 1599–1612, Stadtarchiv Lüneburg, AB 56-7.
- *AB 1134a* Chronik des Einnehmers und Goldschmiedes Franz Andreas Reinbeck, aus allen geschriebene Chroniken eigenhändig zusammengetragen [bis 1712]. Stadtarchiv Lüneburg, AB 1134a.
- *AB 1132b* Elver, Leonhard V.: Discursus Historico-Politicus : de Statu Republicae Lüneburgensis. Teil 2 (unvollständig), 1605–1624. Stadtarchiv Lüneburg, AB 1132b.
- *St. Mich. 862* Acta betreffend die Ermordung des Conventuals v. Bevensen vor der Abteipforte und die deshalb dem Magistrate gestattete Besichtigung des toten Körpers; Abschrift der Urk. 1589 Dez. 15. Stadtarchiv Lüneburg, St. Mich. 862.
- *St. Mich. 2509* Acta betreffend den von dem Ausreuter Wilken von Weihe 1601 erbauten Kirchenstuhl in der St. Michaelis Kirche, so auf begehenden Fall mit Rosenobel reluiert werden muss. Stadtarchiv Lüneburg, St. Mich. 2509.
- *St. Mich. 2515* Stuhlregister der St. Michaeliskirche (1603–1644), begonnen 1603 von Johann Wilken v. Weyhe. Stadtarchiv Lüneburg, St. Mich. 2515.
- *St. Mich. 2547* Register der Einkünfte, welche für die Zeigung der güldenen Tafel gehoben sind, 1586–1611. Rudolf v. Bevensen; Johann Wilken v. Weihe. Stadtarchiv Lüneburg, St. Mich. 2547.
- *St. Mich. 4617* Flodesachen 1615–1786. Enthält: Vol. I: Bemerkungen des Priors Johann Wilken von Weihe über die zu niedrig angesetzten Floden, 1615–1627; Vol. II: Fürstliche Kommissionsakten über niedrige Flode, 1645–1667; Vol. III: Flodezettel 1607–1786. Stadtarchiv Lüneburg, St. Mich.-4617.
- *St. Mich. 5234* Abtsregister des Klosters St. Michaelis in Lüneburg (Abt Conrad von Bothmer), Jg. 1586–1590, Stadtarchiv Lüneburg, St. Mich. 5234.
- *St. Mich. 5309* Kellnereiregister des Klosters St. Michaelis in Lüneburg, Jg. 1482. Stadtarchiv Lüneburg, St. Mich. 5309.
- *St. Mich. 5330* Kellnereiregister des Klosters St. Michaelis in Lüneburg, Jg. 1585. Stadtarchiv Lüneburg, St. Mich. 5330.
- *St. Mich. 5331* Kellnereiregister des Klosters St. Michaelis in Lüneburg, Jg. 1586. Stadtarchiv Lüneburg, St. Mich. 5331.
- *St. Mich. 5332* Kellnereiregister des Klosters St. Michaelis in Lüneburg, Jg. 1586. Stadtarchiv Lüneburg, St. Mich. 5332.
- *St. Mich. 5425* Ausreiterregister des Klosters St. Michaelis in Lüneburg, 1585–1587. Stadtarchiv Lüneburg, St. Mich. 5425.
- *St. Mich. 5426/1-3* Ausreiterregister des Klosters St. Michaelis in Lüneburg, 1588–1605. Stadtarchiv Lüneburg, St. Mich. 5426/1-3.
- *St. Mich. 5427/1* Ausreiterregister des Klosters St. Michaelis in Lüneburg, 1606–1616. Stadtarchiv Lüneburg, St. Mich. 5427/1.

Literatur

- Arnulf, Arwed*: Funktionsverlust, Inszenierung und repräsentative Inanspruchnahme – Zum Bedeutungswandel der Goldenen Tafel von St. Michaelis nach der Reformation, in: Köllermann/Unsinn 2019, S.189–201.
- Bertram, Johann Georg*: Das evangelische Lüneburg oder Reformations- und Kirchenhistorie der altherühmten Stadt Lüneburg [...]. Braunschweig 1719.
- Brosius, Dieter*: Herzogin Dorothea, Kopenhagen – Celle – Winsen (Luhe). Winsener Schriften 4. Winsen 1991.
- Büttner, Johann Heinrich*: Genealogiae oder Stam- und Geschlechter-Register der vornehmsten Lüneburgischen Adlichen Geschlechter. Lüneburg 1704.
- Droste, Heiko*: Schreiben über Lüneburg. Hannover 2000.
- Droste, Heiko*: Zu zeitgenössischem Gebrauch und Wirkung von Stadtchroniken – das Beispiel Lüneburg, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte, Bd. 73. Hannover 2001, S. 271–293.
- Elsner, Ines*: Der Lüneburger Spiegel im Dresdener Gewölbe. Recherche zu Auftraggeber, Adressat und Verkäufer, in: Lüneburger Blätter 36/2018, S.7–24.
- Gebhardi, Ludwig Albrecht*: Historische Nachricht von den Ausreitern von St. Michaelis. Lüneburg 1754.
- Gebhardi, Ludwig Albrecht*: Kurze Geschichte des Klosters St. Michaelis zu Lüneburg. Celle 1857.
- Hantzsch, Viktor*: Sebastian Münster. Leben, Werk, wissenschaftliche Bedeutung. In: Abhandlungen der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Bd. 41, Separatdruck. Leipzig 1898, S.1–187.
- Heiberg, Steffen* (Hg.): Christian IV and Europe. The 19th Council of Europe Exhibition. Ausstellungskatalog. [Kopenhagen] 1988.

- Henke, Thorsten*: Der Schatz der Goldenen Tafel, in: Rümelin 2018a, S.395–405.
- Henke, Thorsten*: Die Reliquien aus dem Schatz der Goldenen Tafel, in: Köllermann/Unsinn 2019, S.139–145.
- Hipp, Hermann*: Bilder im Rathaus, in: Joachim Ganzert (Hg.), Das Lüneburger Rathaus. Ergebnisse der Untersuchungen 2012 bis 2014, Bd. 3. Petersberg 2015, S.207–249.
- Historische ausführliche und glaubwürdige Erzählung/ was bey dem großen Inquisitions-Prozeß [...] wider die Veruffenen Diebe der berühmten Gülden Tafel/ bey dem Closter St. Michaelis in Lüneburg/ auch anderer Kirchen und Privat-Güter/ angestellet worden [...].* Celle und Leipzig 1699.
- Hövelen, Kunrad von*: Der weitberühmten Alt-Deutsch Säkischen Reichs- und Ansee-Stade Lüneburg Ansäheliche Fürtrefflichkeit [...]. o. O. 1668.
- Koch, Hugo*: Von alten Bildnissen und ihrer Geschichte, in: Lüneburgische Anzeigen, Lokales, 21.06.1924 [zum Porträt des Ratsapothekers Ulrich Luthmer von Jürgen Jaster, dat. 1602].
- Köllermann, Antje-Fee; Unsinn, Christine* (Hg.): Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte, NF 5/6, 2020/2021. Die Goldene Tafel aus Lüneburg, Akten des wissenschaftlichen Kolloquiums/ Ergebnisband des Forschungsprojektes. Petersberg 2021.
- Köllermann, Antje-Fee; Unsinn, Christine* (Hg.): Zeitenwende 1400, Die Goldene Tafel als europäisches Meisterwerk, Ausst.-Kat. Niersächsisches Landesmuseum Hannover 2019. Petersberg 2019.
- Lüneburger Urkundenbuch*, 7. Abt., Archiv des Klosters St. Michaelis. Bearbeitet von Wilhelm von Hodenberg, 1.–3. Lieferung, Celle 1861. Hannover 1860, 1870.
- Matthias Merians Erben*: Topographia und eigentliche Beschreibung der vornehmsten Städte, Schlösser auch anderer Plätze und Örter in denen Hertzogthümern Braunschweig und Lüneburg und denen dazu gehörenden Grafschaften, Herrschaften und Länder. Frankfurt/M. 1654.
- M.S.H.[Magister Sigismund Hosmann]*: Fürtreffliches Denck-Mahl Der Göttlichen Regierung, Bewiesen an der uhralten höchst-berühmten Antiquität des Klosters zu S. Michaëlis in Lüneburg/ der in dem hohen Altar daselbst gestandenen Gülden Tafel/ und anderer Kostbarkeiten/ [...]. Zell [Celle] u.a. 1700.
- Meyne, Willi*: Lüneburger Plastik des XV. Jahrhunderts. Lüneburg 1959.
- Münster, Sebastian*, Cosmographie oder Beschreibung aller laender/ herschafften/ [...]. Basel 1550.
- Reinhardt, Uta* (Bearb.): Die Matrikel der Ritterakademie zu Lüneburg 1656–1850. Hildesheim 1979.
- Reinhardt, Uta*: Die evangelischen Pastoren in Lüneburg (1530–1980), in: Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg (Hg.), Reformation vor 450 Jahren, Lüneburg 1980, S.113–169.
- Rümelin, Hansjörg* (Hg.) 2018a: Das Benediktinerkloster St. Michaelis in Lüneburg, Bau – Kunst – Geschichte. Berlin 2018.
- Rümelin, Hansjörg* 2018b: Vermehrt, vernichtet, verstreut – Die Ausstattung von St. Michaelis IV in Lüneburg bis 1852, in: Rümelin 2018a, S.338–393.
- Rümelin, Hansjörg*: Der Chor. Zur spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Sakraltopographie des Benediktinerklosters St. Michaelis in Lüneburg, in: Köllermann/Unsinn 2021, S.10–36.
- Rümelin, Hansjörg*: Fünf Tage im Sommer. Die Tagfahrt von Friedrich II., König von Dänemark mit den Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen im Jahre 1586 in Lüneburg, in: Lüneburger Blätter 38, 2022, S.87–117.
- Scheffler, Wolfgang*: Goldschmiede Niedersachsens. Daten, Werke, Zeichen. Berlin/New York 1965.
- Schubert, Ernst*: Der berühmteste Kirchenraub der deutschen Kriminalgeschichte. Der Raub der Lüneburger Goldenen Tafel 1698, in: Festschrift für Wolfgang Petke zum 65. Geburtstag. Bielefeld 2007, S.461–486.
- Schwarzwälder, Herbert; Schwarzwälder, Inge*: Reisen und Reisende in Nordwestdeutschland. Beschreibungen, Tagebücher und Briefe, Itinerare und Kostenrechnungen, Bd. 1: bis 1620. Hildesheim 1987.
- Sehlke, Stephan*: Das geistige Boizenburg, Bildung und Gebildete im und aus dem Raum Boizenburg vom 13. Jahrhundert bis 1945. Norderstedt 2011.
- Uffenbach, Zacharias Conrad von*: Herrn Zacharias Conrad von Uffenbach Merkwürdige Reisen durch Niedersachsen, Holland und Engelland, Bd. 1. Ulm und Memmingen 1753.
- Wehking, Sabine* (Bearb.): Die Inschriften der Stadt Lüneburg, Teil 1. Wiesbaden 2017.
- Wehking, Sabine* (Bearb.): Die Inschriften der Landkreise Lüneburg, Harburg, Lüchow-Dannenberg, Uelzen und des Heidekreise. Wiesbaden 2024.

Weichert, Lukas: »Darin ein altar Daffel, wie ein zimlich Disch von lauter klarem golt«. Die Goldene Tafel zu Lüneburg und ihre Überlieferung in den schriftlichen Quellen, in: Köllermann/Unsinn 2021, S. 53–65.

Weyhe-Eimke, Arnold von: Die Äbte des Klosters St. Michaelis zu Lüneburg. Celle 1862.

Zeiller, Martin: Itenerarium Germaniae novantiquae, Deutsches Reißbuch durch Hoch- und Nieder Teutschland [...]. Straßburg 1632–1640, 21674.

Abbildungsnachweise

Verfasser: Abb. 2, 9, 11–14, 16, 22

wikimedia commons: Abb. 1, 6, 17–21 (gemeinfrei)

- 1 https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Maestro_di_st._giles,_messa_di_sant%27egidio,_1500_ca._01.jpg
- 6 [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:George_de_IIde_Konig_van_Groot_Britanje,_Keurvorst_van_Hanover_\(NYPL_b12349142-420666\).tiff?uselang=de](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:George_de_IIde_Konig_van_Groot_Britanje,_Keurvorst_van_Hanover_(NYPL_b12349142-420666).tiff?uselang=de)
- 17 a) <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Sophiemecklenburgdenmark.jpg>
b) https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Hedevig_af_Sachsen.JPG
- 18 a) <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Henricus-Rantzau.jpg>
b) https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Portret_van_Christiaan_IV,_koning_van_Denemarken_en_Noorwegen,_RP-P-1918-1718.jpg?uselang=de
c) https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/b/b6/Johan_Casimir_von_Sachsen-Coburg.jpg
d) https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/1/14/Portret_van_Louise_Juliana_van_Oranje-Nassau%2C_RP-P-1994-181.jpg
- 19 a) https://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Anthony_G%C3%BCnther,_Count_of_Oldenburger?uselang=de#/media/File:Anselmus-van-Hulle-Hommes-illustres_MG_0452.tif
b) [https://de.wikipedia.org/wiki/August_II._\(Braunschweig-Wolfenb%C3%BCttel\)#/media/Datei:Anselmus-van-Hulle-Hommes-illustres_MG_0445.tif](https://de.wikipedia.org/wiki/August_II._(Braunschweig-Wolfenb%C3%BCttel)#/media/Datei:Anselmus-van-Hulle-Hommes-illustres_MG_0445.tif)
c) https://commons.wikimedia.org/wiki/Category:Maurice,_Landgrave_of_Hesse-Kassel?uselang=de#/media/File:Arolsen_Klebeband_01_271_1.jpg
d) https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/8/8b/Arolsen_Klebeband_01_245.jpg
- 20 https://de.wikipedia.org/wiki/Wilhelm_Kettler#/media/Datei:Vilhelms_Ketlers.jpg
- 21 a) [https://de.wikipedia.org/wiki/August_\(Pfalz-ulzbach\)#/media/Datei:Arolsen_Klebeband_01_097_3.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/August_(Pfalz-ulzbach)#/media/Datei:Arolsen_Klebeband_01_097_3.jpg)
b) [https://de.wikipedia.org/wiki/August_II._\(Braunschweig-Wolfenb%C3%BCttel\)#/media/Datei:ClaraMariaPommernLucasKilian1621.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/August_II._(Braunschweig-Wolfenb%C3%BCttel)#/media/Datei:ClaraMariaPommernLucasKilian1621.jpg)
c) [https://de.wikipedia.org/wiki/Heinrich_Julius_\(Braunschweig-Wolfenb%C3%BCttel\)#/media/Datei:Heinrich_Julius_Braunschweig_MATEO.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Heinrich_Julius_(Braunschweig-Wolfenb%C3%BCttel)#/media/Datei:Heinrich_Julius_Braunschweig_MATEO.jpg)
d) https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Paul_de_Zetter_-_Bildnis_Friedrich_Ulrich,_Herzog_von_Braunschweig-L%C3%BCneburg.jpg?uselang=de

Georg Wilhelm Leibniz Bibliothek Hannover

4 MS XXIII 853, S. 461

Niedersächsisches Landesmuseum Hannover

7 Inv. Nr. WM XXVII, 122 (Fotografie Hansjörg Rümelin)

Museum Lüneburg

5 Inv. Nr. R1244 (Kat. Nr. 378), Ausschnitt (Fotografie Hansjörg Rümelin)

15 Objektakte N.1 (Fotografie Hermann Petersen, Düsseldorf)

Stadtarchiv Lüneburg

3 StALg, St. Mich. 5309, fol. 89r. (Fotografie Hansjörg Rümelin)

8 StALg, St. Mich. 2547, fol. 3v, 4r (Fotografie Hansjörg Rümelin)

10 StALg, St. Mich. 2547, fol. 13v, 14r (Fotografie Hansjörg Rümelin)

Christoph Wiesenfeldt

Abraham, Melchisedek, Lüneburg und die Prämonstratenser

*Eine Betrachtung zu einem alten, heute noch aktuellen Gemälde
in der Lüneburger St. Nicolaikirche mit einer Bildinterpretation zum Umzug
der Prämonstratenser nach Lüneburg von Edgar Ring*

1. Das Melchisedek-Gemälde in der St. Nicolaikirche

An der Spitze des Chorungangs der St. Nicolaikirche, in der einstigen Chorschlusskapelle, sind links und rechts neben dem bunten Fenster zwei große bemalte Tafeln ausgestellt, die einst zum »Heiligenthaler Altar« gehörten, der nach Einführung der Reformation in Lüneburg und der Auflösung des gleichnamigen Lüneburger Prämonstratenserklosters in die St. Nicolaikirche gelangte und dort bis zu Beginn der Generalsanierung der Kirche in den Jahren 1864 bis 1869 deren Hauptaltar war.

Die Tafeln zeigen links die Begegnung Abrahams mit Melchisedek, dem Priesterkönig von »Salem«, und rechts eine Szene aus dem Abendmahl, Jesu letztem Mahl mit seinen Jüngern. In dieser Zuordnung waren sie auch am Heiligenthaler Altar angebracht und bildeten bei geschlossenen Flügeln dessen Frontseite. Im Unterschied zu den übrigen Gemälden dieses Altars, den Gemälden zu den Heiligen Andreas und Laurentius, und den plastischen Darstellungen zum Leben Jesu, die heute in die hölzernen Chorschranken des Chorungangs der St. Nicolaikirche eingearbeitet sind, haben diese beiden Tafeln in der Kirche einen auffälligen Platz gefunden. Sie stehen für sich

und begeben den Besuchern beim Umgang um den Chor ganz nah und fast auf Augenhöhe.

Dieser Umstand, seine künstlerisch ansprechende Gestaltung und das interessante



Abb. 1 Melchisedek, der König von Salem, trug Brot und Wein heraus. Und er war ein Priester Gottes des Höchsten und segnete ihn und sprach: Gesegnet seist du Abram, vom höchsten Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat. (1. Mose, 14,18–19)



Abb. 2 Bildausschnitt: St. Andreas (mit Dachreiter) zwischen St. Nicolai (noch ohne Turm) und St. Johannis, vorn die Gertrudenkapelle.

Stadtbild von Lüneburg sind wohl der Grund dafür, dass sich das linke von ihnen, das Melchisedek-Abraham-Gemälde, heute einer besonderen Aufmerksamkeit erfreut (Abb. 1). Es geht nicht auf in der Menge von Altarbildern, die in ihrer Fülle wirken, aber als einzelne Gemälde oft nur schwer zu erkennen sind. Es ragt heraus und ist als einzelnes Gemälde wohl das bekannteste von allen Lüneburger Altären.

Interessant ist aber auch die auf dem Gemälde dargestellte, aber nur wenig bekannte Geschichte von Abraham und Melchisedek: Abraham ist es gerade gelungen, seinen in einem Kriegszug von Königen gefangenen Neffen Lot zu befreien. Er ist auf dem Wege zurück nach Mamre bei Hebron, wo er sich nach seinen Wanderungen im Land niedergelassen hatte (1. Mose 13,18). Der Weg führt ihn an Jerusalem vorbei. Da begegnet ihm der »König von Salem« und trägt für ihn »Brot und Wein« heraus und segnet ihn im Namen seines Gottes, des »höchsten Gottes«. (1. Mose 14,18)

»Salem« ist – wie in Psalm 76¹ – ein alter, dichterischer Name für Jerusalem. Dort in der

1 Ps. 76,3: »So entstand in Salem sein (= Gottes) Zelt und seine Wohnung in Zion.«

Nähe, im »Tal der Könige« (1. Mose 14, 17), sollen sich Abraham und Melchisedek begegnet sein. Aber Jerusalem ist auf dem Gemälde gar nicht abgebildet, stattdessen erscheint das Stadtbild von Lüneburg. In welches Licht gerät damit Lüneburg, das für das Kloster besondere Bedeutung hatte, waren die Prämonstratenser doch nur gut sechzig Jahre vor der Entstehung dieses Gemäldes aus dem damals noch morastigen Heiligenthal, vier Kilometer vor den Toren Lüneburgs, in die Stadt umgezogen?

Dieser Frage und den sich daraus ergebenden Zusammenhängen möchte die folgende Betrachtung nachgehen. Abraham, Melchisedek, Lüneburg und St. Andreas, die Kirche der Prämonstratenser, sind ja auf dem Gemälde abgebildet (Abb. 2).

2. Die Stellung des Gemäldes innerhalb der Gesamtkomposition des Heiligenthaler Altars

Lüneburg war reich an mittelalterlichen Altären und ist es noch heute. Vor allem sind die vier großen Flügelaltäre erhalten geblieben (zwei ganz und zwei überwiegend), die im Laufe des 15. Jahrhunderts für die großen Lüneburger Kirchen entstanden sind. Sie blieben erhalten wegen ihres künstlerischen Wertes, aber auch deshalb, weil sie mit ihren Darstellungen aus dem Leben Jesu auch nach Einführung der Reformation weiterhin als Altäre gebraucht wurden. Ihre Heiligenbilder traten dabei in den Hintergrund, wurden aber toleriert.

Den Anfang machte zwischen 1310 und 1320 die »Goldene Tafel« in St. Michaelis. Ihr folgte gut 20 Jahre später der Heiligenthaler Altar. Seine Gemälde stammen aus der Werkstatt des Hamburger Malers Hans Bornemann (ca. 1410/1420–1474).² Ihre Entstehung lässt sich ziemlich genau datieren, einmal durch den Leibrentenbrief des Klosters vom 31. August 1444, wonach ein vom Lübecker Bürger Bernd Bokholt eingezahltes Kapital von 500 Mark

2 Reinecke 1937; Reinecke 1938.



Abb. 3 Melchisedek und Abraham (links) und Jesus und seine Jünger (rechts).

verwendet werden sollte zu »inbuwinghe unser groten orghelen und unses kerkghanges unde to vorghuldende unse tafelen uppe deme haghén altare«³, und dann durch die zwei verschiedenen Ansichten der Gertrudenkapelle auf dem Heiligenthaler Altar. Befindet sich diese Kapelle vor den Toren Lüneburgs auf dem früheren Gemälde von der Bestrafung des Aegaeas noch im Bau, so ist sie auf dem Melchisedek-Abraham-Gemälde schon fertiggestellt. Da die Gertrudenkapelle am 20. August 1447 geweiht wurde, kann das spätere Gemälde frühestens in diesem Jahr gemalt sein.

Fast gleichzeitig sind in der gleichen Werkstatt auch die Gemälde für den Hauptaltar in der St. Lambertikirche entstanden, dem jetzi-

3 Stadtarchiv Lüneburg AB 591a. Erster Hinweis darauf bei Lochmann 1913, S. 401 Anm. 2. Dieser Satz wird seitdem in fast jeder Abhandlung zum Heiligenthaler Altar zitiert und ist tatsächlich, wie sich noch zeigen wird, die Schlüsselnotiz zur Geschichte seiner Entstehung.

gen Hauptaltar in der St. Nicolaikirche.⁴ Ihm liegt die gleiche Konzeption zugrunde wie dem Heiligenthaler Altar: Beide Altäre zeigten im geöffneten Zustand Szenen aus dem Leben Jesu, in der sog. »ersten Wandlung« hingegen Szenen aus dem Leben der Heiligen, denen sie jeweils geweiht waren.⁵ Auch enthält der Lamberti-Altar auf einem seiner Gemälde eine ähnliche Stadtansicht von Lüneburg (mit auch schon fertiger Gertrudenkapelle). Beide Altäre gehen aber verschiedene Wege in der Gestaltung ihrer Außentafeln. Sind dort beim St. Lamberti-Altar die Opfe-

4 Die vorher übliche spätere Datierung für die Entstehung des Lamberti-altars wurde korrigiert durch den Fund und die Entzifferung der nicht beachteten Jahreszahl »1447« auf einer seiner Tafeln durch Museumsdirektor Dr. Eckhardt Michael und Stephan Kemperdick (Kemperdick 1994, S. 63f.).

5 Dem Apostel Andreas und dem Hl. Laurentius beim Heiligenthaler Altar; den Aposteln Simon und Judas Thaddäus und dem H. Laurentius beim St. Lamberti-altar.

lung Isaaks und die Kreuzigung Christi dargestellt, so auf dem Heiligenthaler Altar die Begegnung Abrahams mit Melchisedek und das Abendmahl (Abb. 3).

Damit unterscheidet sich der Heiligenthaler Altar von den drei anderen Lüneburger Hochaltären aus dem 15. Jahrhundert. Denn auch die »Goldene Tafel« und der Hauptaltar von St. Johannis zeigen vorn die Kreuzigung,⁶ der Heiligenthaler Altar stattdessen aber eine Szene aus dem Abendmahl. Das lässt aufmerken. Der Betrachter wird nicht gleich mit der Kreuzigung konfrontiert, sondern über das Abendmahlsgemälde in die Passion Christi einbezogen. Melchisedek- und Abendmahlsgemälde geben damit der Frontansicht des Heiligenthaler Altars den Charakter eines einladenden Portals, den er einst gehabt haben muss und der heute noch mehr auffallen würde, wo die Heilsbedeutung des Todes Jesu am Kreuz nicht mehr unmittelbar bewusst ist. Man könnte meinen: Mit der Wahl dieser beiden Motive auf den Frontseiten scheint der Heiligenthaler Altar seiner Zeit voraus zu sein.

Modern ausgedrückt: Einladende, aufbauende, nicht niederdrückende Theologie an den Pforten des Altars – ob das der Grund war, warum der Heiligenthaler Altar in der Gestaltung seiner Außentafeln seinen eigenen Weg gegangen ist, wissen wir nicht. Eine Folge aber war, dass Lüneburg noch einmal auf ihm erscheinen konnte und dazu gut sichtbar an herausragender Stelle. Wenn das in zeitlich deutlichem Abstand geschah, muss es dazu einen besonderen Anlass gegeben haben. Den gab die dargestellte biblische Geschichte. Nach ihr fand die Begegnung Abrahams mit Melchisedek vor den Toren »Salems« statt; das bot dem Maler die Gelegenheit, noch einmal Lüneburg zu portraituren, und zwar anstelle von »Sa-

lem«, dem biblischen Jerusalem. Dazu passt, wie es dargestellt ist, ummauert und mit vielen Türmen und Kirchen, unter denen die Kirche der Prämonstratenser immerhin die viertgrößte ist, denn St. Nicolai hatte bei der Entstehung dieses Gemäldes noch keinen Turm und ist deutlich kleiner gemalt als St. Andreas, die Kirche der Prämonstratenser (Abb. 4).

Von den genannten vier großen Altären steht nur noch einer an seinem ursprünglichen Ort: der Hauptaltar von St. Johannis. Der älteste von ihnen, die »Goldene Tafel«, ist im Zuge der radikalen Umgestaltung der St. Michaeliskirche in den Jahren 1792 bis 1794 aus der Kirche verbannt worden. Ein ähnliches Schicksal erlitt der Heiligenthaler Altar, der zum Hauptaltar in St. Nicolai geworden war, und – folgt man den Ausführungen von Friedrich Wilhelm Volger, der die Entwicklung in St. Nicolai selbst miterlebt hat – aus ähnlichem Grund: Man verhängte ihn mit einer grauen Leinwand, richtete stattdessen auf dem Altartisch ein Kreuzigungsbild auf und verwandte die beiden äußeren Altarflügel mit dem Melchisedek- und dem Abendmahlsgemälde als Wandbekleidung um den Altar.⁷

7 »Das Innere der Kirche ist vom Geist der Zeit nicht verschont geblieben; auch hier hat Unkenntnis und Geschmacklosigkeit aufgeräumt und manches verderbt. Der Altar ist noch aus der Zeit vor der Reformation. Dem Kunst- und Altertumssinne früherer Juraten (d. h. der vom Rat ernannten Kirchengesworenen) war der mit holzgeschnitzten Bibelszenen angefüllte Altarschrank anstößig. Glücklicherweise verfiel man auf ein einfaches Mittel, die goldene Bilderwelt dem Auge der Gemeinde zu entziehen; man ließ den ganzen Schrank mit grauer Leinwand bekleiden und diese mit zwei antiken Urnen bemalen, zwischen denen ein Christusbildnis befestigt wurde. So stand der Altar eine Reihe von Jahren; da räumte besserer Geschmack die Leinwandhülle wieder weg, brachte nun aber auch an den Tag, dass eine Anzahl der Gestalten der ungewohnten Einsperrung entflohen sei. Künstlerhand hat einige derselben wieder hergestellt und die Plätze sind nicht alle mehr leer ... Der Geschmack der oben bezeichneten Juraten ließ die äußeren Klappen wegnehmen und verwandte sie mit grauer Ölfarbe wohl überstrichen zur Wandbekleidung um den Altar.« (Volger 1857, Nachdruck 1986, S. 103f.).

6 Bei der »Goldenen Tafel« zusammen mit der »Ehernen Schlange« (4. Mose 20,6–9), die schon im Johannesevangelium zum Verständnis der Kreuzigung Jesu herangezogen wird (Joh. 3,14); in St. Johannis zusammen mit der Vorführung Jesu durch Pilatus »Sehet, welch ein Mensch« (Joh. 19,4).



Abb. 4 Zwei der drei ältesten Stadtansichten Lüneburgs befinden sich auf dem Heiligenthaler Altar, die älteste aus dem Jahre 1444 mit der noch im Bau befindlichen Gertrudenskapelle (oben) und die spätere aus dem Jahre 1447 mit der schon fertigen Gertrudenskapelle (unten).

Das war für den Heiligenthaler Altar der Anfang seiner Auflösung, der Jahrzehnte später im Zuge der Generalsanierung der Kirche die Zerlegung in seine Einzelteile folgte. An eine Restaurierung war damals schon aus finanziellen Gründen nicht zu denken. Und ein anderer, vollständiger Altar stand bereit: der aus der 1861 abgerissenen St. Lambertikirche, der auf eine neue Verwendung wartete.

Die beiden ehemals äußeren Flügel mit dem Melchisedek- und dem Abendmahlsgemälde wurden – in welchem Zustand auch immer – 1878 dem Museumsverein überwiesen, 1927 in Hamburg restauriert und dabei auch das Abendmahlsgemälde, das wohl schon bei der Altarumwandlung auf der rechten Seite um ein Brett einfach verkürzt worden war, wieder vervollständigt. Nach Ende des Zweiten Welt-



Abb. 5 Gebhardi, »Abbildung des Heiligenthals in Lüneburg gegen Mittag 1762«.

krieges, in dem das Museum bei einem Bombenangriff stark beschädigt worden war, kehrten sie in die St. Nicolaikirche zurück, in der sie wohl 300 Jahre zum Altar gehört hatten. Große Beachtung haben sie während dieser 300 Jahre nicht gefunden, denn die in katholischer Zeit üblichen Wandlungen der Altaranichten hat es nicht mehr gegeben. Es war also in der Regel nur der geöffnete Altar mit seinen Darstellungen aus dem Leben Jesu zu sehen. So fiel auch das Melchisedek-Gemälde in Vergessenheit. Wie ist es sonst zu erklären, dass selbst gute Kenner und Gelehrte wie Gebhardi und Volger Abraham und Melchisedek auf dem Gemälde mit den heiligen drei Königen verwechseln konnten?⁸

Wer aber waren nun die Prämonstratenser-mönche in Lüneburg, die sich für ihre Anfänge nicht auf die Gründung ihres Klosters in Gellersen im Jahre 1314, sondern auf ihren feierlichen Einzug in Lüneburg am 26. August 1382 beriefen (Abb. 5)?⁹

⁸ »Auf den äußeren ist auf Kalkgrund das Abendmahl mit einem sehr alten Prospekte von Lüneburg und die Anbetung der heiligen drei Könige gemalt«. (Gebhardi 1763, S. 202). Volger (1857, S. 104) hat diese Beschreibung übernommen. Helmut Reinecke erklärt das Versehen mit dem »schlechten Erhaltungszustand« des Gemäldes und dass es nur »im Halbdunkel zu sehen« war (Reinecke 1937, S. 400).

⁹ So in der von Helmold Rodewolt überlieferten und

3. Wer waren die Prämonstratenser in Lüneburg?

3.1 Der Orden und die Gründung des Klosters in Gellersen

Der Prämonstratenserorden, ein heute noch bestehender Orden von Kanonikern und Laienbrüdern, entstand im 12. Jahrhundert, als ein breites Verlangen nach Erneuerung und einem vertieften christlichen Leben die Kirche erfasste und zur Gründung zahlreicher neuer Klöster und religiöser Gemeinschaften führte. Ziel war im weitesten Sinne die »Nachfolge Jesu« und eine Reform der Kirche durch Rückbesinnung auf ihre »apostolischen« Anfänge.

So war es auch, als sich im Jahre 1120 im französischen Prémontré unter Leitung des charismatischen Norbert von Xanten eine Gemeinschaft zusammenfand, die gelobte, fortan ein Leben nach den Augustinerregeln zu führen. Es war die Geburtsstunde eines neuen Ordens, der sich durch den Anschluss neuer Klöster rasch ausbreitete und 1129 vom Papst anerkannt wurde. Der Orden setzte seine Erfolgsgeschichte fort, auch als es infolge der Wahl Norberts zum Erzbischof von Magdeburg 1126 zu einer ersten Krise kam. Der weltliche Lebensstil eines Erzbischofs und Reichsfürsten, den er mit dem neuen Amt akzeptierte, erschien vielen seiner Gefährten unvereinbar mit ihren mönchischen Idealen. Norbert musste die Leitung seinem einstigen Mitstreiter und ersten Abt von Prémontré Hugo von Fosses überlassen. Mit Norbert auf dem Bischofsstuhl aber wurde Magdeburg zu einem zweiten Zentrum der Prämonstratenser. Norbert übertrug ihnen das dortige Kloster »Unser-lieber-Frauen«, dem in Havelberg, Ratzeburg, Brandenburg, Quedlinburg, Jericho und anderen Orten weitere Niederlassungen der Prämonstratenser folgten. Damit wurde der Orden auch eine politische Größe und hatte großen Anteil an der Christianisierung der Gebiete jenseits der Elbe.

von Sabine Wehking edierten Inschrift in der Kirche (Wehking 2017, Nr. 192, S. 379).

Mit solchen herausragenden Klöstern und Bischofskirchen hat sich freilich das Kloster Heiligenthal in Lüneburg nie vergleichen können. Es gehörte auch nicht zur Ordensprovinz (»Zikarie«) Sachsen, sondern zu Westfalen mit dem Kloster Cappenberg als Zentrum. Heute ist es aus Lüneburg verschwunden. Nur zwei vermauerte gotische Bögen des ehemaligen Kreuzganges, die als Teil einer Außenwand des Brömshauses von der Straße »Am Berge« aus zu sehen sind, erinnern die Vorbeigehenden noch an seine einstige Existenz. Die Klostergebäude wurden nach und nach abgerissen, als letztes 1801 die Kirche. Seit der Reformation war sie für Gottesdienste nicht mehr gebraucht worden und hatte zuletzt als Salzspeicher gedient.

Überblickt man seine rund 200jährige Geschichte, so stand das Kloster Heiligenthal von Anfang an unter keinem guten Stern. Gegründet wurde es 1314 – fast 200 Jahre nach den Anfängen in Prémontré –, da hatte der Orden aber schon seinen Höhepunkt erreicht, und es traf als neues Kloster auf die Konkurrenz der schon bestehenden Klöster Scharnebeck und St. Michaelis und verstrickte sich immer wieder in dem Gewirr von geistlichen und weltlichen Zuständigkeiten und Prozessen, die es am Ende viel Geld kosteten und das Kloster mit Schulden belasteten. Das begann schon in Heiligenthal und wurde in Lüneburg nicht anders. Auch nahm die Klosterzucht ab. Als 1530 die Reformation in Lüneburg durchgeführt wurde, war es ohne Propst, wirtschaftlich am Ende und innerlich schon in Auflösung begriffen. Ohne Widerstreben und gegen das Versprechen lebenslangen Unterhalts traten die vier zuletzt noch verbliebenen Mönche dem Rat ihr Kloster ab samt allen Gütern und Schulden. Trotzdem muss es auch gute Zeiten für das Kloster gegeben haben. Davon zeugt neben seinem umfangreichen Besitz nicht zuletzt auch sein besonderes Schmuckstück, der Heiligenthaler Altar.

Auf der Suche nach möglichen neuen Klostergründungen – so schildert Gebhardi den

»Ursprung« des Klosters – kam der Kanonikus Eberhard vom Prämonstratenserkloster St. Marienberg im Stifte Bremen nach »Geldersen«, wo er den Ritter Lippold von Doren und dessen Gemahlin Ermegard »geneigt« fand, ein Kloster zu bauen. Er hatte Erfolg, Eberhard besorgte dazu den »Consens« des Bischofs von Verden: »die Erbauung eines Klosters neben der Kirche, und dass die Canonici in der Kirche nach ihren Ordensregeln Gott dienen, auch allein darin und in den Dörfern Suder- und Westergellersen die Sacra administrierten«. ¹⁰

Zum Bau eines Klosters ist es aber in Kirchgellersen gar nicht gekommen; denn schon zwei Jahre später war das Kloster im Besitz des naheliegenden Gutes Siebelingsborstel, wohin es alsbald verlegt wurde und den Namen »Sacrae Vallis« (Heiligenthal) erhielt, wie der Ort fortan hieß und das Kloster auch in Lüneburg heißen sollte. Aber auch Heiligenthal war nicht von Dauer. Die klimatischen Bedingungen in der damals noch morastigen Gegend strapazierten die Gesundheit der Brüder. Ein abermaliger Umzug – nunmehr in eine sichere Stadt – wurde erwogen und bald dringlich. Da bot sich, nachdem andere Orte vergebens in Erwägung gezogen waren, Lüneburg an, hatte doch das Kloster hier ein Grundstück in der Nähe des »Wüstenortes« erworben, das – durch anliegende Anwesen erweitert – zum Standort des neuen Klosters werden sollte. Auch war darauf schon eine Kapelle errichtet, die nur zwei Jahre vor dem Umzug am 14. April 1376 vom Bischof von Verden geweiht worden war. ¹¹

Bis zur Umsiedlung aber bedurfte es der Entschlossenheit und des diplomatischen Geschicks des damaligen Propstes Otto Kultzing (Propst von 1373–1408) und obendrein mancher Geldleistungen, um die für den Umzug notwendige Zustimmung von Bischof, Ordensleitung, Herzog und dem Lüneburger Rat zu gewinnen. Wohl hatte das Kloster Unter-

¹⁰ Gebhardi 1763, S. 475.

¹¹ Helms 1926, S. 318.

stützer im Rat und dieser gab auch sein Einverständnis zum Bau des neuen Klosters, aber es musste sich auch ein Abkommen mit dem Rektor der Johanniskirche gefallen lassen, das seinen Wirkungsmöglichkeiten in der Stadt sehr enge Grenzen setzte.¹² Das neue Kloster sollte für sich bleiben und nicht zu einer Konkurrenz für die benachbarte Pfarrkirche werden.

3.2 Propst Otto Kultzings Bericht von der Übersiedlung nach Lüneburg

Angesichts dieser widrigen Umstände muss der dann doch erreichte feierliche Einzug der Prämostratenserermönche in Lüneburg am 26. August 1382 unter dem Geleit von Herzog und Rat der Höhepunkt in der Geschichte des Heiligenthaler Klosters gewesen sein. Davon zeugen 1. der umfangreiche Bericht, den Propst Otto Kultzing selbst von dieser »Übersiedlung« verfasst hat,¹³ und 2. ein historisches Gemälde aus der Bilderchronik des Helmold Rodewolt, die von 1595 bis 1620 entstanden ist und sich jetzt im Museum Lüneburg befindet.¹⁴ Gebhardi hat das Gemälde beschrieben und dazu eine genaue Zeichnung hinterlassen; auch Volger ist es bekannt gewesen,¹⁵ ehe es seitdem lange Zeit in Vergessenheit geraten ist. Es setzt den Bericht Kultzings voraus. Auch deswegen sei dieser hier in sehr verkürzter Form wiedergegeben¹⁶:

Als er hörte, dass sich Herzog Albrecht von Sachsen Wittenberg in Winsen aufhielt, machte sich Propst Otto zu Pferde nach Winsen auf und wurde vom Herzog freundlich empfangen. Auf seine Bitte, der Herzog

möge nun, nachdem er mit dem Bischof von Verden und dem Lüneburger Rat einig geworden sei, die Einführung ins neue Kloster vornehmen, sagte dieser zu noch für den heutigen Tag. Der Propst bat daraufhin um Erlaubnis, sich nach Heiligenthal zu begeben, um den Prior und Konvent davon in Kenntnis zu setzen. Doch der Herzog wollte ihn nicht mit leerem Magen entlassen und lud ihn zur Mahlzeit ein. Dabei traf er auf den gerade auch anwesenden Herzog Bernhard von Braunschweig-Lüneburg und erhielt beim Essen den Ehrenplatz zwischen beiden Herzögen. Herzog Albrecht bekräftigte, was er dann auch in Lüneburg wiederholte: »Heute werde ich euch in euren neuen Ort einführen. Dient Gott und betet für mich und mein Land. Ich will euer großzügiger Förderer sein.« Nach dem Mahl wurde der auch noch anwesende Lüneburger Ratsherr und herzogliche Küchenmeister Dietrich Hogheherte als Bote zum Rat und zu den Klöstern St. Michaelis und Lüne geschickt: sie möchten den Herzog am Zeltberg empfangen, und Propst Otto eilte nach Heiligenthal und organisierte den Umzug: Reliquien, Bücher, Kelche, heilige Gewänder und anderes heiliges Inventar, aber auch Bettgestelle für die Mönche und Haushaltsgeräte wurden durchs Rote Tor in die Stadt geschafft, derweil der Propst den Herzog am Bardowicker Tor erwartete. Da setzte ein plötzliches Gewitter ein. Als Albrecht ins erste Tor gelangte, wollte er vom Pferde absteigen und den Propst an der Hand ins Kloster geleiten, ließ sich aber mit dem Hinweis auf die überschwemmten Straßen davon abbringen. Mit 60 Berittenen bewegte sich der Zug über den Markt, durch die Bäcker- und die Glockenstraße zum Klosterhof. Da stieg der Herzog vom Pferd ab, führte den Propst an der Hand hinein und übergab ihm das Grundstück, wobei er versprach, das Kloster in Schutz zu nehmen. Der Kantor stimmte einen Mariengesang an, der Herzog stiftete eine Mark Silbers und der Propst schloss mit einem Segen. Nach diesem

12 Helms 1926, S. 353–359.

13 Ottonis Kultzingi, Praepositi in Hilgenthal ordinis praemonstratensis Narratio de Fundatione et Translatione Monasterii sui in Luneborch, Überliefert bei: Leibniz 1710, Nr. XXXI., S. 383–399.

14 Helmold Rodewolt, Bilderchronik, Museum Lüneburg L 18.

15 Gebhardi 1763, S. 487; Volger 1986, S. 144.

16 Bericht des Propstes bei Leibniz 1704, S. 387f. Wiedergeben auch bei Helms 1926, S. 320f. und Reinecke 1933, Bd. 2, S. 28–30.



Abb. 6 Einzug der Prämonstratensermönche in Lüneburg aus der Rodewolt'schen Bilderchronik.

Ende der Feier zog sich der Herzog zurück, die Klosterbrüder aber fanden sich zum Festmahl in der Kemenate des Propstes ein. Auch ertönte zum Abend von der Laube schon das erste Vespergeläut des neuen Klosters. Und während alle meinten, die Klosterbrüder würden zur Nacht nach Heilighenthal zurückkehren, schlugen sie ihre Betten auf.¹⁷

Wie kann das alles geschehen sein an einem Tag? Zweifel kamen da offensichtlich schon Volger; denn er schob zwischen dem Empfang beim Herzog und dem Einzug in die Stadt ein

¹⁷ Auf dem vom Kloster erworbenen Gelände befand sich schon ein Gebäude, das vermutlich zur Propstei wurde und von der Papenstraße aus zugänglich war. Von ihm ist noch ein Teil des Kellers erhalten. Dazu: Rümelin 2016, S. 36.

»wenig Tage« ein.¹⁸ Eine gewisse Skepsis gegenüber dem Bericht des Propstes erscheint angebracht. Dem Propst kam es darauf an, das krönende Ereignis auch gebührend herauszustellen.

3.3 Das Gemälde vom Einzug in Lüneburg¹⁹

Auch das Gemälde vom Einzug der Prämonstratensermönche in der Rodewolt'schen Bilderchronik ist ein Beweis dafür, welche große Bedeutung dieser Einzug unter dem Geleit von

¹⁸ Volger 1986, S. 138.

¹⁹ Für Anregungen und Hilfe bei der Interpretation des Gemäldes danke ich Dr. Ulfert Tschirner. Dr. Edgar Ring danke ich überdies für seine hier eingefügte sachkundige Beschreibung des Rodewolt'schen Gemäldes (siehe hervorgehobenen Text unten S. 162–165).

Herzog und Ratsherren für das Kloster Heiligenthal gehabt haben muss (Abb. 6). Wenn es in dieser Form auch erst nach großem zeitlichem Abstand von 200 Jahren entstanden ist, seine Spuren führen in die Klosterkirche. Denn dort waren die im Bild den Fürsten, den Ratsherren und den Klosterbrüdern zugeschriebenen Sprüche an der Orgel bzw. Orgelepore zuvor angebracht. Dort hat sie Rodewolt, auch wenn die Kirche längst nicht mehr als Kirche gebraucht wurde, wohl auch noch lesen und mit möglicherweise anderen, ihm vorliegenden Quellen vergleichen können, ehe er sie in seinem »Chronicon« aus dem Jahre 1587, also deutlich vor dem Gemälde in seiner Sammlung, unter der Überschrift »was allda in der kerken uff den Orgelen vnd lector gemalet und geschrieven was« niederschrieb.

Dass da auch etwas »gemalet« war, lässt auch auf eine bildliche Darstellung von diesem Ereignis schon in der Klosterkirche schließen. Denn ohne Bezugnahme auf dort abgebildete Fürsten, Ratsherren und Klosterbrüder wären die Sprüche in der Kirche sinnlos gewesen. Lüneburg war damit an zwei auffälligen Stellen in der Klosterkirche abgebildet: auf dem Altar und an der Orgel. Wer das eine sah und mit dem anderen verglich, konnte gar nicht anders als zu kombinieren: es ist das Lüneburg, in dem die Prämonstratenser nach den unglücklichen Jahren in Heiligenthal ihre Heimstatt gefunden haben. Das gilt schon für das erste Stadtportrait auf dem Gemälde vom Tod des Aegeas mit der noch unfertigen Gertrudenskapelle, für das kein Zusammenhang zwischen dem Stadtportrait und dem dargestellten Geschehen ersichtlich ist. Es gilt erst recht für das Melchisedek-Abraham-Gemälde, für das ein Bezug zur biblischen Erzählung gegeben ist und Lüneburg für das biblische Jerusalem steht, in dessen Nähe einst Abraham dem Melchisedek begegnet ist und dieser für ihn Brot und Wein (aus der Stadt) »heraus« getragen hat. (1. Mose 14, 18) Es war für die Prämonstratenser im wahrsten Sinne des Wortes ein »gutes« Bild. Es verhiess ihnen Segen, Zukunft und Si-

cherheit. Sie konnten Bornemanns Idee²⁰, auf zweien der Altargemälde die Stadt Lüneburg mit ihren Kirchen und Türmen zu portraituren, also nur gutheißen, denn es war ja durch den Umzug auch »ihr« Lüneburg mit »ihrer« Kirche darin geworden.

*

Gemälde vom Einzug der Prämonstratenser aus der Rodewolt'schen Chronik.

Eine Bildinterpretation von Edgar Ring

Den Einzug der Prämonstratenser in die Stadt Lüneburg illustriert ein Aquarell, das einer auf 1595 datierten Bildchronik entstammt, die der Lüneburger Brauer Helmold Rodewolt verfertigte.²¹ Rodewolt vermerkt in seiner Chronik: »Ordo zum Hilligendall vnd was allda in der Kerken vff den Orgelen vnd lector gemalet vnd geschrieven was«.²² An oder bei der Orgel und an einem Lektor gab es (ein) Gemälde und eine oder mehrere Inschriften. Ludwig Albrecht Gebhardi hat dieses Aquarell der Bilderchronik kopiert und betitelt es: »Grosses Gemahlde von Aufnahme der Monche von Heiligendal« (Abb. 7).²³

Den Hintergrund des Gemäldes dominiert Architektur. Links ist ein Stadttor mit mehreren Türmen und einem Wehrerker zu sehen. Im Bericht des Propstes Otto Kultzing steht geschrieben, dass der Propst des Klosters Herzog Albrecht vor dem Bardowicker Tor in Empfang nahm.²⁴ Die rechts anschließende Architektur ist vermutlich Teil der Stadtbefestigung, gefolgt von einem typischen Lüneburger Staffelgiebel und einem Sakralbau. Über dem Portal des hohen, mit Strebepfeilern

20 Dass die Idee auf Bornemann selbst zurückgeht, hat Stephan Kemperdieck wahrscheinlich gemacht. (Kemperdieck 1994, S. 83).

21 Zur Bilderchronik s. Tschirner 2022, S. 48–52. Die Chronik wurde bis 1625 ergänzt.

22 Wehking 2017, S. 378–380, Nr. 192f.

23 Gebhardi 1763, nach S. 486; s. a. Gebhardi 1792, S. 205: »S. 211 Grosses Gemahlde von Aufnahme der Monche von Heiligendal«.

24 Leibniz 1710, S. 387.



Abb. 7 Gebhardis Kopie des Rodewolt'schen Aquarells, im Hintergrund links das Bardowicker Tor, davor die drei Landesherrn, die einziehenden Mönche und drei Ratsherren, rechts die 1376 geweihte Kapelle.

versehenden Gebäudes befindet sich eine Skulptur: Maria mit dem Kind. Dargestellt ist die Kapelle, in der 1376 ein Altar zu Ehren des Ordenspatrons, der Gottesmutter, des Heiligen Augustinus und der Patrone des Klosters, St. Andreas und St. Laurentius, geweiht wurde.²⁵ In der Mitte des Bildes sieht man den Einzug der Mönche. In der ersten Reihe sind drei Personen dargestellt, die anhand ihrer Wappenschilder zu identifizieren sind. Das linke Wappen ist das der Familie Langen («mit dem Panterthier»), das mittlere das der Familie Springintgut und das rechte der Familie Hoyken. Kultzing berichtet, dass die Verlegung

25 Helms 1926, S. 318; Rümelin 2019, S. 36

des Klosters in die Stadt Zustimmung der Ratmannen Tideric Springintgut, Albert Hoyken und Johannes Langen fand.²⁶ Johannes Heinrich Büttner vermerkt in seiner »Genealogie oder Stamm- und Geschlechts-Register der vornehmsten lüneburgischen Adligen Patrier-Geschlechter« 1704 zu Tideric Springintgut: »war den Heiligen=Thaler Mönchen in Transferirung ihres Klosters nicht abgeneigt 1383.«²⁷ Er war Ratsherr und Bürgermeister und starb 1393. Auch die Familie Hoyken war dem Kloster Heiligenthal verbunden. Wiederrum Büttner: »Albertus I. oder der Aeltere ...

26 Leibniz 1710, 384.

27 Büttner 1704: Die Springintgut.

Er vermachte vor seinem Ende dem Kloster HeiligenThal 1 Rump. Salis«. ²⁸ Dargestellt ist aber Albertus II junior. Der Sodmeister und Bürgermeister war Testamentar des Erstgenannten und wurde nach seinem Tod 1406 in der Marienkapelle des Klosters Heiligenthal bestattet. ²⁹ Auf dem Aquarell wendet er sich direkt einem der Mönche zu, der ein Beutelbuch trägt und sich zu Hoyken umdreht. Vielleicht ist Propst Otto Kultzing gemeint. Der dritte Ratsherr ist Johannes V. Langen. Er war Bürgermeister und starb 1405. ³⁰

Hinter den Mönchen stehen drei Personen in Rüstung und mit Wappenschilden. Es sind von links nach rechts Kurfürst Wenzel von Sachsen, Herzog Albrecht von Sachsen und Lüneburg und Herzog Bernhard. Dass diese zusammen in der Stadt dargestellt sind, steht im Widerspruch zur historischen Überlieferung. In einer Urkunde, die Gottfried Wilhelm Leibniz überliefert, wird berichtet, dass Propst Otto Kultzing Herzog Albrecht in Winsen aufsuchte, um den Umzug des Klosters in die Mauern der Stadt Lüneburg zu erreichen. ³¹ Tatsächlich kam darauf Herzog Albrecht, den Weg über den Lüneburger Zeltberg nehmend, zum Bardowicker Tor und zog anschließend mit den Mönchen durch die Stadt zum neuen Klosterstandort.

Otto Kultzing hebt hervor, dass die ehrenwerten Fürsten und Herren Wenzel und Albrecht, Herzöge von Sachsen und Lüneburg sowie Bernhard, Herzog in Lüneburg und Braunschweig das Projekt beförderten. ³² Wenzel und Bernhard kamen aber nicht nach Lüneburg.

Auf dem Bild werden zeitlich abfolgende Ereignisse im Sinne einer narrativen Bildkomposition zusammengezogen. Von Bedeutung ist die Zustimmung des Kurfürsten Wenzel von Sachsen, des Herzogs Albrecht von Sachsen und Lüneburg und des Herzogs Bernhard zur Verlegung des Klosters von Heiligenthal in die Stadt Lüneburg. Das Bild vom Einzug der Mönche in die Stadt betont, wie wichtig den Prämonstratensern die Zustimmung der Landesherren zum Umzug und die Förderung des Rates der Stadt Lüneburg waren.

Wo befand sich das Gemälde, das Rodewolt für seine Chronik kopierte, und wann entstand es? Rodewolt leitet die Wiedergabe von Inschriften und des Gemäldes mit der Bemerkung »vff den Orgelen vnd lecter gemalet vnd geschrieben was« ein. Der Bau einer Orgel ist 1444 überliefert, ³³ 1465 wird ein Balgentreter auf der Orgel entlohnt. ³⁴ Der Standort der Orgel ist ungewiss. ³⁵

Gegen Mitte des 15. Jahrhunderts erfuhr die Ausstattung der Klosterkirche mit dem »Heiligenthaler Altar« und der Orgel eine bedeutende Aufwertung. In dieser Zeit wird auch das Gemälde vom Einzug der Mönche in die Stadt entstanden sein. Es betont, wie bereits ausgeführt, dass der klösterlichen Gemeinschaft die Aufnahme in die Stadt von besonderer Bedeutung war. Daran erinnert das Gemälde. Helmold Rodewolt hat das Gemälde nicht 1:1 wiedergegeben. Drei der vier Inschriften befinden sich in Kartuschen mit Rollwerk, das seit der Mitte des 16. Jahrhunderts gebräuchlich war.

Die vier Inschriften lauten:

LINKS:

Consules loquntur.

Nobis defensis prece vos noster iuuet ensis.

Tempora sint vobis tranquilla precis date

nobis. ³⁶

²⁸ Gewichtsmaß in der Salzsiedereien, 1 Rump = 45,360 kg.

²⁹ Büttner 1704: Die Hoyken.

³⁰ Büttner 1704: Die Langen mit dem Pantherthier.

³¹ Leibniz 1710, S. 387.

³² Leibniz 1710, S. 384: »per promotionem Inclitorum Principum & Dominorum Wentceslai & Alberti Ducum Saxonie & Luneborgh, ac Bernhardi Ducis in Luneborgh & Brunswic«.

³³ Wehking 2017, S. 379.

³⁴ Helms 1926, S. 402.

³⁵ Rümelin 2019, S. 33.

³⁶ Übersetzungen nach Wehking 2017, S. 379: Die

MITTE:

Principes loquuntur.
 Vos decet orare nos hostica bella fugare
 Vos iuvat haec cura nos vestra precatio
 pura.³⁷

RECHTS:

Fratres Monachi.
 Virgo Maria poli fratres hos linquere noli
 Hi praemonstrati sint ordinis uno beati
 Ut tibi sint grati semper servire beati
 Ut possint vere tecum sine fine manere.³⁸

UNTERER RECHTER BILDRAND:

Anno 1120 initium sumpsit ordo
 praemonstratentium a s. Noberto
 Vnde Versus
 Post centum mille bis denos ordo sit ille.
 Quem per Nobertum nos credimus esse
 repertum.³⁹

Ratsherren sprechen: Da wir durch euer Gebet verteidigt werden, soll unser Schwert euch dazu verhelfen, dass ihr ruhige Zeiten habt – also schenkt uns eure Gebete.

37 Die Fürsten sprechen: Euch ziemt es zu beten, uns feindliche Kriege fernzuhalten. Euch helfe diese (unser) Sorge, uns eure reine Fürbitte.

38 Die Brüder des Klosters. Maria, Himmelsjungfrau, verlass diese Mönche nicht. Diese Angehörigen des Prämonstratenserordens mögen gemeinsam(?) glücklich sein, damit sie dir wohlgefällig sind und bereit, dir stets zu dienen, so dass sie (einmal) wahrhaft mit dir ohne Ende vereint sein können.

Zu den Abweichungen in den Texten auf dem Gemälde und den von Sabine Wehking edierten Texten führt Sabine Wehking aus: »beati steht in allen drei Varianten (Bilderchonik, Gebhardi, Chronicon Nr. 192), ist aber definitiv sinnlos und durch einen Zeilensprung zu erklären, s. Anm. c in 192, daher dort die Emendation parati, um einen sinnvollen Text herzustellen.« »Die Lesung sit, die sich ebenfalls in allen drei Versionen anbietet, ist ebenfalls völlig sinnlos, und die Verlesung eines f als Schaft-s sehr häufig, da es zwischen beiden Buchstaben oft nur marginale Unterschiede gibt.« (Schriftliche Mitteilung vom 28.09.2024). Dr. Sabine Wehking, Inschriftenkommission der Göttinger Akademie der Wissenschaften, sei herzlich gedankt für ihre kompetente Hilfe bei der Interpretation des Gemäldes und der Inschriften.

39 Im Jahr des Herrn 1120 nahm der Prämonstratenserorden durch den heiligen No(r)bert seinen Anfang. Daher die Verse. Nach hundert, tausend und

Helmold Rodewolt führt diese Inschriften auch in seinem Text auf, allerdings mit kleinen Abweichungen. Er gibt noch einen vierten Text wieder, der »ahm Lector« stand. Dieser schildert den Umzug des Klosters von Heiligenthal in die Stadt.⁴⁰

*

So lässt sich das Melchisedek-Abraham-Gemälde ungeachtet dessen, dass es in erster Linie eine biblische Geschichte darstellt, auch als eine Art Dank- und Segensgemälde für das Kloster verstehen. Das würde erklären, (1.) warum nach deutlicher Zeitspanne von wohl drei Jahren mit ihm das Stadtbild von Lüneburg noch einmal auf dem Heiligenthaler Altar erscheint, und zwar ganz vorn, und (2.) warum diese – auf Altären ja seltene – biblische Geschichte dafür gewählt wurde.

3.4 Der Heiligenthaler Altar im Rahmen der »Reform« des Klosters unter Propst Marquard Skiphorst

Diese Annahme gewinnt noch an Wahrscheinlichkeit (hängt aber auch nicht davon ab), wenn – wie Gmelin vermutet – auf dem Gemälde in der Gestalt hinter Melchisedek der damalige Abt – in Lüneburg trug er den Titel »Propst« – portraitiert ist.⁴¹ Nur »Johannes Weywind« kann es nicht gewesen sein,⁴² einen Propst

zweimal zehn Jahren entsteht jener Orden, von dem wir glauben, dass er durch No(r)bert gegründet wurde.

Sabine Wehking: »Die Schreibung als Noberto/Nortberto bzw. Nobertum/Nortbertum ist nur eine kleine Abweichung, die auch auf ein übersehenes Kürzungszeichen (Schlängel über o) in einer Vorlage zurückgehen könnte.«

40 S. hierzu Text und Kommentar bei Wehking 2017, S. 378–379.

41 Gmelin 1974, S. 94 und 96. Rümelin 2010, S. 36 hält diese Vermutung für unbegründet, da ein Beleg für diese Identifizierung fehle; Aye 2018, S. 80 unterstützt sie hingegen. Auch die dunkle, zu einem Geistlichen passende Kleidung spricht m. E. eher dafür.

42 Hier liegt eine doppelte Verwechslung schon bei Gebhardi vor bzw. der Quelle, die er zitiert. Gmelin hat sie übernommen. Diese Quelle weiß von einem 1448

dieses Namens hat es in Lüneburg nicht gegeben. Propst des Klosters war damals Marquard Skiphorst, der 1443 zum Propst gewählt wurde und zuvor dessen Prior gewesen war. Die nur drei Jahre, die er dem Kloster vorstand – er starb schon 1446 – waren fast genau die Jahre, in denen die Heiligenthaler Altargemälde entstanden (1444–1447). Man darf annehmen, Marquard Skiphorst sah es als seine Aufgabe an, das Kloster zu reformieren und war vielleicht auch deshalb gewählt worden. Helms schreibt über ihn: »Die Finanzen hielt dieser Propst während seines kurzen Regiments in einiger Ordnung ... Marquard konnte sogar mit dem Neubau einer großen Orgel und eines Kreuzganges beginnen und den Hochaltar neu vergolden lassen.«⁴³

Reformbemühungen im Kloster unter Propst Marquard Skiphorst bestätigt auch der Bericht des aus Zwolle stammenden (Kloster-) Reformators Johannes Busch (1399–1470) von seinen beiden Besuchen in Lüneburg. Busch, eine der führenden Gestalten der vom Kloster Windesheim in den Niederlanden ausgehenden Klosterreformbewegung, war dafür in Norddeutschland unterwegs. 1437 wurde er Subprior, 1440 Propst des Klosters Sülte bei Hildesheim. Eines seiner besonderen Aufgaben sah er in der Reform des wichtigen Magdeburger Prämonstratenserklosters, stieß dort aber auf Widerstand und suchte Unterstützung durch Brüder aus reformwilligen Klöstern. Auf der Reise nach Lübeck machte er 1445 in Lüneburg Station und trug im Heiligenthaler

an Johannes Weywind ergangenen Auftrag zur Klosterreform, der aber erging erst – wie an anderer Stelle auch bei Gebhardi zu lesen – 1468 an Abt Johannes Weygewind und betraf nicht »sein« Lüneburger Kloster Heiligenthal (Wie sollte er sein eigenes Kloster visitieren?), sondern das Kloster Heiligenberg (vgl. Gebhardi 1763, S. 423 und 496). Ein »Johannes Weywind« fehlt so auch in dem Verzeichnis der Heiligenthaler Pröpste in dem Artikel von Thomas Lux 2012, S. 968.

⁴³ Helms 1926, S. 335. Richtigzustellen ist aber der letzte Satz. Es ging nicht darum, den Hochaltar neu zu vergolden, sondern darum, den neuen Hochaltar zu vergolden. Dass es sich um den neuen handelt, ist schon von der Jahreszahl 1444 her zwingend.

Kloster seine Bitte vor. Offenbar mit Erfolg. Der Geist, der damals dort herrschte, muss ihn ermutigt haben. Denn auf der Rückkehr kehrte er noch einmal im Kloster ein und nahm an der Fronleichnamsprozession teil. Er selbst trug die Reliquien voran, hinter ihm schritt der Propst mit dem Sakrament und über beiden hielten vier Ratsherren einen kostbaren Baldachin ausgebreitet. Mittags speiste er im Refektorium mit dem Propst an einem besonderen Tisch, während die Brüder an anderen Tischen zusammensaßen. Spielleute machten Musik – es waren dieselben, die auch bei der Prozession musiziert hatten. Sie entfernten sich aber auf einen Wink des Propstes, der gemerkt hatte, dass es dem »Vater« nicht gefiel. Ergebnis des Tages war: Der Propst überließ ihm den Subprior Conrad von Uelzen. Für ein Jahr ging dieser in dessen Kloster Sülte, um dort zu erleben und zu lernen, was zu einer wahren Klosterreform alles nötig ist, und wurde danach nach Magdeburg geschickt.⁴⁴

So wurde auch das Kloster Heiligenthal in Lüneburg von der Klosterreformbewegung erfasst und kann darum in Leinsles Taschenbuch über die Prämonstratenser auch als »reformiertes« Kloster erscheinen,⁴⁵ was es für kurze Zeit wohl auch gewesen ist, ehe dann mit den Wirren des Lüneburger »Prälatenkrieges« die alten Probleme – Schulden und Klosterzucht – wieder auftraten. Für den Heiligenthaler Altar aber bedeutet das: Es ging bei ihm nicht nur um eine weitere Ausstattung der Kirche; er war Teil eines Programms zur Erneuerung des Klosters.

Neue Orgel, Erweiterung des Kreuzgangs, neuer Hochaltar und das in nur drei Jahren – das beweist einen enormen Reformeifer und war wohl nur möglich, weil Marquard Skiphorst diese Vorhaben schon in seiner Zeit als

⁴⁴ Der Bericht von Johannes Busch von seinen Besuchen in Lüneburg ist unter der Überschrift: »Quomodo de Lunenborch aquisivi Fratrem Ordinis ...« (»Wie ich aus Lüneburg einen Ordensbruder gewann ...«) ebenfalls überliefert bei Leibniz 1710, cap. XXXIX, S. 837f. Er ist wiedergegeben auch bei Helms 1926, S. 335f und Reinecke 1933, Bd. 2, S. 31f.

⁴⁵ Leinsle 2020, S. 95.

Prior vorbereitet hatte und er zur Finanzierung aller drei Projekte einen fähigen Stifter, den Lübecker Bürger Bernd Bokholt, hat gewinnen können.

4. Wer war Abraham? Wer war Melchisek?

4.1 *Melchisedek im Rahmen der Abrahams-erzählungen*

Abraham ist uns bekannt aus vielen Erzählungen aus der Bibel; kaum bekannt ist hingegen die Episode seiner Begegnung mit Melchisedek. Sie fällt heraus aus dem Rahmen der übrigen Abrahamserzählungen. Geht es in ihnen um Abrahams Glauben, sein uneingeschränktes Vertrauen zu Gott, das ihn im Streit mit Lots Hirten um das bessere Weideland nachgeben lässt, ihn durch die Fürbitte für Sodom und Gomorra auch zum vorbildlichen Beter und sogar Vertrauten Gottes werden lässt, der auch in der schwersten Versuchung nicht von Gott ablassen wird, so macht diese Episode Abraham zum Führer einer kleinen Schar, die es mit einem Heer von Königen aufnimmt und der es durch einen Überfall bei Nacht gelingt, den gefangenen Lot, den Neffen Abrahams, zu befreien. Viele Betrachter des Gemäldes werden darum auch überrascht sein, Abraham auf ihm an der Spitze einer bewaffneten Schar zu sehen, die allerdings mehr von einer friedlichen Stadtwache an sich hat und eine Siegesfahne mit sich trägt, wie sie auf vielen Osterbildern auch als Symbol der Auferstehung Christi erscheint.

Überhaupt macht das ganze Kapitel 1. Mose 14, in dem Abrahams Begegnung mit Melchisedek erzählt wird, einen unwirklichen Eindruck. Viele Namen und Nachrichten von Königen sind da zusammenhanglos aneinandergestellt. Sie werden für sich genommen durchaus einmal einen historischen Bezug gehabt haben, der für uns aber nicht mehr nachvollziehbar ist. Und völlig unerklärlich ist, wie diese Nachrichten zu Abraham in Beziehung gesetzt werden. Die Erzählung enthält »in

schreiendem Kontrast gut Beglaubigtes und ganz Unmögliches«, urteilte der Alttestamentler Hermann Gunkel.⁴⁶ Sein Vater Karl Gunkel war von 1862–1897 Pastor an St. Nicolai in Lüneburg. Dass der Sohn dabei speziell auch an das Heiligenthaler Gemälde dachte, ist wenig wahrscheinlich, denn zu seiner Lüneburger Schulzeit befand es sich schon nicht mehr in der Nicolaikirche. Gunkels Verdienst als alttestamentlicher Wissenschaftler aber war es, dass er die ursprünglich für sich existierenden einzelnen Erzählungen als Ursprungsform der »Väterüberlieferungen« im 1. Buch Mose erkannte. Erst in einer zweiten und in weiteren Phasen wurden sie zu »Erzählkränzen« zusammengefügt. Mit dieser Erkenntnis schuf er die Voraussetzung zu einer kritischen Analyse auch der Geschichte von Abraham und Melchisedek, die erst nachträglich in den Zusammenhang von 1. Mose 14 eingefügt wurde.⁴⁷ Melchisedek mit Abraham und damit Jerusalem mit den alten Glaubenstraditionen Israels in Verbindung zu bringen, ist die Absicht dieses Einschubs gewesen.

4.2 *Melchisedek in der Bibel und der Theologie*

Wer aber war Melchisedek? »König von Salem« wird er genannt. Dass sich dahinter eine historische Gestalt verbirgt, ist wahrscheinlich; näher fassbar ist sie aber nicht. Mit der Notiz werden wir daran erinnert, dass es auch ein vorisraelitisches Jerusalem mit einem eigenen Königtum und eigenem Heiligtum gegeben hat, für das sich seit langem auch die Archäologie interessiert. Während das Jerusalem seit König David wohl hunderte Male in der Bibel erscheint, ist das für das vordavidische Jerusalem nur an ganz wenigen Stellen der Fall. Eine davon ist die Episode von der Begegnung Abrahams mit Melchisedek.

⁴⁶ Gunkel 1901, S. 263. Zu Hermann Gunkel: Glombik 2006, S. 28–29.

⁴⁷ 1. Mose 14 Vers 21 schließt unmittelbar an Vers 17 an. Die Verse 18–20 wirken beim Lesen wie dazwischen geschoben.

Daneben erscheint Melchisedek in der Bibel noch in Psalm 110 V 4 und im Hebräerbrief, einer späten Schrift im Neuen Testament. Psalm 110 gilt als Königpsalm. In seiner Urform geht er vermutlich auf die »Liturgie« bei der Inthronisation der Könige möglicherweise schon im vordavidischen Jerusalem zurück, wurde aber, seit es nach der Zerstörung der Stadt durch die Babylonier im Jahre 587 v. Chr. keine Nachfolger auf dem Thron Davids mehr gab, auf den künftigen Messias bezogen. Dazu bot sich der Psalm geradezu an, denn dem König wird dort zugesprochen: »Du bist ein Priester ewiglich nach der Ordnung Melchisedeks.«⁴⁸

Der Hebräerbrief nimmt diesen Vers auf, bezieht ihn auf Jesus und entwickelt daran wie ein Schriftgelehrter seine Lehre von Jesus. Das beginnt schon beim Namen: Melchisedek »heißt übersetzt: König der Gerechtigkeit; dann aber auch König von Salem, das ist König des Friedens« (Hebr. 7 V. 2). Damit bekommt der Name eine große Spannweite, denn Gerechtigkeit und Frieden gehören zum Stamm der biblischen Messiaserwartung und sind mit den »Weissagungen« breit in unsere Advents- und Weihnachtlieder eingedrungen.

Unvermutet taucht Melchisedek in der Bibel auf. Dass er ohne Vorbild sei und der erste Priester in der Bibel überhaupt, betont schon die jüdische Auslegung. Der Hebräerbrief nimmt auch diesen Gedanken auf und macht daraus: »Er ist ohne Vater, ohne Mutter, ohne Stammbaum und hat weder Anfang der Tage noch Ende des Lebens. So gleicht er dem Sohne Gottes und bleibt Priester in Ewigkeit.« (Hebr. 7 V 3) Damit wird Melchisedek zum Vorbild, zum »Typos« des wahren Hohenpriesters Christus, der keine Opfer mehr braucht und durch sein Opfer die Opfer im Tempel über-

flüssig gemacht und ein neues Gottesverhältnis gesetzt hat.

Eine sakramentale Deutung der Melchisedekerkzählung findet sich im Hebräerbrief aber noch nicht. Die hat sich erst in späterer Zeit entwickelt. Brot und Wein in den Händen Melchisedeks gaben den Anlass dazu. Sie wurden als Hinweis auf das Abendmahl gedeutet, und Melchisedek gelangte auf diese Weise ins Präfationsgebet der Messe, in dem der Priester am Altar über den Abendmahlsgaben auch der Opfer Abels, Abrahams und des »heiligen Opfers« und der »makellosen Gabe« Melchisedeks gedenkt.⁴⁹ Das war im 15. Jahrhundert allen Besuchern der Messe, soweit sie Latein verstanden, längst vertraut. Selbstverständlich auch den Prämonstratensern und dem Maler Hans Bornemann.

Dennoch lässt er das auf seinem Gemälde nur an einer Stelle erkennen: Den Tisch, über dem Melchisedek Abraham Brot und Wein reicht, hat er als Altar gemalt. Abgesehen davon aber hält er sich an den Bibeltext. Weder lässt er Abraham vor Melchisedek knien (wie auf manchen anderen Bildern zu dieser Geschichte) noch versammelt er gleich die ganze »Trias« von Abel, Abraham und Melchisedek um den Altar wie auf dem berühmten Mosaik von S. Apollinare in Classe bei Ravenna. Von einem »Opfer« Melchisedeks ist auf dem Gemälde nichts zu sehen. Nur mit dem Altar lässt Bornemann erkennen, dass er um die sakramentale Deutung weiß, und behandelt sie wie ein von den Betrachtern selbst zu entdeckendes Geheimnis, dass das dargestellte Geschehen auch einen Bezug zum Abendmahl hat. Auf diese Weise lässt er diese »ty-

48 Dass Könige auch oberste Priester waren, ist im Alten Orient mehrfach bezeugt und auch im Alten Testament belegt, z. B. in der Rolle König Salomos bei der Einweihung des von ihm erbauten Tempels: Er und nicht ein Priester spricht das Gebet (1. Könige 8).

49 »Schaue huldvoll darauf nieder mit gnädigem und mildem Angesichte, und nimm es wohlgefällig an, wie Du einst mit Wohlgefallen aufgenommen hast die Gaben Abels, Deines gerechten Dieners, das Opfer unseres Patriarchen Abraham, das heilige Opfer und die makellose Gabe, die Dein Hoherpriester Melchisedek Dir dargebracht hat.« (zitiert nach Pannikar in: Petuchowski 1972, S. 75f.). – In den neueren Gebeten seit der Liturgiereform von 1974 nach dem 2. Vatikanischen Konzil ist dieser Satz weggefallen.



Abb. 8 Melchisedek und Abraham stehen links im Mittelpunkt wie rechts Jesus und Judas.

pologische« Deutung als das erscheinen, was sie historisch gesehen ist: eine nachträgliche Interpretation. Wer von diesen Zusammenhängen nichts weiß, wird bei dem Brot und dem Wein, das Melchisedek dem Abraham reicht und nach dem dieser auch greift, zuerst an Speisung und kaum gleich ans Abendmahl denken und den Tisch zwischen Melchisedek und Abraham auch nicht gleich als Altar wahrnehmen.

Die symbolisch-typologische Deutung hat bei Bornemann das »historische« Geschehen also nicht überlagert.⁵⁰ Und es sind auch weniger Brot und Wein – sie sind ja auf dem Melchisedek-Gemälde ganz anders dargestellt

⁵⁰ Gmelin 1974, S. 94, deutet das Gemälde als »Präfiguration des Abendmahls«. Das trifft im Blick auf den »Altar« und die Zuordnung zum Abendmahlsgemälde sicher zu, darf aber nicht zu führen, das ganze Gemälde allein unter diesem Aspekt zu vereinnahmen.

als auf dem Abendmahlsgemälde –, es sind vielmehr die ausgestreckten Hände und deren »Handlungen«, die beide Gemälde miteinander verbinden. Mit Brot und Wein in seinen Händen kommt Melchisedek dem Abraham freundlich entgegen, bewirbt ihn, tut ihm Gutes, wie man es einem vorbeiziehenden Gast gegenüber tut. Solche Begegnung kann durchaus zum Erlebnis von »Segen« führen, womit die Erzählung von Abraham und Melchisedek ja auch schließt: Melchisedek segnet Abraham. Zwar hat Bornemann die Segenshandlung selbst nicht dargestellt – dafür wäre auf dem Gemälde auch kein Raum mehr gewesen –, woraus man aber nicht schließen kann: der Segen ist aus dem Gemälde verschwunden. Er liegt in dem dargestellten Geschehen selbst. In freier, weiter Landschaft mit Menschen, die friedlich unterwegs sind und an deren Horizont Lüneburg erscheint, und nicht in einem

abgeschlossenen Raum, auch nicht in dem einer Kirche, begegnen sich Melchisedek und Abraham und geben damit ein Zeichen für die Weite des Segens Gottes in der ganzen Welt.

Auch auf dem Abendmahlsgemälde stehen nicht Brot und Wein im Mittelpunkt, es ist vielmehr die ausgestreckte Hand Jesu (Abb. 8). Sie gilt dem Verräter Judas. Genau genommen ist auch gar nicht das Abendmahl dargestellt, sondern die dem Abendmahl vorangehende sog. »Bezeichnung des Verräters«. Der, »der mit mir seinen Bissen in die Schüssel taucht«, wird mich verraten, so heißt es dazu im Markusevangelium (Markus 14,20). Bornemann aber folgt nicht diesem Vers, sondern legt seinem Gemälde die »bedeutsamere«, weil schon eine weitere Deutung enthaltene Version des Johannesevangeliums zugrunde, wonach Jesus den Bissen eintauchte und dem Judas »gab« (Johannes 13,26). Auf dem Gemälde legt er ihm den Bissen sogar in den Mund. Es geht zentral um dieses Geschehen zwischen Jesus und Judas, die übrigen am Tisch sitzenden Jünger zeigen daran nur »mehr oder weniger« Interesse.

Wie ist diese Handlung zu verstehen, die mit den Gedanken tief in die Passionsgeschichte führt, nicht nur in die Passion Jesu, sondern auch in die des Judas. Wieweit ist er schuldig und gehört »verdammte«? Das Johannesevangelium macht ihn zum Werkzeug des Satans (»und nach dem Bissen fuhr der Satan in ihn«); aber wie ist das zu deuten? Ist Judas nur eine Ausgeburt des Bösen oder nicht vielmehr auch Opfer eines höheren Willens, eines Schicksals, das ihm zugeteilt geworden ist? Der Vers lässt beide Deutungen zu. Wie hat es Bornemann dargestellt?

Auffällig sind die überrascht, ja verdutzt hereinblickenden Augen des Judas und der traurige, eher mitempfindende, jedenfalls nicht strafende Blick Jesu. Beides entspricht einander. Daraus darf man schließen: Der Maler hat Judas nicht für alle Zeit in den Orkus verbannt, sondern hält einen Spalt offen. Jesus behält ihn im Gedächtnis.

Denn: »Jeder ist Judas«,⁵¹ und Jesus und Judas sind auch Brüder. Deutungen, die Judas nicht gleich in Grund und Boden verdammen, sondern sich in seine Motive, Psyche und Tragik hineinversetzen, begleiten die Gestalt des Judas durch alle Phasen der Kirchen- und der Literaturgeschichte bis heute.⁵² Auch Bornemann hat diese Deutung nicht ausgeschlossen. Denn es ist ja nicht der Bissen des Satans, sondern der von Jesus gereichte, den Judas empfängt. Er zwingt Judas zum Nachdenken. Wäre das Urteil schon endgültig über ihn gesprochen, wäre das Abendmahlsgemälde Bornemanns ja der reine Kontrast zu seinem Melchisedekgemälde, ein »Un-Segensbild«. Das kann kaum die Absicht des Malers gewesen sein. Das Abendmahlsgemälde nimmt die einladende »Botschaft« des Melchisedekgemäldes in seiner Weise auf. Es schließt den Judas nicht aus.⁵³

War also schon das Melchisedekgemälde eine ungewöhnliche Wahl für den Heilighenthaler Altar, so ist es das Abendmahlsgemälde auch (Abb. 3, rechts). Und gemeinsam ist beiden, dass sie zwei biblische Geschichten nicht nur darstellen, sondern auch in ihrem Gehalt »verarbeiten«.

Exkurs: Melchisedek in der christlichen Ikonographie

Hinsichtlich der Darstellung Melchisedeks in der christlichen Kunst lassen sich zwei Darstellungstypen unterscheiden: die an der biblischen Erzählung aus 1. Mose 14 orientierte und die symbolisch-theologische, die von der biblischen Erzählung weitgehend abstrahiert und »das Opfer des Priesters und Königs

⁵¹ So der Titel einer Betrachtung zu Judas von Wolfgang Teichert mit dem bezeichnenden Untertitel »Der unvermeidliche Verrat« (Stuttgart 1990).

⁵² So auch der Roman »Judas« des jüdischen Schriftstellers Amos Oz (2014).

⁵³ Blank 1977, Bd. 2, S. 55. »Bemerkenswert ist, dass nach den neutestamentlichen Zeugnissen die Haltung Jesu gegenüber Judas an keiner Stelle verurteilende Züge hat.«



Abb. 9 Melchisedek (in der Mitte) mit Abel und Abraham auf dem Mosaik in S. Apollinare bei Ravenna

Melchisedek als Präfiguration Christi und des Altarsakraments⁵⁴ in den Mittelpunkt stellt. Als herausragende Beispiele für die symbolische Art der Darstellung gelten die beiden berühmten Melchisedek-Mosaiken in Ravenna aus dem 6. Jh. in S. Vitale und S. Apollinare. Sie zeigen Melchisedek als Hohenpriester am Altar. Abel auf dem Gemälde in S. Vitale bzw. Abel und Abraham auf dem Gemälde in S. Apollinare stehen ihm zur Seite. Eine Hand aus dem Hintergrund weist auf das Geheimnis der Eucharistie. Von diesem Darstellungstyp, der im Mittelalter wohl der überwiegende war, hat Hans Bornemann für sein Gemälde den Altar übernommen, abgesehen davon aber die

54 Rusche 1962, S. 252–253.



Abb. 10 Melchisedek und Abraham auf dem Triptychon von Dieric Bouts aus der Kirche St. Peter in Löwen. (Fotonachweis: »Melchisedek« im Ökumenischen Heiligenlexikon – www-heiligenlexikon.de)

Begegnung Abrahams mit Melchisedek in den Mittelpunkt gestellt.

Ähnlich wie auf dem nur etwa 20 Jahre später entstandenen Gemälde des flämischen Malers Dieric Bouts (ca. 1420–1468) auf dem Triptychon in der Kirche St. Peter in Löwen. Ähnlich wie Bornemann hat Bouts das Geschehen in die Landschaft verlegt, eine Stadt im Hintergrund gemalt und dabei sogar den Weg nicht vergessen, den Melchisedek von »Salem« aus mit seinen wenigen Leuten gegangen sein muss. Dem sichtlich erschöpften Abraham reicht er nun Brot und Wein. Ein langer Zug von Berittenen und Fußvolk folgt Abraham von weither im Tal der Könige. Bouts hat auch

gar keinen Altar gemalt und gleichsam ein »historisches« Gemälde zur biblischen Erzählung geschaffen. Der Bezug zum Abendmahl ist aber insofern gegeben, als das Gemälde zu einem Altar gehört, in dessen Mitte das große Gemälde vom »Letzten Abendmahl« steht, dem auf den Seitenflügeln vier kleinere Gemälde mit alttestamentlichen Geschichten zugeordnet sind, darunter an erster Stelle dieses von der Begegnung Abrahams mit Melchisedek. Bouts Abendmahlsaltar gilt als sein bedeutendstes Werk.

4.3 Melchisedek: »ein Priester Gottes des Höchsten«

Auch »ein Priester Gottes des Höchsten« soll Melchisedek gewesen sein. Wer war dieser »Gott, der Höchste«? Historisch gesehen: der Gott, der schon vor David in Jerusalem verehrt wurde.⁵⁵ Der war nicht ganz derselbe wie der Gott Abrahams. Das weiß auch die Erzählung und macht es daran deutlich, dass sie den Gott Melchisedeks ausdrücklich mit seinem eigenen Namen einführt: »El-Eljon« (Gott der Höchste). Dennoch lässt sich Abraham von Melchisedek segnen.⁵⁶ Die alten Väter- und Müttergeschichten im 1. Buch Mose kennen noch »keine Religionspolemik«.⁵⁷ Sie gehen aus von dem einen Gott, akzeptieren aber auch die verschiedenen Kulte im Lande; und für die Erzählung von Melchisedek und Abraham aber gilt noch mehr: Abraham sieht in der Verehrung dieses Gottes Melchisedeks etwas seinem eigenen Glauben Verwandtes,⁵⁸ was er auch von seinem Glauben her gar nicht ablehnen kann, etwas, was am Ende ihn auch bereichert und sein eigenes Gottesverständnis erweitert.

55 Vgl. Zimmerli, in: Petuchowski 1972, S. 50.

56 Etwa vergleichbar, wie wenn ich mich heute bei konkret angebotener Gelegenheit von einem Vertrauen erweckenden Mullah segnen ließe. Darf man das abschlagen?

57 Westermann 1981, S. 246.

58 Diesen Gesichtspunkt hat besonders v. Rad in seinem Kommentar hervorgehoben: »Das Merkwürdigste ist aber, dass unsere Erzählung in dem Kultus dieses Gottes etwas dem Jahwekult Verwandtes sah«. (S 151)

Mit der Geschichte sind wir also unterwegs zu einer universalen Gottesvorstellung, die am Ende die ganze Schöpfung einbezieht.

Mit Abraham und Melchisedek treffen ja auch zwei Glaubensweisen (»Religionen«) aufeinander, und es findet in der Begegnung beider eine Art »Grenzüberschreitung« statt. Das macht die Erzählung theologiegeschichtlich und auch im Blick auf unsere Zeit heute interessant. Wieweit auch Bornemann dieser Aspekt bewusst war, wissen wir nicht; ausgeschlossen ist es nicht, denn Melchisedek war schon jüdischen Rabbinen ein Beweis dafür, dass es auch außerhalb der eigenen Glaubensweise »gerechte und gottesfürchtige Menschen« gibt,⁵⁹ und die christliche Theologie hat diesen Gedanken nicht fallen gelassen. Auch wird das Thema verschiedener Konfessionen hier nicht auf allgemeiner theologischer Ebene behandelt, sondern auf persönlicher Ebene in der Begegnung zweier Menschen. Und da hat Bornemann eine beglückende Begegnung gemalt. Dabei ging er – wie die biblische Erzählung selbst⁶⁰ – davon aus, dass es letztlich der eine und derselbe Gott ist, an den Abraham glaubt und in dessen Namen Melchisedek ihn segnet. Auch hat er Abraham und Melchisedek auf eine Stufe gestellt, obwohl doch Abraham als der den Segen Empfangende eigentlich unter Melchisedek stehen müsste, während andererseits Abraham vom Gesamtbild der Bibel her der bei weitem bedeutendere ist.

Das führt auch noch auf eine religionsgeschichtlich interessante Spur, die nach Jerusalem weist. Noch heute kann einem dort der Schacht gezeigt werden, durch den einst Joab, der Feldherr Davids, die Stadt für seinen Herrn ziemlich kampflos erobert haben soll.⁶¹ Mögen auch die Verse, die in der Bibel davon berichten, historisch nicht belastbar sein; als sicher kann gelten, dass David, nachdem er König über Juda und Israel geworden war, Jerusa-

59 Petuchowski 1971, S. 25.

60 So übereinstimmend die biblischen Kommentare zu 1. Mose 14, 18–19.

61 2. Samuel 5,6–8.

lem einnahm und die Stadt zu seiner Residenz machte und dabei ihre Bewohner und heiligen Stätten schonte. Er ließ auch die »Bundeslade«, das altisraelitische Heiligtum, nach Jerusalem überführen.⁶² Platz fand sie, wie nach archäologischen Analysen und zwei erratischen Bibelversen zu schließen ist, in einem vorhandenen Heiligtum unter freiem Himmel, das dem Sonnengott geweiht war.⁶³ So gab es unter David zwei Oberpriester in Jerusalem: Abjatar, der als Priester mit der Lade in die Stadt gekommen war, und Zadok am bestehenden Sonnenheiligtum. Als es nach dem Tode Davids im Streit um die Nachfolge zu tödlichen Auseinandersetzungen zwischen Salomo und seinem älteren Halbbruder Adonia kam und sich Joab und Abjatar auf dessen Seite stellten, ließ Salomo, nachdem er sich durchgesetzt hatte, den Feldherrn Joab töten und verbannte Abjatar, den Priester an der Lade, aus Jerusalem.⁶⁴ Aber auch diese traurigen Ereignisse haben nicht verhindert, dass sich langfristig beide Formen der Gottesverehrung, die altisraelitische mit dem Gott Abrahams und die Jerusalemer mit dem »höchsten Gott« Melchisedeks, miteinander vereint und durchdrungen haben, so dass »der Höchste« in späteren Schriften des Alten Testaments zu einem Namen des einen biblischen Gottes werden konnte, ohne auch noch einen Hauch des Fremden an sich zu haben.⁶⁵ Erwies sich dieser Begriff zur Integration verschiedener Gottesvorstellungen und Gotteserfahrungen doch als geradezu geeignet, weil er die weite Schöpfung in den Glauben Abrahams (und Israels) aufnahm. Das ist der religionsgeschichtlich wichtige Kern der Erzählung und ein Grund, warum sie in den Kranz der biblischen Abrahamerzählungen aufgenommen worden ist: Abraham erhält von Melchisedek

den Segen des »Schöpfers des Himmels und der Erden«. Damit drängt sie auf ein universales, grenzüberschreitendes Gottesverständnis ohne lokale Enge und konfessionelle Exklusivansprüche, ohne aber auch gleich einer Einheitsreligion das Wort zu reden, die nur neue Exklusivansprüche mit sich bringen würde.

In ihrer Nachwirkung konnte Melchisedek als Priester des Höchsten auch zu einer Art Mythos werden, zu einem überzeitlichen Priesterideal, zum »Vertreter des göttlichen Priestertums auf Erden«.⁶⁶ Wie verschieden auch immer das in der breiten Auslegungstradition und vielen Legenden ausgelegt wurde, Melchisedek erscheint durchweg als eine positive Gestalt. Dass er in der Bibel wie völlig aus dem Nichts erscheint, hat dazu ebenso beigetragen wie der Titel, dass er zugleich König und Priester war. So hat ihn Bornemann auch gemalt: gekleidet nicht wie einen weltlichen König mit den Insignien militärischer Macht, sondern wie einen königlichen Hohenpriester, der aber auch über Opfer erhaben ist. Sein königliches Priestertum äußert sich in Ruhe, Würde, Zuwendung und Segen.

Ähnlich überraschend wie Melchisedek werden später auch die »heiligen drei Könige« in der Bibel erscheinen. Sie kommen von weither und üben mit ihrer »Sternbeobachtung« eine religiöse Praxis aus, die eigentlich der Bibel fremd ist. Trotzdem sind sie voll in die Weihnachtsgeschichte integriert. So war es vielleicht auch nicht nur ein optisches Missverständnis, sondern hatte auch Anhalt in der Sache, wenn Gebhardi und Volger Abraham und Melchisedek auf dem Gemälde mit den heiligen drei Königen verwechselten. Und schaut man noch weiter nach vorn, so kann man in Melchisedek auch einen Ahnherrn Nathans des Weisen sehen, den Lessing nicht ohne Grund nach Jerusalem versetzt hat.⁶⁷ Auch der wegen seiner

62 2. Samuel 6.

63 1. Könige 8,12f., S. 55. Zur Überführung der Lade nach Jerusalem: Keel 2011, S. 47–62; dort speziell zu 1. Könige 8,12f., S. 55f.

64 Vgl. 1. Könige 2, 26.

65 So in bekannten Psalmversen wie Ps. 46,5; 50,14, 91,1, aber auch Lukas 1,32 und 35.

66 Pannikar, in: Petuchowski 1972, S. 76.

67 Auf die untergründige Verbindung seines »Nathan« mit der Gestalt des Melchisedek hat übrigens Lessing selbst in einem Brief an Johann Gottfried Herder vom 10. 1. 1779 hingewiesen: »Es ist ein Natan, der

menschlichen Lehren weise Priester Sarastro aus Mozarts »Zauberflöte« lässt sich ohne weiteres mit der »Idee« der weisen Priestergestalt Melchisedek verbinden. Die Aufklärung kann an ihm nur ihre Freude haben.

Der Glaube an den einen Gott, der biblische Monotheismus, ist nicht auf einmal gekommen, sondern hat sich im Lauf einer langen Geschichte herauskristallisiert. Das hat die Archäologie deutlich gemacht, ist aber auch an vielen der ältesten biblischen Geschichten und Texten noch zu erkennen. Dabei hat es Phasen gegeben, in denen sich der biblische Gottesglaube polemisch gegen andere Formen der Götterverehrung wandte, wie auch solche, in denen er Elemente anderer Religionen und Kulturen integrierte.⁶⁸ Beides kann zu seiner Zeit richtig oder auch falsch gewesen sein. Der Glaube entwickelt sich fortwährend weiter und nimmt Lebenserfahrungen und kulturelle Einflüsse auf. Die Geschichte von der Begegnung Abrahams mit Melchisedek, so wie sie in der Bibel steht und Bornemann sie dargestellt hat, ist ein Beispiel dafür und für eine gelungene Grenzüberschreitung und Integration.

Nachbemerkung

Das Verdienst, den Heiligenthaler Altar als Heiligenthaler Altar wieder entdeckt zu haben,

bei Boccaz (Giornate 1. Novella 3) Melchisedek heißt, und dem ich diesen Namen nur immer hätte lassen können, da er doch wohl wie Melchisedek, ohne Spur vor sich und nach sich, wieder aus der Welt gehen wird. *Introite, et hic Dei sunt!* kann ich indes sicher meinen Lesern zurufen ...« (zitiert nach Karl-Josef Kuschel, *Im Ringen um den wahren Ring. Lessings »Nathan der Weise« – eine Herausforderung der Religionen*, Ostfildern 2011, S.199).

»Introite, et hic sunt Dei« (»Tretet ein, denn auch hier sind Götter«) – das lateinische Zitat, das Lessing seinem Natan 1779 voranstellte, versteht Kuschel so, dass Lessing »die ganze Wirklichkeit einschließlich aller Religionen durchwaltet sieht vom göttlichen Geist; dass er so in der Geschichte auch immer wieder einen Ort des Gnadenhaften und Wunderbaren erblickt«.

68 Keel unterscheidet einen »exklusiven« und einen »integrativ-kumulativen« Monotheismus (Keel 2011, S. 11)

kommt Wilhelm Reinecke (1866–1952) zu. Über lange Zeit galt er als der »alte« Altar der Nicolaikirche, so auch noch 1906 in dem von Reinecke und Franz Krüger erstellten Band über die Kunstdenkmale der Stadt Lüneburg.⁶⁹

1912 erschien sodann in den Lüneburger Museumsblättern der kurze Artikel von Lochmann »Vom Hochaltar des Klosters Heiligenthal«, der gleich mit der Feststellung begann, dass dieser Altar »ursprünglich in der Kirche der Lüneburger Prämonstratenser gestanden haben muss«. Das hatte sich im Zuge der Neuordnung der Heiligenthaler Archivalien im Stadtarchiv ergeben.⁷⁰ Dr. Lochmann war – wie in dem gleichen Heft unter den Mitteilungen »Aus dem Stadtarchiv« zu lesen – ein Jahr lang von Oktober 1910 bis Juni 1911 freiwilliger Mitarbeiter bei der Erfassung der Bestände der Heiligenthaler Urkunden für das Stadtarchiv gewesen.⁷¹

Auf diesen Urkunden fußte dann der instructive Aufsatz von Hermann Helms aus dem Jahre 1926 über das »Prämonstratenserkloster Heiligenthal«, der unmöglich ohne enge Zusammenarbeit mit Wilhelm Reinecke entstanden sein kann. Er bietet in Aufarbeitung des im Stadtarchiv vorhandenen Materials und wohl auch in Kenntnis von Kultzings »Erzählung über die Gründung und Verlegung seines Klosters nach Lüneburg« eine umfassende Darstellung der Geschichte des Klosters von seinen Anfängen in Kirchzellern bis zu seiner Auflösung 1530.

Helmut Reinecke, der später im Krieg gefallene Sohn Wilhelm Reineckes, hat sich der Arbeit und wohl auch Mühe unterzogen, den »ruinierten« Altar aus seinen größtenteils im Chorumgang der St. Nicolaikirche bewahrten, teils aber auch im Museum untergekommenen zerstreuten Teilen zu rekonstruieren. Das Ergebnis hat er unter dem Titel »Rekonstruktion des Heiligenthaler Altars« 1937 in den Lüne-

69 Krüger, Reinecke 1906, S. 141 und 148.

70 Lochmann 1912, S. 401–403.

71 Ebd., S. 395.

burger Museumsblättern dargelegt.⁷² Orientierung gaben ihm dabei die Beschreibungen von Ludwig Albrecht Gebhardi sowie von Hector Wilhelm Heinrich Mitthoff⁷³, die beide den Altar noch an seinem jahrhundertelangen Standort auf dem Chor der Nicolaikirche betrachten konnten. In diesem Beitrag Helmut Reineckes findet sich auch der Hinweis auf Hans Bornemann als Maler, dem er 1937 wenigstens für die Außenseiten der Außenflügel, also das Melchisedek- und das Abendmahlsgemälde, ein Jahr später in dem Aufsatz über den »Maler Hans Bornemann« auch für alle Gemälde des Altars die Werkstattleitung zuerkannte.⁷⁴

Darauf aufbauend hat Hans Georg Gmelin 1974 in seinem umfassenden Werk zur »Spätgotischen Tafelmalerie« eine detaillierte Beschreibung des Heiligenthaler Altars unter Benennung seiner nicht mehr vorhandenen Teile vorgelegt, die – soweit ich sehe – in weiteren kunstgeschichtlichen Arbeiten zum Altar nicht mehr infrage gestellt worden ist. Die Gemälde des Altars werden darin ebenso wie die des Lamberti-Altars Hans Bornemann zugeschrieben. Die genannten Beiträge, soweit sie sich mit dem Altar beschäftigen, unterstreichen die herausragende Bedeutung des Heiligenthaler Altars. Nach Helmut Reinecke »ist er den größten norddeutschen Schnitzaltären an die Seite zu stellen«.

Es war also das kunstgeschichtliche Interesse, das den Heiligenthaler Altar wieder zum Leben erweckte, nachdem der Bezug zu seinen Inhalten durch die Jahrhunderte verloren gegangen ist. Es ist auch heute nicht leicht, eine Beziehung zu den mittelalterlichen Heiligenlegenden zu finden, die ja einst wesentliche Motivation für das Bildergut auf den Altären gewesen sind. Sie erscheinen uns in ihrem ganzen Beziehungsgefüge unwirklich und enden überdies in der Regel in einem grausamen Martyrium, das gleichwohl in Gold gerahmt

ist, weil es am Erlösungswerk teilhat. Leichter haben es da die biblischen Darstellungen, aber auch für sie gilt, was schon Helmut Reinecke von den niederdeutschen Schnitzaltären insgesamt schrieb: Ihr entscheidender Wert offenbare sich »abgesehen von wenigen Ausnahmen – nicht in der plastischen Einzelleistung, sondern in ihrer Gesamtschau«.⁷⁵

Das Melchisedek-Gemälde und das Abendmahlsgemälde des Heiligenthaler Altars aber gehören zu diesen »wenigen Ausnahmen«. Das Melchisedek-Gemälde hat auch das »Säureattentat«, das 1977 durch einen Psychopathen auf es verübt wurde, überstanden und leuchtet heute dank seiner glücklichen Restaurierung wie wohl seit Jahrhunderten nicht mehr.⁷⁶

Anhang

Die Leidensgeschichte eines Kunstwerks / Von Dr. Klaus Alpers⁷⁷

Vier Großkönige aus dem iranisch-mesopotamischen Raume hatten eine Expedition unternommen, um wichtige Handelsverbindungen zum Roten Meere zu sichern. Die Könige von Sodom und von Gomorra und ihre Verbündeten stellten sich ihnen entgegen und erlitten eine Niederlage. Die Sieger zogen mit reicher Beute und vielen Gefangenen ab. Unter ihnen war Abrahams Neffe Lot. In einem tollkühnen Handstreich überfällt Abraham den schwerfälligen Zug der Großkönige, erzeugt eine Panik und jagt ihnen Beute und Gefangene wieder ab.

⁷⁵ Reinecke 1937, S. 107.

⁷⁶ Dazu: Königfeld, Frey 1988, S. 124–130.

⁷⁷ Diese Abhandlung wäre nicht zustande gekommen ohne wichtige Hinweise von Karsten Schmaltz, Dirk Hansen und Hans-Herbert Sellen, für die ich herzlich danke. In den Unterlagen von Karsten Schmaltz stieß ich auch auf den Beitrag des 2022 verstorbenen Herausgebers der »Lüneburger Blätter« Prof. Dr. Klaus Alpers in der Landeszeitung zum »Tag der Kirche« vom 28. November 1982, der in Kürze und doch umfassenderweise die verschiedenen Aspekte des Melchisedek-Abraham-Gemäldes aufgreift und darstellt. Der Beitrag sollte nicht in Vergessenheit geraten und sei darum als Anhang hier abgedruckt.

⁷² Reinecke 1937, S. 101–107.

⁷³ Mithoff 1877, S. 153–154.

⁷⁴ Reinecke 1938, S. 204–229.

Das erste Buch der Bibel erzählt die Begebenheit im 14. Kapitel, die sich etwa 1800 v. Chr. abgespielt haben mag. Bei seiner Rückkehr kam Abraham an einer Stadt vorüber. »Melchisedek aber, der König von Salem, brachte Brot und Wein heraus, er war nämlich ein Priester des höchsten Gottes. Er segnete ihn und sprach: Gesegnet sei Abram von dem höchsten Gott, der Himmel und Erde erschaffen.« Das ist die Szene unseres Bildes. Vor der »Stadt des Friedens« (Salem – Jerusalem; schalom – Friede, wie es in Psalm 76,3 ausgedrückt ist) bringt (links) Melchisedek dem Abraham über einem Feldaltar Brot und Wein dar.

Geheimnisvoll

Die kurze und sehr geheimnisvolle Erzählung der Bibel steht am Anfang einer langen und bedeutungsvollen Auslegungsgeschichte. Schon der Dichter des 110. Psalmes (»Geschworen hat Jahwe, und es reuet ihn nicht: Du bist Priester auf ewig nach des Melchisedek Weise.«) deutete den Priester von Salem als Voraufweisung auf den Messias. Der Verfasser des Hebräerbriefes hat Melchisedek (»ein König der Gerechtigkeit«), den König des Friedens, auf Christus bezogen, den »wahren Hohenpriester«. Wie bei Paulus im Römerbrief (5,14) Adam das unvollkommene Bild (»Typos«) des neuen Adam (»Antitypos«), d. h. Christi ist, so ist Christus für den Verfasser des Hebräerbriefes der wahre Melchisedek. Diese Denkweise, das Neue Testament im Alten angelegt zu sehen und das Alte im Neuen entfaltet zu finden – man nennt sie »Typologie« – hat die Menschen, von den Verfassern der Schriften des Neuen Testaments an und das ganze Mittelalter hindurch tief geprägt und durchdrungen. Sie ist den modernen Menschen fremd geworden, aber doch nicht gänzlich abhandengekommen: zu Weihnachten hören wir Jesaja 9 »ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt« und deuten das ganz natürlich auf das Kind von Bethlehem.

Schon die Väter der frühen Kirche wie Cyprian († 258), Ambrosius († 397) und Augustin

(† 430) betrachteten die Darbringung von Brot und Wein durch Melchisedek als Voraufweisung auf die Einsetzung des Abendmahles durch Christus. Seit dem 5. Jahrhundert (Mosaiken in S. Maria Maggiore in Rom, San Vitale in Ravenna) wurde diese Gleichsetzung auch in der bildenden Kunst ausgedrückt. Im Mittelalter findet sich die Gegenüberstellung der beiden Szenen zumal in den sogenannten Armenbibeln (*Biblia pauperum*) und dem Heilsspiegel (*Speculum humanae salvationis*, dieses neuerdings als Taschenbuch mit trefflichen Erläuterungen von Horst Appuhn leicht zugänglich).

Wenn der Heilighaler Altar in der Passionszeit ganz geschlossen war, sah der Betrachter rechts neben unserem Bilde Hans Bornemanns Abendmahl: Christus und die Apostel sitzen an einem runden Tisch, Christus, der im Hintergrunde sitzt, reicht dem ihm gegenüber befindlichen Judas den Bissen (entsprechend Joh. 13, 26). Beide Gemälde sind so unlösbar aufeinander bezogen, wie die Opferung des Isaak auf die Kreuzigung auf dem geschlossenen Hochaltar, den Bornemann etwas später als den Heilighaler für die Lambertikirche malte und der seit 1861 ebenfalls in der St.-Nikolai-Kirche steht.

Vor Salem

Der Altar, an dem Melchisedek dem Abraham Brot und Wein darbrachte, stand auf dem Felde vor Salem, der Stadt des Friedens. Auf unserem Bilde steht dieser Altar auf einer Anhöhe südlich von Lüneburg, etwa auf dem Bockelsberge, ungefähr im Jahre 1447 oder bald danach. Rechts vom Altar und links von Abraham steht sein Neffe Lot, dem der Auftraggeber des Altars, der Abt Johannes Weywind von Heiligenthal, sein Gesicht geliehen hat. Auf der anderen Altarseite, links neben Melchisedek, steht ein Mann, der die Züge Hans Bornemanns trägt. Das ist ein elegantes Spiel und doch zugleich mehr: Lüneburg ist Salem oder sollte oder könnte es doch sein, was in grauer Vorzeit geschah, ist nicht Vergangenheit, son-

dern geht uns an, in unserer Zeit und an unserem Orte, 1447 so gut wie 1982.

»Die Symbolik bildet das eigentliche Wesensmerkmal der frühchristlichen und mittelalterlichen Kunst« (K. Künstle). Um die Bildersprache jener Kunst zu verstehen, muß man ihr Vokabular und ihre Grammatik lernen. Wichtigstes Hilfsmittel dabei ist die Bibel (in der freilich die sog. Apokryphen keinesfalls fehlen dürfen), daneben die »Legenda Aurea« und der »Physiologus«. Auch muß man sich auf uns fremd gewordene Denkmethode einlassen. Ohne die damit verbundene Anstrengung, nur durch »naives« Anschauen, werden jene Bilder nicht reden. Voraussetzung ist allerdings, daß nicht barbarischer Unverstand die zusammengehörenden Teile eines Kunstwerkes so zerreißt, wie es mit Bornemanns Heiligenthaler Altar geschehen ist.

Literatur

- Aye, Gisela*: Lüneburger Altäre: Entstehung und Entwicklung vor und nach der Reformation, Regensburg 2018.
- Backmund, Norbert*: Geschichte des Prämonstratenserordens, Grafenau 1986.
- Blank, Johannes*: Das Evangelium nach Johannes, Bd. 2, Düsseldorf 1977.
- Büttner, Johann Heinrich*: Genealogiae oder Stam- und Geschlechter-Register der vornehmsten Lüneburgischen Adlichen Geschlechter, Lüneburg 1704.
- Busch, Johannes*: »Quomodo de Lunenborch aquisivi Fratrem Ordinis ...«, in: Leibniz 1710, cap. XXXIX, S. 837–838.
- Erffa, Hans Martin von*: Ikonologie der Genesis, Die christlichen Bildthemen aus dem Alten Testament und ihre Quellen, 2. Band, München-Berlin 1995.
- Gebhardi, Ludwig Albrecht*: Auszuege und Abschriften von Urkunden und Handschriften welche vornemlich das Herzogthum Lueneburg betreffen. Zweiter Theil 1763, Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek Hannover, 1763 Ms XXIII, 849.
- Gebhardi, Ludwig Albrecht*: Auszuege und Abschriften von Urkunden und Handschriften welche vornemlich das Herzogthum Lueneburg betreffen. Dreizehnter Theil, Lüneburg 1792, Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek Hannover, 1792 MS XXIII, 860.
- Glombik, Gerhard*: Hermann Gunkel, in: Prominente ehemalige Johanniter. Festschrift des Johanniums, Lüneburg 2006, S. 28–29.
- Gmelin Hans Georg*: Spätgotische Tafelmalerei in Niedersachsen und Bremen, München u. a. 1974.
- Gunkel, Hermann*: Genesis, Handkommentar zum Alten Testament, I,1, Göttingen 1901.
- Helms, Hermann*: Das Prämonstratenser Kloster Heiligenthal. Gründung, Verfassung, Wirtschaft und Verfall, in: Archiv für Urkundenforschung Bd. 9, 1926, S. 307–421.
- Keel, Othmar*: Jerusalem und der eine Gott. Eine Religionsgeschichte, Göttingen 2011.
- Kemperdick Stephan*: Zum Werk des Johannes Bornemann. Überlegungen zu Chronologie und Vorbildern, in: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte 33, 1994, S. 57–86.
- Kemperdick Stephan*: Nochmals Hans Bornemann – und ein Blick auf Conrad von Vechta, in: Knüvener, Peter; Meier, Esther (Hg.): Lüneburg: Sakraltopographie einer spätmittelalterlichen Stadt, Ilmtal 2019, S. 89–104.
- Königfeld, Peter; Frey, Joachim*: Der Heiligenthaler Altar, in: Möller, Hans-Herbert (Hg.): Umgang mit dem Original. Arbeitsheft der Denkmalpflege in Niedersachsen 7, Hannover 1988, S. 124–130.
- Krüger, Franz; Reinecke, Wilhelm*: Die Kunstdenkmäler der Provinz Hannover III. Regierungsbezirk Lüneburg 2. und 3. Stadt Lüneburg, Hannover 1906.
- Kultzing, Otto*: Ottonis Kultzingi, Praepositi in Hilgenthal ordinis praemonstratensis Narratio de Fundatione et Translatione Monasterii sui in Lunenborch, in: Leibniz 1710, Nr. XXXI, S. 383–399.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm*: Scriptorum Brunsvicensia Illustrantium Tomus Secundus, Hannover 1710.
- Leinsle, Ulrich G.*: Die Prämonstratenser, Stuttgart, 2020.
- Lochmann*: Vom Hochaltar des Klosters Heiligenthal, in: Lüneburger Museumsblätter Bd. 3, Heft 8, 1912, S. 401–403.
- Lux, Thomas*: Artikel »Lüneburg – Prämonstratenser«, in: Dolle, Josef; Knochenhauer, Dennis: Niedersächsisches Klosterbuch, Veröffentlichungen des Instituts für Historische Landesforschung der Universität Göttingen, Bd. 56,1, Bielefeld 2012, S. 963–968.

- Mithoff, Hector Wilhelm Heinrich*: Kunstdenkmäler der Provinz Hannover. Band IV: Fürstenthum Lüneburg, Hannover 1877.
- Petuchowski, Jakob J.*: Melchisedech, Urgestalt der Ökumene, Freiburg 1972; hierin im Anhang enthalten: Zimmerli, Walther: Abraham und Melchisedek, S. 49–61, Panikkar, Raimundo: Eine Betrachtung über Melchisedech, S. 71–90.
- Rad, Gerhard von*: Das erste Buch Mose – Genesis (1949), 7. Aufl. Göttingen 1964.
- Reinecke Helmut*: Die Rekonstruktion des Heiligenthaler Altars, in: Lüneburger Museumsblätter Heft 13, 1937, S. 101–107.
- Reinecke Helmut*: Der Maler Hans Bornemann, in: Zeitschrift des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft 5, 1938, S. 204–229.
- Reinecke Wilhelm*: Geschichte der Stadt Lüneburg. Bd. 2, Lüneburg 1933.
- Rodewolt, Helmold*: Chronicon von der Stad Lüneburck, 1587, Ratsbücherei Lüneburg, Ms. Lune A 2° 22a.
- Rümelin, Hansjörg*: Das Einzelne im Ganzen. Das Bild der Hansestadt Lüneburg auf den Altartafeln des Hans Bornemann von 1446/47, in: Jahrbuch für Hausforschung 60, 2010, S. 21–50.
- Rümelin, Hansjörg*: Bau und Ausstattung der Klöster der Franziskaner und der Praemonstratenser Chorherren im Kontext der spätmittelalterlichen Sakraltopographie der Hansestadt Lüneburg, in: Knüvener, Peter; Meier, Esther (Hg.): Lüneburg: Sakraltopographie einer spätmittelalterlichen Stadt, Ilmtal 2019, S. 15–46.
- Rusche, Helga*: Artikel Melchisedek im Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 7, Freiburg 1962, S. 252–253.
- Tschirner, Ulfert*: Die Bildgeschichte des Lüneburger Erbfolgekriegs. Eine quellenkritische Annäherung, in: Lüneburger Blätter 38, 2022, S. 45–86.
- Volger, Friedrich Wilhelm*: Die St. Nicolaikirche (Neujahrsblatt 1857), abgedruckt in: Volger, Lüneburger Geschichte in Einzeldarstellungen, Neudruck Lüneburg 1986, S. 97–108.
- Volger, Friedrich Wilhelm*: Das Kloster Heiligenthal (Pfingstblatt 1858), abgedruckt in: Volger, Lüneburger Geschichten in Einzeldarstellungen, Neudruck 1986, S. 136–144.
- Wehking, Sabine*: Die Inschriften der Stadt Lüneburg. Die Deutschen Inschriften 100, Wiesbaden 2017.
- Westermann, Claus*: Genesis, 2. Halbband, Neukirchen-Vluyn 1981.

Abbildungsnachweis

- Abb. 1–4, 8–9: Christoph Wiesenfeldt (jun.)
- Abb. 5: Gebhardi 1763, nach S. 510
- Abb. 6: Museum Lüneburg
- Abb. 7: Gebhardi 1763, nach S. 486
- Abb. 10 https://www.heiligenlexikon.de/Biographien/Melchisedek.html#google_vignette.

Walther Heintzmann

Das Lüneburger Schloss*

Nur wenige Bürger dieser Stadt wissen, dass Lüneburg ein Schloss hat. Dabei steht das Schloss – heute in neuer Funktion als Landgericht – an zentraler Stelle am Markt (Abb. 1).

Um die Entstehungsgeschichte des Schlosses, seine Ausstattung und seine Bewohner kennenzulernen, werde ich Sie jetzt auf eine kleine Zeitreise mitnehmen.

Das Bild der Burg auf dem Kalkberg ist einer Handschrift eines Sachsenspiegels aus dem 15. Jahrhundert entnommen (Abb. 2).

1371 hatten die Lüneburger Bürger in einer Nacht-und-Nebel-Aktion die Burg erobert und anschließend geschleift.

Zehn Jahre später, 1381, durfte der Herzog in der Stadt an der Ecke Reitende-Diener-Straße/Ochsenmarkt ein festes Haus er-



Abb. 1 Schloss mit Küchenpavillon

* Das Schloss, seine Baugeschichte, das Inventar und seine Bewohner in den vergangenen drei Jahrhunderten habe ich in dem Buch »Das Landgericht im Schloss« (2. Aufl., Husum 2019) ausführlich beschrieben. 2022 habe ich darüber im Marcus-Heinemann-Saal des Lüneburger Museums einen Vortrag gehalten. Auf Wunsch des Museums gebe ich nachstehend den Vortrag, ergänzt um einige zusätzliche Ausführungen wieder. Die Zahl der im Vortrag gezeigten Bilder musste dabei notwendigerweise gekürzt werden.

richten, aber ohne Küche. Damit war ihm ein dauernder Aufenthalt in Lüneburg verwehrt; gestattet war ihm nur eine vorübergehende Anwesenheit oder – nach seinem Tode – die Nutzung des Hauses als Witwensitz. Während seiner Anwesenheit in Lüneburg erhielt er aus der Ratsküche acht Gerichte pro Tag.kehrte er wieder nach Celle zurück, konnte er in Lü-

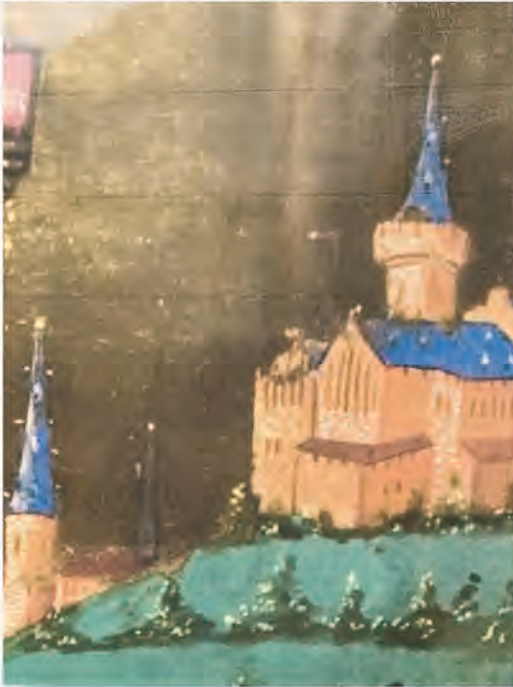


Abb. 2 *Sächsenspiegel: Burg auf dem Kalkberg, 15. Jahrhundert*

neburg keine Verwaltung aufrechterhalten, da seine Ministerialen nichts zu essen bekamen.

20 Jahre nach Ende des Dreißigjährigen Krieges, 1668, ließ der letzte Celler Herzog Georg Wilhelm das inzwischen in die Jahre gekommene herzogliche Haus »herrlicher und fürtrefflicher ausbessern und zum Geschicklichsten inwändig mit Gemächern bauen«, wie uns Kunrat von Hövelen berichtet.¹

Kaum 25 Jahre später entschloss er sich dann aber, dieses Gebäude abzureißen, um neu und größer zu bauen. – Was bringt eigentlich einen damals 70-jährigen Mann dazu, ein vor kurzem aufwändig und teuer renoviertes Haus abzureißen und einen mehrere Jahre dauernden Neubau zu beginnen? Seine allgemeine Lebenserwartung betrug nicht einmal mehr zehn Jahre. Um dies zu verstehen, muss ich in aller Kürze auf das Leben des Herzogs eingehen.

1 Hövelen 1668, S. 32.

Herzog Georg Wilhelm war zunächst mit Sophie von der Pfalz verlobt, entschloss sich dann aber, überhaupt nicht zu heiraten, und vereinbarte mit seinem Bruder Ernst August, dass dieser Sophie heiratet. Als Gegenleistung verpflichtete sich Georg Wilhelm, ehelos zu bleiben. Außerdem sollte sein Herzogtum nach seinem Tod an seinen Bruder Ernst August fallen.

Jahre später verliebte er sich dann aber als 40-Jähriger in eine 15 Jahre jüngere aus Frankreich geflohene Hugenottin von niederem Landadel, Eleonore Desmier d'Olbreuse.² Mit ihr wollte er eine sog. »Gewissensehe«, wie er es nannte, eingehen, d. h. er wollte mit ihr in wilder Ehe leben. Nachdem er sie finanziell durch einige Güter und deren Einkünfte abgesichert hatte, ließ sie sich tatsächlich darauf ein. 10 Jahre später ließen die beiden sich dann doch kirchlich trauen (Abb. 3 und 4).

Mit dem Neubau eines Schlosses ging es Georg Wilhelm darum, seiner Frau einen standesgemäßen Witwensitz für die Zeit nach seinem Tod zu sichern, da das Celler Schloss entsprechend dem Vertrag an seinen Bruder oder dessen Sohn Georg Ludwig fallen würde.

Für diesen Neubau ließ der Herzog 1693 das »Herzogenhaus« abreißen. Im gleichen und im nächsten Jahr kaufte er sämtliche Grundstücke zwischen der Reitende-Diener-Straße und der Burmeisterstraße auf und ließ die Häuser, ausgenommen die beiden letzten, noch im selben Jahr niederreißen. In diesem Bereich sollte in der Mitte des Straßenzugs das neue Palais entstehen.

Diesen Plan ließ er Anfang 1695 fallen. Grund dafür war möglicherweise ein Vorkommnis am Hof in Hannover. Dort war Folgendes geschehen:

Seine und Eleonores Tochter Sophie Dorothea war mit Georg Ludwig, dem Sohn von

2 Das Leben von Eleonore d'Olbreuse schildert Renate du Vinage in dem Roman »Ein vortreffliches Frauenzimmer: Das Schicksal von Eleonore d'Olbreuse, der letzten Herzogin von Braunschweig-Lüneburg-Celle«. Berlin 2000.



Abb. 3 (lks.) Herzog Georg Wilhelm –

Abb. 4 (oben) Eleonore Desmier d'Olbreuse

Ernst August (einem Bruder von Georg Wilhelm), verheiratet worden, um sicherzustellen, dass das Herzogtum Braunschweig-Lüneburg nach dem Tod von Georg Wilhelm auch wirklich an Ernst August oder dessen Sohn kam. Eine Liebesheirat war dies von keiner Seite. Nach einigen Jahren verliebte sich Sophie Dorothea in den schwedischen Grafen Königsmarck, den sie schon aus ihrer Jungmädchenzeit in Celle kannte. Unglücklicherweise gelangten Briefe der beiden über eine geplante gemeinsame Flucht nach Sachsen in die Hände ihres Ehemannes Georg Ludwig. Königsmarck wurde, als er sich eines Nachts zu Sophie Dorothea in das Schloss eingeschlichen hatte, von gedungenen Mördern umgebracht. Sophie Dorothea wurde auf Schloss Ahlden, einem kleinen Landgut in der Heide, gefangen gesetzt. In den letzten Tagen desselben Jahres, 1694, ließ Georg Ludwig sich von Sophie Dorothea scheiden.

Diese Scheidung war wohl der Anlass dafür, dass Georg Wilhelm sich entschloss, ein größeres Schloss zu bauen, in dem auch Sophie Dorothea hätte unterkommen können. Er rechnete wohl damit, dass sie nach einigen Jahren entlassen würde. Selbst zehn Jahre später scheint er diese Hoffnung noch gehabt zu haben, denn er setzte noch 1705 seine Tochter Sophie Dorothea als Erbin seiner privaten Güter ein.

Möglicherweise hat zu dem Wechsel der Stelle für den Neubau aber auch beigetragen, dass der Blick aus den Fenstern eines am Ochsenmarkt gebauten Palais stets an der dunklen Wand des gegenüberliegenden Neuen Rathauses geendet hätte und eine große Wagenvorfahrt wegen der Enge der Straße kaum möglich gewesen wäre.

Dagegen gab es ein Stück weiter östlich freie Sicht nach Süden auf den Marktplatz. Dort war Leben, und ein großes Areal für die Vorfahrt von Kutschen war vorhanden.



Abb. 5 Braun/Hogenberg: Kupferstich Lüneburg (Ausschnitt)

Bereits einen Monat nach der Scheidung seiner Tochter kaufte der Herzog das Witzendorff'sche Anwesen und im Laufe desselben Jahres das ganze in Abbildung 5 rot umrandete Areal am Markt und an der Bardowicker Straße bis hin zur Lüner Straße. Die vorher zwischen der Reitende-Diener-Straße und der



Abb. 6 Frese: Stadtansicht Lüneburg (Ausschnitt)

Burmeisterstraße erworbene Fläche verkaufte er an die Stadt, die auf dem freien Gelände »eines hochwohlweisen Rates Garten« anlegte.

So blieb das an der Ecke Burmeisterstraße/Ochsenmarkt stehende Heine-Haus mit seinen bemalten Decken aus dem 16. und 17. Jahrhundert erhalten.

Sehen wir uns einmal an, welche Häuser am Markt und an der Bardowicker Straße abgerissen und welche für den Schlossbau verwendet wurden. Das Haus an der Ecke Am Markt/Burmeisterstraße blieb stehen und wurde zum Küchenpavillon umgebaut. Die nächsten zwei Häuser am Markt wurden abgerissen. Hier entstand die Einfahrt zum Marstall. Die dann folgenden beiden großen Häuser mit hohen Giebeln sowie das Eckhaus Am Markt/Bardowicker Straße blieben für den Schlossbau erhalten. Das weitere traufständig an der Bardowicker Straße stehende Witzendorff'sche Handelshaus blieb erhalten und wurde erst 1935 abgerissen.

Sehen wir uns jetzt einmal die drei zum Schlossbau verwendeten Häuser von der Marktseite aus an. Das können wir dank einer Stadtansicht von Daniel Frese von 1611, wie sie im Museum Lüneburg im 1. Stock des Neubaus an der Stirnwand zu sehen ist. Auf ihr finden wir das Doppelhaus des Franz Witzendorff, der 1562 Bürgermeister der Stadt Lüneburg wurde und in dessen Auftrag Frese des Öfteren gearbeitet hat, an der Nordseite des Marktplatzes stehend stark hervorgehoben (Abb. 6). Dabei handelt es sich um zwei äußerlich getrennte, aber im Innern verbundene Häuser, die die umgebenden Häuser weit überragen. Über den Eingängen erkennen wir je ein Treppenhaus mit Fenstern auch zwischen den Stockwerken. Die Höhe der einzelnen Stockwerke spricht für hohe Innenräume. Die Betonung der Horizontalen im Giebelbereich durch quer verlaufende Steinbänder ist typisch für die Lüneburger Renaissancebauten. Anders als bei den Handelshäusern üblich hat dieses Stadtpalais des Franz Witzendorff im Dach kein Warenlager (wie etwa das Wit-

zendorff'sche Handelshaus an der Bardowicker Straße) und keinen Kranaufzug, sondern dort sind Wohnräume. Links und rechts der Giebel erkennt man Schornsteine. Aus einem steigt Rauch in den Himmel. Jedes der beiden Häuser wird von einem Dreiecksgiebel mit Fahne gekrönt. Schmuckfiguren sind in die Stufen der Giebel gestellt, um dem Ganzen ein weicherer Aussehen zu geben.

Wie man sich einen solchen Giebelschmuck vorzustellen hat, können wir heute noch am Heine-Haus (Am Ochsenmarkt 1) sehen, das der Bruder von Franz Witzendorff, Hartwig, etwa zur gleichen Zeit, 1560, gebaut hat (Abb. 7). Auch an den Giebeln des Doppelhauses des Franz Witzendorff scheinen derartige Delphine angebracht gewesen. Den Fisch nahm man gerne als Symbol des Christentums, weil die Anfangsbuchstaben der Wörter Jesus, Christus, Gott, Sohn, Erlöser in der griechischen Sprache das Wort Fisch ergeben. Als Fisch wurde dabei oft der Delphin dargestellt, weil er schon im Altertum als Menschenretter galt. So trägt auch am Giebel des Heine-Hauses der untere Delphin ein Menschenkind auf dem Rücken.

Das Doppelhaus des Franz Witzendorff war nicht nur außen, sondern auch innen prächtig ausgestattet. Joachim Brandis der Jüngere war im 16. Jh. in dem Haus und schildert uns die Ausstattung:

»Auch war ich in Witzendorffs Haus und bezeuge das. Ein solches Haus habe ich noch nicht erlebt. Dies ist ein Haus, dessen sich ein Fürst nicht zu schämen brauchte. Neben anderen herrlichen, gewaltigen und stattlichen Gemächern gibt es eine Dornse³ oben im Haus nach dem Markt zu. Es wird geschätzt, dass diese über sechstausend Mark gekostet haben soll. Sie besteht aus eitel eingelegter Arbeit.«⁴

1987 war die Stuckdecke im 1. Stock in dem östlich an den Audienzsaal der Herzogin



Abb. 7 Staffelschmuck am Haus des Hartwig Witzendorff

(Eleonorenzimmer) grenzenden Raum eingearissen. Zur Reparatur musste der Fußboden im Stockwerk darüber geöffnet werden. Dabei stieß man auf einen 13 Meter langen, bemalten Balken, der wohl aus dem an das westliche Doppelhaus angebauten »Danzhus« stammt und beim Umbau der Patrizierhäuser zum Schloss als Bauholz für den Aufbau des Fußbodens verwendet worden war. Schon damals gab es eine gesetzliche Regelung für nachhaltiges Bauen. Die Holzordnung des Herzogs Christian von Oktober 1618 bestimmte in § 31: »Und wann jemand Bauholz fordert, so soll sein Gebäude mit Fleiß besichtigt werden, auch Einsehen geschehen [also Kontrolle vor Ort], dass er das alte Holz mit verbaue und mit dem neuen sparsam umgehe.«⁵ Danach hatte sich 1696 auch der Oberbaumeister Johann Caspar Borchmann beim Umbau der Patrizierhäuser am Markt zum Schloss zu richten. Der mit den Köpfen oströmischer Kaiser bemalte Balken ist bei der Zweitverwendung gedreht worden, sodass die ehemalige Unterseite nun an der südlichen Seite des Balkens zu sehen ist. Die Bemalung ist im unteren Teil beschädigt, weil dort eine Nut eingeschlagen wurde, um die Staken für die darunter angebrachte Stuckdecke aufzunehmen (Abb. 8).

3 Beheizte Wohnstube.

4 Auf Niederdeutsch bei Buhlers 1902, S. 122; Spitta 1939, S. 140.

5 Chur-Braunschweigisch-Lüneburgische Landesverordnungen und Gesetzen, Dritter Teil, Caput IV, erster Band von 1743, S. 127.

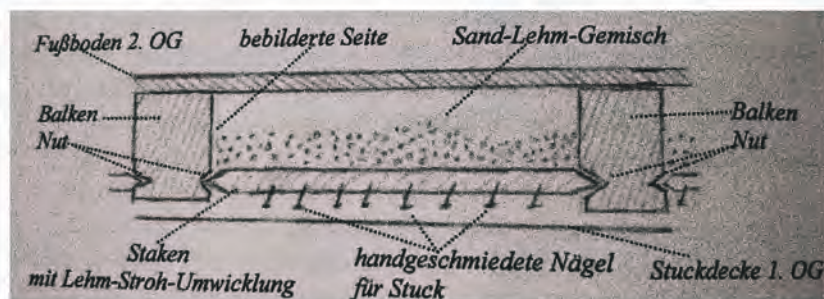


Abb. 8 Aufbau der Stuckdecke im Schloss

Die Bemalung beginnt am östlichen Ende des Balkens mit der eingerahmten Inschrift »Imperatores Orientales«. Dann folgen von Ost nach West die gekrönten Häupter oströmischer Kaiser, beginnend mit Constantin X. Ducas bis Andronicos II. Paläologos. Links neben jedem Kopf steht nach einem quadratischen Feld mit einer Beschlagbemalung der umrahmte Name des jeweiligen Kaisers sowie das Jahr der Thronbesteigung. Das Besondere sind die verwendeten Jahreszahlen. So ist zum Beispiel bei dem Kreuzfahrerkaiser Balduin II., der aus den Grafschaften Hennegau und Flandern stammt und deswegen – abweichend von den übrigen Bildern – rotblondes Haar trägt und blaue Augen hat, die Jahreszahl 5189 angegeben (Abb. 9).

Nach unserer von Jesu Geburt ausgehenden Zeitrechnung hat Balduin II. von 1228 bis 1261 in Konstantinopel geherrscht. Bei den auf dem Balken zu lesenden Jahreszahlen handelt es sich somit um eine Zeitrechnung, die von einem anderen Anfangspunkt ausgeht. Das hängt auch damit zusammen, dass man im 16. Jahrhundert allgemein davon ausging, dass das in der Bibel vorausgesagte Ende der Welt kurz bevorstand. So schreibt der Probst Jakob Schomaker in seiner Lüneburger Chronik zum Jahr 1541: »Soszduzent jar schal de welt stan und wedder vergan nach dem sprake Elie des propheten, und desulven jar schollen nicht volendet werden um unser sunde willen, de dar grot syn. So heft nu de Welt na utwysinge der rekenschop flitiger und gelderder lude gestanden vyfdusent 400 und 83 jar. Schollen nu de jar vorkortet werden, so syn nicht vele jar averich; darut to vermoden-

de, dat desse elende welt tom ende gan wyl, dat ok wol to merkende is ut aller stende voranderinge und ut dem mysbruke desser tyt.«⁶

Diese Endzeit-erwartung unter Bezugnahme auf

die Worte des Propheten Elias findet sich auch in der von Philipp Melanchthon 1565 verfassten *Chronica Carionis*⁷ und auch bei Luther.⁸ So nimmt es nicht Wunder, dass beide versuchten, die bis dahin ab Erschaffung der Welt nach der Bibel bereits verflossene Zeit zu berechnen. Melanchthon kam für Christi Geburt auf das Jahr 3962 nach Erschaffung der Welt. Diese Weltzeitrechnung [anno mundi, abgekürzt AM] liegt auch der Angabe der Thronbesteigungsdaten auf dem bemalten Balken zugrunde.⁹

In Lüneburg ist keine weitere Deckenbemalung mit einer anno-mundi-Zeitrechnung bekannt. Es gibt nur ein Gemälde, den links vor dem Fürstensaal hängenden Monarchienmann von Daniel Frese, auf dem eine Vielzahl von Daten nach der anno-mundi-Zeitrechnung eingetragen ist. Allerdings ist dort heute das Datum von Christi Geburt mit dem Jahr 5963 angegeben. Das ist falsch und passt auch nicht

6 Meyer 1904, S. 158.

7 Das zum Bestand der Ratsbücherei gehörende Buch trägt auf dem Einband die Initialen von Franz Witzendorff »F. W. 1571«.

8 Luther 1920, S. 22. Nach den Berechnungen von Luther entspricht das Jahr 1540 dem Weltjahr 5500 (ebd. S. 8: Hoc anno, idest 1540, numerat Dr. Martinus Lutherus 5500). Luther setzt Christi Geburt also auf das Jahr AM 3960.

9 Über den bemalten Balken, die Bildfolge, die Bedeutung der Jahreszahlen, den geistlichen Hintergrund sowie eine Beschreibung der abgebildeten Köpfe und zur Geschichte des jeweiligen Kaisers habe ich eine kleine Abhandlung mit dem Titel »Ein bemalter Holzbalken aus einem Lüneburger Patrizierhaus (um 1570)« in: *Raumkunst in Niedersachsen* (1991) S. 99 verfasst.



Abb. 9 Kaiser Balduin II. im Schloss Lüneburg

zu den unmittelbar davor auf dem Bild genannten Jahreszahlen. Wahrscheinlich hat ein Restaurator die erste wohl verblasste Ziffer, eine gotische 3, als 5 gelesen und so restauriert.

Als 1986 der Außenputz des Schlosses abgenommen wurde, kam darunter das Mauerwerk der Vorgängerbauten zum Vorschein. Setzt man über den damals vom Staatshochbauamt erstellten Aufriss, auf dem ich die Überreste der früheren Utluchten und der Treppenhäuser sowie beim Eckhaus an der Bardowicker Straße die Tausteinreste farblich markiert habe, den Ausschnitt der drei Häuser am Markt aus der Stadtansicht von Frese, so kann man sehr gut die Einzelheiten der Vorgängerbauten, ja selbst die Baufugen erkennen und zusätzlich, wie genau Frese die Gebäude in seiner Stadtansicht

wiedergegeben hat (Abb. 10). Die Brandmauern zwischen den beiden Doppelhäusern und zum dritten Haus sind noch heute an der besonderen Wandstärke zwischen den dortigen Zimmern auszumachen.



Abb. 10 Oben: Stadtansicht von Frese (Ausschnitt), darunter Aufriss des Bauamts aus den 1980er Jahren (farb. Markierungen vom Verf.)



Abb. 11 Marktplatz in Lüneburg 1762 mit Schloss (rechts). Gebhardi, Collectaneen Bd. II 1, S. 185 R

Aus diesen drei Häusern am Markt erbaute der Oberbaumeister Borchmann das Schloss, indem er die an der Vorderfront angebauten Treppenhäuser sowie die Giebel des Doppelhauses abriß, das dritte Haus an der Straßenecke in Höhe der Fenster des 1. Stocks des Doppelhauses kappte und darüber bis zur Traufhöhe mit anderen Ziegeln aufmauern ließ. Über das Ganze kam ein nunmehr traufständiges Dach. Damit erhielt die Marktseite das Aussehen, wie sie Gebhardi in seinen Collectaneen 1762 gezeichnet hat (Abb. 11).

Geht man die nach drei Seiten offene Freitreppe hinauf, so gelangt man in die Eingangshalle des Schlosses. Von dort führte eine nahe der linken Ecke angebrachte Tür in das Durchgangszimmer, von dem ein abgegrenzter Bereich als Warteraum diente. Vom Warteraum kam man in das Treppenhaus und in den westlichen Schlossflügel. Stieg man die damals in der Mitte gelegene Treppe hinauf, erreichte man die sogenannte Beletage. Von

dort konnte man über die im Norden an das zweite Doppelhaus angebaute, damals offene Sandsteinterrasse in den östlichen Schlossflügel gehen, vorbei an den beiden in der nordwestlichen Ecke zwischen den beiden Doppelhäusern außen angebrachten Aborten oder aber westlich durch das Vorzimmer und den Speisesaal in das Audienzzimmer und von dort in das Schlafzimmer der Herzogin. Nimmt man den letzteren Weg und geht in dieser Reihenfolge durch die Zimmerflucht, sieht man einen eckigen Türrahmen nach dem anderen. Geht man diesen Weg zurück, so durchschreitet man einen Türbogen nach dem anderen. Welchen Grund diese unterschiedliche Gestaltung der Türdurchgänge hat, habe ich nicht feststellen können. Möglicherweise soll dadurch die auf dem Sandstein der Türoberkante ruhende Baulast abgeleitet werden. Jedes Schlafzimmer hatte einen Nachtstuhl (Toilettenstuhl); derjenige der Herzogin war mit Samt ausgekleidet, wie sich

aus der nach dem Tode der Herzogin aufgenommenen Inventarliste¹⁰ ergibt.

In dem Schloss sind noch einige der von dem Italiener Perinetti geschaffenen Stuckdecken erhalten. Keiner der Deckenspiegel war mit Malereien ausgestattet. Das mag darauf beruhen, dass die Herzogin Hugenottin war und



Abb. 12 Monogramm Audienzsaal Schloss Lüneburg

den Audienzsaal auch für den Gottesdienst der kleinen hugenottischen Gemeinde nutzte. In der Eingangshalle im Erdgeschoss ist nur noch die Stuckdecke im ursprünglichen Zustand er-

halten. Der Rest der Eingangshalle ist 1923/25 umgebaut worden. Die Halbpilaster, die Lampen und die Heizkörper mit ihrer schmiedeeisernen Abdeckung sowie das Geländer im Treppenhaus sind Arbeiten von 1923/25.

10 Beaucaire 1886, S. 231f.



Abb. 13 Schloss. Kopie eines Gemäldes von Friedrich Soltau (Ausschnitt)



Abb. 14 Speisesaal

An der Stuckdecke im Audienzsaal im 1. Stock grenzt ein Band von Lorbeerblättern den inneren Spiegel von der breiten Umrahmung aus Pflanzenkränzen ab. Auf den Längsseiten halten je zwei Putten die Pflanzenstängel, zwischen denen das Monogramm von Georg Wilhelm mit den ineinander verflochtenen Buchstaben GW mit einem zusätzlichen gespiegelten G steht und über denen die Herzogskrone schwebt (Abb. 12). Hier stand auch der mit rotem Samt bezogene Thron der Herzogin mit einem Thronhimmel aus demselben Stoff und mit Goldfransen. Für die Besucher standen zehn vergoldete Lehnssessel und sechs vergoldete Klappsessel bereit.¹¹ An den Wänden hingen sechs mit Gold, Silber und Seide durchwirkte Tapisserien, auf denen je zwei Monate allegorisch dargestellt waren. Diese waren so wertvoll, dass der inzwischen zum König von Großbritannien aufgestiegene Georg Ludwig sie nach dem Tode von Eleonore 1722 an seinen neuen Regierungssitz in

¹¹ Beaucaire 1886, S. 232.

England bringen ließ.¹² Heute sind die Wände mit einer 1987 in Venedig für diesen Raum gewebten Seidendamastbespannung verkleidet, deren Farben sich je nach dem Winkel des Lichteinfalls verändern.

In dem 1698 fertiggestellten Schloss lebte Eleonore nach dem Tod ihres Mannes von 1705 bis 1717. Danach hatte das Schloss ganz unterschiedliche Bewohner. Einige davon will ich hier beispielhaft nennen. 1756 wohnte und arbeitete der Landdrost im Schloss.¹³ 1810, als Lüneburg ein Teil des Departements Unterelbe war und zu Frankreich gehörte, war das Schloss Sitz der Präfektur sowie des Kriminal- und des Zivilgerichts. 1813 nutzte Albrecht v. Estorff den westlichen Schlossflügel zur listenmäßigen Zusammenstellung eines Husarenregiments zur Befreiung von der französischen Besatzung. 1843 veranstaltete der

¹² Warnemünde 1925, S. 7.

¹³ Auf einem 1756 von v. Bonn erstellten Lageplan des Schlosses sind die am Markt und im westlichen Flügel gelegenen Zimmer als Arbeits- und Wohnräume des Landdrosten bezeichnet.

Deutsche Bund bei Deutsch Evern ein Truppenmanöver. Aus diesem Anlass wohnten der König von Preußen mit seinen Brüdern, die sechsspännig vorfuhren, sowie der König von Hannover im Schloss. Dazu war das Schloss außen neu hergerichtet und mit einer Quaderbemalung versehen worden. Eine Ansicht des Lüneburger Marktplatzes von Friedrich Soltau von ca. 1856 zeigt das Schloss mit dieser Bemalung (Abb. 13).

Nachdem das Königreich Hannover 1866 preußisch geworden war, zog 1871 eine Schwadron der Blauen Dragoner in das Schloss und den ehemaligen Marstall ein. Weil sich die Hufeisen dieser Schwadron durch das Lüneburger Kopfsteinpflaster stärker abnutzten als bei den in der Lüner Kaserne stationierten Truppen, wurde jedes Jahr eine andere Schwadron in die Schlosskaserne abgeordnet.¹⁴ Das Erdgeschoss des Schlossflügels an der Bardowicker Straße wurde zum Kasino mit einem Empfangszimmer, einem Speisesaal und einer Bibliothek umgebaut. Die hohe Fensterumrahmung ist noch heute in der Außenwand an der Bardowicker Straße erkennbar.

Georg v. Bodecker (Jahrg. 1888), in den Jahren vor dem 1. Weltkrieg Offizier bei den Blauen Dragonern, gibt in seinen Lebenserinnerungen davon folgenden Bericht: »Unser Kasino [...] machte überhaupt einen fürstlichen Eindruck. Unser Empfangszimmer war mit einem herrlichen Teppich ausgelegt, den ein türkischer Prinz, der zum Regiment kommandiert war, zum Abschied extra für das Kasino in Smyrna hatte anfertigen lassen. Sofas, Sessel mit großen Ausmaßen waren mit wertvollen Kelimstoffen bezogen und an den Wänden standen Bibliotheken in dunkler Eiche. Vor dem großen Spiegel, der jetzt in Barnstedt die Diele schmückt, mit seinem breiten geschnitzten Eichenrahmen, stand auf einem Sockel eine etwa 50 cm hohe kämpfende Hengstgruppe aus Silber, ein Geschenk des Grafen von Flandern an unser Regiment. Unser Esssaal



Abb. 15 *Gogericht*, Gemälde von Ferdinand Brütt, ca. 1850 (Ausschnitt)

war hoch in Eiche getäfelt. Über der Täfelung hingen die Ölbilder früherer Regimentskommandeure und in der Mitte der Hauptwand die Attacke des Regiments bei Mars La Tour, ein Bild des damals bekannten Schlachtenmalers Rocholl. Bei einem Bombenabwurf 1945 auf das städtische Museum verbrannte dieses Bild. Der Saal wurde nur durch Kerzen beleuchtet. Große silberne Leuchter erhellten die Tafel.«¹⁵ (Abb. 14)

1923 überließ das Militär die Schlosskaserne der Justiz. In den nächsten zwei Jahren wurde das Schloss im Innern weitgehend umgebaut. Große Verhandlungssäle entstanden. Die bisher im Treppenhaus mittig gelegene Treppe wurde an die Seite vor die Fenster verlegt und erhielt ein von einem Lüneburger Unternehmen schön gearbeitetes eisernes Geländer.

Für den Sitzungssaal, in dem die Strafsachen verhandelt werden sollten, ließ der damalige

¹⁴ Schuchardt 1979, Nr. 91, S. 12.

¹⁵ Bodecker o. J., S. 58.



Abb. 16 Witzendorff'sches Haus, Bardowicker Straße

Präsident Palm von dem Düsseldorfer Maler Ferdinand Brütt die Szene eines Gogerichts malen, in der alte Rechtsbräuche im Bild festgehalten sind (Abb. 15). Der Richter hält einen geschälten Stab in der Hand, das Zeichen

richterlicher Gewalt, mit dessen Erhebung er das Verfahren einleitete und Ruhe gebot. Der Eid wurde »auf den Stab« geleistet, d. h. durch Berühren des Stabes. Legte der Richter den Stab nieder, war das Verfahren unterbrochen oder beendet. Das Urteil wurde von dem »Umstand«, den freien Bauern, die rechts und links neben dem Richter saßen, gefällt. Der Richter verkündete danach das Urteil. War der Angeklagte zum Tode verurteilt, wurde der Stab unmittelbar vor der Vollziehung des Urteils über ihm zerbrochen.

1935 wurde das Witzendorff'sche Handelshaus in der Bardowicker Straße abgerissen und ein an das Schloss angeschlossener Neubau für die Staatsanwaltschaft sowie für das Gesundheits- und das Katasteramt errichtet (Abb. 16). Einige der Köpfe von der Fassade des Witzendorff'schen Hauses hängen heute im Museum Lüneburg in dem Raum «herrschen und herausfordern».

Im Rahmen der ab 1986 durchgeführten Renovierungsmaßnahmen wurde die 1890 errichtete doppelläufige Außentreppe, die 1923/25 leicht verändert worden war (Abb. 17), 1987 durch eine der ursprünglichen Freitreppe auch in der Stufenzahl gleichende Treppe aus Wesersandstein ersetzt.

Zum Abschluss will ich noch ein Gemälde mit den Maßen 1,45 m hoch und 2,35 m breit erwähnen, das im Zimmer des Präsidenten hängt. Niemand weiß, wann es ins Schloss gekommen ist, in keinem Aktenvorgang ist es vermerkt. Niemand kennt den Maler und die Entstehungsgeschichte des Gemäldes. Auf der Rückseite war ein Teil einer Zeitungsseite aufgeklebt, in der die Spaarwaldstraße in Berlin genannt wird. Diesen Straßennamen gibt es dort erst seit 1849. Etwa um 1870/80 muss das Gemälde bei einem Restaurator in Berlin gewesen sein.¹⁶ Dargestellt ist eine Bauernkirmes mit 75 Personen bei Tanz, Spiel und Geselligkeit. Viele Einzelheiten erinnern an die von David Teniers dem Jüngeren im 17. Jahrhun-

¹⁶ So der Restaurator Peter R. Pracher aus Würzburg in einem Schreiben vom 20. 5. 1970.



Abb. 17 Schlosstreppe



Abb. 18 Unbekannter Maler: Gemälde im Präsidentenzimmer, Mitte des 18. Jhs.
Werk im Stil David Teniers des Jüngeren



Abb. 19a Ausschnitt 1: Tanzendes Paar



Abb. 19b Ausschnitt 2: Brot, Schinken, Tuch



Abb. 20 David Teniers der Jüngere, Boerenkermis, ca. 1665

dert gemalten Bauerngesellschaften. Die Mitte bilden ein Musikant auf einer Tonne stehend und ein tanzendes Paar. An mehreren Tischen wird getrunken, geschäkert und Karten gespielt. Im Vordergrund sind zwei Hunde, die ähnlich gefleckt sind wie die Hunde auf den Bildern von Teniers. Auf dem im Vordergrund stehenden Tisch liegen ein Brot und auf einem weißen über die Vorderkante des Tisches herabfallenden Tuch ein Holzsteller mit einem angeschnittenen Schinken. In dieser Weise sind auf vielen Gemälden von Teniers die kleinen weißen Tücher angeordnet, mal über die Kante eines Hockers, mal über die eines Tisches herabfallend. Im Hintergrund wird kegelt und

am rechten Bildrand steht ein urinierender Mann vor einer Bretterwand. Alle diese Merkmale finden sich zum Beispiel auch auf dem im Rijksmuseum in Amsterdam hängenden Bild »Boerenkermis« von David Teniers dem Jüngeren. Brot und Schinken sind fast identisch. Auch die Butzenfenster, aus denen Personen dem Treiben zuschauen oder auch die aus einer Tür heraustretende Bedienung sind typisch für die Gemälde von Teniers. Allerdings hat Teniers überwiegend deutlich kleinere Bilder gemalt. Es gibt nur wenige große Kirmesgemälde von ihm. Auch sind die Gesichter der Personen bei Teniers differenzierter. Es ist deshalb völlig ungewiss, ob David Teniers der Maler des im



Abb. 21 Wappen

Präsidentenzimmer hängenden Bildes ist oder ob es sich dabei um eine Malerei im Stil von Teniers aus dem 18. Jahrhundert handelt. (Siehe Abb. 18, 19a, 19b und 20.)

Das über dem Eingang zum Schloss hängende, seit der Renovierung von 1992 inzwischen in den Farben wieder verblasste Wappen ist aus Familien- und Territorialwappen zusammengesetzt.¹⁷ Um das das Wappen umschlingende Grün schlängelt sich ein Spruchband, das entgegen dem Uhrzeigersinn zu lesen ist und von dem nur einzelne Buchstaben sichtbar sind: GEORG[IVS][GVI]LAELM[VS][DIVIN]A GR[RATIA] DV[X] BR[VNSVIGENSIS] ET LV[NEBURGENSIS].¹⁸ (Abb. 21)

Literaturverzeichnis

Beaucaire, Charles Prosper Maurice Horric, Vicomte de: Eleonore Desmier d'Olbreuze,

¹⁷ Zu den einzelnen Teilen des Gesamtwappens siehe Heintzmann 2019, S. 222f.

¹⁸ Übersetzung: Georg Wilhelm von Gottes Gnaden Herzog zu Braunschweig und Lüneburg.

Duchesse de Zell, deutsch von Emmo Freiherr Grote. Hannover 1886.

Bodecker, Georg v.: Lebenserinnerungen (maschinenschriftl.). o. O., o. J.

Buhlers, Max (Hg.): Joachim Brandis' des Jüngeren, Diarium. Ergänzt aus Tilo Brandis' Annalen 1528–1609, Hildesheim 1902.

Heintzmann, Walther: Ein bemalter Holzbalken aus einem Lüneburger Patrizierhaus (um 1570), in: Grote, Rolf-Jürgen; Königsfeld, Peter (Hg.): Raumkunst in Niedersachsen. Hildesheim 1991, S. 99–112.

Heintzmann, Walther: Das Landgericht im Schloss. Husum 2019.

Hövelen, Kunrat von: Der weitberühmten Alt-Deutsch Säkischen Reichs- und Ansee-Stadt Lüneburg Ansäheleiche Fürträffigkeit/ samt unterschiedenen teils noch verhandenen statlichen Altertums Gedächtnissen und sonst Nuzbaren Besähewährten Träfflichen Märkwürdigkeiten. [Lübeck] 1668.

Luther, Martin: D. Martin Luthers Werke (Weimarer Ausgabe). Band 53. 1920.

Meyer, Theodor (Hg.): Die Lüneburger Chronik des Propstes Jakob Schomacher. Lüneburg 1904.

Schuchardt, Wilhelm: 150 Jahre Lüneburger Kaserne, in: Mitteilungen für die Angehörigen des ehemaligen Kavallerie-Regiments 13, Nr. 91 S. 12, Lüneburg 1979, Nr. 92 S. 8–9, Nr. 93 S. 10–11, Nr. 94 S. 11–12, Nr. 95 S. 14–15, Lüneburg 1980.

Spitta, Eva: Haltung und Gesichtskreis niederdeutscher Bürger im 15. und 16. Jahrhundert, in: Niedersächsisches Jahrbuch 16 (1939), S. 90–146.

Vinage, Renate du: Ein vortreffliches Frauenzimmer. Das Schicksal von Eleonore d'Olbreuze, der letzten Herzogin von Braunschweig-Lüneburg-Celle. Berlin 2000.

Warnemünde, Bruno: Das Lüneburger Schloss am Markt. Lüneburg 1925.

Abbildungsnachweise

Abb. 1 Schloss mit Küchenpavillon. Herkunft: Walther Heintzmann, retouchiert Rainer Heintzmann.

Abb. 2 Sachsenspiegel. Ausschnitt. Herkunft: Lüneburg, Ratsbücherei Ms. Jurid. fol. 4v.

Abb. 3 Georg Wilhelm. Landgericht Lüneburg. Herkunft: Walther Heintzmann.

- Abb. 4 Eleonore Desmier d'Olbreuse. Landgericht Lüneburg. Herkunft: Walther Heintzmann.
- Abb. 5 Braun/Hogenberg: Kupferstich Lüneburg, Ausschnitt. Herkunft: Stadtarchiv Lüneburg, STALg PB Bea-94.
- Abb. 6 Frese: Stadtansicht Lüneburg, Ausschnitt. Herkunft: Museum Lüneburg; Foto Walther Heintzmann.
- Abb. 7 Staffelschmuck am Haus des Hartwig Witzendorff. Herkunft: Walther Heintzmann.
- Abb. 8 Aufbau der Stuckdecke im Schloss. Herkunft: Walther Heintzmann.
- Abb. 9 Kaiser Balduin II. im Schloss Lüneburg. Foto: Walther Heintzmann.
- Abb. 10 Aufriss. Herkunft: Staatshochbauamt Lüneburg. Darüber: Frese, Stadtansicht, Ausschnitt. Herkunft: Museum Lüneburg.
- Abb. 11 Schloss. Gebhardi, Collectaneen Bd. II 1, S. 185 R. Herkunft: Hannover, Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek.
- Abb. 12 Monogramm Audienzsaal Schloss Lüneburg. Foto: Walther Heintzmann.
- Abb. 13 Schloss. Kopie eines Gemäldes von Friedrich Soltau. Herkunft: Eingangshalle Landgericht Lüneburg. Foto: Walther Heintzmann.
- Abb. 14 Speisesaal. Herkunft: Sammlung Boldt.
- Abb. 15 Gogericht. Herkunft: Landgericht Lüneburg. Foto: Walther Heintzmann.
- Abb. 16 Witzendorffhaus Bardowicker Straße. Herkunft: Stadtarchiv StALg, BS, Druck-Gr-54-Eduard Lühr.
- Abb. 17 Schlosstreppe. Foto: Sammlung Boldt.
- Abb. 18 Gemälde eines unbekanntes Malers im Präsidentenzimmer, Mitte 18. Jh. Herkunft: Präsidentenzimmer Landgericht Lüneburg Foto: Walther Heintzmann.
- Abb. 19a Ausschnitt 1: Tanzendes Paar. Foto: Walther Heintzmann.
- Abb. 19b Ausschnitt 2: Brot, Schinken, Tuch. Foto: Walther Heintzmann.
- Abb. 20 David Teniers der Jüngere, Boerenkermis, um 1665. Herkunft: Rijksmuseum Amsterdam. Foto: Walther Heintzmann.
- Abb. 21 Wappen. Herkunft P. Furmanek 1992.

Jürgen Bönig

Georg Schirges und die Revolution 1848

Ein liebenswürdiger Mensch

Dieser Beitrag soll einen Sohn Lüneburgs vorstellen, dessen Bedeutung für die demokratische und wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands unterschätzt wird. Georg Schirges aus Lüneburg, dortselbst geboren am 16. März 1811 und gestorben am 23. Februar 1879 in Mannheim, war Schriftsteller, Journalist, politischer Aktivist, Mitglied des Bundes der Gerechten und eines Zollschutzvereins. Aber niemand scheint wahrzunehmen, dass er zur Entstehung der dualen Berufsausbildung in Deutschland beigetragen hat und zur Gestaltung des Rheins als Schifffahrtsweg in der beginnenden Industrialisierung. Das hängt auch



Abb. 1 Georg Schirges mit 35 Jahren, Holzstich, Sommer 1846.

damit zusammen, dass er einer Generation angehörte, die das Ende des feudal-zünftigen Wirtschaftens erlebte, die Wirkung der neuen kapitalistischen Produktionsweise bemerkte, aber durch Überwachung, Zensur und Verfolgung daran gehindert wurde, sich darüber frei auszutauschen. Wir können heute auf die zu dieser Zeit entstandene Analyse des Kapitalismus zurückgreifen, an der Schirges mitwirkte. Zeitgenossen erlebten die Durchsetzung einer neuen Art des Wirtschaftens als zunächst unscheinbaren und unverständlichen Prozess, der durch industriell hergestellte Waren zustande kam, die immer billiger wurden. Gedichte und schöne Literatur waren ein Weg, solche Analysen in die Öffentlichkeit zu bringen, und Georg Schirges hat eine große Zahl von Texten verfasst, die in Form von Geschichten Probleme der Gesellschaft behandeln. Deshalb hatte er das Pech, unter Literaturwissenschaftler zu fallen, die den Roman *Die Bälgenreter von Eichenrode* schätzen, von Technik und Ökonomie aber so wenig verstehen, dass sie sein Hauptwerk nicht als Zeitdiagnose einer sich wandelnden ständischen Gesellschaft deuten. Er hatte das Unglück, unter Marxisten zu geraten oder – besser – Interpretieren von Marx, die ihn als *wahren Sozialisten* rechts liegen lassen wollen, ohne wahrzunehmen, dass Marx diese pauschale Einordnung 1846 in einer zur Vermeidung von Vorzensur über 320 Seiten umfassenden Polemik aussprach, als er noch kein Marxist war und von Wirtschaft noch wenig verstand.

Wer war also Georg Schirges, der mindestens ein Verdienst hat, das niemand ihm abspricht – nämlich den sehr wirksamen und langlebigen *Bildungsverein für Arbeiter* in Hamburg 1845

gegründet zu haben? Das einzige Bild, das von ihm überliefert ist, stammt aus einem Bericht über das Fortkommen dieses Vereins ein Jahr nach Gründung.¹ Einen »der liebenswürdigsten Menschen, die mir jemals im Leben begegnet« sind, »von hoher, schlanker Figur, in seinen Augen [...] ein schwärmerischer Zug, und schwarzes Haar umrahmte seinen Kopf«,² so beschrieb ihn der lebenslange Freund *Heinrich Zeise jun.* (1822–1914), ein aus Altona stammender Apotheker, Übersetzer, damals revolutionärer Dichter und Schriftsteller. »In Hamburg hängt der liebesduselige, christlich-germanische Schirges dem Bunde, dessen Mitglied er ist, wie ein Bleiklumpen am Fuß«³, setzte die *Zentralbehörde des Bundes der Kommunisten* in London 1847 dagegen, ein Urteil, das immer noch als Charakterisierung seiner Fähigkeiten kolportiert wird. Dass wir so wenig über Schirges Ansichten wissen, liegt auch daran, dass er seine revolutionären Aktivitäten im Kaiserreich verharmloste. Die meisten Lebensbeschreibungen stammen aus der Zeit nach 1876 und stützen sich auf Selbstauskünfte gegenüber *Franz Brümmer* (1836–1923), der sie im Deutschen Dichter-Lexikon und der Allgemeinen Deutschen Biographie verwendete.⁴ Doch Georg Schirges hat das, was er über die Gesellschaft dachte und welche politischen Veränderungen er anstrebte, in einer großen Zahl von Erzählungen, Novellen, Romanen und Sachtexten ausgedrückt, teilweise anonym erschienen, die uns heute meist als Digitalisate der Analyse zugänglich sind. Sein Schreiben

über soziale Probleme fing schon in der Schulzeit an.

Lüneburg im Umbruch

Georg Schirges wurde 1811 in Lüneburg als erster Sohn des gleichnamigen Juristen Dr. Georg Gottlieb Schirges geboren, der als Advokat (Anwalt) in Celle begann, 1819 in Lüneburg zum Tribunal-Prokurator, 1835 zum Obergerichts-Prokurator aufstieg, als Rechtsvertreter vor Berufungsinstanzen also zu den oberen Kreisen in Lüneburg gehörte. Die Mutter Wilhelmine Dorothea Schirges, geb. Ferry de Grandrupt, stammte dem Namen nach aus einer Familie, die aus Lothringen nach Norddeutschland gekommen war.⁵ Georg wuchs in Lüneburg auf mit seiner Schwester Ernestine Julie Sophie und dem jüngeren Bruder Heinrich (Henry), der in den 1840er Jahren als Kaufmann in London an politischen und sozialen Auseinandersetzungen teilnahm. Bis zum Abitur mit 18 Jahren besuchte Georg in Lüneburg das Johanneum, das der Schulreformer Dr. *Karl Haage* (1801–1842) leitete. Der führte neuere Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften in den Lehrplan ein und verehrte zugleich Philosophie, Dichtung und Musik. Naturwissenschaften und Musen sollte Georg als Schriftsteller verbinden und auf populäre Weise mit genauer Kenntnis der Technik Produktionsverhältnisse beschreiben, die die ständisch-zünftige Welt veränderten.

»Neben der Kirche steht das neue Johanneum, ein Gymnasium erster Klasse, das sich eines guten Rufes im Lande und in den Nachbarstaaten erfreut.«⁶ Das schrieb Schirges über den Neubau der Schule von 1829, mehr als ein Jahrzehnt später, im Begleittext

5 Aus den Gemeinden Saint-Dié-des-Vosges und Pair-et-Grandrupt in Elsass-Lothringen stammt Jean Nicol. Ferry de Grandrupt (1732 St. Dié Lothringen – 1791), begraben in Altona, der acht Söhne und fünf Töchter hatte. Pieper 1914, S. 214 und 185.

6 Lüneburg 1846, S. 65–80, hier: S. 65, 77, 79f.; Georg Schirges als Autor genannt in: Von der Ilmenau. Text zu Bildern, in: Neue Würzburger Zeitung No. 347, 15. Dezember 1843, S. 248.

1 Illustrierte Zeitung VII. Bd., Nr. 160, Juli 1846, S. 60–62; auch in Bilder-Welt, Mai 1853, Tafel LXIX.

2 Zeise 1888, S. 236–238, 52, 106.

3 Schreiben an den Kreis Brüssel vom 18. Oktober 1847 in: Bund der Kommunisten I, 1970, S. 579–582, hier S. 581.

4 Pierers Universallexikon Bd. 27, 1871, S. 112, 195; Brümmer II, 1877, S. 284, 1913, S. 183; Schröder 1873, Bd. 6, S. 536f.; Zeise 1888; ADB Bd. 31, 1890, S. 309f.; Laufenberg 1911, S. 90–104; Brietzke 2012; HB Bd. 3, S. 291–293. Literaturangaben im Artikel »Georg Gottlieb Schirges« bei wikipedia (heruntergeladen 20.9.2024 mit letzter Änderung 25.2.2024).



Abb. 2 Neubau des Johanneum bei der St.-Johannis-Kirche von 1829.

zu Stahlstichen von *Friedrich Carl Alexander Lill* (1807–1879) über das alte Lüneburg. Erst jüngst konnte Ulfert Tschirner vom Museum Lüneburg ihm anhand einer zeitgenössischen Zeitungsnotiz den anonym erschienenen Beitrag zuschreiben.⁷

Die Stadt Lüneburg mit damals 12.300 Einwohnern befand sich in einem schwierigen Übergang von veralteten zu modernen Zuständen – dieser Wandel vom ständisch-zünftigen Feudalismus zu Kapitalismus und bürgerlichem Staat wird ein Lebensthema von Schirges werden. »Die Vergangenheit bietet der Beschauung eine ungleich breitere Basis dar, als die Gegenwart, die in mehrfacher Beziehung arm genannt werden muß.« Die Salzgewinnung in der Saline ließe »noch Vieles zu wünschen übrig; der ganze Gewinnungsprozeß ist höchst schleppend.« Doch »unter diesen alten, kalten Giebeln herrscht Gastfreundschaft, Geselligkeit und viel Sinn für Musik, neben einer guten Dosis Langeweile und Kleinstädtelei. Die gebildete Klasse hält sich vom Bürger und Handwerker streng geschieden und das niedere Volk ist nur durch große Strenge zu

7 Lüneburg 1843, nach Lüneburg 1846. Gemeint ist Lüneburg 1843 (Abschnitt in dem Band über das Königreich Hannover von 1843)



Abb. 3 Die Saline in Lüneburg 1843, Stahlstich nach Zeichnung von F. C. A. Lill.

zügeln.«⁸ Für die niederen Klassen des Volkes begann sich Georg bereits während der Vorbereitung zum Studium zu interessieren.

Erforschung des Menschen in seiner Gesellschaft

Als ältester Sohn schien Georg Schirges »zum Juristen bestimmt«, wandte sich der Pharmazie, dann der Medizin zu, wie auch andere aufklärerische Schriftsteller seiner Generation, etwa *Georg Büchner* und Schirges' Freund *Heinrich Zeise jun.* In seinem zweiten Roman von 1841 lässt Schirges die Titelfigur Karl einen vergleichbaren Bildungsweg erleben – Einsichten in die menschlichen Verhältnisse scheinen nur möglich durch Gesellschaftskunde und Politik, nicht mehr durch Erforschung des Inneren des Menschen.⁹

8 Lüneburg 1846, S. 78 und 79f.

9 »Karl«, Hamburg: Hoffmann und Campe 1841.



Abb. 4 Der Sand in Lüneburg mit Blick auf Johannis-Kirche 1843, Zeichnung von F. C. A. Lill.

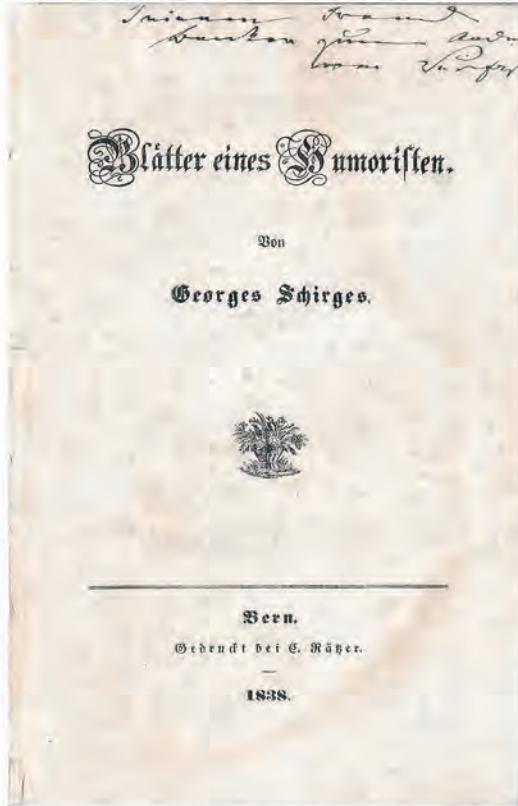


Abb. 5 Schirges' »Blätter eines Humoristen«. 1838, Innentitel mit Widmung (s. Abb. unten).

Noch in Lüneburg veröffentlichte Georg erste Balladen in einem Almanach, den Hauptakteure der sogenannten Göttinger Revolution herausgaben. Im Januar 1831 hatten Studenten der Universität Göttingen aus Protest gegen reaktionäre Verlautbarungen dem englischen König Wilhelm IV. (1765–1837) eine demokratische Verfassung abringen wollen.¹⁰

10 Zeise 1888, S. 236. Schirges' Gedichte (Abb. 6): Neuer Göttinger Musenalmanach 1832, S. 246f.

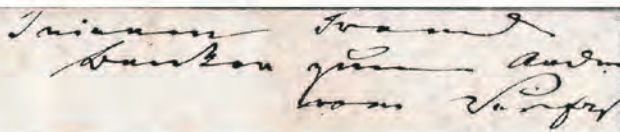


Abb. 5a Widmung auf dem Innentitel der »Blätter eines Humoristen«: »Seinem Freund [August] Becker zum Anden[ken] vom Verfas[ser]«.

Beteiligt am erfolglosen Aufstand war Georgs Mitschüler Friedrich Wilhelm Rogge (1808–1889), Inspirator und Organisator eines geselligen Clubs, der die kurzen Gedichte veröffentlichte. Rogge war direkt nach der Reifeprüfung am Johanneum zum Theologiestudium nach Göttingen gegangen und verließ die Universität 1833 ohne Abschluss, als Georg Schirges gerade dort zu studieren begann. Da Schirges an der »Medicin keinen Geschmack fand« und »ihm dieser Beruf auf die Dauer auch nicht zusagte«, verlegte er sich 1834/35 in Göttingen auf Naturwissenschaften und Philosophie und betätigte sich anschließend einige Zeit als Hauslehrer in Mecklenburg und als Apotheker.¹¹

1836–1837 Handwerkerkommunismus in Paris

Rogge, der spätere Lehrer, Bibliothekar und Redakteur, hielt sich 1836 in London und Paris auf, als Schirges nach dem Studium ebenfalls dorthin aufbrach. Beide waren also nicht mehr in Göttingen, als 1837 sieben Professoren – die Göttinger Sieben – gegen die Aufhebung der 1833 in Hannover eingeführten liberalen Verfassung durch den neuen König Ernst August protestierten, entlassen und einige des Landes verwiesen wurden. Georg Schirges ging 1836 nach Paris über Berlin, wo er den preußischen Offizier und Diplomaten Karl August Varnhagen von Ense (1785–1858) kennenlernte, der 1819 wegen seiner demokratischen Gesinnung abberufen worden war. In Paris musste Schirges »aller Mittel und Empfehlungen bar, einige Zeit als Arbeitsmann sein Brot verdienen«.¹² Er half dort Wilhelmine von Chézy (1783–1856), selbst Schriftstellerin mit guten Verbindungen zum Kreis um Varnhagen von Ense, den Nachlass ihres Mannes zu ordnen, des Sanskritforschers Antoine-Léonard de Chézy (1773–1832).¹³

11 Schröder 1873, S. 536; Brümmer 1890.

12 Brümmer 1877, S. 284.

13 Zeise 1888, S. 236; Stern 1911, S. 145, 715.

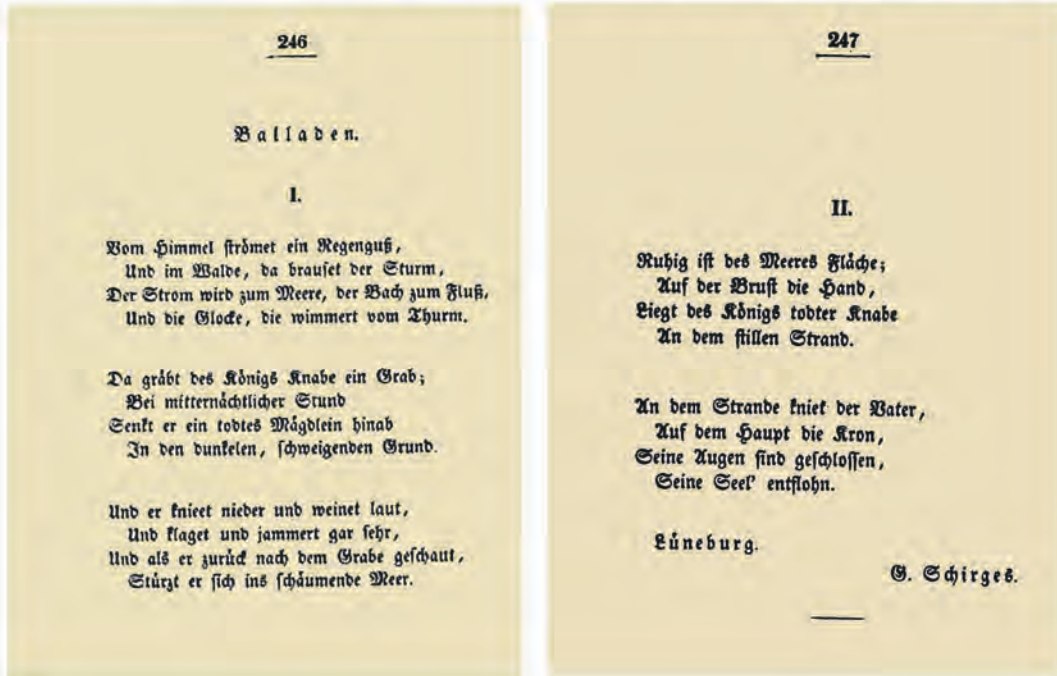


Abb. 6 Zwei Gedichte von Georg Schirges im »Neuen Göttinger Musenalmanach«, 1832.

In der damaligen Hauptstadt der Politik ereignete sich zu der Zeit etwas, was wir als welthistorische Wendung bezeichnen können: die Bildung von Organisationen der Handwerker jenseits der Zünfte unter einem politischen Programm. Der Damenschneider-Geselle aus Magdeburg *Wilhelm Weitling* (1808–1871) lernte 1835 auf seiner Wanderschaft den *Bund der Geächteten* kennen, eine Geheimorganisation, die soziale Interessen durch putschartigen Wechsel an der Regierungsspitze durchsetzen wollte. Mit anderen Handwerksgelesen wandelte er die Verschwörer-Organisation in einen Verein von Arbeitenden um, die sich um ein politisch-wirtschaftliches Programm sammelten. Weil das Organisieren zumal zu politischen Zwecken verboten war, blieb der Verein immer noch geheim, aber nicht, weil er einen Staatsstreich plante.¹⁴ Die Abspaltung vom *Bund der Geächteten* nannte sich *Bund der Gerechten*, weil eine gerechte Verteilung der

irdischen Güter im frühchristlichen Sinne erreicht werden sollte. Dessen Anhänger wurden bereits »Communisten« genannt, weil sie unter Abschaffung von Geld eine gerechte Handwerksproduktion in Form von Kommunen anstrebten. Erst Mitte 1847 begannen sie sich von den Kommunisten des entstehenden kommunistischen Manifestes zu unterscheiden, die die Entwicklung der Produktionsinstrumente auf der Ebene der Gesellschaft bewusst steuern wollten nach Enteignung der Produktionsmittel bei vorläufiger Beibehaltung der Geldwirtschaft.¹⁵

1839/40 Georg Büchner und die Rote Arbeiterakademie

Von Paris wanderte Schirges 1837 weiter nach Genf in die politisch unruhige Schweiz. Er betätigte sich einige Monate als Apotheker, lebte vom Übersetzen und Notenschreiben, wurde Lehrer in der Schule des radikalen Reformers

14 MEW 1975, Band 8, S. 438f.

15 Beer 1923, S. 16–25; Barnikol 1932; Bluntschli 1843 und dagegen Seiler 1843.



Abb. 7 Wilhelm Weitling (1808–1871).

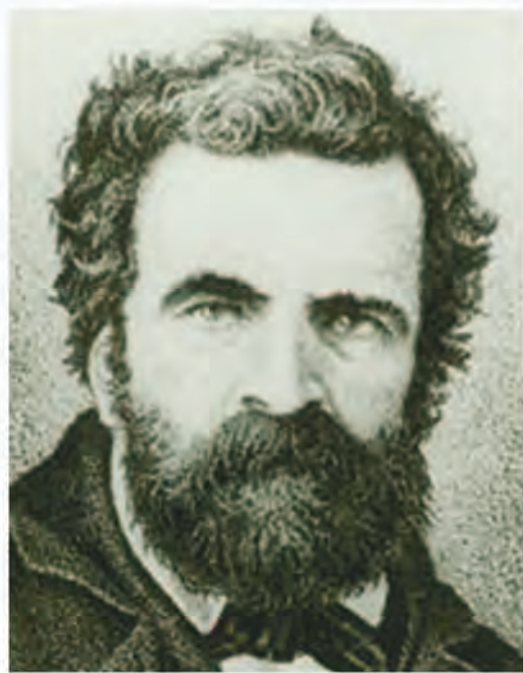


Abb. 8 Porträt August Becker (1812–1875).
1849–1853 Mitglied der Zweiten Kammer des
hessischen Landtages.

François Janin (1811–1877) und hielt Vorlesungen über Literatur am dortigen Museum.¹⁶ Er lernte die Methoden zur Behandlung des Kretinismus des Schweizer Arztes *Johann Jakob Guggenbühl* (1816–1863) kennen, der Erfolge erzielte mit Zuwendung und einer besonderen Ernährung in einer neuen Anstalt bei Interlaken, für die Schirges 1840 nach der Rückkehr nach Lüneburg warb, aber nur Gehör fand in Hamburg.¹⁷

Als entscheidend für Schirges' weitere politisch-literarische Arbeit erwies sich die Begegnung mit dem Kommunisten August Becker, »seinem Freund«, dem er seine beiden Bücher über die Zeit in der Schweiz widmete.¹⁸ Der evangelische Theologe *August Becker* (1812–1875), der »Rote Becker«, hatte 1834 mit dem Mediziner und Schriftsteller *Georg Büchner* (1813–1837) den Geheimbund *Gesellschaft für Menschenrechte* gegründet und den *Hessischen Landboten* vorbereitet. Für die Verbreitung des Textes über das Großherzogtum Hessen, der in der Losung mündet: *Friede den Hütten! Krieg den Palästen!*, war Becker 1835 für vier Jahre eingekerkert worden. Karl Gutzkow in Hamburg veröffentlichte erstmals einen Text des 1837 verstorbenen Georg Büchner, 1839 die Erzählung *Lenz* im *Telegraph für Deutschland*.¹⁹ Nach seiner Begnadigung ging Becker als Lehrer und Schriftsteller nach Genf und gründete eine erste Bildungsgesellschaft für Arbeiter. Im November 1839 vereinte eine neue Art von Arbeiterakademie deutsche und schweizerische Arbeiter zu Bildung und Geselligkeit. Täglich trafen sich einige der etwa 150 Mitglieder mittags zur Tafel im Gespräch, abends und sonntagsmorgens fanden Lehrstunden statt,

¹⁶ Schröder 1873, S. 536.

¹⁷ Brümmer 1877, S. 284; Pierers Universallexikon Bd. 27, 1871, S. 195. Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 19.7.2005, und wikipedia, abgerufen 19. 5. 2021.

¹⁸ »Blätter eines Humoristen« bei C. Rätzer in Bern 1838 (s. oben Abb. 5) und »Karl. Ein Roman« bei Hoffmann und Campe in Hamburg 1841.

¹⁹ Büchner 2013, S. 212 (Bild) bis 217; Beer 1923, S. 14–16, 21.

sonntags- oder montagsabends wurden die eigenen Angelegenheiten geregelt. Lesezimmer und Gesellschaftsraum boten Gelegenheit zum Studieren oder Spiel und Gesang und das alles für einen Franken im Monat. Am Johannistag, dem 24. Juni 1840, feierten Mitglieder des *Bundes der Gerechten* überall am fiktiven Geburtstag von Johannes Gutenberg die Erfindung des Buchdrucks als Mittel der Aufklärung vor 400 Jahren. In Genf umarmten sich zum Zeichen der Verbrüderung deutscher und schweizerischer Arbeiter die beiden Präsidenten des Festes, der Astronom Bruderer aus Appenzell und der Literat Georg Schirges aus Lüneburg. Die Einheit der Arbeitenden zerbrach bald, denn die *Jungdeutschen* fanden Einheit in einem großen deutschen Staat wichtiger als gemeinsame soziale Interessen der Arbeiter, und die Schweizer Handwerker wechselten in den ebenfalls vaterländisch orientierten *Grütli-Verein*, der im Mai 1838 gegründet worden war und zur Wiege von Gewerkschaften und Krankenkassen in der Schweiz wurde. Weil der Bund der Gerechten wegen der Teilnahme am Putsch der *Gesellschaft der Jahreszeiten* von *Louis-Auguste Blanqui* (1805–1881) im Mai 1839 verfolgt wurde, musste die Zentrale der Handwerkerkommunisten nach London verlegt werden und auch Weitling begab sich im Mai 1841 von Paris nach Genf.²⁰ Das Bundesmitglied Georg Schirges wird die neue Zentrale und seinen Bruder in London besucht haben, als er 1840 über Italien und England nach Lüneburg zurückkehrte und in Hamburg zu arbeiten begann.

1841–1842 Hamburger Salons

Auf Anregung des Schriftstellers *Karl Gutzkow* (1811–1878) schrieb er in den *Literarischen und Kritischen Blättern der Börsenhalle*, den Zeitschriften *Jahreszeiten*, *Die Grenzboten*, *Blätter für Deutschland und Belgien*, *Neue Hamburger Mode-Zeitung* und *Telegraph für*

²⁰ Bluntschli 1843 S. 20f.; Barnikol 1932, S. 34f.; A. Meyer in Weitling 1929/1977, S. 3; Ed 1840; Einleitung von Franz Mehring zu Weitling 1908, S. XVIIff.



Abb. 9 Karl Gutzkow (1811–1878), Lithographie 1844

Deutschland, dessen Redaktion bei Hoffmann und Campe er bald übernahm. 1834 hatte *Julius Campe* (1792–1867) Gutzkow kennengelernt, seine Bücher veröffentlicht und ihn 1835 nach dem Verbot eines Romans und des *Frankfurter Telegraph* nach Hamburg geholt als Chefredakteur der nun *Telegraph für Deutschland* benannten Zeitschrift. Georg Schirges wurde in die literarische Öffentlichkeit Hamburgs aufgenommen, als gerade eine neue Welle der Unterdrückung die öffentliche Diskussion verengte. Nachdem Campe im August 1841 das *Lied der Deutschen* von *Hoffmann von Fallersleben* (1798–1874) auf Helgoland erworben hatte und der neue Text zu einer alten Melodie am 5. Oktober 1841 in Hamburg uraufgeführt worden war, verbot der erst kürzlich inthronisierte *König von Preußen Friedrich Wilhelm*



Abb. 10 Buchladen und Verlag Schauenburger Straße 59 Foto mit Belegschaft.

IV. (1795–1861) die gesamte Produktion von Hoffmann und Campe. Vertrauliche Gespräche waren wieder nur in der unverfänglichen Form der Salons möglich, an denen Schirges teilnahm. Den berühmtesten dieser Salons hatte *Rahel Varnhagen* (1771–1833), geb. *Levin*, in Berlin geführt, gemeinsam mit ihrem Mann *Karl August Varnhagen von Ense* (1785–1858). Dessen Schwester *Rosa Maria Assing* (1783–1840), geb. *Varnhagen*, hatte nach 1830 in Hamburg ebenfalls solche Treffen eingerichtet. Ihr Mann *David Assur Assing* (1787–1842), Kriegsfreiwilliger von 1813 aus Königsberg, war nach protestantischer Taufe 1816 Hamburger Bürger und kommunaler Ar-

menarzt im Judenviertel geworden und wohnte mit seiner Familie hinter dem Stadtwall in der Poolstraße nahe der Stelle, an der 1844 der israelitische Reform-Tempel entstehen sollte. Ihre beiden Töchter *Ottillie* (1819–1884) und *Ludmilla Assing* (1821–1880) nahmen 1840/41 an Lesungen in der Wohnung von Gutzkow und im Altonaer Haus des Arztes und Vorkämpfers der Gleichberechtigung *Dr. Salomon Levi Steinheim* (1789–1866) teil, bei

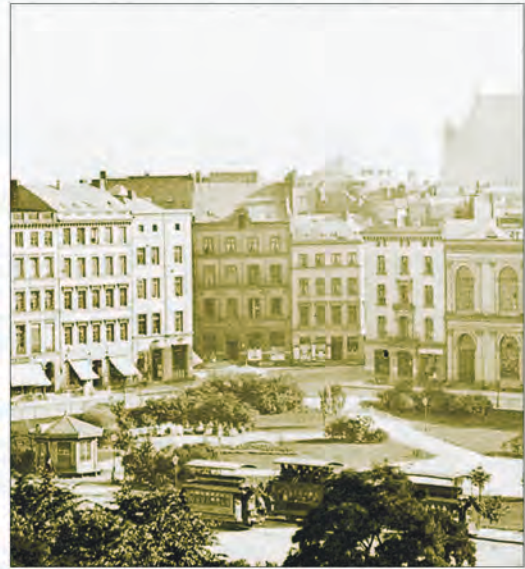


Abb. 11 Blick über den Platz vor der Börse auf die Buchhandlung Hoffmann und Campe, um 1885.

denen sich Schriftsteller besonders der Hamburger Theaterszene trafen.²¹

Otto Meißner kommt nach Hamburg

Als der Brand von Hamburg die Altstadt im Mai 1842 in Schutt und Asche legte, hob der König von Preußen das Verbot der Produktion von Hoffmann und Campe auf. Um wieder mehr verlegerisch arbeiten zu können, suchte Julius Campe einen Leiter für den Buchladen. Der Buchhändler und Verleger Wilhelm Heinrichshofen in Magdeburg empfahl ihm seinen Gehilfen *Otto Meißner* (1819–1902), mit dem

²¹ Zeise 1888, S. 7, 44–51, 271f.

Georg Schirges Mitte 1848 eine Sortimentbuchhandlung mitsamt einem Verlag gründen wird. Im Juli 1842 kam der 22-jährige Otto Meißner nach Hamburg als Leiter der Börsenbuchhandlung von Hoffmann und Campe. Der künftige Verleger von Marx' *Kapital* schloss sich dem acht Jahre älteren Georg Schirges an, erlebte die Anfangsgründe der Kritik der politischen Ökonomie und zugleich deren Umsetzung in Vereinigungen. Als Weitling im Juni 1843 in Zürich verhaftet und zu Haft verurteilt wurde, untersagte Gutzkow seinem loyalen Stellvertreter Schirges, ob zum Schein oder aus tatsächlicher Furcht, »aufs ernsteste [...], ferner zugunsten des Kommunismus zu schreiben«. Gutzkow schied zum Jahreswechsel 1843/44 aus der Redaktion aus, und fortan bestimmte Schirges über das Blatt, »durch und durch Kommunist«, wie ihn Geheimberichte Ende 1843 bezeichnen.²² 1843 heiratete Georg Schirges *Friederike Elisabeth Amalie Louise Hildewig* (1814–1889), eine Ehe, die bis zu Schirges' Lebensende hielt und in der Louise sehr selbstständig an den Aktionen ihres Gatten mitwirkte, denn sie wird wiederholt erwähnt in Berichten unter anderen 1846 über Proteste gegen die angekündigte Vereinnahmung Schleswigs durch den dänischen König und 1848 die Revolution in Berlin.²³

Wirtschaft und Staat in der Industrialisierung

Bei Hoffmann und Campe trafen sich zu der Zeit eher zufällig und glücklich Personen, die die neue Entwicklung der Wirtschaft

²² Spitzelbericht [Singer] Frankfurt, 18.9.1843. Siehe Adler Bd. I, 1977, S. 24, ähnlich S. 227 und 250 [Ebner] am 19.11.1843.

²³ Frankfurter Ober-Post-Amts-Blatt S. 3024; Neue Würzburger Zeitung 1846, 7/12, S. 52; 8.11.1846; Mittelfränkische Zeitung, S. 557f.



Abb. 12 Schiller-Festzug Hamburg: Otto Meißner begrüßt Julius Campe und den Buchladen in der Großen Johannisstraße. Lithographien nach Fotografien, 1859.

besser einschätzen konnten als die meisten Zeitgenossen. *Friedrich Engels* (1820–1895) hatte im Frühjahr 1839 während seiner kaufmännischen Ausbildung in Bremen im *Telegraph* unter Pseudonym in *Briefen aus dem Wupperthal* die Zerstörung von Menschen und Landschaft durch die Industrie kritisiert. *Adolph Soetbeer* (1814–1892), 1843 Sekretär der Commerzdeputation, deutete in *Ueber Hamburgs Handel* dessen Veränderung als Ausdruck der Überlegenheit der Maschinenproduktion in England und Schottland. 1842 übersetzte der jüngere Bruder von Georg, Heinrich Schirges, das Pamphlet des Baptisten W. Noel gegen die Korn-Gesetze auf den britischen Inseln, die Lebensmittel verteuerten. Tatsächlich gelang es den seit 1831



Abb. 13 Käthe Kollwitz: »Sturm«. Blatt 5 aus dem Zyklus »Ein Weberaufstand«, 1893–97. Strichätzung und Schmirgel.

in der *Anti-Corn Law League* organisierten Gegnern 1846, die Getreidegesetze zu Fall zu bringen. Für Hoffmann und Campe übersetzte er auch 1842/43 *China und die Chinesen* des britischen Diplomaten *George Tradescant Lay* (1800–1845), der an der durch britische Kanonenboote erzwungenen Öffnung des chinesischen Marktes im Ersten Opiumkrieg 1839 bis 1842 beteiligt war. Bei Konflikten um die neue Art der Warenproduktion spielten offenbar nicht nur die neuen privaten Akteure eine Rolle, sondern auch der Staat, der die Produktionsverhältnisse durch bürgerliches Recht und Institutionen ordnen musste.²⁴

²⁴ MEW Bd. 1, S. 413–432; Noel 1842; Soetbeer 3 Bde. 1840, 1842, 1846; Lay 1843.

1844 Solidarität mit den schlesischen Webern

1844 erschütterte der Weberaufstand in Schlesien die Gewissheit, es werde alles gut sein durch Gewerbefreiheit und leistungsfähigere Maschinen, wenn nur ständische Hindernisse beseitigt würden. Weil sie vom Ertrag ihrer Arbeit nicht mehr leben konnten, waren Anfang Juni 1844 die Familien der schlesischen Baumwollweber in den Orten Langenbielau und Peterswaldau zu ihren Verlegern gezogen. Sie erhielten zu wenig, wenn sie das von den Verlegern erworbene Maschinengarn – zu Tuch verwebt – an diese zurückverkauften. Die Leinenweber hatten sich ihrem Protestzug angeschlossen und in ihrer Not Geld oder Lebensmittel verlangt von jedem, der sie schlecht behandelt hatte. Wenn sie dies erhielten, zo-

gen sie weiter, wenn nicht, zerschlugen sie Einrichtung von Haus und Fabrik ihrer Verleger. Nach drei Tagen kam das preußische Militär, schoss diejenigen zusammen, die gerade zur Auszahlung anstanden, und tötete elf Menschen. Nachrichten vom Aufstand verbreiteten sich rasch in Europa, und nicht nur in Paris und Hamburg wurde diskutiert, warum es zum Aufstand in einem so gottergebenen Winkel Preußens gekommen war. Selbst Polizeibehörden meinten, der Webertumult in Langenbielau stehe »völlig planlos da und scheint das Produkt wirklicher Nothzustände gewesen zu sein«²⁵. Wir kennen den Weberaufstand durch das fünfzig Jahre später entstandene Theaterstück *Die Weber* von Gerhart Hauptmann (1862–1946), das Käthe Kollwitz (1867–1945) 1896/97 zu ihren beeindruckenden Grafiken des Weberzuges veranlasste. Sie entstanden mehr als ein halbes Jahrhundert nach dem Ereignis, das die Herrschenden beunruhigte, Reformer und Revolutionäre elektrisierte und zur Gründung von Organisationen der Selbsthilfe veranlasste.

Nur einen Monat nach dem Aufstand erschien auf der Titelseite des *Vorwärts!* am 10. Juli 1844 das Gedicht *Die armen Weber* von H. H. mit dem Vers »Altdeutschland wir weben dein Leichentuch« und dem Refrain »Wir weben hinein den dreifachen Fluch«, ein Gedicht, das auch auf Flugblättern verbreitet wurde.²⁶ Von seiner Hamburg-Reise im Dezember 1843 nach Paris zurückgekehrt, hatte Heinrich Heine (1797–1856) das Gedicht verfasst für diese *Pariser Deutsche Zeitschrift!*, zu der viele Autoren nach dem Verbot der *Deutsch-Französischen Jahrbücher* gewechselt waren, unter anderem Karl Marx und Arnold Ruge. Der Weberaufstand wäre wohl durchgegangen als traditioneller Kampf gegen altes Elend, wenn Friedrich Engels ihn nicht als gerichtet gegen neues Elend der sich

25 Wermuth/Stieber 1853/1969, S. 33.

26 *Vorwärts!* 1975, darin Schmidt 1875 zum Weberaufstand S. XVII–XXIII, S. 86–114 und S. 152–181; Wermuth/Stieber 1853/1969, S. 33.

Feuilleton des Vorwärts.

Die armen Weber.

Im düstern Auge keine Thräne,
Sie sitzen am Webstuhl und fletschen die Zähne:
„Altdeutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch!
Wir weben! Wir weben!

„Ein Fluch dem Gotte, dem blinden, dem tauben,
Zu dem wir gebetet mit kindlichem Glauben;
Wir haben verzehnt gebohrt und geharrt,
Er hat uns geäfft und arbeits und genarrt.
Wir weben! Wir weben!

„Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
Dem unser Elend nicht konnte erweichen,
Der uns den letzten Groschen erpreßt,
Und uns wie Hunde erschießen läßt!
Wir weben! Wir weben!

„Ein Fluch dem satzlichen Vaterlande,
Wo nur geüben Lüg' und Schande,
Wo nur Verwünschung und Todtengeruch —
„Altdeutschland, wir weben dein Leichentuch!
Wir weben! Wir weben! S. 5.

Abb. 14 Gedicht von H. H. Titelseite des *Vorwärts!* Pariser Deutsche Zeitung vom 10. Juli 1844.

ausbreitenden kapitalistischen Produktionsweise erkannt hätte. Sie war ihm vertraut aus dem väterlichen Unternehmen, der Baumwollspinnerei *Ermen & Engels* in Wuppertal, und dem Betrieb in Manchester, in dem sein Vater Teilhaber war und als dessen Vertreter er später jahrzehntelang das Geld verdienen sollte, mit dem er Marx' Kapital-Analyse finanzierte. Hinter dem Elend in Schlesien steckte für Engels die neue kapitalistische Produktionsweise, die große Produktivitätsfortschritte bescherte und allen Wohlstand zu versprechen schien. Als Maschinenspinnereien das ganze Jahr Garn lieferten, hatten die Baumwollweber die Landwirtschaft aufgegeben und mit ganzjähriger Hausweberei ein höheres Einkommen erzielt. Weil den Fabrikanten das Weben in Heimarbeit zu teuer wurde, feuerten sie den Erfindungsgeist an, setzten schnellere Webstühle ein und machten die Hausweber in ganz Europa brotlos. Die Baumwollweber in Schlesien waren Opfer von Mechanisierung und Maschinisierung des Webens geworden, wie sie zuvor von der des Spinnens profitiert hatten. Nach dem

Besuch in Paris im Sommer 1844 verarbeitete Engels seine Erfahrungen zu dem Buch *Die Lage der arbeitenden Klasse in England. Nach eigener Anschauung und authentischen Quellen*, das im Mai 1845 erschien und dessen Handlungsort Manchester einer ganzen Epoche ihren Namen gab – Manchester-Kapitalismus.²⁷

Heinrich Heine brachte Erkenntnisse aus der Pariser Diskussion nach Hamburg, als er bei seinem letzten Aufenthalt im Herbst 1844 seinen Onkel Salomon besuchte und das Versopos redigierte, das er über seine vorherige Reise nach Hamburg geschrieben hatte. Mitte August 1844 begegnete er dabei zum ersten und einzigen Mal dem Begründer des Handwerkerkommunismus Wilhelm Weitling, als der seinen Vertrauten Georg Schirges aufsuchte, um Konsequenzen aus dem Weberaufstand zu ziehen. Eine internationale Solidaritätsaktion und eine Bildungsgesellschaft für Arbeiter sollten entstehen als Vorfeldorganisation des Bundes der Gerechten, wie sie bereits in London gegründet worden war.²⁸ Als die »Schmähschrift eines Vaterlandsverrätters« *Deutschland. Ein Wintermärchen* in Preußen verboten und der Autor mit Haftbefehl gesucht wurde, meldete der Verleger Campe an den glücklich nach Paris entkommenen Heinrich Heine, Schirges habe dessen Vorrede den Büchern beilegen wollen. »Statt dessen, hat er eine Art Recension geliefert: Auf der Esplanade wohnen zwei große Männer; Heine, gegenüber, Gutzkow – Schirges aber steht dazwischen – bei den Nothbuden. [...] Es soll gut gemeint seyn; aber was für ein Mensch er ist, das sehen wir klar.«²⁹ Schirges hatte Heines Werk gelobt und war nur

betrübt, dass Gutzkow und Heine wegen des Buches von Heine über Ludwig Börne nicht mehr miteinander sprachen. Für Schirges bedeuteten Differenzen offenbar nicht, dass man höfliche und anerkennende Kommunikation einstellte. Obwohl er sich im Brief von Schirges distanziert hatte, beteiligte sich Julius Campe an der ersten internationalen Solidaritätsaktion mit den schlesischen Webern. Ende Oktober 1844 druckte der *Telegraph* ein Schreiben der Arbeiterbildungsgesellschaft in London, Geld würde für die Familien der schlesischen Weber gesammelt. Julius Campe transferierte die Spenden, 40 Taler, der Wochenverdienst von 40 vollarbeitenden Weberfamilien, die Mitte Dezember 1844 der aus Schlesien stammende *Wilhelm Wolff* (1809–1864) den Familien der Opfer überbrachte.³⁰ Zur gleichen Zeit eröffneten die 28 *Redlichen Pioniere von Rochdale*, einem Ort in der Nähe von Manchester, in der Toad Lane (Krötengasse) einen ersten genossenschaftlichen Laden. Auch sie waren Handwerker, denen es an Geld für ihre Lebensmittel fehlte, und sie begründeten die Genossenschaftsbewegung, als sie zur Selbsthilfe hochwertige und preiswerte Lebensmittel mit Rückvergütung an die Mitglieder der Genossenschaft verkauften.³¹

Ein Bildungsverein für Arbeiter

Alle Biographien stimmen überein, dass Schirges das Verdienst zukommt, zu diesem Zeitpunkt in Hamburg den langlebigen und einflussreichen *Bildungsverein für Arbeiter* »gestiftet« zu haben. Die meisten bewerten diesen Akt aber nicht als Selbsthilfe der Arbeiter, sondern als Ausdruck bürgerlicher Bevormundung – was keineswegs dem politischen Charakter dieser Gründung entspricht. Weil niemand gegen Bildung für Arbeiter etwas einwenden konnte, initiierte Georg Schirges

27 Peuckert/Fuchs 1971, besonders S. 134–150; Böning 2024, Böning 2021.

28 DHA Bd. 15, S. 32; Seidel-Höppner 2014, S. 659f.; Barnikol 1932, S. 121; Bund der Kommunisten I, 1970, S. 176–178; Wermuth/Stieber I, S. 10 und II, S. 85.

29 Brief von J. Campe an H. Heine in Paris, 25. Oktober 1844 (HSA Bd. 26, S. 114, Brief Nr. 725); DHA Bd. I, S. 813, (HSA Bd. 22, S. 130 Brief Nr. 1027).

30 *Telegraph* Nr. 165, Oktober 1844, S. 659f., s. Bund der Kommunisten I, 1970, S. 178–180, zur Geldübergabe Anm. 51, S. 1018f.; Schmidt 1964, S. 62–64; Schmidt 1975.

31 Heeb 1944.



Stiftungsfeier des Bildungsvereins für Arbeiter in Hamburg.

Abb 15 Stiftungsfeier des »Bildungsvereins für Arbeiter« in Hamburg in der Tonhalle.

Ende 1844 eine *Bildungsgesellschaft für Arbeiter* und steuerte sie durch die ersten Widerigkeiten, indem er sie unter verändertem Namen als *Bildungsverein für Arbeiter* der *Patriotischen Gesellschaft* anschloss, einer vom Hamburger Rat seit 1765 anerkannten Vereinigung. Er ging dabei so vor, wie er es vier Jahre zuvor in der Schweiz erlebt hatte. Im Dezember 1844 veranlasste Schirges erste Treffen in der Tonhalle in Altona, auf denen ein provisorischer Vorstand gewählt wurde, dessen Statuten-Entwurf im Januar 1845 auf einer öffentlichen Versammlung von Arbeitern, Handwerkern und Vertretern der freien Berufe gebilligt wurde. Zweck der Gesellschaft sei »allgemeine und moralische Bildung, so wie Sinn für alles Schöne und Edle unter seinen Mitgliedern zu fördern«. Auf der ersten Mitgliederversammlung in Hamburg beantragte Schirges, die Patriotische Gesellschaft »möge

das junge Institut unter ihren Schutz nehmen«. Das wurde um einige Wochen vertagt, um Bibliothek und eigenes Lokal vorweisen zu können, das am *Kleinen Raboisen* gefunden wurde.³² Schutz war nötig, als die Obrigkeit das Vorhaben als kommunistisch zu denunzieren begann – basierend auf den Berichten aus der Schweiz über die Absichten von Weitling und der Vernehmung derjenigen, die in Hamburg mit ihm in Kontakt waren. Die belogen die Obrigkeit im Februar 1845, sie hätten Weitling nur zufällig getroffen und über seine Haft und Transport gesprochen mit Personen, die sie meist nicht kennen wollten. Ein Artikel von einem Crescens im Organ der Patriotischen Gesellschaft deutete Verbindungen zu Weitlings Putschversuch in Paris an und behauptete, die Zeitschrift *Telegraph* habe »com-

³² Zeise 1888, S. 237; Bund der Kommunisten I, 1970, S. 206, Dokument 59.



Abb. 16 Zeichen der Arbeiterverbrüderung, erstmals auf dem »Programm zur Stiftungsfeier des Bildungs-Vereins für Arbeiter« am 5. März 1848.

munistischen Artikeln ihre Spalten« geöffnet. Schirges erwiderte, »der Kommunismus fasst den Menschen einseitig auf und beschränkt ihn in seiner individuellen Freiheit, ohne welche es keine wahre Freiheit der Völker giebt. Das ist die Ansicht des Unterzeichneten über Kommunismus, und deshalb kann das von ihm redigirte Organ kein kommunistisches genannt werden.« Crescens ließ nicht locker und fragte Mitte März 1845 nach, ob er »den Communismus überhaupt, als verbrecherisch, als wahnsinnig, [...] missbilligt, oder [...] nur seine bisherige Gestaltung als verfehlt tadelt«. Dazu äußerte Schirges sich nicht mehr, um die Vorfeldorganisation des Bundes der Gerechten vor Verfolgung zu schützen.³³

Mitten in der Auseinandersetzung kam Karl Marx zum ersten Mal nach Hamburg zum Verlag von Hoffmann und Campe und traf dabei auch seinen späteren Verleger Otto Meißner als Leiter der Buchhandlung. Karl Marx reiste im Mai 1845 per Schiff an von Brüssel, wo er und seine Genossen nach der Abschiebung aus Paris Ende 1844 Zuflucht gefunden hatten. Sie waren dabei, ein Kom-

munistisches Korrespondenzbüro zu gründen und suchten Kontakt zu Gesinnungsgenossen, die sie unter anderem in Schirges fanden. Die Veröffentlichung der von Marx und Engels verfassten Schrift *Gegen Bruno & Consorten* lehnte Campe hingegen ab, so dass *Die Heilige Familie* Ende Februar 1845 in Frankfurt am Main bei der Literarischen Anstalt J. Rütten erschien.³⁴

Binnen eines Jahres kam es in Hamburg zur Einigung über die Arbeiterbildungsgesellschaft mit der Patriotischen Gesellschaft. Die *Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe* hatte 1845 etwa 400 Mitglieder und betrieb eine Schule für Handwerker mit ungefähr 300 Schülern, die sich auf gewerbliche Berufe vorbereiteten. Anfang März 1845 meldete Schirges, es habe sich eine *Bildungsgesellschaft für Arbeiter* konstituiert, die um Schutz ersuche. Im April 1845 beschloss die Versammlung der Patriotischen Gesellschaft, dass sie den Zweck teile, Kosten aber nicht übernehme. Als ein Finanzbericht Spielraum erkennen ließ, bot sie an, Verwaltung, Bibliothek und Lehrkräfte mit zu nutzen, aber Fabrikherren, Amtsmeister und Zunftkorporationen bezahlen zu lassen. Im Mai 1845 wurden die Maßnahmen zur *Errichtung eines Vereines* gebilligt, Ende Juni 1845 waren Circulaire und Verpflichtungsscheine entworfen, Ende Dezember 1845 die finanziellen Mittel für die nächsten drei Jahre »zum größern Teil« gesichert durch Beiträge von Privatleuten, Zunft-Ämtern und des Staates. Im Februar 1846 konnte die Commission einen Schlussbericht vorlegen mit Entwurf von Statuten und Geschäftsordnung des Vorstandes des Vereines und sich nach Erledigung ihrer Aufgabe und Ernennung der zusätzlichen sechs Vorstandsmitglieder aus der Patriotischen Gesellschaft auflösen.³⁵ Georg Schirges war Mitglied der Gesellschaft geworden, die sich den *Bildungs-Verein für Arbeiter in Hamburg* als

33 Bund der Kommunisten I 1970, S. 177f.; *Neue Hamburgische Blätter* 5. Jg., No. 9, 19. 2. 1845, S. 69–71, No. 10., 26. 2. 1845, S. 84, No. 11, 12. 3. 1845, S. 97–101, No. 12, 19. 3. 1845, S. 114.

34 Bönig 2017, S. 37f.

35 *Patriotische Gesellschaft* Bd. 1, Heft 1 u. 2 1846, Heft 3 1847, fortlaufend S. 278, 358, 388, 389–393, 594, 626, 628; Voss-Louis 1987, S. 18.

Filialanstalt mit neuem Namen angliederte. »Zunächst für Handwerksgesellen und Arbeiter bestimmt«, konnte jedermann dort Aufnahme finden »ohne Unterschied der Person, des Standes und der Beschäftigung [...] ehrenwerthes Betragen und ein guter Name« vorausgesetzt. Weil die Patriotische Gesellschaft Geld zur Verfügung stellte für Bibliothek, Lehrkräfte und Räume, konnte der Verein Himmelfahrt 1846 umziehen in ein dreistöckiges Haus in der ABC-Straße 47 mit Vortragssälen, Studierzimmern und Bibliothek und einem Hauswirt, der die Verköstigung besorgte. Im Vereinslokal nahe dem Gänsemarkt lernten zeitweise sechs- bis siebenhundert Mitglieder, unter denen Schneider und Tischler dominierten, und diskutierten allabendlich, wie sie ihr Schicksal in die eigenen Hände nehmen könnten.³⁶

Schirges »Die Werkstatt«

Georg Schirges »widmete diesem Vereine fast alle freien Stunden, [...] hielt an Sonntagen [...] Redeübungen ab« und »physikalische Abend-Unterhaltungen«, Lehrvorträge mit erläuternden Experimenten. Die Redekunst wurde an scheinbar harmlosen Fragen erprobt wie »Worin besteht der Unterschied zwischen Gesetz und Pflicht? Was ist radical? Ist und wie ist dem Pauperismus abzuhelpen? Ist das stehende Heer nothwendig? Worin besteht die bürgerliche Freiheit? Ist Politik verboten?«³⁷ Ergänzend gab er »Die Werkstatt« heraus, eine aufwändige »Monatsschrift für Handwerker« mit kurzen Artikeln zur Lage der wandernden Handwerksgesellen in einer sich industrialisierenden Gesellschaft, die meist von Weitling-Anhängern stammten. Veränderungen einer ständischen Gesellschaft waren auch Gegenstand von Georg Schirges' bekanntester und nachhaltigster Erzählung, die er seinem Vater widmete und die Hoffmann und

³⁶ Bildungs-Verein HH JB 1847; Gallois 1864, S. 242f., Voss-Louis 1987, S. 16.

³⁷ Zeise 1888, S. 237; Bildungs-Verein HH JB 1847, S. 11–13.



Abb. 17 Zeichen der Bildungsübergabe auf der Titelseite des »Fest-Programm des Bildungs-Vereins« 1854, als dieser ein unpolitischer Fortbildungsverein geworden war.

Campe Ende 1845 herausbrachte. »Die Bälgentreter von Eilersrode. Niedersächsische Dorfgeschichte«, die 1846 auch in Niederländisch erschien, behandelt sehr lebendig die Auseinandersetzung um das Amt des Balgentreters an der Orgel der Kirche, dessen Neubesetzung ein ganzes Dorf spaltet und auf amüsante Weise die zünftige Gesellschaft auf dem Lande verständlich macht.³⁸ Eine Vorladung der Polizeibehörde erhielt er wegen der Novelle »Der Steiger von Markus-Röhling«, weil der betreffende Steiger des Bergwerks gegen das Vorwort von Schirges klagte, er habe tödliche Unfälle in Kauf genommen.³⁹

³⁸ Schirges 1845.

³⁹ Will 1845; Staatsarchiv Hamburg, 331-2_1845

Hamburg, 16. Juli. Wie die *Weserzeitung* meldet, wird in Hamburg ein neues Handwerkerjournal „die Werkstatt“ vorbereitet. Die Werkstatt soll in Monatslieferungen mit Illustrationen erscheinen; sie geht hervor aus dem Bedürfnis nach Bildung und Erhebung der arbeitenden und besitzlosen Klassen und andererseits aus der Ueberzeugung, daß besonders die Presse die Verpflichtung hat, dies Bedürfnis an den Tag zu legen und ihm Befriedigung zu verschaffen. In Bezug auf die Proletariats-, Pauperismus- und andere Tagesfragen will sich die Redaktion (G. Schirges) vor kommunistischen und andern Einseitigkeiten hüten. Das erste, Ende dieses Monats erscheinende Heft wird unter Anderm Beiträge von Wenedey und Weitling enthalten.

Abb. 18 Anzeige für »Die Werkstatt«, 1845.

Das Zunftwesen verändern als Ziel

Als die wirtschaftlichen Schwierigkeiten zunahmen, bemühten sich die Mitglieder des Bildungsvereins und des Bundes der Gerechten, das Zunftwesen zu reformieren und weitere Organisationen der Selbsthilfe der Arbeitenden zu schaffen, teilweise innerhalb der Patriotischen Gesellschaft. Tischler und Bundesmitglied *Joachim Friedrich Martens* (1806–1877) stellte 1846 bei Hoffmann und Campe ein Programm zum *Zunftwesen in Hamburg in Conflict mit der Gesellschaft* und 1847 Forderungen zur notwendigen Umgestaltung der Zünfte vor: Öffentliche Ausstellungen der Handwerker sollten die Konkurrenz beleben, gemeinsamer Einkauf von Rohstoffen, Betrieb von Werkstätten und Verkauf in Magazinen Produktion und Vertrieb verbilligen und ein staatlich kontrolliertes Ausbildungs- und Prüfungswesen die Qualität von Ausbildung und Handwerksarbeit verbessern.⁴⁰

Im *Bund der Gerechten* fand nach der Annäherung von Marx und Engels im Laufe des Jahres 1847 eine Debatte darüber statt, ob ein neues Programm erforderlich wäre. Im Juni

1847 beschloss ein Kongress in London die Umbenennung in *Bund der Kommunisten*, um auszudrücken, dass man die Ansichten von Wilhelm Weitling, *Karl Grün* (1817–1887) und *Pierre-Joseph Proudhon* (1809–1865) überwunden habe, die Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und Arbeiterbanken für ein Mittel des Kampfes gegen das große Kapital hielten. Weil Martens nicht weisungsgemäß alle Papiere und Protokolle der Debatte vernichtete, kennen wir aus seinem Nachlass in der Hamburger Staatsbibliothek Carl-von-Ossietzky Vorentwürfe und Verlauf der Diskussion über das kommunistische Manifest.⁴¹ Die Hamburger Gemeinde lehnte die Umbenennung ab und wollte die Anhänger Weitlings und Proudhons nicht so angefeindet wissen.⁴² Der Hauptorganisator Georg Schirges vertrat diese Auffassung wohl nachdrücklich, denn auch in Zukunft wird er stärker als Marx und Engels im Handwerk neben den Gesellen die Meister, den Mittelstand, die mitarbeitenden Produktionsmittelbesitzer in Aktivitäten einbeziehen. Zu Karl Marx, der im Januar 1848 den Entwurf des Manifestes fertigstellte, gab es hingegen keine Differenz, dass Bewahrung von Zünften keine Lösung sei und das Bürgertum Feudalismus und zünftiges Gewerbe erst umwälzen und zerstören müsse und solle. Im ersten Teil des kommunistischen Manifestes, das die Bildungsgesellschaft für Arbeiter in London im Frühjahr 1848 druckte, heißt es dazu etwas zu voreilig und optimistisch: »Die Bourgeoisie hat in der Geschichte eine höchst revolutionäre Rolle gespielt. Die Bourgeoisie, wo sie zur Herrschaft gekommen, hat alle feudalen, patriarchalischen, idyllischen Verhältnisse zerstört. Sie hat die buntscheckigen Feudalbande, die den Menschen an seinen natürlichen Vorgesetzten knüpften, unbarmherzig zerrissen, und kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übrig gelassen, als

41 Kuczynski 1995. Programmentwurf [22 Fragen] Entwurf des kommunistischen Glaubensbekenntnisses, in: Andréas 1969, S. 51–58 und MEW 4, 1959, S. 363–380; Manifest, in: MEW 4, 1959, S. 459–493.

42 Andréas 1969, S.37, 68.

Nr. 0432.

40 Martens 1846, 1847.

das nackte Interesse, als die gefühllose ›baare Zahlung‹.«⁴³

4. Juni 1848 mittags: Gründungsidee von Meißner & Schirges

Gleich nach der Programmdiskussion im Sommer 1847 planten Georg Schirges und Otto Meißner die Gründung von Sortimentsbuchhandlung und Verlag. Tatsächlich fand dies aber erst ein Jahr später mitten in der Revolution statt.⁴⁴ Als die Februarrevolution 1848 in Frankreich ganz Europa in revolutionären Aufruhr versetzte, erhoben unter anderem die Mitglieder in Hamburg demokratisch-republikanische Forderungen, die der Verfassung eines deutschen Staates zugrunde liegen sollten. Auf dem Stiftungsfest des Bildungsvereins am 5. März 1848 hatte Schirges als scheidender Präsident verlangt, durch Bildung müsse der »kalte Gegensatz von Reich und Arm [...] erst gemildert werden, ehe ein minder leidensreiches Leben die Menschen wieder heiterer zu einander führt«. »Wir sind gefährlich allen Verräthern an der heiligen Sache des Volks, gefährlich allen, die die heiligen Rechte der Menschen schmälern, mißachteten und zu ihren egoistischen Zwecken ausbeuten, gefährlich allen Heuchlern und Feinden der Freiheit.« Ein Herr Jürgensen trug eine Parole aus Frankreich des Arbeitsministers *Louis Blanc* (1811–1882) vor, die dem Programm des Bundes der Gerechten in Hamburg entsprach: »Die Macht des Kapitals und die willkürliche Gewalt spielen überall die Hauptrolle, das Heer der Proletarier vergrößert sich täglich, und drohet, uns die Zukunft in Anarchie statt in Ordnung zu verwandeln; [...] das heiligste Recht (der Selbsterhaltung) muß man dem Menschen wiedergeben, und deshalb: Organisation der Arbeit und nieder mit dem Kapital!«⁴⁵ Dementsprechend wirkte der Bildungsverein für

Arbeiter im Koordinationsgremium der demokratischen Vereinigungen und brachte eine besondere Forderung ein, die nachhaltig wirken sollte: Die Nationalversammlung solle über eine Gewerbeverfassung beraten, die zünftig-ständische Reglementierung überwinden und dem Staat die Aufgabe der Ordnung der Berufsausbildung zuweisen.

Weil Schirges die Revolution in Berlin verpasst hatte, fuhr er am 21. März 1848 nach Berlin, um sich von Varnhagen von Ense informieren zu lassen. Am folgenden Tag nahm er mit Zehntausenden auf dem Gendarmenmarkt an den Begräbnisfeierlichkeiten teil für die am 18. und 19. März Gefallenen und erlebte mit, wie der König von Preußen beim Vorbeizug der Särge seinen Hut abnehmen und sich verbeugen musste auf dem Balkon des Schlosses, auf dessen Vorplatz die Kämpfe ihren Ausgang genommen hatten. Fliegende Blätter hatten die Namen von 150 Opfern bekannt gemacht, die Eingang fanden in Schirges' Bericht *Der Berliner Volksaufstand im März 1848*, der knapp einen Monat nach den Ereignissen bei Hoffmann und Campe herauskam. Den relativen Erfolg hätten Arbeiter aus den Vorstädten und die Intelligenz erstritten, die unter Schwarz-Rot-Goldener Fahne auf den Barrikaden kämpften, nachdem der König seine Truppen auf die jubelnde Bevölkerung hatte schießen lassen. Aus Schirges' Buch wissen wir, dass die meisten Toten Handwerker und Arbeiter waren. Varnhagen von Enses Gesprächsnotizen wurden durch Schirges gleich nach dem März-Aufstand bekannt und nicht erst 1861, als nach Varnhagens Tod dessen Nichte aus Hamburg, Ludmilla Assing, die Tagebücher mit großen Auslassungen veröffentlichte.⁴⁶

Handwerker- und Gewerbeordnung für Deutschland

Zurückgekehrt nach Hamburg, bereiteten die Mitglieder des Bundes der Gerechten oder Kommunisten eine Beratung über die Verfas-

43 Andréas 1969, S. 51–58; Manifest MEW 4 1959, S. 464.

44 bbb, 30.6.1848, S. 693.

45 Bildungs-Verein 1848, S. 5, 8, 18, 22; bbb No. 92, 17.10.1848, S. 1090.

46 Schirges 1848; Varnhagen von Ense 1861, 1863 und 1986.

sung des zünftig-ständischen Gewerbes vor, in dessen Rahmen der neue Verlag Meißner & Schirges entstand. Julius Campe hatte im Frühjahr 1848 die Zeitschrift *Telegraph für Deutschland* eingestellt und im April 1848 das Blatt *Mephistopheles* des anarchistisch geprägten Wilhelm Marr übernommen, der

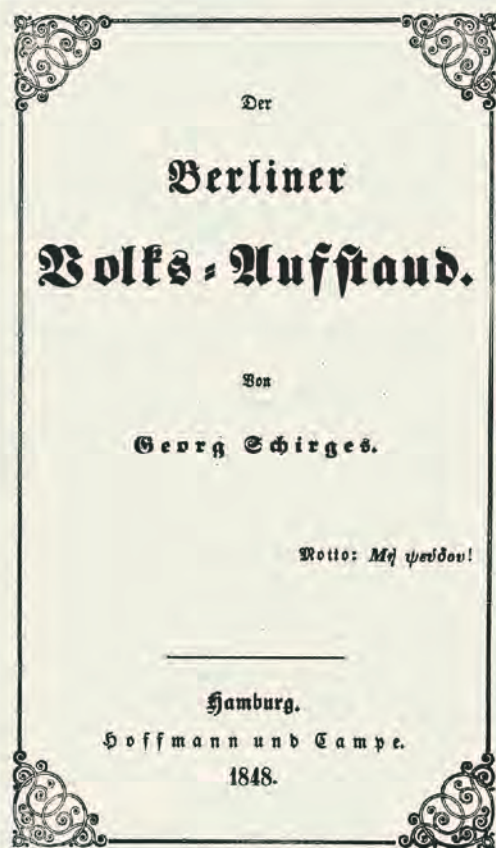


Abb. 19 Schirges' »Der Berliner Volksaufstand«, März 1848 erschienen; Innentitel.

sich im Kaiserreich zum Antisemiten entwickelte. Schirges, seines Hauptarbeitsfelds beraubt, gründete am 16. Juni 1848 mit dem Leiter der Buchhandlung von Hoffmann und Campe eine neue Verlags- und Sortimentsbuchhandlung, in der er redaktionell tätig sein sollte, Otto Meißner kaufmännisch und buchhändlerisch. Ein Inserat im Börsenblatt Ende Juni 1848 nannte eine Arbeitsteilung in

der Firma Meißner & Schirges, die sich nur kurz durchhalten ließ. »Dem Verlage werden wir hauptsächlich unsere Kräfte widmen, aber auch im Sortiment thätig sein. [...] G. Schirges ist zwar kein Buchhändler von Fach, hofft jedoch dem letztern sich nützlich zu machen.«⁴⁷ Unausgesprochen war die Verlagsgründung auf die Nationalversammlung bezogen, die ab Mai 1848 ein Jahr in Frankfurt am Main tagte und Ende Juni 1848 bereits eine Provisorische Zentralgewalt als vorläufige deutsche Regierung einsetzte. Ort, Tag, Stunde und Grund der Idee zur Gründung lassen sich erschließen aus dem ersten Buch von Meißner & Schirges. Im Zunfthaus der Schneider in Hamburg, dem nach dem Brand von 1842 wieder neuerbauten Schneideramtshaus am Pferdemarkt, heute Gerhart-Hauptmann-Platz, äußerte sich in einer Versammlung von Handwerksmeistern, die am 2. Juni 1848 mit annähernd tausend Personen in der Tonhalle begonnen hatte und mit insgesamt 186 ausgewählten Delegierten im Zunfthaus fortgesetzt wurde, am Sonntag, den 4. Juni 1848 gegen frühen Mittag der Protokollführer, der weder in der Teilnehmerliste vermerkt noch bis dahin als Redner aufgetreten war. Der Literat Georg Schirges erlaube sich, »den Vorschlag zu machen, einer hiesigen Verlagshandlung die Protocolle in Verlag zu geben, und eine bestimmte Anzahl fest zu bestellen. Auf diese Weise erwüchsen der Versammlung keine Kosten und die Protocolle kämen rasch ins Publikum.«⁴⁸ Daraufhin verwies die Versammlung diesen Vorschlag am dritten Tag ihrer Zusammenkunft an eine am 5. und 6. Juni 1848 tagende Kommission von Vertrauensleuten. Deren Ergebnisse hielt Schirges ebenso fest wie den Verlauf des dann folgenden ersten deutschen Handwerker- und Gewerbe-Kongresses in Frankfurt am Main. Ein Drittel der uns bekannten Protokolle und Materialien Deutscher Handwerker- und Arbeiterkongresse der Jahre 1848 bis 1852, und

⁴⁷ bbb 30.6.1848, S. 693.

⁴⁸ Dowe/Offermann 1983, S. [34], im Original S. 55f.

zwar die genauesten, verfasste Georg Schirges, der offenbar schnell mitschreiben konnte – bis das Licht ausging – wie er bei einer der Frankfurter Zusammenkünfte vermerkt. Bereits im Juli 1848 erschien die Broschüre mit dem Protokoll der *Verhandlungen der ersten Abgeordneten-Versammlung des Norddeutschen Handwerker- und Gewerbestandes zu Hamburg* im neuen Verlag Meißner & Schirges beziehungsweise G. Schirges ed. unter dessen Privatadresse Bleichenbrücke 21.⁴⁹ Statt der Organisierung von Arbeitenden zur Selbsthilfe stand der zünftig-ständische Schutz des eigenen Gewerbes im Vordergrund der Debatte, oder, mit den Worten des Präsidenten der Handwerkerversammlung Wischmann aus Bremen: »Man wolle weder Zunftzwang, noch ungebundene Gewerbefreiheit, keins von beiden Extremen führe zum Ziele [...] Gewerbefreiheit [...] untergrabe den Handwerkerstand, der Zunftzwang schade widersprechender Weise, da er den geschickten, tüchtigen, aber armen Arbeiter dem reichen Meister zinsbar mache. Beides müsse vermieden werden und zu dem Zweck hat der Verein zum Schutz des deutschen Gewerbestandes einen Abriß einer neuen Gewerbeordnung entworfen.«⁵⁰

Darüber verhandelten vom 15. Juli bis zum 18. August 1848 in Frankfurt am Main im dortigen Rathaus Römer über hundert Gewerksmeister aus 24 deutschen Einzelstaaten und machten der Nationalversammlung das Ergebnis dieser einzigen Beratung von Handwerkern zur künftigen Wirtschaftsordnung während der 1848er Revolution bekannt. Der Lehrer und Vorsteher der Elberfelder Deutsch-Katholischen Gemeinde *Hermann Joseph Aloys Körner* (1805–1882), der in der freireligiösen Bewegung mit Engels und Robert Blum zusammengearbeitet hatte, hielt sich in Frankfurt zur Beratung der das Schulwesen betreffenden Paragraphen der Grundrechte auf und ver-

hinderte Schlimmeres im Gewerbeparlament: »Hier aber fand sich noch so viele Engherzigkeit zusammen, daß es Mühe kostete, die Versammelten von der Aufstellung eines neuen Innungs-Systems abzuhalten und es bei einer ›Beschränkung durch Qualifikation zu einem Gewerbe‹ zu belassen.«⁵¹ »Es steht Jedem frei, seinen Beruf zu wählen und sich für denselben auszubilden, wie und wo er will.« – stand deshalb in den Grundrechten des deutschen Volkes und der Verfassung des Deutschen Reiches, die die Nationalversammlung im März 1849 beschloss, und auch in der Verfassung des Freistaates Hamburg von 1849, die die Hamburger Konstituante (1848–1850) verabschiedet hatte, aber nicht durchsetzen konnte. Garantiert werden sollte nicht die Freiheit, jeden Beruf auszuüben, wie es in Nordamerika galt, sondern nur die Freiheit, sich für jeden Beruf ausbilden zu lassen. Weil die Verfassung von 1849 scheiterte, tauchte diese Bestimmung erst nach der Revolution von 1918 in der Weimarer Verfassung auf und bildete die Grundlage des vielgerühmten staatlichen dualen Ausbildungssystems des Handwerks in Deutschland.⁵²

1848 schlossen sich nachträglich zahlreiche Handwerkerversammlungen dem Entwurf einer Handwerks- und Gewerbeordnung an und verlangten, Handwerk und Gewerbe wie bisher in Innungen zusammenzufassen, eine eigenständige Ausbildungsordnung zu bewahren und keinesfalls Gewerbefreiheit oder fabrikmäßige Produktion mit Handwerkern zuzulassen. Lehrlinge und Gesellen hatten weder an der Versammlung der Handwerksmeister in Hamburg noch in Frankfurt sprechen und mitwirken dürfen, protestierten dagegen und versammelten sich getrennt von den Meistern. Weil sie zusehends keine Aussicht hätten, im Handwerkerstand zu Meistern aufzusteigen, forderten sie Organisierung der Gesellen, Begrenzung der Lehrlingszahl und Zugänglich-

49 Entwurf 1848, in: Dowe/Offermann 1983, S. [3]–[41], im Original S. 55, 47, 64–66.

50 Am 2. Juni 1848, nach Deutsche Zeitung 1848, 1/6 = Jg. 2, S. 1560.

51 Körner Bd. 2, 1866, S. 7.

52 § 28 bzw. § 158, Blos 1893, S. 654; gleichlautend Art. 155 Verfassung Hamburg 1849, S. 24.

keit der Versorgungskassen des Handwerks, ohne die zünftig geordnete Handwerkerwirtschaft infrage zu stellen.⁵³

Georg Carl Winkelblech und das Programm der Föderalisten

Meister-Versammlungen und sich abspaltende Gesellen-Versammlungen zusammenzubringen wollte der Delegierte des Bildungsvereins Kassel Georg Carl Winkelblech (1810–1865), den Georg Schirges in Hamburg kennenlernte und der ihn zum Umzug nach Frankfurt veranlasste. Winkelblech, der unter dem Schriftstellernamen Carl Marlo teilnahm, hatte als Lehrer an der Höheren Gewerbeschule in Kassel 1843 die elenden Zustände im ersten großen Chemiebetrieb Skandinaviens kennengelernt, dem Blaufarbenwerk in Modum, das 1840 mit 1.200 Arbeitern zum größten Industrieunternehmen Norwegens aufgestiegen war. Die Zustände in dem ländlichen Werk veranlassten ihn zu einer Kritik des ökonomischen Liberalismus, die er 1847 mit Ansätzen des Kommunismus zu konfrontieren begann. Seine *Untersuchungen über die Organisation der Arbeit oder System der Weltökonomie* bildeten die Grundlage des Programms der sogenannten Föderalisten, das eine starke Minderheit der Delegierten in Frankfurt teilte. Statt Gewerbefreiheit forderten sie eine alle Industriezweige umfassende »natürliche Zunftverfassung«. Nicht das Eigentum, sondern die Arbeit von Arbeitern, Handwerksmeistern und Kleinunternehmern sollte bestimmen, wieviel ihnen zukomme bei Gemeineigentum der verwendeten Mittel. Den Rahmen für die private Produktion in diesem Innungssozialismus sollte ein Staat bilden, der als demokratisches Gemeinwesen Erziehung, öffentliche Arbeiten und Verkehrssystem organisierte. Dies widersprach Vorstellungen der Kommunisten, die eine Organisation der Arbeitenden getrennt von den Besitzern der Produktionsmittel für erforderlich hielten, um in einer gesellschaftlich geplanten Produktion den

⁵³ Verhandlungen 2. Bd. 1849, Beilagenheft ab S. 870.

Mechanismus der kapitalistischen Konkurrenz zu überwinden.

Eine Woche nach Ende der vierwöchigen Beratungen der Handwerksmeister war »die Willensmeinung des großen deutschen Mittelstandes in der socialen Frage«⁵⁴ im Verlag Meißner & Schirges in Hamburg erhältlich. Der junge Verlag verbreitete den *Entwurf einer allgemeinen Handwerker- und Gewerbe-Ordnung für Deutschland* Ende August und Ende September in zwei Auflagen von jeweils 10.000 Stück, deren zweite das Socialistische Programm der Föderalisten beigefügt war. Die ausführliche Niederschrift der *Verhandlungen des ersten deutschen Handwerker- und Gewerbe-Congresses* kam im Oktober 1848 hingegen nicht in Hamburg, sondern in Darmstadt beim Verlag von Ludwig Pabst heraus. Beteiligte berichteten im Februar 1849 in den *Mittheilungen des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen* über den Meisterkongress und den *Gesellen-Kongress zur Hebung der gewerblichen Arbeiter*. Die Polizei sah darin den Versuch, »das freie Vereinsrecht zum Hervorrufen von Vereinen der Arbeiter« zu nutzen.⁵⁵ Ausdrücklich als Gegenschritt annoncierte Meißner & Schirges im September 1848 eine Broschüre über *Mängel und Vortheile* dieses Entwurfes von Albert Rosengarten (1809–1893), einer der ersten selbstständigen jüdischen Architekten in deutschen Landen, der nach 1848 zahlreiche Bauten in Hamburg entwerfen wird. Dort trat er auf »gegen den gesetzlichen Zwang, der Innung beizutreten im Interesse der Freiheit der Einzelnen«.⁵⁶

⁵⁴ bbb 4.7.1848, No. 61, S. 702; No. 80, 8.9.1848, S. 917; No. 85, 26.9.1848, S. 994 am 22.9.1848; bbb 20.10.1848, S. 1098, Anzeige bbb No. 80, 8.9.1848 S. 924.

⁵⁵ Mittheilungen Centralverein II. 1.2.1849, S. 165–198 und S. 208–217, Anhänge bis S. 220; Wermuth/ Stieber 1853/1969, S. 143f.

⁵⁶ Erschienen bbb 10.10.1848 S. 1042; Brämer 2020, S. 25–42; Rosengarten, Albrecht, in: <http://www.dasjuedischehamburg.de/inhalt/rosengarten-albert>; in: Hessische Biografie <<https://www.lagis-hessen.de/>

Der Entwurf einer Gewerbe-Verfassung trennte die beiden Kompagnons von Meißner & Schirges zunächst nur örtlich, ohne dass sich inhaltliche Differenzen abzeichneten. Otto Meißner konzentrierte sich auf den Buchhandel in einem am Rathausmarkt gelegenen Haus und gewann dadurch ökonomische Unabhängigkeit für ein Verlagsprogramm, das in den folgenden zwei Jahren Georg Schirges bestimmte. Der blieb in Frankfurt und redigierte im Auftrag des Handwerkerkongresses seit Oktober 1848 das bei Pabst in Darmstadt zwei Mal pro Woche erscheinende *Allgemeine Deutsche Gewerbeblatt*. Dieses Organ verstand sich als Nachfolgerin der von *Friedrich List* (1789–1846) initiierten Zeitschrift, eines mit Heinrich Heine bekannten Nationalökonom, der einen größeren deutschen Staat durch Entwicklung der Produktivkräfte unter Schutzzöllen erhofft hatte, unter anderem durch den Ausbau des Eisenbahnsystems. Das im Juli 1849 zum wöchentlichen Organ des *Allgemeinen deutschen Vereins zum Schutz der vaterländischen Arbeit* umgewandelte Blatt vertrat Forderungen des föderalistischen Programms für Arbeitende und Produktionsmittelbesitzer wie Schutzzölle für Handwerker und Gewerbe, progressive Einkommens- und Vermögenssteuer, Staatsbanken, unentgeltliche Schulbildung, Verpflichtung des Staates zur Fürsorge und der Bürger für eigene Vorsorgeaufwendungen.⁵⁷

Politische Aufklärung

Während dieser Redaktionsarbeit in Frankfurt verfasste Schirges fast alle Bücher für den Verlag in Hamburg. Sein Bruder Heinrich schrieb fiktive Briefe über den von der Nationalversammlung bestimmten Reichsverweser, die Notwendigkeit des Rücktritts des erzreak-

pnd/103115781> (Stand: 15.4.2021); <<https://www.lagis-hessen.de/pnd/103115781>> (Stand: 15.4.2021); <https://architekturzeichnungen.museum-kassel.de/0/33725/>; Lienhart 2017.

⁵⁷ Entwurf 1848, S. 29–32, Dowe/Offermann 1983, S. 192f.

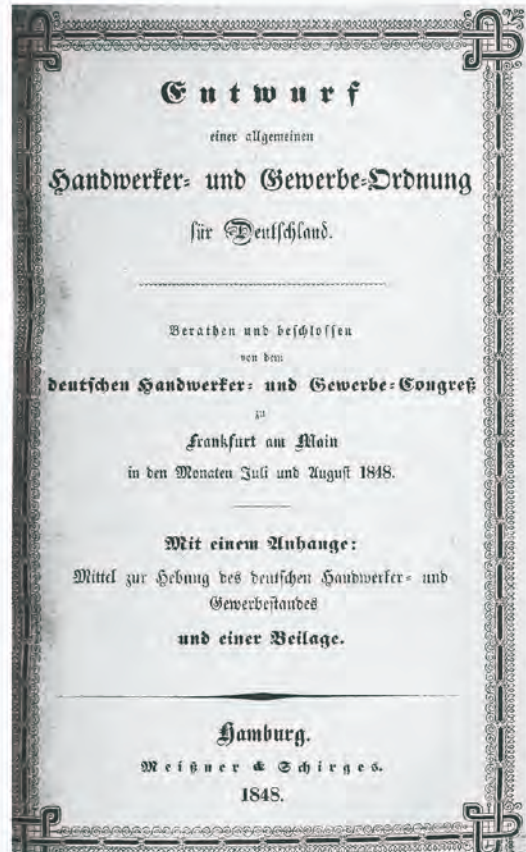


Abb. 20 »Entwurf einer Handwerker- und Gewerbe-Ordnung«, Hamburg 1848.

tionären Königs Ernst August von Hannover (1771–1851) und die Nutzlosigkeit, Kosten und Gefahren eines stehenden Heeres, um »den gemeinen Mann zum Verständnis der Zeit [...] bringen [...].«⁵⁸ Das vermutlich von Georg Schirges 1849 verfasste Flugblatt »*Von der Ilmenau*« mit Bezug auf den durch Lüneburg fließenden Fluss hat sich bisher nicht in einem gedruckten Exemplar finden lassen. Drei weitere Bücher behandelten Probleme des Theaters. Im Frühjahr 1848 übersetzte Schirges »*Geschichte des französischen Theaters während der ersten Revolution*«, eine Artikelreihe aus dem »*Corsaire*« vom September und Oktober 1847 des Pariser Sprachforschers

⁵⁸ bbb 25.7.1848 S. 773, bbb 4.8.1848 S. 805; bbb 5.9.1848, M&S, S. 907.

und Archäologen *Charles Adolphe Toubin* (1820–1891). Im Vorwort bekannte Schirges: »Wir brauchen uns nicht mehr in die verblümmte Redeweise, nicht mehr zwischen die Zeilen zu verkriechen, um nur leise anzudeuten, was wir so gern gerade heraus gesagt hätten; [...] das freie National-Theater ist eine Waffe gegen die Reaction, zögert nicht sie anzuwenden.«⁵⁹ In »*Die Oper in Deutschland und das Theater der Neuzeit*« erörterte im April 1849 der international erfahrene österreichische Operntenor *Anton Josef Michael Julius Cornet* (1793–1860), der bis 1841 die Opernsparte des Stadttheaters Hamburg am Dammtor geleitet hatte, Bedingungen angemessenen deutschen Musiktheaters.⁶⁰ Des Nachfolgers am Hamburger Stadttheater, des Schauspielers und Regisseurs *Jean Baptiste Baison* (1812–1849), gedachte das »*Lebensbild*« vom November 1851, angeblich »von einem Schauspiel«. Tatsächlich verfasst hatte es *Ottolie Davida Assing* (1819–1884), die nach dem Tod ihrer Eltern im Gegensatz zu ihrer Schwester im Streit von ihrem Onkel Karl August Varnhagen von Ense aus Berlin über Dresden nach Hamburg zurückgekehrt war und ihr ererbtes Vermögen in das Theaterunternehmen von Baison gesteckt und verloren hatte.⁶¹

Ökonomische Veränderungen behandelten zwei weitere Publikationen. Im April 1849 fand ein Kongress von Gerbern, Forst- und Landwirten und Staats-Oeconomen in Leipzig statt, den Schirges angeregt hatte, der dem Mangel an Eichenrinde zum Gerben wegen der Privatisierung von Grund und Boden durch Eichenschälwäldungen unter Zollschutz begegnen wollte.⁶² Schirges wird auch die anonym erschienene Broschüre *Ueber*

59 Toubin 1, 1848, 2, 1851; *Le Salut public*, Paris No. 1 am 27. 2. und No. 2 am 1. März 1848.

60 Cornet 1849, bbb 24. 4. 1849, S. 426 und 430, bbb 25. 9. 1849, 10, S. 1018.

61 Baison 1851.

62 Norddeutsche Gerbervereine 1849 Heft I u. II; *Leipziger Ztg.*, Erste Beilage zu Nr. 116, 26. April 1849, S. 2089; *Kritische Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft* 27, 1849, S. 92–108.

den Einfluß der Eisenzölle auf die Landwirthschaft vom November 1850 geschrieben haben, die darstellt, wie Schutz-Zölle auf Eisen über die dann teurer werdenden Geräte und Maschinen auf die Preise landwirtschaftlicher Produkte einwirken.⁶³ Der Ende 1850 von ihm herausgegebene *Kalender für deutsche Arbeit. Nebst allerlei Kurzweil für den Feierabend auf das Jahr 1851* befasste sich vor allem mit der Organisation der Arbeit im landwirtschaftlichen Bereich, »wie hie und dort noch geholfen und verbessert werden muß, damit Handel und Wandel blühe, die deutsche Arbeit wachse und gedeihe, damit der deutsche Arbeiter seiner Mühen froh werde, und deutscher Wohlstand sich mehre und ausdehne.«⁶⁴ Die Ausgabe für das kommende Jahr 1852 erschien nicht mehr bei Meißner & Schirges in Hamburg, sondern im Verlag von Auffarth in Frankfurt am Main.

Im Dezember 1853 gab Otto Meißner im Börsenblatt bekannt, dass die bereits »seit dem 22. December 1848 in meinen alleinigen Besitz übergegangene und bisher unter der Firma Meissner & Schirges geführte Buchhandlung« unter dem Namen Otto Meissner fortgeführt werde. Da waren Georg Schirges und Georg Winkelblech bereits in Schwierigkeiten geraten im *deutschen Verein zum Schutz vaterländischer Arbeit*. Im Konflikt um Schutzzölle hatten sie sich zu sehr auf die Seite des von Preußen dominierten Zollvereins geschlagen, während der unter Leitung des Fürsten Felix zu Hohenlohe-Oehringen stehende Verein sich im April 1851 für eine gesamt-deutsch-österreichische Zoll- und Handelseinigung aussprach. Im April 1852 wurde Schirges aus seiner mehrjährigen Stellung entlassen und gegen Winkelblech ein Hochverratsprozess angestrengt, in dessen Zuge auch die politische Haltung des Literaten Georg Gottlieb Schir-

63 Eisenzölle 1850.

64 Großherz. badisches landwirthschaftliches Wochenblatt, Karlsruhe 18, 1850, S. 220; *Didaskalia* 1850, 10, Jg. 28, No. 298, Sa. 14. 12. 1850, S. 264.



Abb. 21 Die vier Protagonisten des »Gewerbeblattes des Vereins zum Schutz vaterländischer Arbeit«, in: Bilder-Welt 1853. – Von oben (im Uhrzeigersinn): Karl Winkelblech, Georg Schirges, Friedrich List, Felix Eugen Wilhelm Ludwig Albrecht Karl, Prinz zu Hohenlohe.

ges untersucht wurde.⁶⁵ Winkelblech wurde Mitte 1853 zwar freigesprochen, konnte aber wegen Erkrankung nicht mehr in seine vorherige Stellung als Gewerbelehrer zurückkehren. Georg Schirges, der sich neben der Arbeit für das Gewerbeblatt auch literarisch betätigt hatte, begann im Februar 1852 für ein Auftreten deutscher Gewerbebetriebe bei der New-Yorker Kunst- und Industrie-Ausstellung zu werben, die ab Juli 1853 tatsächlich im New Yorker Crystal Palace stattfand. Im Mai 1852 trat Schirges seine gewerblich statistische Anstalt, für die er volkswirtschaftliche Studien verfasst hatte, an einen Kompagnon ab. 1854 siedelte er nach Mainz über, nahm Kontakt zu seinem früheren Förderer Karl Gutzkow auf und veröffentlichte literarische Texte in dessen Zeitschriften, die allmählich den Schwerpunkt Flößerei und Schifffahrt bekamen.

An der Weltausstellung in Paris 1855 nahm er schon als Sekretär der Handelskammer in Mainz teil und war Preisrichter für das Groß-Herzogtum Hessen unter anderem über Gegenstände des Bedarfs für die arbeitenden Klassen. Über die zweite große Weltausstellung nach London 1851 veröffentlichte er ein vielbeachtetes Buch, in dem er über die Konkurrenz weiter industrialisierter Länder feststellte: »O nein, wir laufen nicht so nebenher, wir sitzen nicht am Katzentisch, sondern strecken unsere Füße unter derselben Tafel aus, an der Frankreich und England sich's bequem gemacht haben.«⁶⁶ Bei der Weltausstellung in Paris zeigte sich die Modernisierung, die unter diktatorischen Verhältnissen unter Louis III. Bonaparte stattfand, der Umbau der Innenstadt zu einem Ort bürgerlicher Öffentlichkeit, des Verkaufs und Konsums, der in ganz Europa nachgeahmt wurde. Schirges sparte aber auch nicht die Folgen für die Arbeitenden aus:

65 Der Bayerische Eilbote, No. 79, So. 18. April 1852, S. 430; Regensburger Tagblatt, Nr. 107, 18. April 1852, 1-6, S. 470; Neue Münchener Zeitung, 1852, [1] = Jan.-Juni, Beilage zu Nro. 102, 29. April 1852, S. 821f.

66 Schirges 1855, S. VII.

»Es ist gut gesagt: Morgenstunde hat Gold im Munde; besonders wenn man es mit deutscher Frühstücksbehäbigkeit sagen kann. Für den Arbeiter sind sie ernst, die ersten Morgenstunden bei leerem Magen. Manchen Gesichtern, die da an Euch vorüberhuschen, hat der Schlaf die Sorgenfalte nicht verwischen, das Wasser die Spuren schwerer Träume, die Züge der Leidenschaft, den Morgenernst nicht abwaschen können.«⁶⁷

Rheinbefahrung

Das in den Folgejahren wichtigste Betätigungsfeld von Georg Schirges, die Regulierung der Schifffahrt auf dem Rhein, hatte sich im Frühjahr 1855 in einem Konflikt mit Preußen eröffnet, als in Köln eine Brücke über den Rhein ohne Durchlass gebaut werden sollte. Als Bevollmächtigter der Mainzer Handelskammer und der Dampfschleppschifffahrt wurde Schirges Mitglied eines Komitees, das gegen das Bauvorhaben remonstrierte, weil die Dampfschiffe nur bis Köln hätten gelangen können. Mit anderen fand er die Lösung, die Schornsteine und Masten bei Brückendurchfahrt umzulegen und den Umbau der Schiffe zu subventionieren. Damit war allen genützt, zumal sich eine Konkurrenz zwischen den durch Spekulation stark ausgebauten Eisenbahnen und dem Schiffsverkehr zu entwickeln begann. Aus dieser Zeit stammt wohl die Behauptung seiner Freunde, er sei in Mainz für die Rheindampfschifffahrt tätig – tatsächlich übernahm er Aufgaben bei der innerstaatlichen Regulierung der gesamten Rheinschifffahrt in der hochrangig besetzten Rheinschifffahrts-Central-Commission. Der Wiener Kongress 1814 hatte im Prinzip die Zugänglichkeit der Wasserwege für alle Anrainerstaaten verlangt. Für den Rhein als wichtigsten Transportweg in das künftige Industrieviertel waren die Regeln des gleichberechtigten Zuganges in der Rheinschifffahrts-Akte am 31. März 1831 vereinbart worden zwischen

67 Schirges 1855, S. 261f.

den Anrainerstaaten Baden, Bayern, Frankreich, Hessen, Nassau, Holland und Preußen. Georg Schirges wurde für die zwischenstaatliche Regulierungskommission 1857 als Archivar, dann Protokollführer und 1869 bis 1871 als deren Sekretär tätig zu einer Zeit, als das Abkommen von 1831 den veränderten Bedingungen angepasst werden musste, was mit der Mannheimer Rheinschiffahrts-Akte 1868 gelang. Der Rhein wurde für die entstehende Industrie zu einem für alle Anrainer zugänglichen Schifffahrtsweg mit einheitlichen Zöllen und Verkehrsvorschriften.⁶⁸ Als Schreiber der mit Diplomaten besetzten Kommission veröffentlichte Schirges fünf sehr verständliche *Jahrbücher für Handel, Schifffahrt und Industrie der Rheinländer Rhenus*, die neben den Vorschriften über Ausbildung, Fahrt und Ausrüstung der Schiffer auch die Hindernisse schilderte, die einem durchgehenden Verkehr auf dem Rhein entgegengestanden hatten: Zollerhebung in jeder Stadt, Zuständigkeit einer Schiffergilde für jeden Stromabschnitt und unterschiedliche Ausrüstung von Fahrzeugen und Landeplätzen.⁶⁹

Als sich Gewerbefreiheit auch in anderen deutschen Ländern als Preußen durchzusetzen begann, verlegte die Rheinschiffahrts-Zentral-Kommission ihren Sitz von Mainz nach Mannheim, und Georg Schirges zog mit dem Archiv im September 1860 um.⁷⁰ Sein Freund Zeise besuchte ihn in Mainz. »Sein schönes, dunkles Haar war beinahe schneeweiß geworden, aber der freundliche Ausdruck seiner Augen, sowie sein Wesen waren sich gleich geblieben.«⁷¹ Neben der Zusammenarbeit für die Sitzungen publizierte er über die Fortschritte der Industrie, nahm am deutschen Gerberkongress 1861 teil, sprach 1865 über die Bedeutung der Werkzeuge für die Indus-

68 bbb 2.1.1854, S. 4; Schirges 1855; Protokolle Rheinschiffahrts-Kommission 1867, S. 187.

69 Rheinstrom (Rhenus) 1857 bis 1863.

70 Leipziger Zeitung Beilage zu No. 240, Di. 9. Oktober 1860, S. 4859.

71 Zeise 1888, S. 237.

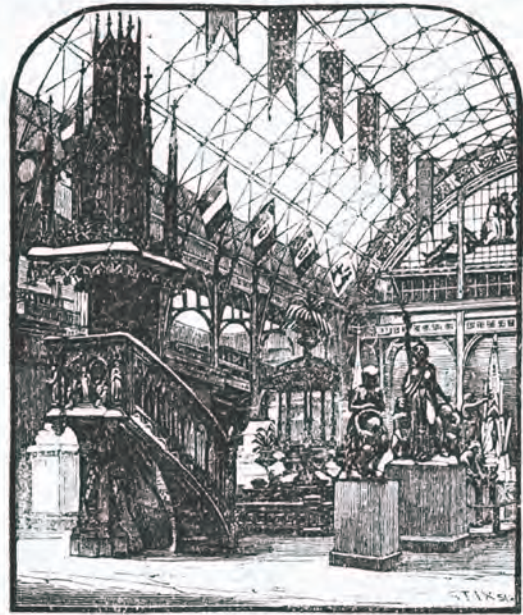


Abb. 22 Titelgrafik von Schirges Bericht über die Pariser Weltausstellung 1855.

trie und sandte einen telegrafischen Gruß zum 20-jährigen Bestehen des Bildungsvereins für Arbeiter in Hamburg. 1869 stieg er nach der Reform der Rheinschiffahrts-Akte vom Anfertiger der Niederschriften zum Sekretär der Kommission auf – mit einem Jahresgehalt von 4.500 Franc – und begann, die »*Rheinische Schifferzeitung*« herauszugeben.⁷²

Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71 mit der ursprünglich nicht beabsichtigten Annexion von Elsass-Lothringen stellte für Georg Schirges und seine Frau einen grundlegenden Einschnitt dar. Ihr Sohn Egon hatte sich nach dem Abitur als Ingenieur freiwillig zur Hannoverschen Armee gemeldet, war bei der Belagerung von Straßburg mit einem anderen Freiwilligen aus Mannheim auf Patrouille zur Prüfung eines Vorwerks geschickt worden, nach glücklicher Rückkehr nach der Beschaffenheit der Türen gefragt, nochmals auf Streife gegangen, wurde bei aufgehendem Mond von einer französischen

72 Protokoll ZKfdr (1869), S. 75.

Kugel getroffen und starb am 13. September 1870 mit noch nicht einmal zwanzig Jahren. Er liegt auf dem Friedhof zu Eckbolsheim im Elsass begraben.⁷³ Heinrich Zeise meinte dazu 1888: »Diesen Verlust hat er niemals zu überwinden vermocht.«⁷⁴ Möglicherweise hat der Tod des einzigen Sohnes dazu beigetragen, dass sich Georgs Frau Louise 1878 in Heilbehandlung in der Heil- und Pflegeanstalt Illenau begab und dort bis zu ihrem Tode unter Vormundschaft verblieb.⁷⁵

Nachdem Elsass-Lothringen annektiert worden war, nahm der deutsche Vertreter für das Gebiet den Platz von Frankreich ein, und Schirges wird nicht mehr in den Protokollen der Rheinschiffahrts-Commission genannt. 1873 ist er Sekretär der Handels- und Gewerbekammer der Pfalz zu Ludwigshafen. 1872 nimmt er angeblich als früherer Sekretär der Kommission an einem Kanalbauprojekt teil, befährt aber als Sekretär mit der Strombefahrungskommission im September und Oktober 1874 den Rhein von Basel bis nach Arnheim und erhält im gleichen Jahr das Ritterkreuz 2. Klasse für seine Verdienste um die Regelung der Rheinschiffahrt. Währenddessen schrieb er als Wirtschaftsjournalist u. a. für die Frankfurter Zeitung und berichtete von der Wiener Weltausstellung 1873. Der entstehenden Arbeiterbewegung galt er als National-Liberaler, den man Anfang 1871 nicht zum Vorsitzenden des Mannheimer Arbeiterbildungsvereins hätte wählen dürfen, woraufhin Schirges den Vorsitz niederlegte und aus dem Verein austrat.⁷⁶ Beschäftigt mit Plänen für den Umbau Mannheims und mit

Erinnerungen an seine Jugend, erkundigt er sich bei Zeise mehrfach nach dem Glüsinger Markt bei Lauenburg, den er aus seiner Jugend kannte, plant, den Freund Heinrich Zeise in Friedrichsruhe bei Hamburg und seinen Bruder in London zu besuchen, als er am 23. Februar 1879 plötzlich an einem Schlaganfall stirbt. Seine Frau Louise verbrachte noch zehn weitere Jahre bis zu ihrem Tode in der Badener Heil- und Pflegeanstalt Illenau, deren Vormundschaft Schirges 1878 geregelt hatte. Vielleicht hatte Heinrich Zeise das gemeint, als er schrieb, der liebe Freund habe »stets dem Besten nachgestrebt, vom Glücke aber nicht begünstigt wurde«. »Bald nach seinem Hinscheiden übersandte mir seine einzige Tochter die sprechend ähnliche Fotografie des Vaters.«⁷⁷ Wenn sich dieses Foto finden ließe, hätten wir ein besseres Bild von Georg Schirges, dessen Beitrag zur Herausbildung einer eigenständigen Arbeiterbewegung, zur Entstehung der dualen Berufsausbildung in Deutschland und zur Schiffbarmachung des Rheins für die Zwecke der Industrie nicht vergessen werden sollte.

Abkürzungen & abgekürzt zitierte Literatur

ADB = Allgemeine Deutsche Biographie. Hrsg. durch die Hist. Commission bei der Kgl. Akad. der Wissenschaften. Bd. 1–56. Leipzig 1875–1912.

bbb = Börsenblatt für den deutschen Buchhandel. Leipzig 1834ff.

DHA = Düsseldorfer Heine Ausgabe: Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke hg. von Manfred Windfuhr, Hamburg 1973–1997.

H & C = (Verlag) Hoffmann und Campe.

HB = Hamburgische Biographie, hg. von Franklin Kopitzsch und Dirk Brietzke. Band 1 und 2, Hamburg 2001–2003, Band 3 bis 8 Göttingen 2006–2023.

HSA »Heine-Säkularausgabe«, Weimar 1970–1984.

JB = Jürgen Bönig.

M & S = (Verlag) Meißner & Schirges.

⁷³ Regensburger Tageblatt No. 259, 20.9.1870, S. 1107.

⁷⁴ Zeise 1888, S. 238.

⁷⁵ Personalakte Elisabeth Luise Schirges, geb. 1814, Landesarchiv Baden-Württemberg, Abt. Staatsarchiv Freiburg, B 821/2 Nr. 17180, http://www.landesar-chiv-bw.de/plink/?f=5-623917; 32/2001_06795; Entmündigung der Luise Schirges, geb. Hildewig, <https://scope.mannheim.de/detail.aspx?ID=45727>.

⁷⁶ Karlsruher Zeitung 11. Februar 1871, Badischer Beobachter 22. Februar 1871.

⁷⁷ Zeise 1888, S. 237f.

MDZ = Münchener Digitalisierungszentrum/Digitale Bibliothek der Bayerischen Staatsbibliothek.
 MEW = Marx-Engels-Werke. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED. Dietz, Berlin-Ost 1956ff.
 SUB Hamburg = Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky.

Quellen-/Literaturverzeichnis

- Adler 1977/1981* Hans Adler (Hg.): Literarische Geheimerberichte. Protokolle der Metternich-Agenten, Bd. I, 1840–1843, Köln 1977; Bd. II, 1844–1848, Köln 1981.
- Andréas 1969* Bert Andréas (Hg.): Gründungsdokumente des Bundes der Kommunisten Juni bis September 1847. Hamburg 1969.
- Anonym [Georg Schirges]: Lüneburg*, in: Das Königreich Hannover ..., Zweite Ausgabe. Darmstadt 1846, S. 65–80.
- Baison 1851* Anonym hrsg von einem Schauspieler [i. e. Otilie Davida Assing]: Jean Baptiste Baison. Ein Lebensbild. M & S, Hamburg 1851.
- Barnikol 1932* Ernst Barnikol: Geschichte des religiösen und atheistischen Frühsozialismus. Erstausgabe des von August Becker 1847 verfassten und von Georg Kuhlmann eingelieferten Geheimerberichtes an Metternich und von Vinets Rapport nebst einer Einleitung von Ernst Barnikol. Kiel 1932.
- Beer 1923* M. Beer: Die neueste Zeit bis 1920. (= Teil 5 v. M. Beer: Allgemeine Geschichte des Sozialismus und der sozialen Kämpfe). Berlin 1923.
- Bilder-Welt 1853* Die Bilder-Welt, Die Naturwissenschaften, die Länder- und Völkerkunde etc. In systematisch geordneten Illustrationen, Erste Abtheilung Band 1 1. Lieferung Portrait-Galerie. Leipzig 1853 (Digitalisat: MDZ Bayerische Staatsbibliothek).
- Bildungs-Verein HH 2. Jahrb., 1847*. Zweiter Jahresbericht des Bildungs-Vereins für Arbeiter in Hamburg, verlesen am Stiftungsfeste, den 14. Februar 1847, Hamburg 1847.
- Bildungs-Verein HH Reden 1847*. Reden, gesprochen am Stiftungsfeste des Bildungs-Vereins für Arbeiter in Hamburg, nen 14. Februar 1847. Hamburg, 1847
- Bildungs-Vereins 1848* Hamburger [Drittes] Stiftungsfest, gefeiert am 5. März 1848, Hamburg: M & S 1848.
- Blos 1893/1979* Wilhelm Blos: Die Deutsche Revolution. Geschichte der Deutschen Bewegung von 1848 und 1849. Illustriert von Otto E. Lau. 1893, Nachdruck Berlin, Bonn 1979.
- Bluntschli 1843* Johann Kaspar Bluntschli: Die Kommunisten in der Schweiz nach den bei Weitling vorgefundenen Papieren. Wörtlicher Abdruck des Kommissionsberichtes an die H. Regierung des Standes Zürich. Zürich 1843.
- Bönig 2017* Jürgen Bönig: Karl Marx in Hamburg. Der Produktionsprozess des »Kapital«, Hamburg 2017.
- Bönig 2021* Jürgen Bönig: Industrie 1.0. Friedrich Engels und der Aufstand der schlesischen Weber 1844, in: Aus dem Antiquariat NF 19, Heft 1, 2021, S. 7–15, Rubrik Sozialkritik.
- Bönig 2024* Jürgen Bönig: Otto Meißner, Verleger des »Kapital«. Ein 1848er in Hamburg. Hamburg 2024.
- Brümmer I 1876 / II 1877* Franz Brümmer: Deutsches Dichter-Lexikon, 2 Bde. Eichstätt und Stuttgart 1876, 1877.
- Brümmer 1890* Franz Brümmer: Schirges, Georg Gottlieb. In: ADB Bd. 31. Leipzig 1890, S. 309f.
- Brümmer 1913* Franz Brümmer: Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten. Leipzig 1884, 6. Aufl., Leipzig 1913.
- Britzke, 2012* Dirk Britzke: »Schirges, Georg Gottlieb«, in: HB Bd. VI. Göttingen 2012, S. 291–293.
- Büchner 2013* Ralf Beil, Burghard Dedner (Hg.): Georg Büchner. Revolutionär mit Feder und Skalpell. Katalog zur Ausstellung in Darmstadt. Darmstadt, Ostfildern 2013.
- Bund der Kommunisten I, 1970*. Dokumente und Materialien Bd. 1, 1836–1949. Berlin-Ost 1970.
- Cornet 1849* Anton Josef Michael Julius Cornet: Die Oper in Deutschland und das Theater der Neuzeit. Aus dem Standpuncte practischer Erfahrung. Mit einem Vorwort von G. Schirges. M & S, Hamburg 1849.
- Dowe/Offermann 1983* Dieter Dowe, Toni Offermann (Hg.): Deutsche Handwerker- und Arbeiterkongresse 1848–1852. Protokolle und Materialien. Berlin, Bonn 1983.
- Ed 1840* Christoph Marquard Ed: Die Hamburger Säcularfeier der Erfindung des Buchdrucks am 24. und 27. Juni 1840, Hamburg 1840.
- Eisenzölle 1850* Anonym [Georg Schirges (?): Ueber den Einfluß der Eisenzölle auf die Landwirthschaft. M & S, Hamburg 1850.

- Entwurf 1848* Entwurf einer allgemeinen Handwerker- und Gewerbe-Ordnung für Deutschland, beraten und beschlossen von dem deutschen Handwerker- und Gewerbe-Congreß zu Frankfurt am Main in den Monaten Juli und August 1848. 2. Aufl., enthaltend eine Beilage: Socialistisches Programm, [separat K. G. Winkelblech, G. G. Schirges: Programm der Föderalisten, Darmstadt 1849]. M&S, Hamburg 1848.
- Gallois 1864* Johann Gustav Gallois: Hamburgs neueste Zeit, 1843 bis 1860. Hamburg 1864.
- Gerberverein 1848* Kommission des Norddeutschen Gerberverein (Hg.): Norddeutsche Gerbersammlung. Neuhaldensleben und Berlin 1849.
- Haage 1898* Karl Haage: Briefe und Reden des Direktors des Johanneums aus den Jahren 1823 bis 1842, bearbeitet von ... Rudolf Haage, in: Jahrbuch des Johanneums zu Lüneburg, Ostern 1898. Lüneburg 1898, S. 3–34.
- Heeb 1944* Friedrich Heeb: Von den Maschinenstürmern zu den Redlichen Pionieren. Zur Jahrhundertfeier der Genossenschaftsgründung von Rochdale 1844. Zürich 1844. Faksimile Hamburg 1944.
- Körner 1865/1866* Herm. Jos. Aloys Körner: Lebenskämpfe in der Alten und der Neuen Welt. Eine Selbstbiographie. Bd.1, Leipzig 1865; Bd. 2, Zürich, New York 1866.
- Kuczynski 1995* Thomas Kuczynski: Das Kommunistische Manifest. Manifest der Kommunistischen Partei von Karl Marx und Friedrich Engels. Von der Erstausgabe zur Leseausgabe, mit einem Editionsbericht. Trier 1995.
- Lay 1843* Tradescant Lay: China und die Chinesen. Aus dem Englischen von Heinrich Schirges. H&C, Hamburg 1843.
- Lüneburg 1843* Anonym [Georg Schirges]: Lüneburg, in: Das Königreich Hannover in malerischen Original-Ansichten seiner interessantesten Gegenden, seiner merkwürdigsten Städte, Badeorten, Kirchen, Burgen und sonstigen ausgezeichneten Baudenkmalern alter und neuer Zeit, von einem historisch-topographischen Text begleitet. 1843.
- Martens 1846* Joachim Friedrich Martens: Das Zunftwesen in Hamburg in Conflict mit der Gesellschaft. H&C, Hamburg 1846.
- Martens 1847* Joachim Friedrich Martens: Die Zünfte in Hamburg und ihre nothwendige Umgestaltung. H&C., Hamburg 1847.
- Mittheilungen II* Mittheilungen des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen, Erste Lieferung, ausgegeben vom August 1848 bis October 1850. Berlin 1848.
- Neuer Göttinger Musenalmanach 1832* Neuer Göttinger Musenalmanach, Herausgegeben von einem zweiten Vereine. Göttingen 1832.
- Noel 1842* Baptist W. Noel: Die Rechte der Armen oder der Nachweis der Vortheile, welche der arbeitenden Classe aus der Abschaffung der bestehenden Korn-Gesetze erwachsen würde. London 1841. Übers. von H. Schirges. Hamburg 1842.
- Patriotische Gesellschaft* Bd. 1, Heft 1 u. 2, 1846, Heft 3. 1847; Bd. 2, H. 1, 1848: Verhandlungen der Jahre 1845 bis 1847 erschienen in Hamburg in den Folgejahren.
- Peuckert, Will/Fuchs, Erich 1971* Will Peuckert, Erich Fuchs: Die schlesischen Weber. Darmstadt 1971.
- Pieper 1914* Paul Pieper: Altona und die Fremden, insbesondere die Emigranten, vor hundert Jahren. Festschrift zum Stadtjubiläum am 25. August 1914. Altona 1914.
- Pierers Universal-Lexikon 1845, 1871* Pierers Universal-Lexikon der Gegenwart und Vergangenheit oder Neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Bd. 27. Altenburg 1845, 1871.
- Rheinschiffahrt 1869, 1871, 1874* Protokoll der Zentral-Kommission für die Rheinschiffahrt. 1869. Mainz 1869, 1871, 1874 (Digitalisat: MDZ).
- Rheinstrom 1857/Rhenus 1858–1863* Georg Schirges (Hg. & Actuar der Rheinschiffahrts-Central-Commission): Der Rheinstrom. Ein Beitrag zur Kenntniss der Geschichte, Handelstatistik und Gesetzgebung des Rheins. Mainz 1857; fortgesetzt als Rhenus. Jahrbuch für Handel, Schifffahrt und Industrie der Rheinländer (ab 1862 der Rheinlande). Mainz 1858, 1859, 1862, 1863 (Digitalisat: MDZ).
- Rogge 1877* Friedrich Wilhelm Rogge: Ein seltenes Leben. Zürich 1877.
- Rosengarten 1848* Albert Rosengarten: Mängel und Vortheile des Entwurfs einer allgemeinen Handwerker- und Gewerbe-Ordnung für Deutschland. M&S, Hamburg 1848.
- Schirges 1838* Georg Schirges: Blätter eines Humoristen. Bern 1838.
- Schirges 1841* Georg Schirges: Karl, Ein Roman. H&C, Hamburg 1841.

- Schirges 1845* Georg Schirges: Der Bälgentreter von Eilersrode, eine niedersächsische Dorfgeschichte. Ein Roman. H & C, Hamburg 1845. [In: Hartmut Kircher (Hg.): Dorfgeschichten aus dem Vormärz. Bd. I. Frankfurt/M. 1982, S. 101–300]. Niederländisch: De orgeltrapper van Eilersrode, Naar het Hoogduitsch van Georg Schirges door S.A., Met gelithografeerden Titel en Vignet, Te Leeuwarden, bij L. Schierbeek 1846.
- Schirges 1848* Georg Schirges: Der Berliner Volks-Aufstand im März 1848, H & C, Hamburg.
- Schirges 1850a* Georg Schirges: Jahresbericht des Allgemeinen deutschen Vereins zum Schutze der vaterländischen Arbeit, Abgestattet im Auftrage des engeren Ausschusses von G. Schirges. Als Manuskript gedruckt. Frankfurt/M. 1850.
- Schirges 1850b, 1851* Georg Gottlieb Schirges: Jahrbuch für deutsche Arbeit, nebst allerlei Kurzweil für den Feierabend auf das Jahr 1851. M & S, Hamburg [Oktober] 1850; Kalender für deutsche Arbeit 2. Jg., 1852. Frankfurt/M. 1851.
- Schirges 1855* Georg Schirges: Die zweite Welt-Ausstellung mit besonderer Berücksichtigung der Deutschen Industrie, Briefe aus Paris, zuerst Frankfurter Journal, Frankfurt/M. 1855.
- Schröder 1873* Hans Schröder: Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart. Bd. 6: »Pauli-Schoff«. Hamburg 1873, S. 536f., Nr. 3438 »Schirges, Georg Gottlieb«.
- Seidel-Höppner 2014* Waltraud Seidel-Höppner: Wilhelm Weitling 1808–1871. Eine politische Biographie. Frankfurt/M. 2014.
- Seiler 1843* Sebastian Seiler: Ueber den Kommunismus in der Schweiz, Eine Beleuchtung des Kommissionalberichtes des Herrn Dr. Bluntschli über die Kommunisten in der Schweiz; [angeblich!] nach den bei Weitling vorgefundenen Papieren. Bern 1843.
- Soetbeer* Adolph Soetbeer: Ueber Hamburgs Handel. 3 Bde. H & C, Hamburg 1840, 1842, 1846.
- Stern 1911* Ludwig Stern: Die Varnhagen von Ensesche Sammlung in der Königlichen Bibliothek zu Berlin, geordnet und verzeichnet von ..., Berlin 1911.
- Toubin 1848* Charles Adolphe Toubin: Geschichte des französischen Theaters während der ersten Revolution. Nach dem Französischen mit einem Vorworte von Georg Schirges. 2 Bde. M & S, Hamburg 1848, 1853.
- Varnhagen von Ense 1861, 1863* Karl August Varnhagen von Ense: Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense, (Hg.) von Ludmilla Assing, 6 Bände, Leipzig 1. 1861, 2. 1863.
- Varnhagen von Ense 1986* Karl August Varnhagen von Ense: Journal einer Revolution, Tagesblätter 1848/49. Auswahl Hans Magnus Enzensberger. Nördlingen 1986.
- Verfassung 1849 des Freistaates Hamburg* nebst den dazu gehörenden organischen Gesetzen, (Hg.) unter Aufsicht des Bureau's der constituierenden Versammlung. Hamburg 1849.
- Verhandlungen 1848* des ersten deutschen Handwerker- und Gewerbe-Congresses gehalten zu Frankfurt a. M. vom 14. Juli bis 18. August 1848, (Hg.) im Auftrage des Congresses von Georg Gottlieb Schirges, Protocollführer, Darmstadt Verlag von L. Pabst, Hamburg G. Schirges ed.
- Vorwärts! 1975*: Pariser Signale aus Kunst, Wissenschaft, Theater, Musik und geselligem Leben ab 3.7.1844: Pariser Deutsche Zeitschrift, (Hg.) von Heinrich Börnstein. Unveränderter Neudruck, mit einer Einleitung von Walter Schmidt. Leipzig 1875.
- Voss-Louis 1987* Angelika Voss-Louis: Hamburgs Arbeiterbewegung im Wandel der Gesellschaft. Eine Chronik. Bd. I, 1842–1890. Hamburg 1987.
- Weitling 1844* Wilhelm Weitling: Kerkerpoesien. H & C, Hamburg 1844.
- Weitling 1908* Wilhelm Weitling: Garantien der Harmonie und Freiheit. Jubiläumsausgabe. Mit einer biographischen Einleitung und Anmerkungen hrsg. v. Franz Mehring. Berlin 1908.
- Weitling 1929/1977* Wilhelm Weitling: Gerechtigkeit. Ein Studium in 500 Tagen. Bilder der Wirklichkeit und Betrachtungen des Gefangenen. Kiel 1929. Nachdruck mit einem Nachwort von Ahlrich Meyer. Berlin 1977.
- Wermuth/Stieber 1853/1969* Die Communisten-Verschwörungen des neunzehnten Jahrhunderts, Im amtlichen Auftrage ... dargestellt von Dr. jur. Wermuth, Königl. Hannöverschem Polizei-Director und Dr. jur. Stieber, Königl. Preußischem Polizei-Director. Berlin 1853. Nachdruck Hildesheim 1969.
- Will 1845* Roland Will: Der Steiger von Markus-Röhling. Novelle. Mit einem Vorwort von Georg Schirges. Hamburg 1845.
- Zeise 1888* Heinrich Zeise: Aus dem Leben und den Erinnerungen eines norddeutschen Poeten. Mit dem Portrait und dem Facsimile Zeise's. Altona 1888.

Abbildungsnachweise

Abb. 1: Illustrierte Zeitung VII. Bd., Nr. 160, Juli 1846, S. 60–62, hier: S. 61 (Archiv JB).

Abb. 2–4: Museum Lüneburg.

Abb. 5: Archiv JB.

Abb. 6: Neuer Göttinger Musenalmanach (1832), S. 246f. (Digitalisat: Nationalbibliothek Wien 123597-A ALT)

Abb. 7: Wilhelm Weitling: Garantien der Harmonie und Freiheit, Jubiläumsausgabe. Berlin 1908, Frontispiz (Archiv JB)

Abb. 8: <https://www.lagis-hessen.de/img/bio/9313.jpg>

Abb. 9: https://de.wikipedia.org/wiki/Karl_Gutzkow

Abb. 10: SUB Hamburg.

Abb. 11: Vintage Germany Bildagentur Jan Zimmermann.

Abb. 12: Lithographisches Institut von Charles Fuchs, Hamburg (Archiv JB).

Abb. 13: https://de.wikipedia.org/wiki/Käthe_Kollwitz [8.10.2024]

Abb. 14: Vorwärts 1975.

Abb. 15: Archiv JB.

Abb. 16-17: SUB Hamburg.

Abb. 18: Nürnberger Kurier 23. Juli 1845 (Digitalisat: MDZ)

Abb. 19: Archiv JB.

Abb. 20: MDZ

Abb. 21: Bilder-Welt 1953, MDZ

Abb. 22: MDZ

Dirk Hansen

Wer war Otto Sachse?

Otto Sachse? Ein Name, heute so gut wie unbekannt in Lüneburg. Und doch eine für Lüneburgs Geschichte für gut 20 Jahre prägende Persönlichkeit, hatte er doch als Salinendirektor von 1898 bis 1921 für den Betrieb der tausendjährigen Lüneburger Saline wie auch für die Stadtentwicklung insgesamt eine wesentliche Rolle wahrgenommen.

Erst kürzlich wurde sein Grab auf dem Lüneburger Zentralfriedhof wiedergefunden und von völliger Überwucherung freigelegt: ein von einem insgesamt gut erhaltenen Gitter umsäumtes Vier-Personen-Grab, das mit Hilfe des Friedhofsamtes nun auch wieder der erinnernden Wiedererkennung zugänglich gemacht wurde.

- *Otto Sachse*, Bergrat,
geb. 8.8.1864, gest. 1.9.1931
Jer. 31. v. 3 »*Ich habe dich je
und je geliebet.*«
- *Käthe Sachse*, geb. Duisberg,
geb. 23.7.1873, gest. 8.12.
1954
- *Hans Walter Sachse*,
geb. 8.10.1896, gest. 6.5.1904
- *Otto Sachse*, geb. 8.8.1898,
gest. 19.5.1902

Otto Sachse war in Eisleben geboren; nach dem Studium der Montanwissenschaften an der Bergakademie Clausthal kam er 1894 als Direktor des Bades und der Saline nach Salzuflen, wo er in Anerkennung seiner

Verdienste alsbald zum Fürstlich Lippischen Bergrat ernannt wurde. Noch im Nachruf erinnerte die örtliche Zeitung an den »Ausbau der Kuranlagen und die zweckmäßige Erschließung der vorhandenen Kurmittel in weitgehendem Maße« an seine »angestrengte und segensreiche Tätigkeit«; die nach ihm benannte »Bergratsquelle« werde »auf lange Zeiten« die Erinnerung an den »verdienten Mann le-



Abb. 1a Vier-Personen-Grab der Fam. Sachse



Abb. 1b Grabstein Otto Sachse

bendig erhalten«.¹ Etliche Thermalquellen aus salinarem Tiefengrundwasser sprudeln noch heute und begründeten seit 1914 den Ruf von »Bad« Salzuflen, heute ein vielfach zertifizierter Kurort.

Nach dem Rücktritt des Lüneburger Salinendirektors Wilhelm Becker² (Königl. Berg- rat) war Sachse im Februar 1898 dem Ruf der

1 Lippischer Allgemeiner Anzeiger, Salzufler Zeitung, 4. Sept. 1931 (In: Stadtarchiv Lüneburg – StALg, ZAS 277). – Nach Auskunft des Stadtarchivs Bad Salzuflen existiert die im Wald gelegene Quelle noch heute, wenn auch nicht mehr sehr gepflegt. Bei Vergrößerung des Fotos aus dem Jahr 1911 (Abb. 1c) lässt sich ein bärtiger Herr mit Hut in mittlerem Alter auf einer Holzbank sitzend oberhalb einer fließenden Quelle erkennen; die Vermutung, dass es sich hier um Otto Sachse anlässlich eines Besuchs an vormaliger Wirkungsstätte handelt, drängt sich auf, da der Überlieferung nach Sachse einen »rotblonden Vollbart« trug (Garber/Glöde, S. 9). Leider ließ sich bisher keine bestätigte fotografische Aufnahme Otto Sachses ermitteln.

2 Wilhelm Becker, geb. 19. 10. 1834, gest. 2. 4. 1901, Salinendirektor 1888–1898. Grabstelle auf dem Michaelisfriedhof, zusammen mit Ehefrau Auguste B.,

Saline nach Lüneburg gefolgt, wo er »in mehr als 22jähriger Tätigkeit seine ganze Arbeitskraft in den Dienst« der »Saline Lüneburg und Chemische Fabrik Akt. Ges.« gestellt habe; »sein unermüdlicher Eifer und seine umfassenden Kenntnisse« seien für die Gesellschaft und die gesamte Salinen-Industrie von großem Nutzen gewesen.³ Nach dem Urteil des Stadtchronisten Wilhelm Reinecke, Stadtarchivar und Zeitgenosse Sachses, war dem Gedanken, mit Berufung des neuen Salinendirektors das Solbad in Lüneburg zu erneuern, »ein Vorkämpfer, tatkräftig genug, alle Hindernisse zu beseitigen«⁴, erstanden. Sachse erlitt jedoch 1920 einen Schlaganfall, so dass er sein Amt aufgeben musste. Linksseitig gelähmt ging er im April 1921 in Pension und als kranker Mann kehrte er nach Salzuflen zurück. In einem kurzen Nachruf erinnerten die Lüneburg'schen Anzeigen 1931 nun an den verdienstvollen Salinendirektor, der 1907 das Sol- und Moorbad Lüneburg erbaut und tatkräftig den Ausbau der Chemischen Fabrik bewirkt habe; in mehreren Salinenvereinigungen habe er sich »um die gesamte deutsche Salinenindustrie besondere Verdienste erworben«.⁵

Der langjährig in Diensten der Stadt Lüneburg amtierende Oberbürgermeister (1901–1919) Georg König beschrieb in seinen 1932 verfassten Lebenserinnerungen den Salinendirektor Otto Sachse als eine »überaus rege Persönlichkeit«, die »fortgesetzt mit neuen Plänen hervortrat«.⁶ Bereits als Syndikus (1889–1900) hatte König sich umfassend mit den historisch gewachsenen Verhältnissen zwischen der Saline und Stadt Lüneburg beschäftigen müssen, da die jährlichen Abgaben der Saline nach Ansicht der Salinenverwaltung – sowohl unter Direktor Wilhelm Be-

geb. Gerhold, 1836–1889, und Amalie B., geb. Gerhold, 1848–1918.

3 Todesanzeige von Aufsichtsrat und Vorstand der Saline, in: Lüneburg'sche Anzeigen (LA), 3. Sept. 1931.

4 Reinecke 1933, Bd. II, S. 556.

5 LA, 3. Sept. 1931.

6 König 2021, S. 46.



Abb. 1c Bergratsquelle/Salzuflen, 1911



Rechts: Ausschnitt, der vermutlich den Bergrat Otto Sachse zeigt

cker und nach dessen Rücktritt 1897 als auch dessen Nachfolger Sachse – in Höhe von ca. 30.000 Mk. in Frage zu stellen seien. Unter Einschaltung des städtischen Archivars Wilhelm Reinecke wie auch des Geh. Justiz- u. Regierungsrates Wilhelm Gericke war es zu langwierigen Rechtsauseinandersetzungen, bis hin zum Reichsgericht, gekommen; im Ergebnis wurde der Stadt schließlich eine feste Jahresrente zugesichert, die allerdings im Zuge der Inflation sowie der Umwandlung der Saline in eine Aktiengesellschaft Mitte der 1920er Jahre in Teilen verloren ging.⁷

In umfangreichen Denkschriften und Schriftsätzen,⁸ darunter auch des Syndikus Georg König (als solcher im Amt 1889 bis 1900), war auf Antrag von Otto Sachse der Frage nachzugehen, wie alt und auf welche Bereiche bezogen sich alleinige Lüneburger Privilegien auf Salzgewinnung erhalten hätten. Es ging dabei nicht nur um Schutzbezirke der Saline für ihre Solquelle, sondern auch um Schürfrechte und Bohrungen nach Salz. Erörtert wurde gar, ob das angeblich im Jahr 1273 von Herzog Johann von Lüneburg erteilte Privileg für das ganze Fürstentum Lüneburg weiterhin für das gesamte Herzogtum Lüneburg oder zumindest den Regierungsbezirk Lüneburg (des Jahres 1900) Bestand haben könne oder eben doch erloschen sei. Mit Aufhebung des Salzhandelsmonopols hatte das Land Preußen nach der Annexion Hannovers 1866 neue Tatsachen geschaffen und mit dem Reichsberggesetz von 1868 auch der Saline Lüneburg zumindest gewerbliche Berechtigungen aufgehoben.

Vergeblich auch ersuchte Sachse gegenüber Klosteramtmann Justizrat Gericke um privilegierte Genehmigungen zu Flach- und Tiefbohrungen nach Steinsalz im Nordwesten der Stadt; ein Vertrag auf hundert Jahre bezüglich Salzgerechtsame möge abzuschließen sein, der

nur auf Ausbeutung von Salz, nicht aber anderer Mineralien abziele.⁹

Für OB König hatten all diese Untersuchungen kein befriedigendes Ergebnis, da »der Ursprung jeden einzelnen Gefälles sich nicht nachweisen liess. Materiell war die Leistung erheblicher Zuschüsse der Saline zu den Lasten der Stadt unzweifelhaft«, waren doch schon im 15. und 16. Jahrhundert große Schuldenlasten übernommen worden.¹⁰ Für den vorsichtigen, besonders in Finanzfragen lang abwägenden OB war der Salinendirektor wohl »zu optimistisch veranlagt«, dessen Berechnungen oft »vorsichtiger nüchterner Prüfung nicht standhielten«.¹¹

Insgesamt jedoch bescheinigte der pensionierte OB dem verstorbenen Salinendirektor »umfassende Kenntnisse« und einen »unermüdlichen Eifer« auch über die eigene Saline hinaus zum großen Nutzen der Salinen-Industrie insgesamt. Ein »wesentliches Verdienst endlich« habe er sich »um die Erneuerung, richtiger wohl Neuschaffung des Soolbades erworben«.¹²

In einer Denkschrift hatte Sachse 1912 Stellung genommen zum Stand der deutschen Salinenindustrie und bis hin zu einem eigenen Gesetzentwurf Vorschläge unterbreitet, wie bei einerseits seit Jahrzehnten starker Überproduktion und andererseits den Interessen des Staates wie der Kommunen am Erhalt des Vermögens bestehender Salinen gedient werden könne. Zahlreiche Solbäder in Deutschland seien nicht rentierlich und würden nicht bestehen bleiben können bei einem Untergang der mit ihnen verbundenen Salinen – darunter auch Lüneburg. »Wer soll die nicht unerheblichen Kosten für die Unterhaltung der Gradierwerke, die nach unbestrittener Ansicht der Balneologen einen nicht unwesentli-

7 Vgl. zu diesen Auseinandersetzungen König 2021, S. 44–47.

8 Vgl. StALg, SAL 105/1: Promemoria des Salinendirectors Sachse und das Gutachten des Professors Bydia; Untersuchung der Kali-Gerechtsame, 1899.

9 Vgl. StALg, SAL 105/2: Salzgerechtsame – Verhandlungen mit Kgl. Klosterkammer, Kgl. Regierung, 1902/03.

10 König 2021, S. 45.

11 Ebd., S. 46.

12 Ebd., S. 47.

chen Heilfaktor bei den Solbadekuren bilden, tragen?«¹³ Der Schutz der Salinenindustrie sei »verschwindend gering« im Vergleich zu den enormen Kosten »für Volkswohlfahrt« bei Handel und Gewerbe, namentlich für die Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung. Schon aus fiskalischen Gründen liege es ebenso im Interesse verschiedener Bundesstaaten wie der Kommunen, den Erhalt und den Ausbau bestehender Salinen zu fördern.

Der noch heute bestehende Kurpark zwischen Uelzener Straße und Soltauer Straße, wenn auch mit erheblichen Veränderungen im Gebäudebereich, geht auf den »Mann im Salz« zurück; er sorgte für den Umschwung im Lüneburger Badewesen, er hatte das »wirtschaftliche Potential des Badebetriebes«¹⁴ erkannt. Nach eigener Feststellung Sachses konnte die Zahl der Badegäste 1907 innerhalb weniger Jahre von 4.000 auf 11.000 gesteigert werden. Begründet war dies durch Erweiterung der Räumlichkeiten und des balneologischen Angebots sowie der Steigerung von Wohnungs-, Hotel- und Restaurationsmöglichkeiten.¹⁵ Dem Magistrat und den Bürgervorstehern dankte Sachse für die weitreichenden Entscheidungen, denn auch »spätere Generationen« würden sich »der Vorteile der neuen Kuranlagen erfreuen«.¹⁶ Der Nutzen für die Zukunft der Stadt werde die derzeitigen Mühen und pekuniären Opfer kompensieren und Handel und Verkehr heben; materiell wie ideell würden Einwohner und Kurgäste Lüneburgs durch die neuen Kuranlagen bis hin zu den Bockelsberganlagen und der Roten Schleuse von den jetzigen Investitionen profitieren.

Tatsächlich war es Sachse, »nicht nur eine ingenieure Natur, sondern auch ein echter Unternehmertyp«, in – heute fast unvorstellbar – kurzer Zeit gelungen, »das Lüneburger

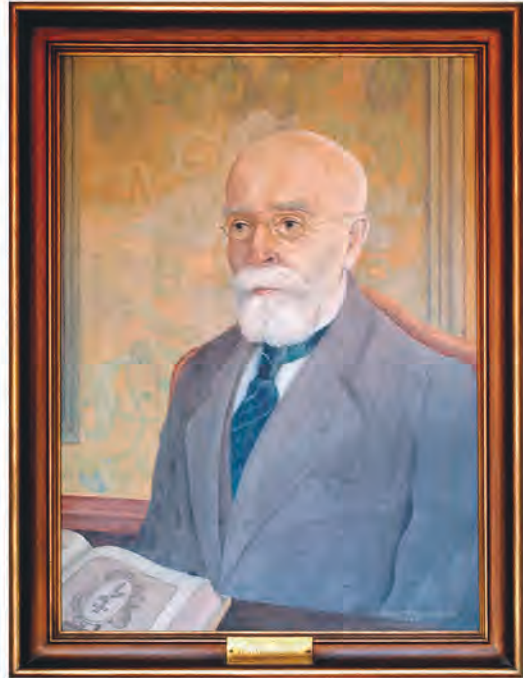


Abb. 2 OB Georg König, Porträt im Rathaus

Badewesen auf eine völlig neue Grundlage« zu stellen.¹⁷ Das alte Badehaus von 1820 auf dem Gelände des Gaswerks Am Stern wurde abgerissen und ein ca. 60 Morgen großes Grundstück zwischen Sülztor und Bockelsberg aus dem Besitz des Hospitals zum Großen Heiligen Geist wurde seitens der Stadt zur Verfügung gestellt. In einer Sitzung der Salinen-Verwaltung am 31. Januar 1906 hatte Sachse »sein« Bade-Projekt vorgestellt, indem er Vergleiche mit norddeutschen Solbädern in Salzuflen, Elmen/Schönebeck (Elbe), Oldesloe und Segeberg vorstellte und seine Bedingungen gegenüber der Stadt skizzierte. Darunter die unentgeltliche Überlassung der Flächen, auch zum Bau von vier Villen an der Uelzener Straße durch eine noch zu bildende Baugesellschaft, jährliche Zuschüsse zur Benutzung des Kurparks, Verlegung der Salinenbahn, unentgeltliche Lieferung des

13 Sachse 1912, S. 18. Auch zum Folgenden.

14 Lamschus 2006, S. 17.

15 Ebd.

16 LA, 2. Juli 1907.

17 Garber/Glöde 1979, S. 7. – Vgl. auch: Senator H. Drape, Das Städt. Sol- und Moorbad Lüneburg. In: Reinecke 1930, S. 65–68.



Abb. 3 Kurpark, Badehaus, 1910

Wassers.¹⁸ In einem Schreiben an den Magistrat vom 23. März 1906 präzisierte Sachse seine Erwartung des dauernden jährlichen Zuschusses »von nicht unter M. 4.000 als Äquivalent für die unentgeltliche Benutzung

18 Vgl. StALg. LA 339.



Abb. 4 Badehaus, Abriss 1971

eines Teils des Kurparks durch die Bürgerschaft«. Mit dem Bau des neuen Badehauses könne im August 1906 begonnen werden, so dass im kommenden Frühjahr der Betrieb im Kurpark aufgenommen werden könne. Wenige Tage danach (1. April 1906) entwickelte

Sachse sein »Prospekt über die zu bildende GmbH »Lüneburger Logierhausgesellschaft«¹⁹. Ein neues, modern eingerichtetes Badehaus mit etwa 30 Wannern für Sol- und Moorbäder, Inhalationseinrichtungen sowie ein Solegradierwerk, eine Trinkbrunnenanlage, ein Kurhaus mit Terrasse, ein Musikpavillon, Spielplätze und ein Laubengang zu den städtischen Anlagen am Bockelsberg seien vorzusehen. Die Erfahrungen in anderen Solbädern berechtigten auch in Lüneburg zu

19 StALg. LA 339; 1. April 1906.



Kurhaus Lüneburg
 mit prächtigem Saal, an herrlicher Lage inmitten des Kurparks
 Restaurationszimmer :: Lesezimmer
 Rauchzimmer :: Große, heizbare,
 = gedeckte und offene Veranden =
 empfiehlt sich den geehrten Kurgästen und Patienten

Dorzügliche Küche. Reichhaltigste Speisekarte
 Dejeuners, Dinners u. Soupers in jed. Preislage

Gemeinfame Mittagstafel 1 Uhr

Für größere Gesellschaften und Vereine Vorausbestellung
 erbeten



Städtisches Sol- und Moorbad Lüneburg
 SOMMER- UND WINTERKURZEIT

Solbäder • Moorbäder • Jod-Solbäder
 Kohlensäurebäder • Schwefel- und Fichtennadelbäder • Inhalationen
 Massagen • Ausgezeichnete Erfolge bei Rheumatismus • Rachitis
 Skrofulose • Gicht • Ischias • Frauenleiden usw.
 Salinen-Brunnen • Jod-Billing-Brunnen

Gradierwerke • Einzel- und Gesellschafts-Inhalatorien
 Großer Park mit anschließenden ausgedehnten Waldungen, Ausgangs-
 punkt der Heidewanderungen • Konzerte • Tennisplätze • Bootfahrten
 Wandel- und Lesehalle am Konzertplatz • Mäßige Preise

Kostenlose Auskunft durch die Badeverwaltung, Lüneburg, Lindenstr. 45

Abb. 5 a Kurhaus-Anzeige und b Anzeige des Sol- und Moorbades

einer steigenden Frequenz von ca. 6.000 Kurgästen und 60.000 Bädern.

Sachse machte gegenüber dem Magistrat auch Druck, wenn er auf die »Entwicklung des Bades in ihren Händen seit ca. 80 Jahren« verwies und einen »dauernden Zuschuss zur Unterhaltung des Kurparks in angemessener Höhe« erwartete; geschehe »dies nicht, so kann die Saline ihrer vorgesetzten Behörde den Weiterausbau des Solbades nicht empfehlen und damit dürfte das fertig ausgearbeitete Projekt für lange Zeit, vielleicht für immer begraben sein.«²⁰ Mit einigen Abänderungen wurde seitens der Stadt (Bürgermeister-Kollegium und Magistrat) der »Vertrag mit der Saline zur Gründung eines neuen Solbades und Anlage eines Bürgerparks« mehrheitlich am 1. Mai 1906 angenommen.

²⁰ StaLg, LA 339: Saline an den Magistrat 28. April 1906.

Die örtliche Zeitung hatte am Vortag mächtig Stimmung gemacht, wenn sie bedauerte, dass in geheimer Sitzung über das Projekt entschieden werden solle, habe doch »die gesamte Bürgerschaft ein sehr großes Interesse daran, ob das Projekt zur Ausführung kommt«; ein »langjähriger Lieblingswunsch aller Lüneburger«²¹ sollte jetzt erfüllt werden. Ausführlich zitierten die »Lüneburg'schen Anzeigen« Stellungnahmen der Ärzteschaft, wonach allgemeine Freude zur Erweiterung des Kurparks, des neuen Badehauses, der Schaffung des Gradierwerks etc. herrsche. Es stehe eine Verschönerung der Stadt, gar der »Charakter eines lieblichen Badeortes« an; die in Aussicht genommenen Kurmittel seien »vom sanitären Standpunkt aus nicht hoch genug anzuschlagen«. Es gehe »um die Verlängerung der Gesundheit von vielen tausend Einwohnern«

²¹ LA, 1. Mai 1906.



Abb. 6 Logierhäuser, Uelzener Str. 27–29

und daher sei ein städtischer Zuschuss von 2.000 Mark völlig berechtigt.²²

Bergrat Sachse, der »große starke Mann«²³, trieb zugleich auch sein Projekt²⁴ der Errichtung eines »Logierhauses« (Architekt: Franz Krüger) sowie von vier Villen an der Uelzener Straße zur Unterbringung der Kurgäste energisch voran. Dabei wusste er auch, sich die Unterstützung renommierter Bürger der Stadt zu sichern, indem er neben sich selbst z. B. Justizrat Georg Egersdoff oder die Kaufleute Johannes Böttger und Conrad Schröder in den Aufsichtsrat berief. Auch das Einvernehmen der Bezirksregierung als Aufsichtsbehörde für die Stiftungen der Stadt erzielte er bereits im August 1906, nachdem die Eigentumsrechte der Stiftungen an Grund und Boden sowie die Höhe des anfallenden Erbbauzinses geklärt waren. Mit diesem Projekt gelang es Sachse, im über den reinen Salinenbetrieb hinausgehenden Arbeitsbereich nicht nur

seine Vorgänger als Direktoren bei Fabrikation und Vertrieb von Salz in den Schatten zu stellen, sondern auch für seine Nachfolger in Bezug auf die Stadtentwicklung wie einst in alten Zeiten deutliche Akzente zu setzen.²⁵

In aller kürzester Zeit gelang es ihm, nicht nur die Kuranlagen einzurichten, sondern bereits am 30. Juni 1907 im großen Festsaal (180 qm) des neuen Kurhauses mit einer »Gala-Vorstellung« den Kurpark und das neue Gesellschaftszentrum einzuweihen.²⁶ Salinendirektor Sachse begrüßte zahlreiche Gäste und drückte den »Glauben an die Zukunft des neugestalteten Solbades« gegen »alle widerstrebenden Zweif-

²² Jahrzehntelange Adresse der Geschäftsstelle der Saline Lüneburg (und Chem. Fabrik AG) ebenso wie der Wohnung der Direktoren: Neue Sülze 26 – Salinen-Direktoren: 1862: Amtsass. Ed. Schmidt; 1865: L. F. C. v. Krohn; 1888: Kgl. Bergrat Wilhelm L. Becker (vorher Bergwerksdirektor, Am Kalkberg 6); 1898: Bergrat Otto Sachse; 1922: Robert Kahle; 1925: Waldemar Sauerzopf; 1926: Robert Kahle; 1928: Dr. chem. Erich Siebert; 1932: Dr. phil. Kurt Höbold (bis 1963).

²⁶ Vgl. Garber/Glöde 1979, S. 7–12; Lamschus 2006, S. 25–33.

²² Ebd.

²³ Garber/Glöde 1979, S. 9.

²⁴ Vgl. Schriftsätze in StALG, LA 339.



Abb. 7 Kurhaus, 1907



Abb. 8 Kurhaus mit Musikpavillon, 1907

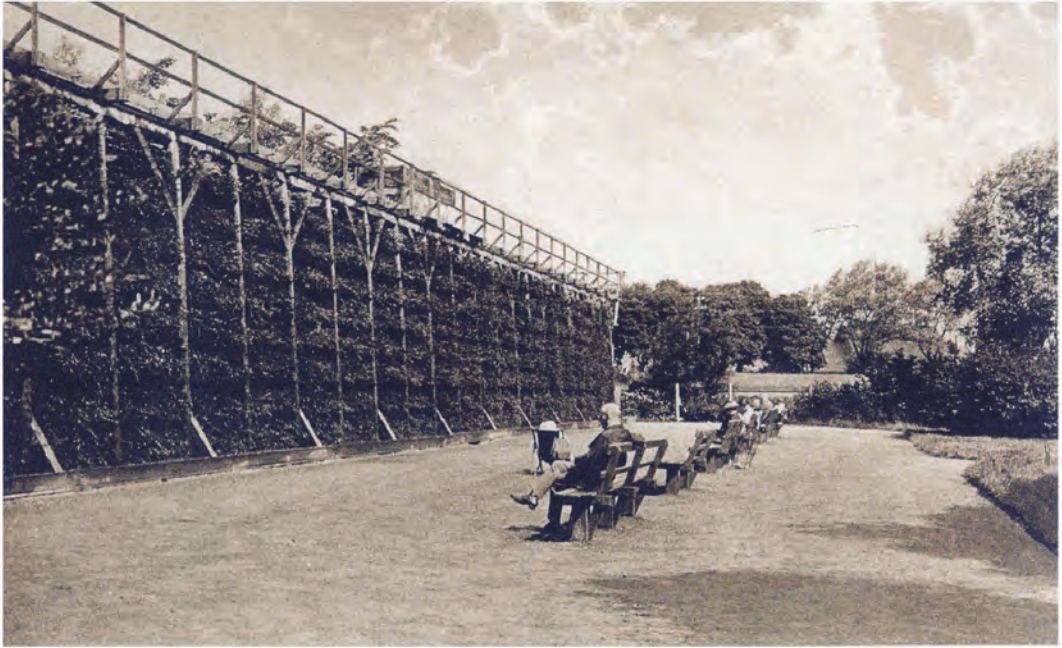


Abb. 9a Gradierwerk, um 1925



Abb. 9b Gradierwerk 2015



Abb. 9c Nur noch Ruine – das Gradierwerk 2022

ler« aus.²⁷ Im Namen der städtischen Kollegien dankte Stadtsyndikus Anton Barnstedt (in Abwesenheit des auf Borkum urlaubenden Oberbürgermeisters König) Bergrat Sachse, der »das Projekt entworfen habe« und »seiner Sachkunde, seiner Tüchtigkeit und Energie« habe die Stadt vertraut.²⁸ Mit dem von Franz Krüger entworfenen Kurhaus in, wie es hieß, »modernem Barockstil« mit Musikpavillon, Restaurant und Kaffeegarten sowie dem von Wilhelm Matthies geplanten Badehaus in »neuklassischem Stil« (Abbrüche 1974 u. 1971) standen wesentliche Bestandteile den steigenden Zahlen an Kurgästen und der Öffentlichkeit zur Verfügung. Die Zahl der Kurgäste stieg schnell von 1.548 (1907) auf 2.146 (1909) und trotz Kriegsrückgang auf 2.823 (1921), jeweils zu einem Drittel Auswärtige; die Zahl der Bäder von 10.973, 16.318 auf 29.421. Höchstzahl

1928 mit 7.822 bzw. 55.500. Ein »Kurort mit Ruf«.²⁹

Das neue Gradierwerk (59 m lang, 7 m breit, 7 m hoch) wurde 1910 fertig und diente fortan ausschließlich der Freiluft-Inhalation (seit 2022 aber außer Betrieb wegen zu großer Schäden im Holz und im Schwarzdornreißig). Die drei Villen der »Lüneburger Logierhaus-Gesellschaft GmbH« – Villa Erika, Villa Heiderose, Villa Auguste Viktoria – für auswärtige Kurgäste wurden laut Vertrag vom 30. Oktober 1906 zwischen Stadtverwaltung und Saline auf ca. 4.000 qm Baugelände an der Uelzener Straße errichtet. Aber auch diese Bauten unterlagen dem Wandel der Zeiten; Um- und Neubauten in Stil der Postmoderne lassen den alten Charme vermissen und werfen heute vermutlich eine ganz andere Rendite in aufgewürfelten Eigentumswohnungen in bester Lage als früher ab. Die Hoffnungen

27 Ausführliche Schilderung in: LA, 2. Juli 1907.

28 Ebd.

29 Zahlen nach: Luntowski 1966, S. 80.



Abb. 10 Neue Sülze 26, Direktion Saline

von Bergrat Otto Sachse: »Heil allewege Lüneburger Salz! Gott hats gegeben. Gott erhalts!«, die er 1925 nach einem Artikel zur Geschichte des früheren Lüneburger Solbades formulierte³⁰, sind zerstoßen. Kurbad und Kurpark, bisher Eigentum der Saline, waren 1919 in städtischen Besitz überführt worden. Mit dem Abriss des in die Jahre gekommenen und zunehmend defizitären Badehauses von 1907 im Jahr 1971 verloren sich endgültig Träume eines »Bad Lüneburg«, die noch 1966 mit dem offiziell verliehenen Titel »Heilbad« und dem Zusatz »Sol- und Moorbad« weitere Hoffnungen geweckt hatten.³¹ Aber noch mit der feierlichen Einweihung des neuerbauten Kurzentrums am 5. Oktober 1973 hieß es: »Kein Zweifel: das Sol- und Moorbad Lüneburg hat Zukunft!«³². Doch die Saline Lüneburg wurde 1979 aus betriebswirtschaftlichen Gründen geschlossen. Das Deutsche Salzmuseum »in situ« erinnert heute immerhin an eine tausendjährige Geschichte. Kurpark und Kuranlagen veränderten sich den Zeitläuften entsprechend. Die Entwicklung zum »SaLü« vor und nach der Jahrtausendwende, zum Kur- und Freizeitzentrum mit Hallen- und Wellenbad, Sauna, Fitness oder auch medizinischen Anwendun-

³⁰ LA, 19. Juli 1925.

³¹ Vgl. Lamschus 2006, S.94–101. – Auch: LZ v. 14. Juni 2019.

³² Lüneburger Monatsspiegel, Heft 5, 1981.

gen sowie eigenständigem großen Tagungshotel (»Seminaris«) ließ dann ganz offenbar den kreativen und durchsetzungsfähigen Otto Sachse vergessen. Der »Erbauer des Sol- und Moorbades Lüneburgs«, der sich »um die gesamte deutsche Salinenindustrie besondere Verdienste erworben«³³ hatte, war selbst 1931 der örtlichen Zeitung nur noch einen kurzen Nachruf wert.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Stadtarchiv Lüneburg (StAlG): ZAS 277; SAL 105/1 u. 2; LA 339.

Landesarchiv NRW/Detmold: L 100 Nr. 325 (1894–1912): Denkschrift Bergrat Sachse.

Garber, Harald W.; Glöde, Wilhelm: Die geschichtliche Entwicklung des Sole- und Moorheilbades Lüneburg. Lüneburg 1979, (28 S. mit 14 Abbildungen). – In Ausschnitten auch in: Lüneburger Monatsspiegel, Hefte 2–5/1981: »So kurz man im Kurzentrum. Eine kurzweilige Chronik des Sol- und Moorbades Lüneburg«.

König, Georg: Lebenserinnerungen aus den Jahren 1889 bis 1919. Hg. v. Dirk Hansen. Lüneburg 2021.

Lamschus, Hilke: Lüneburgs Kurschatten. Katalog zur Ausstellung über die Geschichte des Lüneburger Sol- und Moorbades. Lüneburg o. J. (2006).

Luntowski, Gustav: Die Industrie- und Handelskammern im Regierungsbezirk Lüneburg, Festschrift. Lüneburg 1966.

Reinecke, Wilhelm: Lüneburg – Deutschlands Städtebau. 2. Aufl. Berlin (Dari-Verlag) 1930.

Reinecke, Wilhelm: Geschichte der Stadt Lüneburg. 2 Bde. Lüneburg 1933.

Sachse, Otto: Durch welche Mittel kann die heutige in ihrer Existenz stark bedrohte Salinenindustrie erhalten werden? – Denkschrift von Bergrat Sachse. Lüneburg 1912.

Abbildungsnachweise

Nr. 1a/b, 10: Hansen
 Nr. 1c: Stadtarchiv Bad Salzufen, F 1168
 Nr. 2, 9a, b, c: Slg. Boldt
 Nr. 3, 6, 7, 8: Slg. Schulz
 Nr. 4, 5a: Slg. Sellen
 Nr. 5b: Reinecke 1930

³³ LA, 1. Sept. 1931.

Dirk Hansen

Dr. Hermann Schmidt – Lüneburgs Oberbürgermeister in schweren Zeiten, 1919–1936

Eine politische Skizze

Vita

Dr. jur. Hermann Friedrich Schmidt, geb. 21.6.1877 Stettin, Eltern: Postdirektor Gustav Schmidt und Margarethe, geb. Bergemann; evangelisch; Gymnasium in Hadersleben (Schleswig) und Stralsund; 1896 Studium der Rechts- und Staatswissenschaften in Tübingen, Berlin und Greifswald, 1. Staatsexamen 1899; 1899/1900 Militärpflicht; Promotion 1903 an der Universität Jena (»Auslegung des § 366 HGB auf der Grundlage des BGB«). 2. juristische Staatsprüfung 1905; Gerichtsassessor und Rechtsanwalt in Swinemünde, 1906 Magistratsassessor in Stettin; 5.10.1907 Heirat Ilse (geb. Eichstaedt, * 16.6.1882, † 6.12.1957), von 1908 bis 1922: fünf Töchter, ein Sohn. Seit dem 1.7.1910 Senator in Hildesheim. Während des ganzen 1. Weltkriegs Militärdienst, Oberleutnant d.R., zuletzt Stadthauptmann (militärischer Bürgermeister) in Reval/Estland; 1941/42 als Major d.R. z. V. im Wehrdienst. Eingetreten in Lüneburgs Dienste: 10.10.1919, Dienstwohnung Garlopstr. 2; ausgeschieden am 31.8.1936, gest. 26.4.1963 Hildesheim.¹



Abb. 1 Ehepaar Schmidt 1907

Amtsantritt in Lüneburg

Mit Kriegsende und Revolution 1918/19 wandelten sich im Deutschen Reich wie auch in den Kommunen die politischen Verhältnisse. Mit der Wahl zur Nationalversammlung in

leutnant d.R. im Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm IV. Nr. 2/Stettin; August 1914 Führer einer Maschinengewehrkompanie an der Westfront; Nov. 1914 bis Okt. 1916 an der Ostfront; März 1915 Beförderung zum Hauptmann; Februar bis Nov. 1918 Stadthauptmann in Reval. Ordensträger: Eisernes Kreuz 1. Kl., Verwundetenabzeichen, Hanseatenkreuz. 1941/42 als Kommandeur/Chef der Verwaltung bis zur altersbedingten Pensionierung im Stalag (Stamm lager) für Kriegsgefangene in Altengrabow/Fläming.

¹ Vgl. Stadtarchiv Lüneburg (StALg), Personal-Akte, PA 86. – Aus dem Privatnachlass: Feldpostbriefe 1914/18, Dokumentation Bernd Neubeck 2011: Aug. 1914 bis Nov. 1918 im Krieg, zunächst Ober-



Abb. 2 Ehepaar Schmidt 1916



Abb. 3 Familie Schmidt 1925

Weimar am 19.1.1919 fand nach Abschaffung der Monarchie erstmals nach dem Verhältniswahlrecht in allgemeinen Wahlen für alle Bürger ab 20 Jahren gleich welchen Geschlechts eine reichsweite Wahl statt. In den Geburtswehen der Weimarer Republik wurden auch die bisher in der seit 1866 preußischen Provinz Hannover unveränderten kommunalen Strukturen erneuert, so auch indem am 2. März 1919 nach allgemeinem, gleichem und direktem (Verhältnis-)Wahlrecht, für Männer wie auch erstmals für Frauen, der neue Rat der Stadt Lüneburg (»Bürgervorsteher-Kollegium«) gewählt wurde. Bürgerrecht und damit das Wahlrecht in der Kommune waren bis dato gebunden an Grundbesitz und insofern hatte das (Groß-)Bürgertum in geradezu geschlossenen Kreisen die Zukunft der Stadt bestimmt. Das zwölfköpfige Bürgervorsteher-Kollegium wurde nunmehr abgelöst und in der neuen Stadtvertretung mit sozialdemokratischer Mehrheit (SPD 20 Sitze inkl. 3 Frauen, bürgerliche Liste 11 inkl. 1 Frau, DHP [Deutsch-Hannoversche Partei] / »Welfen« 5) sahen weder Sozialdemokraten noch der seit 1901 amtierende Oberbürgermeister Georg König selber eine Zukunft zur Fortsetzung seines Mandats. Den Vorsitz des neuen Bürgervorsteherkollegiums (jetzt 36 Sitze, ab 1924: 32) übernahm Heinrich Busse (SPD, 1862–1927), Rektor der Heiligen-Geist-Schule. Sieben der bürgerlichen Vertreter hatten bereits bis 1918 im Rathaus mitgewirkt. Das immerhin seit knapp 30 Jahren in städtischen Diensten stehende Stadtoberhaupt (*1861) wurde zum 1.7.1919 in den vorzeitigen Ruhestand gedrängt und das Amt wurde öffentlich neu ausgeschrieben. Bei 113 Bewerbungen und drei in der engeren Auswahl verbliebenen Kandidaten wurde Dr. Hermann Schmidt mit 31 Stimmen und zwei Gegenstimmen am 29.8.1919 zum neuen Oberbürgermeister gewählt. Gleichzeitig wurde der Magistrat auf fünf bürgerliche und unbesoldete Senatoren per Wahl erweitert (die Sozialdemokraten Johannes Lopau, Georg Markert, Wilhelm Bier-



Abb. 4 Porträt des OB im Rathaus. Gemälde von Adolf Schlawing

wisch sowie die Bürgerlichen Hermann Reichenbach und Carl A. Meyer).²

In seinem Bewerbungsschreiben um die Stelle vom 19.6.1919 an den Bürgervorsteher Ernst Braune (SPD)³ hatte Schmidt außer seinem Lebenslauf und einigen Referenzen ausdrücklich auf seine politische Unabhängigkeit verwiesen: »Politisch bin ich nicht hervorgetreten, stehe aber auf entschieden liberalem Standpunkt.« Nicht nur Zeitgenossen, auch Familienangehörige⁴ sahen ihn der Stresemann-Partei (Deutsche Volkspartei) nahe stehend. Der damalige Stadtarchivar

² Vgl. Protokoll-Auszug des Bürgervorsteher-Kollegiums, in: StALg, PA 86. Hier ebenso folg. Zitate, wenn nicht gesondert ausgewiesen. – Vgl. auch Reinecke 1933, Bd. II, S. 581–586; Reinhardt 1982, S. 100f.; Peter 2004, S. 133–142; König 2021, S. 11f., 40; Stegmann 2020, S. 61.

³ E. B. (1879–1954). »Der strategische Kopf« der Lüneburger Mehrheitssozialdemokratie: Stegmann 2020, S. 62.

⁴ Vgl. Stegmann 2020, S. 61.

und Lüneburg-Chronist Reinecke sah in ihm einen »Mann, der sich den höchst undankbaren Aufgaben schwierigster Finanzverwaltung gewachsen zeigte«. ⁵ Nachdem auch Fragen zur Besoldung und Anrechnung bisheriger pensionsfähiger Dienstzeiten geklärt waren, trat Hermann Schmidt am 10. Oktober 1919 seinen Dienst an. Als Vertreter der Preußischen Staatsregierung hatte Regierungspräsident Dr. Karl Mauve ⁶ den neuen OB ins Amt einzuführen und zu vereidigen. Er betonte, dass Schmidt »fast einstimmig« gewählt worden sei und somit die Bürgerschaft »das Amt nicht als Parteiamt aufgefasst wissen will«; auch der neue OB »als Nachfolger eines Mannes, der jahrzehntelang sein ganzes Können und Wissen in den Dienst der hiesigen Stadt gestellt« habe, möge »über den Parteien stehend« die Schwierigkeiten der »gegenwärtigen wirtschaftlichen und politischen Lage« überwinden helfen.

Nach dem Regierungspräsidenten begrüßte der Stadtsyndikus Anton Barnstedt ⁷ als amtierender Chef des Magistrats der letzten fünf Monate den neuen OB, der »sich als hervorragender Verwaltungsbeamter in bisheriger Stellung«, insbesondere als Stadthauptmann in Reval erwiesen habe.

Für den Rat der Stadt überbrachte der Ratsvorsitzende, »Bürgervorsteher-Worthalter«, Rektor Heinrich Busse, ⁸ dem neuen OB seine Glückwünsche; das Bürgervorsteher-Kollegium komme ihm »mit vollem Vertrauen entgegen«. In zurückhaltender Anspielung auf die wenigen Gegenstimmen seiner Wahl habe es die »leise anklingende Befürchtung« gegeben, dass Schmidt »als nicht geborener Hannoveraner vielleicht manchen Kreisen unserer Bevölkerung nicht zu nahe stehen« würde. Aber die

Erfahrungen, die Schmidt im durchaus mit Lüneburg vergleichbaren Hildesheim gesammelt habe, berechtigten zu der Hoffnung der städtischen Kollegien, das »uns überkommene Gut zu hegen und zu pflegen und im übrigen dem neuzeitlichen Geist voll und mit frischer Kraft Rechnung zu tragen«. Die »Zeugen mittelalterlicher Grösse Lüneburgs« mit den Kauf- und Handelshäusern am Ufer der Ilmenau seien eine stete Mahnung, »Lüneburgs Wirtschaftsleben stützend und fördernd zu beobachten«. Auch die alten Stiftungen mahnten, »uns der Armen und Verlassenen anzunehmen« ebenso wie ein »Kinderheim, ein Heim für die Ärmsten der Armen« zu errichten. Auch an Schulen dürfe nicht gespart werden, die Einrichtung der Einheitsschule sei weiter voranzutreiben.

Anschließend ergriff der neue Oberbürgermeister selber das Wort. Er bedankte sich zunächst für freundliche Begrüßungsworte, verwies sodann aber durchaus geschickt auf die notwendige Zusammenarbeit von Kommune und Staat, in welchem das »Kleinod« kommunaler Selbstverwaltung als Grundlage aller freien und schöpferischen Kräfte zu erhalten sei. Bei aller »Achtung vor der abweichenden Meinung« sei auch die Zusammenarbeit von Magistrat und Bürgervorstehern erforderlich »in einer Zeit, wie sie so ernst und schwer unserm Vaterland seit mehr denn 100 Jahren nicht beschieden war«. Er sehe eine Bedrohung der in den letzten Jahren »wirtschaftlich in ihren Grundfesten erschütterten und politisch von Grund aus veränderten Gemeinden«. Für alle gelte: »Jedem das Seine« ⁹ – und zwar bei Rechten wie Pflichten. Soziale Aufgaben wie Ausbau des Wohlfahrtswesens, Fürsorge für die Jugend, »Erweiterung der Bildungsmöglichkeiten für alle Stände und Berufe« oder »Schaffung neuer Bildungswege« bedingten

⁵ Reinecke 1933, Bd. II, S. 583.

⁶ K. M. (1860–1922), RP 1917–22.

⁷ A.B. (1863–1930), Polizei-Senator 1.1.1899 bis 31.5.1901; Syndikus 1901–1924 in Nachfolge zu Georg König. Sein Nachfolger als Syndikus wurde 1925–33 Wilhelm Richter (*1889).

⁸ H. B. (1862–1927), Rektor der Heiligen-Geist-Schule.

⁹ »Suum cuique« (»Jedem das Seine«) – eine schon antike Redewendung, wonach Recht und Gerechtigkeit für jedermann zu gelten habe; der Preußenkönig Friedrich I. wählte diese Devise für den neuen Schwarzen Adlerorden. Die Nazis missbrauchten auch dieses geläufige Motto am Haupttor des KZ Buchenwald.

neben den wirtschaftlichen Voraussetzungen ein »gegenseitiges Vertrauen der gemeinsam Wirkenden«. Die alte Stadt werde dann »aus den dunklen Tagen der Gegenwart in eine hellere Zukunft« blicken können. Noch am gleichen Tag wandte sich der neue OB schriftlich auch an alle städtischen Bediensteten, indem er auch hier sein »preußisches« Grundverständnis von Arbeit und Pflichten deutlich machte: das »wertvolle Erbe unserer Vorfahren« drohe verloren zu gehen; man müsse wieder aufbauen »was in dem Zusammenbruch des Vaterlandes zertrümmert oder verschüttet ist«. Er erwarte »schnelle und höfliche Abfertigung« aller Aufgaben; die »Behörden (sind) für das Publikum da, nicht das Publikum für die Behörden«.

Im Folgenden wird weniger auf die politische und sozio-ökonomische Entwicklung Lüneburgs in der Zeit der Weimarer Republik eingegangen (dazu liegen einige historische Darstellungen wie die von Uta Reinhardt, Elmar Peter oder Dirk Stegmann vor) als auf die spezifisch-persönliche Sichtweise des neuen Stadtoberhauptes. Dabei wird immer die Zeitbedingtheit zu beachten sein und eben auch, dass der gegenwärtig Handelnd-Redende eher selten der Prophet des Kommenden ist.

Politische Reden

Als ein Beispiel für Schmidts Haltung und Gesinnung mag die Traueransprache gelten, die er zwei Tage nach dem Tod des vormaligen Senators Johannes Reichenbach, Ehrenbürger der Stadt seit 1906, im Rathaus 1921 hielt.¹⁰ Der erfolgreiche Eigentümer der Lüneburger Fassfabrik, bis zum Brand 1889 in der Straße Bei der St. Nicolaikirche, dann neu errichtet Vor dem Bardowicker Tor, war 1872 zum Bürgervorsteher gewählt worden, seit 1885 als ehrenamtlicher Senator bis zum Mai

1919 Mitglied des Magistrats. Der umtriebige Kaufmann und Industrielle Reichenbach, dessen viel zitierter Leitspruch »Man to, man to« unvergessen sei, nötigte dem Neu-Lüneburger Schmidt ganz offensichtlich – obgleich eine Trauerrede gewiss eher nachsichtig ausfällt – großen Respekt ab. Mehrfach wird der seiner Vaterstadt eng verbundene Mann »mit weitem Blick und reifer Erfahrung«, der seinen »Sinn für das Ganze, das Allgemeine, das über dem einzelnen und seinem Wohl und Wehe« stehende Verstorbene geehrt. Im Ehrenamt habe er die Wasserversorgung, das Feuerlöschwesen, die Industriebahn und Ilmenau-Schifffahrt, den Handel und das Gewerbe zukunftsweisend organisiert und befördert. Auch im Kirchenvorstand und im Verschönerungsverein war er tätig. Die Anerkennung bürgerschaftlichen Engagements war dem Oberbürgermeister auch ein Anliegen, als er z. B. 1924 das 50-jährige Jubiläum der Freiwilligen Feuerwehr mit einem offiziellen Ehrengeschenk von 1000 Goldmark vorschlug.¹¹ Reichenbachs »väterliches Vertrauensverhältnis, wie es heute leider immer seltener wird«, habe immer »für Vaterstadt und Vaterland zu wirken« gegolten, wie Schmidt in der Trauerrede fortfuhr. »Ein Veteran der Arbeit und des Gemeinsinns« sei verstorben, ein Vorbild für ganz Lüneburg.

Wie sehr sich OB Schmidt auch »dem Ganzen« verpflichtet sah, wird in seinen offiziellen Ansprachen zu festlichen Anlässen erkennbar. So sprach er am 11. August 1922 im voll besetzten Fürstensaal zum *Weimarer Verfassungstag*.¹² Die bereits 1919 von der Weimarer Nationalversammlung beschlossene neue Verfassung habe die Einheit des Reiches gerettet und alle Gefahren und gar bürgerkriegsähn-

¹¹ Vgl. Hansen 1993, S. 78f.

¹² Redemanuskripte in: StALg, ND Schmidt 2, Nr. 5. – Auf Initiative von SPD, DDP und Zentrum war 1921 der Tag der Unterzeichnung der Reichsverfassung zum Nationalfeiertag erklärt worden, allerdings nicht zum gesetzlichen Feiertag. – Zu den Verfassungsfeiern in Lüneburg 1922–1932 vgl. Stegmann 2020, S. 189–196; Reinhardt 1982, S. 105.

¹⁰ Vgl. StALg, ND Schmidt 2, Nr. 5, 25.2.1921. – Der Reichenbachbrunnen vor dem »Schütting« Am Sande war zu Ehren des Böttgermeisters R. 1906 errichtet worden; die Schlachthausstraße 1927 umbenannt in Reichenbachstraße. Zu R. vgl. auch: Pless 1990, S. 49–51.



Abb. 5 Michaelisfriedhof

liche Kämpfe gebannt. »Grundpfeiler unseres staatlichen Daseins und des Rufes unserer nationalen Geltung als Großmacht« sei der erste Satz der Verfassung: »Das Deutsche Reich ist eine Republik«. Alle innere und äußere Not führe »in allen politischen denkfähigen Kreisen« zu der Erkenntnis, das gesamte Verfassungswerk zu schützen und trotz aller politischen und wirtschaftlichen Meinungsverschiedenheiten »unser höchstes Gut, unsere nationale Einheit zu erhalten«.

Ganz ähnlich am 11. August 1924: Man dürfe froh sein, dass »die Staatsautorität aus den Kämpfen des letzten Jahres siegreich hervorgegangen und zweifellos sogar gestärkt ist«. Das »Festhalten am Reich«, »das Gemeinsame hervorzukehren«, die »aus allen Schichten und Kreisen der Bevölkerung zusammengesetzte Nationalversammlung«, ja »Bismarcks Werk auch in der neuen Form der jetzigen Verfassung« gelte es zu betonen. Das Krisenjahr 1923 mit Ruhrbesetzung durch französisch-belgische Truppen, die galoppierende Inflation, separatistische Bewegungen oder den sog.

Hitler-Putsch musste Schmidt nicht eigens benennen, wenn er nun von der »Geißel des Bürgerkrieges als Damoklesschwert über unserm Haupte« sprach und die schwere Wirtschaftslage als »Gefahr nicht nur für das Dasein des Einzelnen und der kleineren und größeren Unternehmungen« benannte. Ohne ausdrücklich davon zu sprechen, dürfte allen Zuhörern deutlich geworden sein, dass Oberbürgermeister Schmidt hier Gustav Stresemann/DVP (im Herbst 1923 Reichskanzler, sodann langjähriger Außenminister, 1925 gar Friedensnobelpreisträger) vor Augen hatte. Der Bestand des Deutschen Reiches sei gerettet, die Geldentwertung und gefährlichste innenpolitische Unruhen seien überwunden. In einer »Republik ohne Republikaner« – so ein häufiger Topos der Geschichtsschreibung – waren es nicht zuletzt Kommunalpolitiker wie Schmidt, die »die Härten der Nachkriegszeit und die Große Krise seit 1929 abzufedern« suchten, und zwar »auch in Kooperation mit dem bürgerlichen Parteienlager ... wie mit der



Abb. 6 Sülzmeister-Denkmal



Abb. 7 Reichenbach

Sozialdemokratie, die sich wohl oder übel auf das Erreichbare beschränkte.«¹³

Der überzeugte Republikaner Schmidt scheute auch bei seiner Ansprache am 5. März 1925 sich nicht, den wenige Tage zuvor verstorbenen Reichspräsidenten *Friedrich Ebert* zu würdigen.¹⁴ Der Sozialdemokrat habe den Mut gehabt, »in der schwersten Stunde, als die Wogen der Staatsumwälzung am höchsten gingen [...], das Steuer des Reichsschiffes in die Hand zu nehmen«. »Nicht zuletzt wir Städte, die wir uns gerne als Keimzellen des Staates bezeichnen [sind] diesem Manne zu Dank verpflichtet, daß wir heute wieder in ruhiger Arbeit anfangen können, die Schäden zu heilen, die der Krieg und seine Folgen unserer Wirtschaft geschlagen haben«. Der OB lobte Klugheit und Besonnenheit, persönliche Bescheidenheit und schlichte Lebensführung des

Verstorbenen ebenso wie Achtung und Anerkennung, die derselbe »nicht nur in weiten Kreisen des Volkes« gefunden habe; das »Ansehen des deutschen Reiches im Auslande zu festigen« habe er geholfen. Der Tote mahne zu Einigkeit, »Freiheit der Überzeugung« und zur »Liebe zum Volke und zum Vaterlande«. Einige Jahre später sollten die Nationalsozialisten ihm eine solche Rede noch verübeln.

Das Leitmotiv Schmidt'scher Ansprachen kehrte wieder, als er am 15. Mai 1925 zum Amtsantritt des neuen Reichspräsidenten *Paul von Hindenburg* wieder mahnte, in »gemeinsamer Arbeit stets das voranzustellen, was uns einigt« und das Wohl aller im Auge zu behalten. Natürlich betonte er jetzt auch, dass Lüneburg »stolz darauf [sei], den neuen Präsidenten des deutschen Reiches als unsern Mitbürger und Ehrenbürger bezeichnen zu dürfen«.¹⁵ Dem Geist der Stunde dürfte aber

13 Stegmann, in: LZ v. 19. 12. 2020.

14 StALg, s. Anm. 12.

15 Ehrenbürger der Stadt seit August 1918. – H. hatte hier Familie (Tochter Annemarie, 1912 verheira-



Abb. 8 Hindenburg 1922 beim MTV

auch geschuldet sein, dass der OB dem einstigen Generalfeldmarschall »unvergängliche Verdienste« in langen Kriegsjahren zusprach. Der Lüneburger OB hatte offensichtlich zu diesem Zeitpunkt noch die Hoffnung, dass Hindenburgs Ansprachen, worin dieser den Wunsch betonte, »unser innenpolitisch zerrissenes Volk zu starker Einigkeit zusammenschweißen« und auch »außenpolitisch wieder zu Ansehen und gleichberechtigter Anerkennung im Rate der Völker zu verhelfen«, sich realisieren würden. Im Frühjahr 1932, als eine Neuwahl zum Reichspräsidenten anstand, rief Schmidt öffentlich zur Wiederwahl Hindenburgs auf.¹⁶

tet Weltkrieg Adjutant Hindenburgs); Lüneburger Weg 14), die er mehrfach in den frühen 1920er Jahren besuchte. – Zur Wahl H.s vgl. Stegmann 2020, S. 185–188.

16 Erst im zweiten Wahlgang erreichte Hindenburg mit 53,1% der Stimmen die Mehrheit (Hitler 36,8%, Thälmann 10,2%).

Nach dem Tod des Reichspräsidenten hielt Schmidt im »Fürstensaal« des Rathauses auch die Traueransprache.¹⁷ Es fällt schwer zu entscheiden zwischen ehrlicher Überzeugung des Redners und panegyrischer Überhöhung des Verstorbenen. Natürlich betonte er zunächst die Ehrenbürgerschaft und die familiäre Verbindung Hindenburgs zu Lüneburg. Aber das »Übermass seiner Verdienste um Volk und Vaterland«, den »genialen Schlachtenlenker«, den »ragenden Felsen in der Sturmflut des Zusammenbruchs«, den »weisen Staatsmann«, der »das Steuer des umbrandeten Reichsschiffes in der sicheren Hand hielt [...] und endlich die Zügel der Regierung in die Hände des Mannes legte, von dem allein noch Rettung [...] zu hoffen war, unseres Führers« – all solche Hymnen wird man der Stunde und der Zuhörerschaft zurechnen müssen, stand der OB doch seit einem Jahr unter dem Druck persönlicher Anschuldigungen seitens der NS-Mehrheit im Stadtrat.¹⁸

Solch Überlegungen der Nachsicht und Relativierung wird man umso eher anstellen, berücksichtigt man, dass wenige Tage nach dem Tod Hindenburgs das Amt des Reichspräsidenten von Hitler abgeschafft wurde und auch der Lüneburger OB einen neuen Eid auf den »Führer des Deutschen Reiches und Volkes« ablegen musste.¹⁹

Kommunale Finanzpolitik

In den alljährlichen Haushaltsreden²⁰ nahm der Kommunalpolitiker Schmidt immer wieder Gelegenheit, das Bürgervorsteher-Kollegium zur Zusammenarbeit und Einigkeit aufzu-

17 Vgl. StALg, ND Schmidt 2, Nr. 1. Rede am 7. 8. 1934. – Hindenburg * 2. 10. 1847, † 2. 8. 1934

18 Siehe dazu unten (Kapitel »Politische Angriffe«).

19 StALg, PA 86: Eidleistung am 25. 8. 1934 entspr. dem Gesetz v. 20. 8. 1934.

20 Vgl. Typoskripte in: StAL, ND Schmidt 2, Nr. 5. – Vgl. Stegmann 2020, S. 63–73. – Zum Währungsverfall vgl. Zahlen in Lbg.: Peter 1999, S. 442–447. – Zu Versuchen der städtischen Verwaltung, mit Gutscheinen die Folgen der Inflation zu mindern, vgl. H.-J. Boldt, in: LZ v. 19. 8. 2023.

rufen. Arbeitslosigkeit war zum Kernproblem geworden und Erwerbslosenfürsorge war seit 1924 zur Pflicht der Gemeinden geworden. In seinem Jahresrückblick auf 1925 (6. Januar 1926) sah der OB erstmals nach »Einwirkung der Nachkriegszeit und der Geldentwertung« den »Tiefstand« städtischer Finanzen überwunden. Sein Dank an den Finanzausschuss für dessen »mühselige und keineswegs dankbare Tätigkeit« (21. April 1926) verband sich mit dem Aufruf zu »strengster Sparsamkeit«; auch sei es gelungen, einen ausgeglichenen Haushalt vorzulegen, ohne bisherige Steuerlasten zu erhöhen. Trotz eines Rückgangs der Steueranteile des Reichs bei der Einkommensteuer sei eine Steigerung von 10,2% des Etats zu verzeichnen. Doch schon im folgenden Jahr sah der OB (13. Mai 1927) alle »stille[n] Reserven« aufgebraucht und die Gefahr eines jährlich steigenden Fehlbetrages. Aber »Stillstand bedeutet Rückschritt« und »Handwerk und Handel können nicht gedeihen, wenn in den Adern auch dieses Verwaltungskörpers das Blut nicht mehr pulsiert«. Jedoch dürfe die Stadt auch »keine melkende Kuh sein«, auch wenn »eine verständnislose Beschränktheit« Vorwürfe aus »Kreisen der Wirtschaft« nach fehlender Sparsamkeit im Rathaus laut werden lasse. Optimistisch hingegen blickte dann der OB auf das vergangene Jahr (6. Januar 1928): Bei günstigerer Konjunktur der deutschen Volkswirtschaft sei auch in Lüneburg eine »erfreuliche Entwicklung der städtischen Verwaltung und Wirtschaft« zu verzeichnen. Große Aufgaben wie die Kanalisation könnten aber erst bei niedrigeren Zinsen wahrgenommen werden. Mit den anstehenden Neuwahlen zur Gemeindevertretung im Mai 1928 hoffte der OB auf weitere »verständnisvolle Mitarbeit und Opferwilligkeit im Dienste der Allgemeinheit«. Die »mittelständisch geprägte Einwohnerschaft« sicherte der SPD mit einem Zuwachs von 35 auf 37% der Wählerstimmen ihre Spitzenstellung.²¹

21 Vgl. Peter 1999, S. 461.



Abb. 9 Ernst Braune (1879–1954), ~1950

Mit einer Steigerung von knapp 6%, »also weniger als die Hälfte der Steigerung des Haushaltsplanes 1928 gegenüber 1927«, legte der OB (19. April 1929) den neuen Etat vor. Bei einem Gesamtetat von 5,5 Mio. RM stünden die Personalkosten mit 44,14% zu Buche, wobei ein Rückgang auf 42,76% die »Stetigkeit« belege, »möglichst Ersparnisse im Personaletat der Verwaltung« zu erzielen. Die Steigerung der Ausgaben um mehr als 300.000 RM sei »ohne Steuererhöhungen« geglückt, aber eine »Senkung der Realsteuern« sei undenkbar. In den »maßgebenden Instanzen in Reich und Staat« sei aber inzwischen erkannt, dass durchgreifende Maßnahmen gegen die »stets wachsende Finanznot der Städte« notwendig seien. Aber mit »Schwarzmalerei ist weder in der Privatwirtschaft noch im öffentlichen Leben ein Vorwärts und Aufwärts zu erreichen«.

Der Haushaltsplan 1930 stand für den OB »unter einem besonders ungünstigen Stern

(2. Mai 1930). Bei einer Gesamtsumme von ca. 6,1 Mio. RM sei eine Steigerung von etwa 9,4 % insbesondere zurückzuführen auf höhere Ausgaben im Sozialbereich und im Schuldendienst. Bei 30.721 Einwohnern (Ende 1929) stieg nach einer »Rationalisierungskonjunktur« 1924–1929 die Zahl der Arbeitslosen in Lüneburg im Wahlmonat September 1930 auf einen (vorläufigen) Höchststand von 2.066. Bei den Reichstagswahlen war denn auch der »Durchbruch« der NSDAP zu verzeichnen, wenngleich mit 16% der Stimmen in der Stadt unter dem Reichsdurchschnitt von 18,3%.²² Der OB betonte aber, dass die Kreditwürdigkeit der Stadt nicht »im geringsten zweifelhaft« sei, biete doch das städtische Vermögen von rund 16,8 Mio. RM »jedem Gläubiger eine durchaus hinreichende Sicherheit für etwaige weitere Anleihen«. Lüneburg stehe insofern »sehr viel besser da als zahlreiche andere Gemeinden«. Staat und Reich dürften allerdings den Städten nicht immer neue Lasten aufbürden.

Im folgenden Jahr stellte der OB in seiner Haushaltsrede (24. April 1931) bei einer Steigerung von nur 1,34 % des Gesamthaushaltes große Fehlbeträge, besonders im Etat des Wohlfahrtsamtes, fest, die nur durch äußerste Sparsamkeit aufzufangen seien. Auch Vorschläge zur Anhebung der Bürgersteuer wie in Lübeck mit einem 300%igen [sic!] Zuschlag seien zu überlegen. Dann dürfe man hoffen, »auf den tiefsten Stand der abwärts gehenden Kurve angelangt« zu sein; auf jeden Fall müsse man verhindern, »daß die Aufsichtsbehörde durch unliebsamen Zwang herbeiführt, was wir selber zu erledigen uns außerstande gezeigt haben«.

Es verwundert nicht, dass der OB im Jahr darauf geradezu pessimistische Töne anschlug (9. September 1932). Zum ersten Mal seit der überwundenen Inflation im Jahr 1924 müsse jetzt ein unausgeglichener Haushalt vorgelegt werden. Weder geringere Ausgaben noch höhere Einnahmen könnten bei einem Etat von 5,1 Mio. RM das Defizit von ca. 262.000 RM

²² Zu den Zahlen vgl. Stegmann 2020, S. 74, 81f., 277, 281. – Peter 1999, S. 462, abweichend.

decken. Die »untragbaren Lasten, namentlich der Erwerbslosenfürsorge« müssten »gerechter und gleichmäßiger auf die Schultern aller Beteiligten« verteilt werden, »anstatt sie in stets wachsendem Maße auf die schwer ringenden Gemeinden abzuladen«. Es drohten Zeiten der Napoleonischen Kriege wiederzukehren, als die Städte »sich in Jahrzehnten nicht wieder erholen« konnten. Die Lage sei »zwar ernst, aber nicht katastrophal«.

Mit den grundstürzenden Veränderungen der politischen Verhältnisse im Reich – »auf dem Wege in die Diktatur«²³ – versuchte das kommunale Oberhaupt Lüneburgs im Stadtrat umzugehen. Der haushalts- und finanzpolitische Experte sah sich zunehmend gefordert, auch der allgemein-politischen Entwicklung zu begegnen. Mit den Wahlergebnissen von Reichstags- und Kommunalwahlen (5./12. März 1933)²⁴ war auch hier die absolute Mehrheit von NSDAP und DNVP sichergestellt und der OB bemühte sich wohl mehr nolens denn volens, sich dem neuen Kurs anzupassen. In der ersten gemeinsamen Sitzung von neuem Bürgervorsteher-Kollegium und Magistrat (7. April 1933) versuchte er mit »verbalen Verbeugungen«²⁵ die neuen »Mitarbeiter zu gemeinsamer Arbeit«²⁶ zu motivieren und zugleich seinen Dank an die ausgeschiedenen zu betonen, sei es doch darum gegangen, das Schiff der Stadt durch »schwere wirtschaftliche Krisenzeit hindurchzusteuern«. Der »Sturm des Hitler-Frühlings« habe »den Himmel reingefegt« und es gebe nun die Hoffnung auf eine bessere Zukunft«. Die »Wogen der Wirtschaftsnot« aber gingen noch hoch und der OB wiederholte seine Forderung aus früheren Jahren, »die Not der Städte und ihre Gründe, insbesondere die furchtbare Erwerbs-

²³ Peter 1999, S. 470.

²⁴ Vgl. Peter 1999, S. 479; Stegmann 2020, S. 343–347.

²⁵ Peter 2004, S. 140. – Der OB »heulte daher wohl nur mit den Wölfen« – so Peter 1999, S. 479.

²⁶ Auch die folg. Zitate aus der Rede vom 7. April 1933, in: StALg, ND Schmidt 2, Nr. 5.

1923 – in der Zeit der Hyperinflation – gab die Stadt lokale Gutscheine heraus (10, 25, 50 Pfg.) mit der Unterschrift von Hermann Schmidt (Abb. 10 u. 11).



Abb. 10 Gutschein 1923

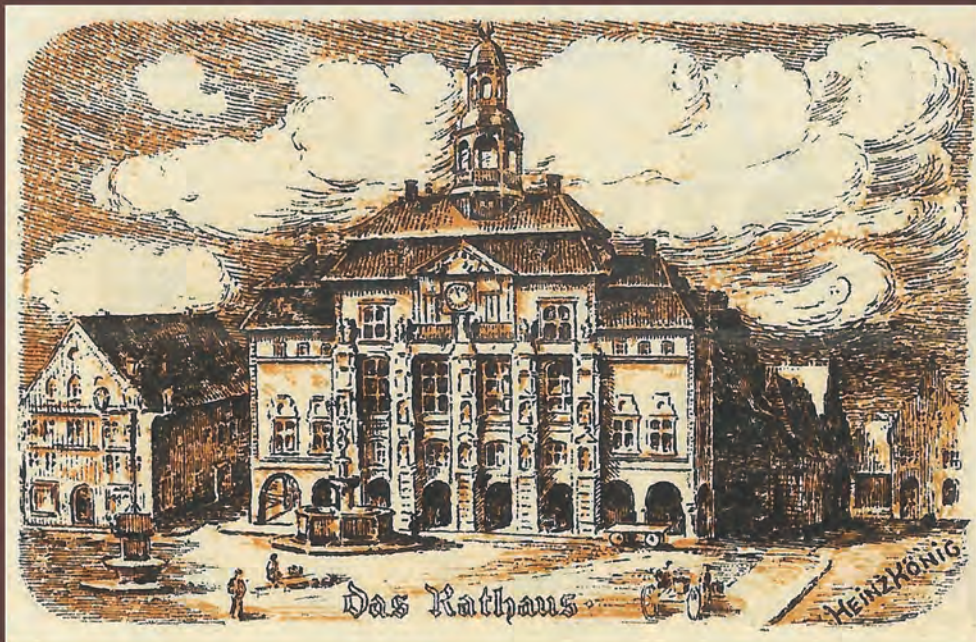


Abb. 11 Gutschein 1923

losigkeit«, müssten durch die Gesetzgebung auf höherer Ebene behoben werden. Wie »gequält« sich Schmidt auf »wackligem Stuhl«²⁷ fühlte, war auch ersichtlich geworden, als er sich zur konstituierenden Sitzung des neuen Rates beurlauben ließ. Er glaubte, er müsse sich in der neuen Situation »wohl oder übel mit ihr arrangieren«.²⁸ Das erste Opfer wurde sein langjähriger Mitarbeiter, der 2. Bürgermeister: Polizei-Senator Wilhelm Richter wurde vom Regierungspräsidenten in Absprache mit dem NS-Gauleiter zwangsversetzt.²⁹ Zum Freitod des seit 1919 besonders sozialpolitisch verdienstvollen Sozialdemokraten Johannes Lopau (auch Geschäftsführer des »Volksblatt«³⁰) gab der OB eine eigene Ehrenerklärung ab.

Bei der Vorlage des neuen Haushaltsplans (31. Mai 1933) sah sich der OB genötigt, das alte Klagegedicht anzustimmen: der wiederum unausgeglichene Haushalt entspreche erschreckend dem »ganzen Finanzelend der deutschen Gemeinden«, denn dem »Mindereingang an Steuern« und dem deutschen »Steuerwarr« entspreche eine immer noch wachsende Zahl der Erwerbslosen. Auch die Stadt Lüneburg müsse Maßnahmen der Arbeitsbeschaffung ergreifen. Beispiele dafür wurden Arbeiten am Kalkberg als Naturdenkmal oder die Anlage eines Sportplatzes an der Hasenburg.

Ein knappes Jahr später (23. April 1934) sah der Oberbürgermeister »den zum Abgrund rollenden Wagen« aufgehalten, sah er sich doch in der Lage, nunmehr einen ausgeglichenen Etat den Bürgervorstehern (»Meine Herren!«) (sic) vorlegen zu können. Allerdings schwebten noch Schulden der Vergangenheit in Höhe von ca. 500.000 RM »wie ein Klotz am Bein«, was immerhin »rd. 10 % des Nettobetrag« des diesjährigen Etats ausmache – aber »im Vergleich mit anderen Städten [...] sind wir noch verhältnismäßig glimpflich da-

vorgekommen«. Die vorsichtige Finanzpolitik der Vorjahre wirke sich aus.

Mit der Vorlage der neuen Haushaltsrechnung am 1. April 1935 konnte der OB wiederum einen Ausgleich der Zahlen verkünden, auch wenn der vorjährige »Klotz am Bein« um lediglich ca. 70.000 RM hätte gemindert werden können. Die »allmähliche Abdeckung« der Schulden bleibe Aufgabe kommender Jahre. Es fällt auf, wie der Rathauschef sich weniger in Etateinzelplänen wie früher gern aufhielt und nun eher in allgemeinen Formulierungen zur Mit- und Zusammenarbeit aufrief.

Mit dem Haushaltsplan für 1936 legte der OB am 28. Februar 1936 zum letzten Mal »seinen« Etat vor. »Motto: Es geht aufwärts!« Die »schwebenden Schulden« hätten verringert werden können, aber »mit dem Gesamtfehlbetrag« werde man erst »in einigen Jahren fertig sein«. Geholfen habe der indirekte Zuschuss »zum Wohlfahrtshaushalt für die Fertigstellung der Kanalisation«, bei der eine »erhebliche Zahl von Wohlfahrtserwerbslosen beschäftigt werden konnte«. Mit dem Appell an »Meine Herren Ratsherren!« zu »gemeinsamer gegenseitiger Zusammenarbeit« wusste er sein Verständnis von »Pflichterfüllung, Berufstreue und Kameradschaft« in »Verbundenheit mit der Bevölkerung« zu artikulieren, nicht ohne den Hinweis, »unserm Volk und unserm Vaterland so zu dienen, wie es der Mann, der unser aller Vorbild und Führer ist, von uns erwarten muß«.

Ein Blick auf die Wirtschaft

In einer mehrseitigen »Betrachtung« über »Die Stadt Lüneburg und ihre Saline«³¹ rechtfertigte 1925 der OB den Erwerb der Aktienmehrheit der Saline und Chemischen Fabrik inkl.

27 Peter 2004, S. 140.

28 Stegmann 2020, S. 353, auch zum Folgenden.

29 Zu Richter vgl. Stegmann 2020, S. 63 u. 353f.

30 Zum sozialdemokratischen »Volksblatt für Lüneburg und Umgegend« vgl. Stegmann 2020, S. 182–184.

31 Vgl. StALg, ND Schmidt 2, Nr. 5. – Vgl. auch: LA v. 22.10.1925. – Am 17. Nov. 1925 berief die »Lüneburger Vulkanfiber und Chemische Fabrik A.G.«, nunmehr »Lüneburger Isoliermittel und Chemische Fabrik A.G.«, Dr. Schmidt in ihren Aufsichtsrat – vgl. StALg, PA 86. – Vgl. sehr knapp: Peter 1999, S. 449; Stegmann 2020, S. 76.; Reinhardt 1980, S. 19.

Grundbesitz von mehr als 38 ha. Die Saline, die seit 1797 der Staatsregie unterstand, war zum 1. Januar 1924 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt worden; bei einem Kapital von 2,8 Mio. RM waren 140.000 Inhaberaktien zu 20 RM ausgegeben worden. »Mit der Modernisierung der Salzerzeugungsanlage und Umstellung der Energiewirtschaft konnte den Betrieb erheblich rationalisiert werden«; die seit Mitte des 19. Jahrhunderts angegliederte chemische Fabrik (hauptsächlich zur Herstellung von Magnesia) wurde um eine Isoliermittel-fabrik erweitert.³² Im »Hamburger Fremdenblatt« war nun kritisiert worden, dass die Stadt sich »gänzlich außerhalb ihres Bereichs« engagiert habe. Doch für Schmidt handelte es sich in diesem Fall um »besondere Verhältnisse und ein besonderes Unternehmen, dessen Erwerb für die Stadt von außergewöhnlichem Belang« sei. Die Geschichte der alten, einst mächtigen und reichen Hansestadt sei ohne die Solquelle und deren Ausbeutung nicht zu verstehen. Es sei kein »beliebiges Durchschnittsunternehmen« und seit jeher habe die Kommunalpolitik unter dem Zeichen des Lüneburger Salzes gestanden. So wie einst die patrizischen Sülfmeister sei der Stadtmagistrat auch jetzt in der AG vertreten, um »darüber zu wachen, dass die Interessen des Gemeinwesens nicht beeinträchtigt werden«. Ebenso sei die Stadt Verwalterin der säkularisierten großen Stiftungen und Testamente. Mehr als 60 % des Aktienkapitals der Saline gehörten jetzt der Stadt. Nicht Steuermittel, sondern Anleihen zu üblichen Zinssätzen hätten den Erwerb möglich gemacht, wobei die Verbindung von Saline und Städtischen Licht- und Wasserwerken zukunftssträchtige Perspektiven aufweise. Auch der ungeheure Grundbesitz der Saline eröffne eine städtische Boden- und Industriepolitik in beiderseitigem Interesse. »Nicht Kommunalisierung, nicht Regiebetrieb, nicht Bürokratisierung ist Zweck und Ziel des Beschlusses [...], sondern freie Entwicklung im

Rahmen der gesamten Volkswirtschaft, aber auch im Einklang mit den Interessen des örtlichen Gemeinwesens«. Ob solches im Grundsatz durchaus wirtschaftsliberales Verständnis dem aufziehenden »Geist« der Zeit mit immer mehr Notverordnungen des Staates entsprach, dürfte eher zweifelhaft sein. Zeitgenössische Bewertungen, wie die des Stadtarchivars, dass Lüneburg mit rund 30.000 Einwohnern zum Glück an der »Treibhausentwicklung anderer deutscher Städte« nicht teilhatte, dürften ganz im Sinne des Stadtoberhauptes formuliert worden sein.³³

Überhaupt ist erstaunlich, dass nach der Bewältigung des Krisenjahres 1923 mit Hyperinflation und extremistischer Gefährdung der Republik von rechts wie links die Stadt den Mut zur Übernahme der jahrtausendalten Saline bewies. Lüneburgs Stadtchronist Reinecke sah in eben diesem Jahr eine Bestätigung von »Lüneburgs Eigenart in der Verschmelzung alter Größe [...] mit den Forderungen einer vorwärtstrebenden, neuen Kultur«.³⁴ Die Umwandlung der Saline in eine Aktiengesellschaft zum 1. Januar 1924 war »endlich zu einem vollkommen freien Wirtschaftsunternehmen geworden«³⁵. Die technische Erneuerung der Salinenanlagen auf dem alten Gelände (nach Schließung der Förderung 1980 allmählich zum Deutschen Salzmuseum entwickelt) Mitte der 1920er Jahre und die Ansiedlung der Chemischen Fabrik »In der Marsch« (Industriegebäude von Franz Krüger) sollten immerhin bis weit in die Nachkriegszeit noch Früchte tragen. Die Erträge der Chemischen Fabrik überstiegen sogar allmählich die der reinen Salzproduktion.³⁶ Wesentlich skeptischer beurteilte Georg König, Amtsvorgänger von OB Schmidt, in seinen Lebenserinnerun-

33 Reinecke/Krüger 1923, S.3. – Zur wirtschaftlichen Entwicklung Lüneburgs 1919–1929: vgl. Stegmann 2020, S.73–86.

34 Reinecke 1923, S.13.

35 Bleek, S.79; vgl. auch: Reinhardt 1980, S.18f.

36 Vgl. Reinhardt 1981, S.58. Vgl. auch: Reinhardt 1989, S.63f.

32 Luntowski 1966, S.79.

gen die Veränderungen und Neuerungen der Saline; er sah gar ein »vollständiges Fiasko« in der Anlage der Chemischen Fabrik. Schon in seiner Amtszeit habe er sich ausführlich mit der Klarlegung der Verhältnisse zwischen Stadt und Saline befasst, wobei der Salinendirektor und Bergrat Otto Sachse (1864–1931), seit 1897 eine wesentliche Rolle gespielt habe, insbesondere auch bei der Neuschaffung des Sol- und Moorbades Kurpark.³⁷

Spätestens mit der Eingliederung des Königreichs Hannover ins preußische Königreich 1866 hatte im Zuge der Gewerbefreiheit die Lüneburger Saline immer wieder versucht, alte Rechte noch zu bewahren. Im Vergleich hatte sie auf ihr Salzhandelsmonopol verzichtet, das Salzproduktionsmonopol aber blieb umstritten. Doch durch reichsgerichtliches Urteil verlor die Saline 1904 »alle Privilegien im Bereich des Handels und des Salzbergbaus«³⁸, die seit über 800 Jahren bestehenden Rechtspositionen und die Monopolstellung gingen verloren. Den sich wandelnden Wirtschafts- und Konkurrenzverhältnissen musste die Stadt auch jetzt wieder sich anzupassen versuchen. Insofern wird man auch den Entscheidungen Hermann Schmidts nicht absprechen können, die Zeichen der Zeit erkannt zu haben.

Das »Lüneburger Eisenwerk«³⁹, 1842 gegründet als Eisengießerei und Emaillierwerk, seit 1857 erste Aktiengesellschaft in der Stadt, war nach der Saline der älteste Lüneburger Großbetrieb und ging nach dem ersten Weltkrieg vorübergehend an die Berliner Gesellschaft »Deutsche Evaporator AG«; mit zeitweise 1000 Beschäftigten wurden hier gusseiserne Badewannen und Güsse für Maschinen, Elektrogeräte sowie Kraftfahrzeuge produziert. Doch bis 1928 sank die Arbeiterzahl um mehr als die Hälfte und 1931 sogar auf nur noch 180. Der Konkurs erschien unabwendbar und nur mit Hilfe der Stadtparkasse als Gläubige-

rin konnte im Zuge der Zwangsversteigerung die Firma gerettet werden. 1932 übernahm der Großhändler Harry Behrens das Werk und bis 1939 stieg die Zahl der Beschäftigten wieder auf ca. 500. In der Erinnerung der Familie spielte OB Schmidt als Vermittler eine rettende Rolle. Nach den Lebenserinnerungen (verfasst 1932) des vormaligen Oberbürgermeisters Georg König waren die zwischenzeitlichen »Verhandlungen mit der Stadt wegen Gewährung eines sog. Ueberbürdungs-Kredits gescheitert«, wengleich das Werk nun wieder »in merklichem Aufstiege« sich befände.⁴⁰

Neben diesen beiden alten Industriebetrieben wird man für die Lüneburger Wirtschaft von Industrie und Gewerbe auch Werke der Kalk- und Zementfabriken, der Holz-, Möbel- (Grössner) und Papierindustrie (Tapeten-Penseler), der Senf- und Essigfabriken (Leppert), der Haartuchweberei (Leppien) oder die Herstellung von Kerzen, Bohnerwachs, Seifen und Leim bzw. Knochenmehl erwähnen können. Die Arbeitslosigkeit der 1920er Jahre in Lüneburg aber stieg z. B. 1926 von 320 auf 1800 im Jahr 1930; im März 1932 waren 3224 Personen, also 11 % der Bevölkerung arbeitslos. Die Wertschöpfung z. B. der »Lüneburger Wachsbleiche« stagnierte von 1924 bis 1931 (ca. 1 Mio. RM) und fiel gar bis 1936 auf ca. 860.000 RM.⁴¹ Kein Wunder, dass der Lüneburger Verwaltungschef den Weg von Notmaßnahmen zur Arbeitsbeschaffung nehmen musste und in seinen Haushaltsreden immer wieder zur Vorsicht in der Finanzpolitik riet.

Politische Angriffe

Mit zunehmenden, auch kommunalpolitischen Wahlerfolgen der Nationalsozialisten wie auch der Kommunisten geriet auch der Lüneburger OB in die Schusslinie derselben. Mit presserechtlichen »Berichtigungen« wehrte sich 1930/31 der OB gegen Vorwürfe der von der

37 Vgl. König 2021, S. 44–47.

38 Hennings 1987, S. 144

39 Vgl. zum Folg.: Luntowski 1966, S. 77f.; Dützmänn 2001, S. 20.

40 König 2021, S. 49.

41 Vgl. Peter 1999, S. 463; Puffahrt 2017, S. 200, 625; Pless 1990, S. 46–48.

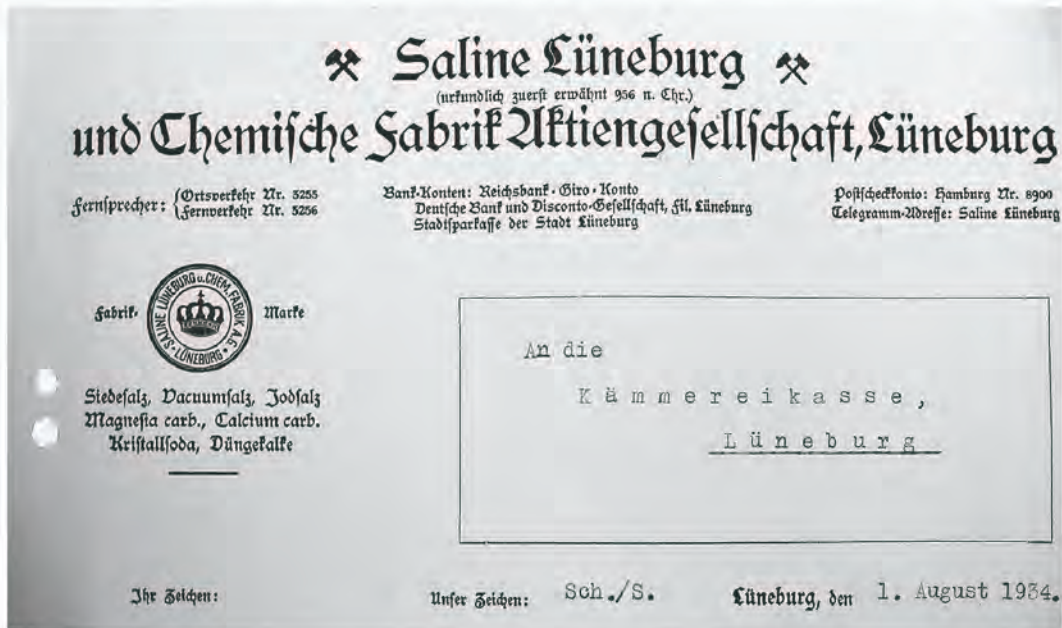


Abb. 12 Briefkopf Saline 1924

KPD in Altona herausgegebenen »Norddeutsche[n] Zeitung«, einen »Abbau der Wohlfahrtsunterstützung« zu betreiben. Er selber beziehe ein »riesiges Gehalt« und bewohne eine »große Villa«, in der es »fidel zugeht«. Der »mildtätige Herr Oberbürgermeister« habe aber immerhin einer notleidenden Familie 1 Mark als Almosen gespendet.⁴² Allein die Tatsache, dass solche gerade auch persönlich diffamierenden Auseinandersetzungen in der Presse über ein ganzes Jahr sich hinzogen, zeigt den Druck, der auf den missliebigen Wirtschaftsliberalen ausgeübt wurde.

Massiv hingegen wurden dann die Vorwürfe an Hermann Schmidt, als die NSDAP im Stadtrat die Macht übernahm.⁴³ Zehn Jahre nach dem Grundstücksverkauf des ehemali-

42 StALg, PA 86 – Zeitungsausschnitte NZ 6.1.1931, 23.9.1931, 30.10.1931.

43 Wahlergebnisse: Reichstagswahl 5.3.1933: 44,2 %, Kommunalwahl 12.3.1933: 43,5 %; Mandate im Rat der Stadt: NSDAP 14; DNVP 6, Welfen 1, SPD 9 (bisher 13), KPD 2 (bisher 4). Vgl. Peter 1999, S.477–479; Reinhardt 1982 S.127; Stegmann 2020, S.338.

gen Theaters an der Schröderstr. 16 musste der Oberbürgermeister nun ein schwieriges politisches Nachspiel bestehen.⁴⁴ In einer 12-seitigen Stellungnahme⁴⁵ rechtfertigte er gegenüber den Vorwürfen der NSDAP-Ratsfraktion, das Gebäude einst viel zu billig veräußert zu haben, die städtischen Beschlüsse von 1921/22. In einem »Bericht« der Rathausfraktion der NSDAP wurde gefragt, ob »es fahrlässig oder vorsätzlich« sei, wenn der OB die damalige Geldentwertung zu niedrig angegeben habe; auch habe keine »Notwendigkeit zum Verkauf bestanden«, es sei denn, man habe »den Gewerkschaften unbedingt entgegenkommen« wollen.⁴⁶ In seiner Erwiderung verwies der OB darauf, dass seit 1919 das Grundstück »im Eigentum des Theaterdirektors Willy Essmann gestanden [hatte], der es jedoch weiterveräußern wollte, weil es für

44 Siehe dazu: Hansen 2016, S.183–186.

45 StALg, ND Schmidt 2, Nr.5: Stellungnahme v. 5.12.1933. – Auch in: StAg., PA 86.

46 StALg, PA 86: Bericht »über den Verkauf des Volkshauses«, RA Dr. Fritz Lütchens, 29.8.1933.



Abb. 13 Spatenstich zum neuen Sole-Bohrloch, 30. Januar 1926. 5. v. r.: OB Schmidt
(Foto Wilh. Riege)

ihn ohne Bühnenhaus nicht verwendbar war und er die Mittel zum Wiederaufbau des Bühnenhauses nicht besaß«. Zwischen diesem und den Gewerkschaften sei es zu Verkaufsgesprächen gekommen, wovon die Stadtverwaltung erfuhr, die zugleich passende Räume suchte für die Stadtparkasse, die bisher sehr beengt im Rathaus untergebracht war. Daneben seien die Gewerkschaften »bei der Stadtverwaltung vorstellig geworden« und hätten unter Hinweis auf ihre Bedeutung »für das politische und wirtschaftliche Leben sehr dringlich und nachdrücklich von der Stadt gefordert, dass ihnen Räume für ihre Büros beschafft würden«. Ihre bisherige Nutzung von Räumen in der ehemaligen Dragonerkaserne am Markt sollte zugunsten von Finanzamt und Reichsbauamt beendet werden. Die städtischen Gre-

mien hätten daraufhin am 29. Juni 1921⁴⁷ beschlossen, das Kaulitz'sche Grundstück von Willy Essmann für 250.000 Mark abzüglich erheblicher hypothekarischer Belastungen zu erwerben. Da das Grundstück zu alleinigen Sparkassenzwecken zu groß gewesen sei und nur als städtischer Zuschussbetrieb verwendet werden konnte, wollte man »es dann bei passender Gelegenheit wieder abstoßen«. Das Theaterprojekt habe er als OB tatsächlich als Fata morgana betrachtet, denn »die Zustände des früheren Kaulitzschen Theater spotteten in baupolizeilicher Beziehung geradezu jeder Beschreibung«. »Die nach wie vor ungelöste Unterbringungsfrage der Gewerkschaften ist dann etwa ein Jahr später im Sommer und

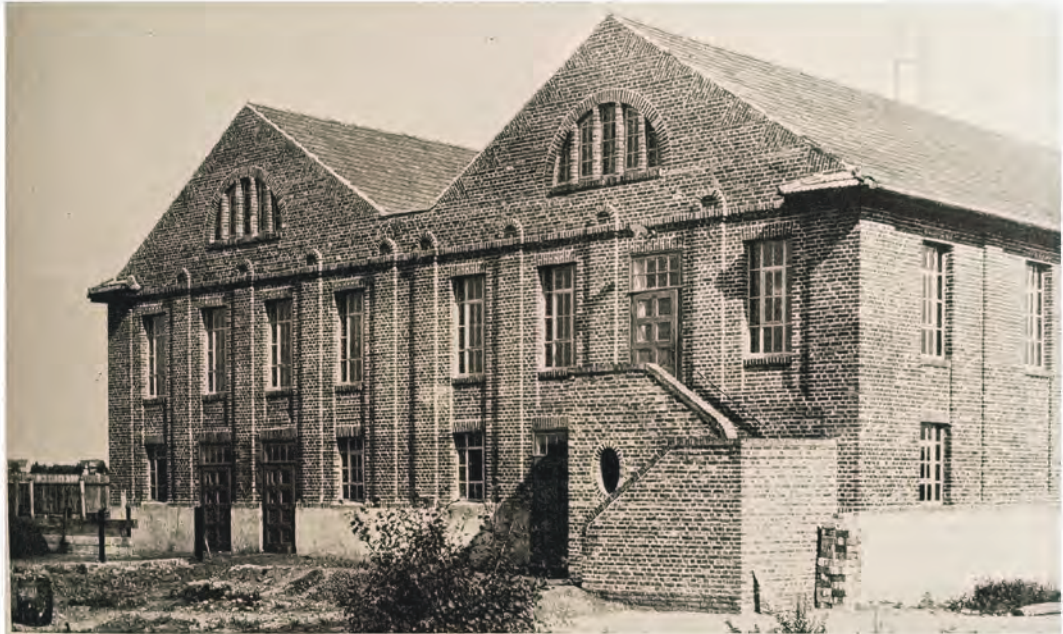
⁴⁷ StALg, LA 431: Kaufvertrag v. 29.6.21 und Verkaufsbeschluss (General-Protokolle v. 29.6.1921).



Abb. 14a Saline, Siedehaus 1939



Abb. 14b Saline, Siedehaus 1.11.1979



Arch. F. Krüger

Siedehaus der Saline (Marsch)

Abb. 15 Neue Saline, In der Marsch, 1911

Herbst 1922 der Anlaß zu der Wiederveräußerung des Grundstücks geworden«. Der Verkauf an die Volkshaus GmbH müsse auch der Tatsache Rechnung tragen, »daß die SPD damals die entscheidende Macht im Staat und in der Stadt hatte« und es »für die Stadt wirtschaftlich durchaus zu rechtfertigen war, das Grundstück möglichst bald und selbst mit einem gewissen Verlust abzustoßen, weil es in der Zukunft wahrscheinlich dauernd unrentabel blieb«. Der Preis von 350.000 M sei einstimmig – »also auch unter Zustimmung der bürgerlichen Gruppe« – beschlossen worden; »in der Überlassung zu einem verhältnismäßig günstigen Preise liegt also – und sollte nach Absicht der städtischen Körperschaften liegen – eine mittelbare Unterstützung der von den Gewerkschaften bzw. der Volkshaus GmbH verfolgten Ziele«. Wer die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der damaligen Zeit der Inflation erinnere, schlussfolgerte der OB, komme nicht umhin zu bestätigen, dass er »wie stets nach bestem Wissen und

Gewissen gehandelt« habe. Die Vorwürfe der NSDAP-Fraktion entbehrten der »sachlichen Begründung«.

Inzwischen war das »Volkshaus« umbenannt worden in »Haus der deutschen Arbeit« und Ernst Braune, langjähriger SPD-Senator und nach dem Krieg Oberbürgermeister, lud im November 1933 »als Pfleger des Gewerkschaftshauses« den Magistrat zu einer »Gläubigerversammlung der früheren Lüneburger Volkshaus GmbH« ein. Die von den im Mai 1933 gesetzlich aufgelösten Gewerkschaften und nunmehr von der »Deutschen Arbeitsfront«, dem 1934 erzwungenen Einheitsverband von Arbeitnehmern und Arbeitgebern, »geforderten Sanierungsmaßnahmen« müssten erörtert und beschlossen werden⁴⁸. Ein halbes Jahr später jedoch verfügte der Regierungspräsident in einem Schreiben an OB

⁴⁸ StAlG, LA 848: E. Braune an den Magistrat, 30. 11. 1933. – Ernst Braune (1879–1954) wurde 1919 Bürgervorsteher, Senator 1924–33, Oberbürgermeister 1946–49, Landtagsabgeordneter 1946–54.



Abb. 16 Besuch des Reichswirtschaftsministers Dr. Julius Curtius (DVP) anlässlich des 8. Nordwestdt. Handwerkertags, 24. Juli 1927, vor dem Ratskeller.
4. v. l.: OB Dr. Hermann Schmidt, 7. v. l.: Prof. Wilhelm Reinecke

Schmidt kurz und knapp: der Gauleiter habe die Verkaufsangelegenheiten »als erledigt« betrachtet.⁴⁹

Ein Jahr später bat der OB den Regierungspräsidenten um Vermittlung in der Öffentlichkeit, da die »unberechtigte Stimmungsmache« in der Presse gegen ihn sein »Ansehen und seine Autorität zu schädigen geeignet« sei.⁵⁰ Der parteilose OB blieb den Nationalsozialisten ein Dorn im Auge; sie versuchten zunehmend, ihn aus dem Amt zu drängen.

49 StALg ebd.: RP an OB 27.6.1934. – Gauleiter Otto Telschow (1876–1945) war »alter Kämpfer« der NSDAP.

50 StALg, ND Schmidt 2, Nr. 5: Schreiben v. 19.11.1934. – Eine Antwort des RP ist nicht überliefert; der bisherige, konservative RP, Dr. Hermann Reschke, seit 1932 im Amt, war am 24.8.1934 verstorben. Ihm folgte der »dezidierte Nationalsozialist und Gefolgsmann des Gauleiters« (Stegmann 2020, S. 358) Kurt Matthaei.

Der Gauleiter selbst hatte sich auch schon ein Dienstzimmer im Rathaus einrichten lassen. Mit Georg Mohrmann, dem Nachfolger des – wie Schmidt selber auch der DVP nahestehenden – schon im Mai 1933 zwangsversetzten 2. Bürgermeisters Wilhelm Richter, sollte Schmidt ein NS-devoter, unsolidarischer Stellvertreter zur Seite gestellt werden.⁵¹ Auch die neue »Deutsche Gemeindeordnung« vom 30. Januar 1935 sorgte für neue »Führerverhältnisse«: Die Parteien waren aufgelöst, die NSDAP zur einzigen Staatspartei erklärt, die kommunale Selbstverwaltung ins Abseits gedrängt. Noch in einer Ansprache⁵² an »Meine Herren Ratsherren« rief OB Schmidt am 11. Januar 1935 die neuen »auf

51 Vgl. Stegmann 2020, S. 63 u. 353–357.

52 StALg, ND Schmidt 2, Nr. 5.



Herrn Oberbürgermeister Dr. Schmidt,
 in Hildesheim,
 zur Vollendung des 70. Lebensjahres.

In freundlichem Gedanken an die gemeinsame Arbeit
 im Dienste unserer lieben, alten Stadt Sünaburg
 unter der Leitung des hochverehrten Jubilars
 als Stadtoberrhaupt senden ihm zu seinem Ehrentag
 die herzlichsten Glückwünsche und Grüsse:

Obermann	Rey	Bicher
H. Hoppers	Baumwachs	Lehner
Mittler	Wagner	Hühner
Müller	Wagner	Pöhl
Jacob	Wagner	Hühner
Wagner	Wagner	Hühner
Wagner	Wagner	Hühner
Sünaburg, im Juni 1947	Wagner	Hühner

Abb. 17 Glückwünsche zum 70. Geburtstag 1947

DR. HERMANN SCHMIDT**17 Jahre für Lüneburg**

Lüneburg. In Hildesheim hat heute ein Mann 80. Geburtstag, dessen Name eng verknüpft ist mit einem bewegten Zeitabschnitt Lüneburger Geschichte: Dr. jur. Hermann Schmidt, von 1919 bis 1936 Oberbürgermeister unserer alten Heidestadt, ist als aufrechter, zielbewußter und stets auf Ausgleichbedachter Mensch und als Persönlichkeit, die 17 Jahre lang die Geschicke Lüneburgs verantwortlich leitete, zwischen Kurpark und Zeltberg unvergessen.

1877 in Stettin als Sohn eines Postdirektors geboren, in Hadersleben an der dänischen Grenze aufgewachsen, in Greifswald, Tübingen und Berlin zum Juristen ausgebildet, hatte sich Hermann Schmidt, nach einem Intermezzo als Rechtsanwalt in Swinemünde, der Verwaltungslaufbahn zugewandt. Zehn Jahre lang wirkte er als Senator in Hildesheim, nahm zwischendurch am ersten Weltkrieg teil und wurde 1919 der erste Lüneburger Oberbürgermeister der Weimarer Republik.

Unter den vielen, die nach der Machtübernahme zunächst als Fachbeamte für die Nationalsozialisten noch unentbehrlich waren, die aber später, wenn sie sich weigerten, in die Partei einzutreten, in die Wüste geschickt wurden, war auch Dr. Hermann Schmidt. Mit 59 Jahren mußte er vorzeitig in den Ruhestand gehen.

Er verließ Lüneburg und ging zurück nach Hildesheim. Eine seiner Töchter wirkt heute als Abgeordnete im Rat der Stadt Lüneburg.

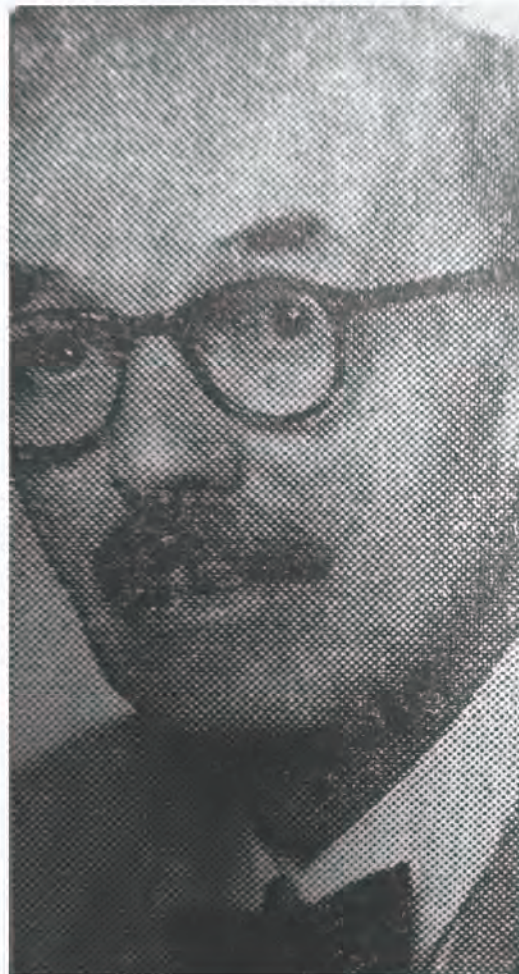


Abb. 19 LZ 21.6.1957

der wirtschaftlichen Verhältnisse, »berechtigte, aber unerfüllbare Wünsche abzuschlagen« seien. »Sonderinteressen« dürften nicht den allgemeinen Interessen von »Volk, Staat und Gemeinde« vorangestellt werden.

Doch mit stetig wachsenden Konflikten seitens der neuen Machthaber wurde dem OB das Leben »auf wackligem Stuhl«⁵³ schwer gemacht – öffentliche Agitation und einseitige Berichterstattung in der gleichgeschalteten Presse bereiteten die Entlassung aus dem

Abb. 18 LZ 21.6.1957

Vorschlag des Herrn Gauleiters durch den Herrn Regierungspräsidenten zu dem Amt eines Rats Herrn der Stadt Lüneburg berufenen« Gemeindevertreter zur Zusammenarbeit auf. Es sei auch ihre Pflicht, Verständnis in der Bevölkerung dafür zu wecken, dass aufgrund

53 Peter 2004, S. 140.

Amt vor.⁵⁴ Am 6. Mai 1936 schließlich wurde nach dem »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« vom 7.4.1933 Dr. Hermann Schmidt in den Ruhestand versetzt.⁵⁵ Die Zeitungsmeldung »Der Reichs- und Preußische Minister des Innern hat den Oberbürgermeister Dr. Schmidt, Lüneburg, in den Ruhestand versetzt« war »an Dürftigkeit nicht zu überbieten«⁵⁶. Der erfahrene Kommunalpolitiker, der nicht zuletzt immer wieder ausgeglichene Haushalte der Stadt zu verantworten hatte, musste sang- und klanglos seinen Hut nehmen.

Im Ruhestand

Wie schon sein Vorgänger im Amt, Georg König, verließ auch Schmidt nach seinem unfreiwillig vorzeitigen Ruhestand die Stadt Lüneburg. Die gesamte Familie zog nach Hildesheim, in die Kommune, der er bereits von 1910 an als Senator in diversen Geschäftsbereichen gedient hatte. Zunächst aber wandte er sich wenige Tage nach seiner Entlassung an alle städtischen Mitarbeiter und bedankte sich

54 Vgl. Peter 1999, S. 478–482; Peter 2004, S. 140–142; Stegmann 2020, S. 357–360.

55 StALg, PA 86.

56 Peter 2004, S. 141.

bei ihnen für langjährige und vertrauensvolle Unterstützung. Die »Zeiten der Nachkriegszeit, der Inflation, der Deflation, der Scheinblüte, der großen Krise und der sich daraus ergebenden Erwerbslosigkeit, der Machtergreifung und des darauf folgenden allmählichen Wiederaufstiegs« hätten auch dank des Pflichtbewusstseins und des Verantwortungsgefühls aller städtischen Bediensteten bestanden werden können.⁵⁷ Dann galt es, die ab 1. September 1936 geltenden Pensionsansprüche zu regulieren und die Wohnung in der Dienstvilla zu räumen. Um die Regelungen⁵⁸ berechtigter Nebenbezüge wie etwa aus dem Vorsitz im Aufsichtsrat der Saline oder der Tätigkeit bei den Licht- und Wasserwerkern der Stadt, ebenso bei der Mitwirkung im Ausschuss der Landschaftlichen Brandkasse oder im Vorstand der Ritterschaft entwickelten sich diverse Schriftwechsel zwischen den ehrgeizigen NS-Antipoden (Bürgermeister Dr. Georg Mohrmann, Stadtrat Wilhelm Burmester), dem Regierungspräsidenten und dem beurlaubten Oberbürgermeister. Selbst um die Umzugskosten musste gestritten werden und

57 StALg, PA 86: handschriftliches Schreiben v. 15. Mai 1936.

58 Alle Schriftwechsel in: ebd.

Am 26. April 1963 entschlief unser lieber Vater, Großvater und Urgroßvater

Oberbürgermeister i. R.

Dr. jur. Hermann Schmidt

im 86. Lebensjahre.

In stiller Trauer

Dr. F. C. Neubeck und Frau Ingeborg, geb. Schmidt
Giesela Schmidt
Hildegard Leppert, geb. Schmidt
Kurt Kausch und Frau Waltraut, geb. Schmidt
Hartmut Peucker und Frau Helga, geb. Schmidt
Annemarie Schmidt, geb. Wenkebach
 13 Enkel und 2 Urenkel

Die Beerdigung findet am Freitag, dem 3. Mai 1963, um 14.30 Uhr in Hildesheim von der Kapelle des St.-Lombardi-Friedhofes aus statt.
 (Beerdigungsinstitut Gebr. Wechler, Hildesheim, Rathausstr. 11)

Am Freitag, dem 26. April d. J. entschlief nach einem reichen und erfüllten Leben

Herr

Dr. jur. Hermann Schmidt

Oberbürgermeister der Stadt Lüneburg von 1919–1936

Wir betrauern herzlich den Heimgang dieses aufrechten Mannes, der 17 Jahre lang die Geschichte unserer Stadt durch seine unermüdete Schaffenskraft und sein reiches Wissen entscheidend beeinflusst und sich große Verdienste erworben hat. Bis in sein hohes Lebensalter fühlte er sich mit der Stadt Lüneburg eng verbunden.

Sein Name und sein Wirken werden in der Geschichte unserer Stadt fortleben.

Dipl.-Ing. Drenckhan
 Oberbürgermeister

Dr. Bötcher
 Oberstadtdirektor

Abb. 20 LZ 1963

erst durch Intervention des RP nach dessen »Fühlungnahme mit dem Kreisleiter« der Partei waren solcherlei »Hemmnisse aus dem Wege zu räumen«. Zwei Monate nach erfolgtem Umzug nach Hildesheim erhielt der »OB i.R.« die vom Stadtrat bewilligte Abrechnung. Doch wie tief das Gefühl saß der »Kränkung, als die ich meine vorzeitige und m.E. unverdiente Versetzung in den Ruhestand empfinden mußte«, zeigte sich noch 1941, als Schmidt sich wegen der Ruhestandsregelung an die Stadt wandte; durch seine »unverschuldete vorzeitige Versetzung in den Ruhestand« seien ihm wirtschaftliche Nachteile erwachsen, die er jetzt auszugleichen bitte. Wiederum erledigte im Sinne des Antragstellers sich sein Antrag auf Nachzahlungen an die Stadt erst durch Verfügung des RP.⁵⁹ Auch der erneute Militärdienst des Majors z. V. (7. April 1941 bis 31. August 1942) führte zu revidierter Regelung des Ruhegehalts.



Abb. 21 Straßenschild

Man wird wohl zu Recht annehmen können, dass Hermann Schmidt – auch ohne direkt betroffen gewesen zu sein – mit Genugtuung im Zuge der sogenannten Entnazifizierung in den ersten Nachkriegsjahren die »Bescheinigung« des Oberbürgermeisters von Lüneburg vom 14. März 1946 über seine »zwangsweise Versetzung in den Ruhestand« las; der »Grund für diese Maßnahme waren Differenzen mit der NSDAP, da Herr Dr. Schmidt Forderungen der NSDAP, die er mit seiner Überzeugung nicht in Einklang zu bringen vermochte, nicht nachgeben wollte«⁶⁰.

Es versteht sich, dass auch nach Kriegsende die Ruhestandsregelungen neu zu berechnen waren – doch jetzt ohne Kontroversen zwischen städtischen Behörden und dem versorgungsberechtigten OB a. D. Die Stadt Lüneburg gedachte ihres ehemaligen OB bald wiederkeh-

rend mit Glückwünschen, Blumensträußen und Schmucktelegrammen zum Geburtstag. Wie gut das in Hildesheim ankam, zeigte sich z. B. in einem handschriftlichen Dankschreiben vom 26. Juli 1952 an den Rat der Stadt Lüneburg und dem »Kollegen Bockelmann«: Er habe sich gefreut über »die Anerkennung seiner Tätigkeit in und für Lüneburg in den Jahren von 1919–1936«, dem »Höhepunkt meines Lebens«⁶¹. Die »Landeszeitung«⁶² erinnerte die Lüneburger anlässlich seines 80. Geburtstages an den Alt-OB als einen der »vielen, die nach der Machtübernahme zunächst als Fachbeamte für die Nationalsozialisten noch unentbehrlich waren, die aber später, wenn sie sich weigerten, in die Partei einzutreten, in die Wüste geschickt wurden.« Nach dem Tod Hermann Schmidts 1963 dankte im offiziellen Nachruf

59 Ebd., Schreiben v. 17. Februar 1941.

60 Ebd.

61 Ebd. – Weitere auch in: StALg, ND Schmidt 2, Nr. 4. – Z. B. Schreiben der OstD Bockelmann, Dr. Bötcher, OB Dieckmann, Gravenhorst, Drenckhan.

62 LZ v. 21. Juni 1957, S. 3: »17 Jahre für Lüneburg«.

per Zeitungsanzeige die Stadt dem »aufrechten Mann« für »unermüdliche Schaffenskraft«; sein »reiches Wissen« habe die »Geschicke unserer Stadt entscheidend beeinflusst«. Im Jahr 1975 ehrte die Stadt per Ratsbeschluss ihr ehemaliges Oberhaupt zudem mit einer Straßbenennung in einem kleinen Neubaugebiet im Nordwesten der Stadt.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Stadtarchiv Lüneburg (StALg): PA 86; ND Schmidt 2,1; 2,3; 2,4; 2,5; ZAS 278.

Bleek, Johannes: Die Lüneburger Saline von 1797 bis 1923. In: Lüneburger Blätter. H. 17/1966, S. 47–79.

Dützmann, Klaus: Lüneburgs Wirtschaftsentwicklung im 20. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung Lüneburger Familienbetriebe. S. 13–26, in: *Werner H. Preuß* (Hg.): Stadtentwicklung und Architektur – Lüneburg im 20. Jahrhundert. Husum 2001.

Hansen, Dirk: Schwarz-Weiß-Rot und Schwarz-Rot-Gold: Der Lüneburger Flaggenstreit 1924 – ein Beispiel politischer Konfrontation, in: Lüneburger Blätter 29, 1993, S. 77–96.

Hansen, Dirk: Lüneburg – Schröderstr. 16. Vom »Kaulitz'schen Gesellschaftshaus« zum »Volkshaus«, in: Lüneburger Blätter. 35, 2016, S. 165–186.

Hennings, Ulrich: Die Lüneburger Salzmonopole. Entwicklung und Niedergang. Rheinfelden 1987.

König, Georg: Lebenserinnerungen aus den Jahren 1889 bis 1919. Hg. v. Dirk Hansen, Museumsverein für das Fürstentum Lüneburg. Lüneburg 2021.

Luntowski, Gustav: Die Industrie- und Handelskammern und die Entwicklung von Industrie, Handel und Verkehr im Regierungsbezirk Lüneburg. Festschrift zum hundertjährigen Bestehen am 26. Mai 1966.

Peter, Elmar: Lüneburg. Geschichte einer 1000jährigen Stadt. 956–1956. Lüneburg 1999.

Peter, Elmar: Die Bürgermeister, Oberbürgermeister und Oberstadtdirektoren der Stadt Lüneburg. Lüneburg 2004.

Pless, Helmut C.: Am Puls der Wirtschaft 1904–1990. Lüneburg 1990.

Puffahrt, Otto: Wachse und Klebstoffe. Von der Lüneburger Wachsbleiche zur H. B. Fuller GmbH. Eine Unternehmensgeschichte. Lüneburg 2017.

Reinecke, Wilhelm: Geschichte der Stadt Lüneburg, 2 Bde., Lüneburg 1933

Reinecke, Wilhelm; Krüger, Franz: Lüneburg. Ratsdruckerei 1923.

Reinhardt, Uta: Einige Bemerkungen zur Geschichte der Saline in Lüneburg. Festvortrag 9. Sept. 1980 anlässlich der Schließung der Saline Lüneburg. 1980.

Reinhardt, Uta: Saline Lüneburg 956–1980. In: Der Anschnitt. Zeitschrift für Kunst und Kultur im Bergbau 1, 1981, S. 46–61.

Reinhardt, Uta: Lüneburg zwischen Erstem Weltkrieg und Drittem Reich. In: Niedersächsisches Jahrbuch, 54, 1982, S. 95–127.

Reinhardt, Uta: Lüneburg – Stadt auf dem Salz, in: Christian Lamschus (Hg.): Salz – Arbeit – Technik. Produktion und Distribution in Mittelalter und Früher Neuzeit. Lüneburg 1989, S. 56–68.

Stegmann, Dirk: Lüneburg 1918–1945. Stadtgesellschaft zwischen Kaiserreich, Republik und Diktatur. Lüneburg 2020.

Bildnachweise

Abb. 1–3: Familie privat

Abb. 4: H.-J. Boldt

Abb. 5–7, 21: D. Hansen

Abb. 8: 50 Jahre MTV Treubund Lüneburg. 1998, S. 89

Abb. 9–13, 17–19: StALg

Abb. 14a, 14b: Reinhardt 1981, S. 55

Abb. 15: Franz Krüger 1873–1936. Lüneburg. 2017, S. 125

Abb. 16: Museum Lüneburg

Abb. 20: LZ 1963

Carola Schormann

»Wir waren Optimisten und Idealisten, und die Zukunft schien nur Gutes für uns bereit zu halten.«

Akademikerkarrieren im Dritten Reich am Beispiel des Lüneburger Stadtarchivars Hans Kück (1910–1945)

Im nationalsozialistischen »Niedersachsen-Stürmer« vom 13. Februar 1937 erscheint ein Artikel zu »Lüneburgs Wirtschaft in Vergangenheit und Gegenwart«. Der Verfasser, Lüneburgs Stadtarchivar Hans Kück, endet mit einem Ausblick:

»So steht auch Lüneburg seinen Mann im Kampfe für die Rohstoff[ff]reiheit und in der Durchführung des Vierjahresplanes: eine lebendige Stadt, erst kürzlich wieder zu einer bedeutenden Garnison erhoben, mit reger Bautätigkeit auf allen Gebieten, mit einem aufstrebenden Wirtschaftsleben, mit einem sich immer vorwärtentwickelnden Verkehr; aber auch eine schöne deutsche Stadt, die sich der Werte der Vergangenheit bewußt ist und auf ihnen aufbaut für die Zukunft Deutschlands und für das Werk unseres Führers!«¹

Bedingt durch die Quellenlage kann es im Folgenden nicht darum gehen, die Gründe für die nationalsozialistische Orientierung Hans Kücks zu erkunden, sondern vielmehr um einen exemplarischen Einblick in die Verhaltensweisen und beruflichen Strategien junger Akademiker zu Beginn der 1930er Jahre und um deren weiteren Lebensweg.

Gerade 24 Jahre alt, ist Hans Kück ab Juni 1934 kommissarischer Leiter des Stadtarchivs, wird aber ab Mitte Oktober 1934 für ein Jahr beurlaubt, um sich erst einmal ansatzweise für diese Tätigkeit zu qualifizieren und einen Kurs

am Institut für Archivwissenschaft am Preussischen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem zu besuchen. »Bereits im April 1934 findet sich sein Name auf einer internen Liste der Personen, die vorzugsweise in städtischen Betrieben in Lüneburg eingestellt werden sollten.«² Nebenbei macht er im Juli 1935 ein vierwöchiges Praktikum in der Volksbücherei Steglitz, denn er soll in Lüneburg auch für die Ratsbücherei zuständig werden.³ Planmäßig besteht er im September 1935 die archivalische Fachprüfung und nimmt zum 1. Oktober 1935 ohne jegliche Berufserfahrung seine Tätigkeit in Lüneburg wieder auf.⁴

Im Mai 1936 verlobt er sich mit der 18-jährigen Anneliese Lührs, die gerade die Wilhelm-Raab-Schule, das Ober-Lyceum in der Stadt, abgeschlossen hat. Die beiden haben sich in Lüneburg kennengelernt und sind entfernt miteinander verwandt. Anneliese Elfriede Lührs wird 1917 in Celle geboren. Sie zieht mit ihren Eltern erst nach Quakenbrück und schließlich nach Lüneburg in die Volgerstraße 47. Ihre Eltern sind der Obergerichtsvollzieher Heinrich Lührs, geboren 1882 in Töpingen bei Munster, und Sophie Christine Meyer aus Langlingen bei Celle. Annelieses Onkel, der Bruder ihrer Mutter, ist der Kaufmann Carl Heinrich Meyer, der von 1920 bis 1931 der Lüneburger Handelskammer bzw. ab 1924 der Industrie- und Han-

1 Kück 1937, S. 6; auch StALg, ND Kück Nr. 15.

2 Stegmann 2020, S. 302.

3 Museum Lüneburg, Z.2015029.8.

4 Museum Lüneburg, Z.2015029.10.

delskammer vorsteht.⁵ Er betreibt am zentralen Platz »Am Sande« einen Großhandel für Kolonialwaren, Getreide-, Futter- und Düngemittel und ist verheiratet mit Sophie Elisabeth Christine Busse, deren Schwester Toni wiederum 1898 in Lüneburg den aus Altkloster bei Stade stammenden Fabrikdirektor und Ingenieur Otto Georg Wilhelm Kück heiratet. Ihr gemeinsamer 1910 geborener Sohn Hans hat wie auch Anneliese Lührs den angesehenen Lüneburger Kaufmann Carl Heinrich Meyer zum Onkel. Sophie und Toni Busses Eltern sind der Lüneburger Maler Johannes Busse und Christine Gräßner.

Hans Kück hat einige ältere Geschwister: Eine erste Schwester Käthe wird 1899 geboren und stirbt im folgenden Jahr. Es folgt die 1903 in Wertheim geborene Magdalene Johanne Adele, die den 1899 geborenen Lüneburger Hans Kohlstedt heiratet. 1907 wird Helene Emmi Margarete im thüringischen Vacha geboren, sie lebt 1923 in Lüneburg und heiratet 1927 Hans Kunst. Bedingt durch den Beruf des Vaters zieht die Familie häufig um. So wird Hans in Dessau geboren, man lebt 1914 kurz in St. Petersburg, jedoch ist der Vater dann beim Militär und die Familie wohnt offenbar am Springintgut in Lüneburg, 1920 zieht man nach Worms und nach weiteren Stationen nach Göttingen. Letztlich leben die Eltern in Hamburg-Wandsbek.

Hans geht 1920 und 1921 in Worms zur Schule, 1922 in Andreasberg und ab Herbst 1922 kommt er in die Quarta des Lüneburger Johanneums, wo er im Februar 1929 seine Reifeprüfung ablegt.⁶ Im Johanneum ist er immer ein guter Schüler, nur die Leibesübungen werden fast immer mit »ungenügend« bewertet.⁷

⁵ Preuss 2017, S. 50.

⁶ Pless 1979, S. 41, mit Foto.

⁷ Museum Lüneburg, Z.2015029.1.

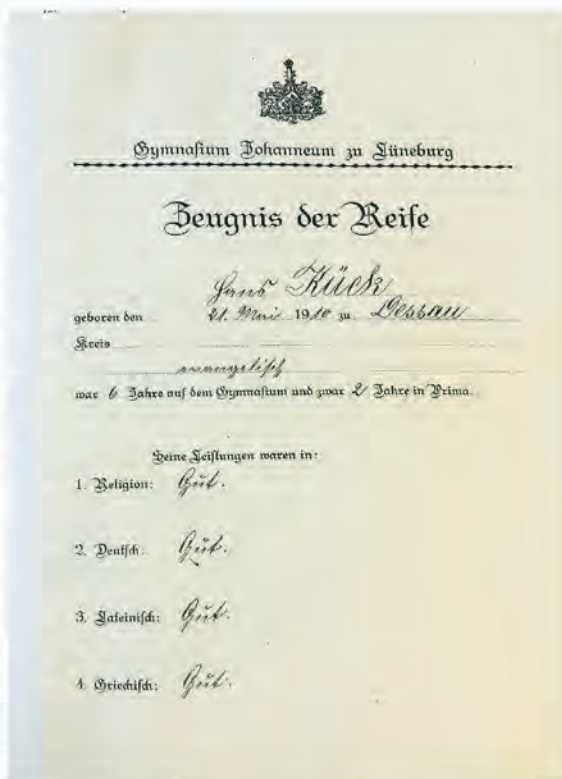


Abb. 1 Hans Kücks Reifezeugnis, Seite 1

Offenbar wohnt Hans ab 1922 bei seinem Onkel Carl H. Meyer Am Sande 48 in Lüneburg.

Unmittelbar nach dem Schulabschluss beginnt Hans Kück im April 1929 sein Studium an der Universität Heidelberg.⁸ Hier hört er Sprachwissenschaft bei Hermann Güntert und Friedrich Panzer sowie Philosophie bei Heinrich Rickert. Seine Geschichtsvorlesungen belegt er bei Karl Hampe, dem zu dieser Zeit führenden deutschen Historiker des Hochmittelalters und der Stauferzeit, der sich wenige Jahre später vom Nationalsozialismus distanzieren und in den vorzeitigen Ruhestand gehen wird. In Heidelberg hört er auch Friedrich Gundolf, einer der meistgelesenen Germanisten seiner Zeit. Gundolf stirbt 1931. Weil sein Vater Jude war, verlassen seine Tochter und seine Witwe Deutschland und gehen nach Australien. Hans

⁸ Museum Lüneburg, Z.2015029.4.

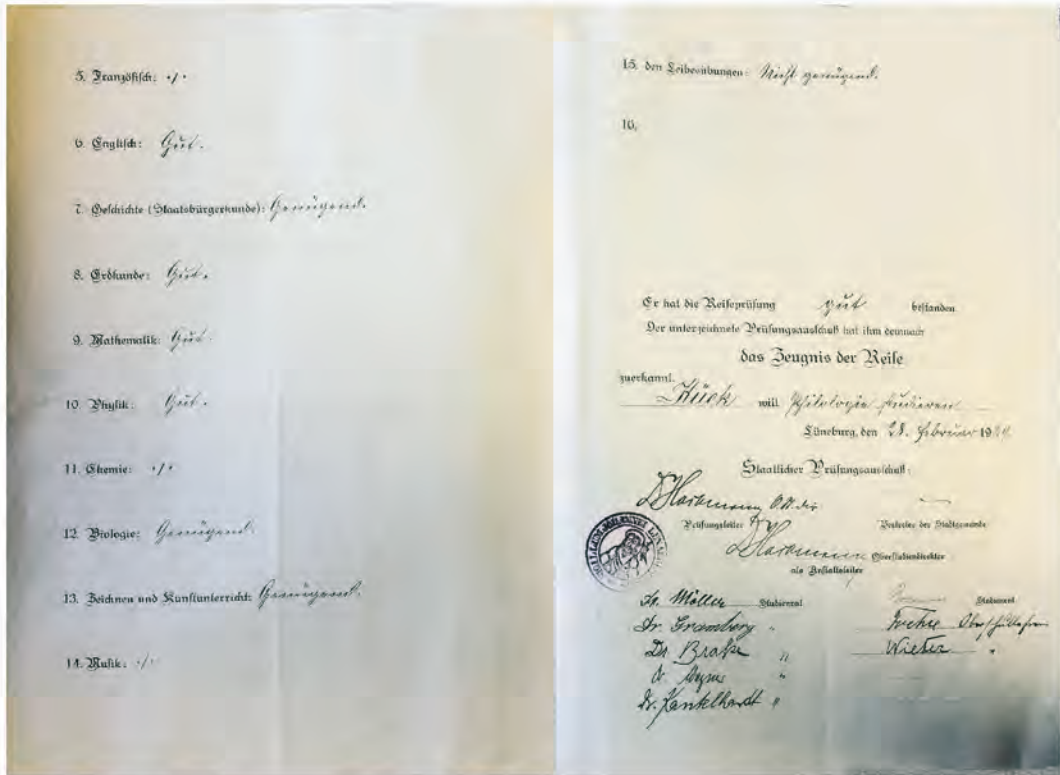


Abb. 2 Hans Kücks Reifezeugnis, Seite 2 und 3

Kück kehrt im August wieder zu seinem Onkel nach Lüneburg zurück und immatrikuliert sich im Oktober an der Leipziger Universität, wo er ebenfalls Germanistik und Geschichte studiert. Er hört Vorlesungen bei den Historikern Erich Brandenburg und Karl Weimann sowie Philosophie bei Theodor Litt, Germanistik bei Theodor Frings und Hermann August Korff; und schließlich Philosophie bei Hans Driesch.⁹

Aber auch in Leipzig hält es ihn nur ein Semester. Er verbringt die vorlesungsfreie Zeit wieder bei seinem Onkel in Lüneburg und geht Ende April zurück an die Heidelberger Universität. Danach folgt ein Semester an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin.¹⁰ Hier studiert er Philosophie bei Max Dessoir, dem 1936 als getauftem Juden die Lehr-

befugnis entzogen werden wird, Geschichte bei Friedrich Meineke und Literaturwissenschaft bei Julius Petersen, der maßgeblich an der nationalsozialistischen Gleichschaltung der Literaturwissenschaft beteiligt sein wird. Nach einem erneuten Aufenthalt in Lüneburg versucht Hans Kück es mit Beginn des Sommersemesters 1931 an der Göttinger Universität, einer Hochburg des Nationalsozialistischen Studentenbundes.

Hier scheint er nun endlich das richtige Umfeld gefunden zu haben.¹¹ Bei Karl Brandi besucht er im Sommersemester 1931 die Vorlesungen »Geschichte der Gegenreformation« und »Die Geschichte Niedersachsens«. Er präferiert dann aber die Vorlesungen des geistesgeschichtlich orientierten Literaturhistorikers Rudolf Unger, des Altgermanisten

9 Museum Lüneburg, Z.2015029.3.

10 Museum Lüneburg, Z.2015029.5.

11 Vgl. Hunger 21998, S. 365–390.

Ludwig Wolff und des für die DNVP politisch aktiven Althistorikers Ulrich Kahrstedt, der ab 1933 eine nationalsozialistisch orientierte Hochschulpolitik unterstützt. Hans Kück besucht auch die Vorlesungen des Germanisten Friedrich Neumann, Rektor der Hochschule von 1933 bis 1938. Bei ihm nimmt er nach einer Orientierungsphase im Sommersemester 1931 an mehreren Lehrveranstaltungen teil: im Wintersemester 1931/32 sind das »Deutsche Literatur des frühen Mittelalters«, »Deutsche Literatur des 12. Jahrhunderts« sowie ein »Oberseminar für Deutsche Philologie«. Im Wintersemester 1932/33 besucht er letzte Lehrveranstaltungen, darunter »Deutsche Literatur des hohen Mittelalters« sowie das Oberseminar »Die Mundart in der deutschen Dichtung« bei Friedrich Neumann.¹² Zeitgleich arbeitet er an seiner Dissertation, die er seinem Onkel Carl H. Meyer widmet, und erhält am 22. Oktober 1934 seine Promotionsurkunde.¹³ Zu dieser Zeit ist er bereits seit knapp fünf Monaten mit der Leitung des Lüneburger Stadtarchivs beauftragt und gerade zur Weiterqualifikation wieder beurlaubt worden.

Direkt nach Hitlers massivem Wahlerfolg am 31. Juli 1932 tritt Hans Kück im August 1932 in die NSDAP ein (Mitgliedsnummer 1 250 460). Zwei Monate später wird er Mitglied im Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund (Mitgliedsnummer 2363) und ein halbes Jahr später im April 1933 ist er in der SA aktiv. (Sturm 4/82 Göttingen, Sturm 43/82 Göttingen, Sturm 3/234 Göttingen). Später wird er sich als »förderndes Mitglied der SS« bezeichnen.¹⁴ Die Universität Göttingen hat ungefähr 4.300 Studierende, 500 davon sind Mitglieder der SA.¹⁵

12 Museum Lüneburg, Z.2015029.6.

13 Museum Lüneburg, Z.2015029.7.

14 Museum Lüneburg, Z.2015029.11.

15 Eine differenzierte Schilderung der nationalsozialistischen Politisierung der Göttinger Professoren- und Studentenschaft liefert Sonja Girod 2012, S. 172–175.

Anfang April 1933 ruft die Nationalsozialistische Deutsche Studentenschaft dazu auf, Bibliotheken und Büchereien zu »reinigen« und »von allem Undeutschen [...] zu säubern«.¹⁶ Auch Göttinger Bürgerinnen und Bürger werden aufgefordert, entsprechende Bücher in der Zeit vom 6. bis zum 9. Mai zu eigens dafür eingerichteten Sammelstellen zu bringen. Am 10. Mai 1933 eröffnet der Rektor Friedrich Neumann als aktiver und überzeugter Nationalsozialist die Bücherverbrennungen mit einer Rede im Göttinger Auditorium Maximum. Danach ziehen die Studierenden zum Adolf-Hitler-Platz (heute Albaniplatz). Der Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund hat dazu aufgerufen, auf einem dort errichteten Scheiterhaufen »undeutsche« Literatur zu verbrennen. In Deutschland finden zeitgleich in 29 anderen Städten Bücherverbrennungen statt. Während der von der Hochschulleitung unterstützten Bücherverbrennung in Göttingen gibt es keinerlei Unruhen, und die Polizei schaut bei dieser studentischen Protestbewegung zu.

In dieser Zeit beginnt Hans Kück mit der Arbeit an seiner Dissertation und beschäftigt sich mit einer früheren studentischen Protestbewegung. In seiner Arbeit »Die ›Göttinger Sieben‹. Ihre Protestation und ihre Entlassung im Jahr 1837« versucht er anhand eines erneuten Quellenstudiums nachzuforschen, welcher der beiden namhaften Historiker, die neben weiteren Autoren zu diesem Thema publiziert haben, hinsichtlich ihrer Bewertung und Interpretation der Vorfälle richtig liegt. Es handelt sich um Friedrich Thimme, der sich in einem überschaubaren Aufsatz mit dem Thema befasst hat, und Heinrich von Treitschke, der die Vorfälle in seiner mehrbändigen »Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert« umfangreicher beleuchtet. »Verurteilt Treitschke die Handlungsweise des Königs im Verfassungskonflikt und in der Auseinandersetzung mit der Pro-

16 Füßel 1983, S. 96.

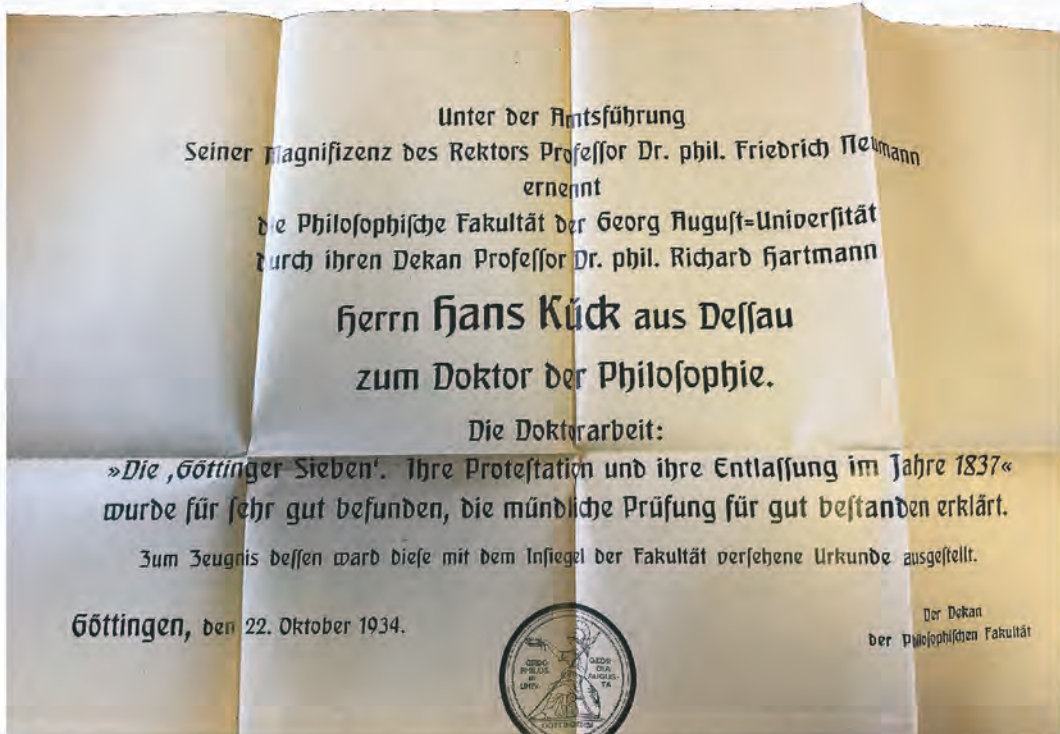


Abb. 3 Kücks Promotionsurkunde, Göttingen 1934

testaktion der Sieben aufs schärfste, so versucht Thimme, den König zu verteidigen.«¹⁷ Am Ende gibt es für Kück keine Zweifel: »Die Untersuchung hat ergeben, daß nach sorgfältiger Prüfung des Tatbestandes in fast allen wesentlichen Punkten der Auffassung Treitschkes über die »Göttinger Sieben« zuzustimmen ist.«¹⁸ Für Kück »bedeutet das Jahr 1837 zwar äußerlich einen Sieg der Reaktion, des Absolutismus über die aufkeimenden Ideen des neuen Staats- und Volksbewußtseins, aber einen Sieg, der die Niederlage der Reaktion im Jahre 1848 im Keime bereits in sich trug.«¹⁹

Der vielgelesene Historiker Heinrich von Treitschke (1834–1896), der allerdings wegen seiner antisemitischen und nationalistischen Thesen von vielen Kollegen abgelehnt wurde, gilt durch die Veröffentlichung eines Auf-

satzes als Auslöser des »Berliner Antisemitismusstreits«.

Der in diesem Aufsatz 1879 formulierte Satz »Die Juden sind unser Unglück« wird zum Schlagwort des nationalsozialistischen Hetzblattes »Der Stürmer« und steht seit 1927 auf jeder Titelseite des Blattes. Im Gegensatz dazu beteiligt sich der politisch einflussreiche Historiker Friedrich Thimme (1868–1938) 1932 an einem Aufruf gegen die Wahl Adolf Hitlers und für die Wahl Paul von Hindenburgs. Die politische Funktion der von Hans Kück vorgelegten Dissertation liegt auch vor dem Hintergrund der Göttinger Bücherverbrennungen nahe: Neben der Rechtfertigung studentischer Protestbewegungen wird der Kritiker des Nationalsozialismus als Wissenschaftler diskreditiert.

In Lüneburg ist die NSDAP bereits ab Ende 1932 eine starke Kraft, denn sie wird nun durch das Bildungsbürgertum, durch Geschäftsinhaber

17 Kück 1934, S. 14.

18 Ebd., S. 194.

19 Ebd., S. 196.



Abb. 4 Dr. Hans Kück. Kreidezeichnung von Rudolf Wieneke, undatiert [um 1935/40]

und Handwerker verstärkt unterstützt. Hans Kück wird bereits einige Monate vor dem Erhalt seiner Promotionsurkunde am 1. Juni 1934 kommissarischer Leiter des Lüneburger Stadtarchivs. Wie bereits erwähnt, nimmt er nach einer Beurlaubung mit dem Zweck der Qualifikation für diese Stelle zum 1. Oktober 1935 seine Tätigkeit in Lüneburg wieder auf und wird gleichzeitig auch Beamtenanwärter.

Damit er in Lüneburg Blockleiter der Ortsgruppe Altenbrücker Tor werden kann, tritt er bereits Ende Mai 1934, also unmittelbar vor seiner Einstellung in Lüneburg, aus der SA aus.²⁰ Zurück von der Weiterbildung in Berlin berichtet er ab November 1935 als Organisationsleiter und Propagandabbeauftragter monatlich an den Kreisleiter mit mehrseitigen Stimmungsberichten zu unterschiedlichen Themen aus seiner Ortsgruppe. Er wohnt

nicht mehr bei seinem Onkel, sondern zieht im Februar 1936, drei Monate vor seiner Verlobung mit Anneliese Lührs, in die Oedemer Chaussee 71 (jetzt Soltauer Straße) ins Haus Heinmüller.

Seine Verlobte beschreibt diese Zeit viele Jahre später in einem Brief an einen Bekannten:

»Ich habe schon sehr früh und jung an Jahren geheiratet, so im wahrsten Sinne von der Schulbank weg, was damals ja noch erhebliches Aufsehen erregte. Als sog. ›höhere Tochter‹ wurde ich dann auch gründlich auf meinen zukünftigen Beruf als Hausfrau und als Frau meines zukünftigen Mannes vorbereitet. Mein Mann war hier in Lüneburg in gesicherter Stellung. So wurde nach 2 Verlobungsjahren, die die glücklichsten in meiner ach so kurzen Ehe waren, geheiratet. Wir waren Optimisten und Idealisten und die Zukunft schien nur Gutes für uns bereit zu halten.«²¹

Zusammen mit Hans Kück setzt sie folgerichtig darauf, dass eine NSDAP-Mitgliedschaft karrierebeschleunigend wirkt.

Die folgenden Auszüge aus Kücks Stimmungsberichten ermöglichen einen Einblick in das Ausmaß der Überwachung und verdeutlichen auch den Anspruch, eine nationalsozialistische Ausrichtung der Bevölkerung zu erreichen und zu festigen.

Im ersten Bericht als Organisationsleiter heißt es am 29. November 1935:

»Es wird noch sehr über die schlechte Grußdisziplin geklagt: zum Teil werde mit der linken Hand begrüßt, die Stahlhelmer grüßten sehr oft nur mit Heil. Zum Teil auch erheben sie den Arm und sagten ›Guten Tag‹. Auch über das Grüßen der Beamten wird geklagt und bemerkt, daß gerade weibliche Beamte nicht zum Gruß den Arm erheben. Überhaupt besteht Unklarheit darüber, ob auch

20 Museum Lüneburg, Z.2015029.11.

21 Universitätsarchiv Leuphana Universität, n.k.

die Frauen zum Gruß den Arm erheben, ob nicht vielmehr ein Kopfnicken genügt? (!) [...] Es wird berichtet, daß die Marine-Verwaltung Schrott an die Firma Adler-Junior in Bleckede verkaufe. Veranlaßt sei dieser Verkauf von der Marine-Hauptverwaltung in Wilhelmshaven. Ebenso wie man beim Juden nicht kaufen solle, solle man doch auch nicht an ihn verkaufen. Um so unverständlicher, daß die Militärverwaltung sich in Handelsgeschäfte mit Juden einlasse.«²²

Am 23. Januar 1936 schreibt Kück in seinem Stimmungsbericht zum Thema »Parteienossen«:

»Von einem Blockleiter wird die Beschwerde eines Volksgenossen über das Verhalten der Frau des Pg. Bodenstedt, Bardowicker Str., weitergeleitet: In das Milch- und Käsegeschäft des Genannten, in dessen Schaufenster sich das Plakat ›Juden sind hier unerwünscht‹ befindet, kommt eine Jüdin zu Frau B. mit dem Bemerkung, sie dürfe hier wohl jetzt nicht mehr kaufen. Daraufhin soll Frau B. geantwortet haben, sie dürfte ruhig kommen, auch sollte sie es nur den Juden Behr und Schickler sagen; das Plakat müßten sie schon aushängen, weil der Verband es wollte. Pg. B. ist Blockleiter in der Bardowicker Straße.«

Zur »Stimmung der Vggs. im Verhältnis zum Staat« schreibt Kück im selben Bericht:

»Nach wie vor erheben sich Klagen über die Disziplin der Volksgenossen beim Absingen der Nationalhymnen. Immer noch halten es viele nicht für nötig, hierbei die nötige Ruhe zu bewahren und die Hüte vom Kopfe zu nehmen. Bei nächster Gelegenheit würde sich eine kleine SA-Streife empfehlen.«

Und weiter heißt es in diesem Bericht:

»Der einzige Schuhhändler, der die Salamander-Schuhe führt, ist Behr. Viele Vggs., die bestimmt nicht bei Juden kaufen würden, kaufen

ihre Salamander-Schuhe wegen der vorzüglichen Qualität dieser Schuhe. Ist es nicht möglich, daß auch ein anderer Lüneburger Schuhhändler die Vertretung der Salamander-Schuhe erhält?«

Im Bericht vom 24. April 1936 schreibt Kück zum Thema »Arbeitsdienst«:

»Es wird mir gemeldet, daß in dem Lokal Zum Rosenkrug in der Rosenstraße sehr viel Arbeitsdienstleute verkehren, obwohl das Lokal als früheres SPD-Lokal bekannt sei. Anscheinend ist der Wirt auch heute noch etwas oppositionell eingestellt, da er nie die Hakenkreuzfahne zeigt. Vielleicht ist es zweckmäßig, daß die Arbeitsdienstleute auf diesen Umstand hingewiesen werden.«

Zum Verhalten bei öffentlichen Veranstaltungen bemerkt er im selben Bericht:

»Bei der Trauerfeier für den ermordeten Pg. Gustloff auf dem Marktplatz ist es aufgefallen, daß während der Trauerrede ein wenn auch sehr kleiner Teil des Publikums promenierte, wodurch die Trauerfeier gestört wurde. – In der Tat ist die Disziplinosigkeit mancher Volksgenossen bei öffentlichen Kundgebungen erschreckend. Es mag hierbei nicht unerwähnt bleiben, daß während der Parade anlässlich des Geburtstages des Führers auf dem Marktplatze SA-Führer die Damen durch Handkuß begrüßten!«

Frisch mit Anneliese Lührs verlobt, wird Hans Kück mit dem 1. Oktober 1936 zum Zellenleiter befördert, und ist – wie er selbst schreibt – bereits ab Oktober 1935

»kommissarisch mit der Verwaltung des Amtes für Propaganda, dann auch mit der des Amtes für Organisation, in der Ortsgruppe Altenbrücker Tor (Lüneburg) beauftragt.«²³

Er kümmert sich also um die Verwaltung von vier bis acht Blocks, die wiederum jeweils aus 40 bis 60 Haushalten bestehen, und nimmt an

²² StALg, ND Kück Nr. 9. Auch die folgenden Zitate.

²³ Museum Lüneburg, Z.2015029.11.

den monatlichen Besprechungen der Blockleiter mit ihren Helfern teil. Dem Ortsgruppenleiter gibt er regelmäßig Stimmungsberichte und er gilt als an sechster Stelle innerhalb der Rangliste der NDSAP-Funktionäre stehend als »Hoheitsträger der Partei«.

Der Stadtarchivar und Leiter der Ratsbücherei Hans Kück wird zum 1. April 1938 schließlich Kreisschriftumsbeauftragter und soll in dieser Funktion als politischer Mitarbeiter die Literaturpolitik des Amtes Rosenberg, also des Reichsüberwachungsamts, vor Ort umsetzen.

Dafür nimmt er auch an Schulungen in der Gauschulungsburg (Gauführerschule) in Uelzen teil und veröffentlicht zahlreiche Artikel zur Stadtgeschichte und zur Geschichte des Lüneburger Raumes.²⁴

In einem Manuskript zum Thema »Musik im alten Lüneburg« beginnt er seinen Text:

»Die Musik, die uns zeitlich am nächsten liegt, die Musik des 19. Jahrhunderts, ist uns – so seltsam es klingen mag – fremder und liegt uns ferner als die früherer Jahrhunderte. Wir greifen heute vielmehr sehr stark zurück auf die Musik des 17. Jahrhunderts, die unserer Zeit in ihrer Art verwandt ist in ihrer Einfachheit und Straffheit. Gerade dieses Jahrhundert ist in Lüneburg als Blütezeit im Musikleben zu bezeichnen.«²⁵

Kücks Wertschätzung der Musik des 17. Jahrhunderts spiegelt eine zentrale Perspektive nationalsozialistischer Musikpolitik wider, nach der die Musik zu dieser Zeit noch dem Gemeinschaftsgefühl, der Weltanschauung und nicht der individuellen Persönlichkeitsäußerung diene.

²⁴ Der Nachlass Kück im Lüneburger Stadtarchiv enthält zahlreiche Manuskripte und Zeitungsausschnitte: StALg, ND Kück.

²⁵ StALg, ND Kück Nr. 3: Notizen und Ausarbeitungen betreffend die Musikhandschriften der Ratsbücherei, o. D.

Drei Wochen nach dem Erreichen der Volljährigkeit der Braut heiraten Hans Kück und Anneliese Lührs nach zwei Verlobungsjahren am 7. Oktober 1938 und ziehen zum 1. November 1938 in eine gemeinsame Wohnung in den Oedemer Weg 24. Das kurze Eheglück endet mit dem Beginn des Krieges. Kück gehört zur »20. Infanterie Division (motorisiert)« und ist der Nachrichtenabteilung 20 in Wandsbek zugeordnet.

Diese Nachrichtenabteilung ist bereits im Oktober 1935 in Hamburg-Wandsbek aufgestellt worden. Im Juli 1943 wird sie in »Panzergranadier-Division-Nachrichten-Abteilung 20« umbenannt. Bereits am 23. Juli 1939 begibt sich seine Division kriegsfähig ausgerüstet auf den noch nicht vollständig fertiggestellten Truppenübungsplatz Wandern in Ostpommern. Der dortige Aufenthalt gehört bereits zum Aufmarschplan gegen Polen und am 24. August geht es weiter in den Raum um Baldenburg (Biały Bór).

Hans Kück bewegt sich allerdings zunächst ins Krankenhaus. Bereits am 14. August kommt er mit einer Fußentzündung ins Rostocker Krankenhaus, muss es aber nach fünf Wochen ohne genesen zu sein verlassen, denn inzwischen hat der Polenfeldzug begonnen und das Rostocker Krankenhaus wird zum Reservelazarett. Mit nicht ausgeheilter Entzündung wird er nach Schwerin in seine Kaserne geschickt. Da seine Division sich aber in Polen befindet, muss er sich im Rostocker Gaudepot aufhalten und darf das Depot als Kranker nicht verlassen. Erst der Besuch seines Vaters, der seinen Freiwilligenschein und seinen Gestellungsbefehl mitbringt, ermöglicht die Inaussichtstellung einer Entlassung nach Hause.

Seinem Freund Günther Benno berichtet er über seinen dortigen Aufenthalt:

»Als ich jedoch nach einigen Tagen immer noch keine Nachricht erhalten hatte, ging ich nochmals zum Gau. Hier wurde mir dann mitgeteilt, daß es sich um einen Irrtum han-

dele und daß ich so lange im Krankenlager zu bleiben habe, bis ich von der Wehrmacht angefordert würde. Wütend kam ich am Abend wieder im Gaudepot an. Von diesem Tag an bin ich jeden Abend über den Zapfen gehauen. Wofür ist denn die Verdunklung da? Noch dazu hatte ich von meinen Eltern schon mein Zivilgeschick bekommen. Also, was sollte da schiefgehen? Jeden Abend ging es nun über den Zaun. Ein Wachkommando war zwar da. Aber ich kannte alle wachhabenden Arbeitsmänner gut. Und wenn mich dann schon einer mal beim Zaun sah, so drehte er mir so lange den Rücken zu. Nur einmal ist es schiefgegangen. Aber Glück muß der Mensch haben. Ich will es Dir schnell erzählen. Eines Abends bin ich wieder über den Zaun gestiegen und betätige mich flötenderweise vor einem Haus in der Stadt. Leider aber läßt sich meine Angebetete nicht sehen. Kaum bin ich so gegen 24 Uhr wieder im Lager angelangt, da melden mir meine Stubenkameraden schon, daß ich auf der Wache zu erscheinen hätte. Ich frage sie gleich, wie es nur möglich war, mein Verschwinden zu bemerken. Da erhalte ich folgende traurige Auskunft: ›Gerade als Du einen Augenblick weg warst, meldete sich ein Mädels auf der Wache, gab sich als Deine Cousine aus und ließ nach Dir suchen. Als der wachhabende Truppführer Dich nicht finden konnte, kam er hinter den ganzen Schwindel, und noch dazu hatte sich ein Arbeitskamerad von Dir versprochen, so daß Du ihm nun auf Gnade und Ungnade ergeben bist.‹ Schnell habe ich dann meine Uniform angezogen, um wenigstens in Uniform über den Zapfen gehauen zu sein.«²⁶

Am 24. September meldet sich Wilhelm Reinecke, sein Vorgänger im Amt, dem nach Kücks Einberufung die kommissarische Leitung von Stadtarchiv und Ratsbücherei übertragen wurde. Wilhelm Reinecke ist 1933 seines Amtes als Leiter des Lüneburger Museums enthoben

worden, »weil er die nationalsozialistische Judenpolitik kritisiert hatte.«²⁷ Nachdem auch der im Museum tätige Gerhard Körner eingezogen worden ist, übernimmt der sechs Jahre zuvor entlassene Reinecke nun auch kommissarisch die Museumsleitung. An Hans Kück schreibt er:

»Lieber Herr Kollege!

Ich beeile mich, Ihren Sonntagsgruß, der mich sehr erfreut hat, herzlich zu erwidern. Melden Sie recht oft Ihr Wohlergehen und säumen Sie nicht zu lange mit Ihrer Heimkehr, für die ein vortrefflicher Tropfen schon bereitsteht. Um Ihre Erlebnisse draußen könnte ich Sie doch beneiden, es wird für Sie immer eine ganz große Erinnerung bleiben, an dieser gewaltigen Bezwungung einer nicht zu verachtenden feindlichen Armee teilgenommen zu haben, während ich aus der Ferne zuschauen muß. Seit Beginn des Krieges habe ich wieder die volle Verantwortung auch für Archiv und RB. Die wertvollsten Handschriften sind in sichere Obhut gebracht – meine Absicht, größere Bestände sicherer zu bergen, habe ich vorerst aufgegeben, es ist ja zumindest nicht wahrscheinlich, dass Lüneburg und gar das Museum mit feindlichen Bomben bedacht wird. Die Notwendigkeit, die Ratsbücherei baulich zu schützen, erweist sich in solcher Zeit als beängstigend dringlich – in diesem Versagen wird man den alten Herrn niemals begreifen können. Im Archiv waren 2 interessante Gäste, ein Privatdozent aus Oslo und ein evangelischer Pfarrer aus Nizza. Die beiden Lehrlinge der Ratsbücherei sind längst weggeholt. [...] Halten Sie sich gesund, lieber Herr Kück! Wie wird Ihnen hinterdrein die Friedensarbeit schmecken!«²⁸

Am 4. Oktober wird Kück endlich bis zur Entlassung beurlaubt und zwei Wochen später tatsächlich entlassen. In Lüneburg wartet er nun bei seiner hochschwangeren Frau auf seine Einberufung.²⁹ Anfang Dezember 1939 ist

²⁶ Museum Lüneburg, Z.2015029.13.

²⁷ Stegmann 2020, S. 363.

²⁸ Museum Lüneburg, Z.2015029.18.

²⁹ Museum Lüneburg, Z.2015029.13.

Kück noch in Hamburg und kann seine Frau besuchen, denn er ist am 25. November Vater geworden. Seine Frau hat auf der Entbindungsstation in Lüneburg direkt neben Frau Körner gelegen, deren Ehemann Gerhard am Lüneburger Museum tätig ist und wie Hans Kück eingezogen wurde. Sie wird ihm am 31. März 1940 eine Postkarte mit einem Foto des Forsthauses Tiergarten an seine Feldpostnummer 18519 schreiben:

»Ihre Frau und ich haben unsere Männer arg vermissend einen herrlichen Spaziergang hierher gemacht. [...] Es grüßt in der Hoffnung auf baldigen Frieden [...]. Wir haben unsere Kinder auf dem Schoß.«³⁰

Gerhard Körner kehrt im Mai 1945 nach Lüneburg zurück und leitet das Lüneburger Museum bis 1982.

Nur wenige der zahlreichen von Hans Kück verfassten Feldpostbriefe sind erhalten. Es sind zum einen Briefe an seine Mitarbeiterinnen in der Lüneburger Ratsbücherei und zum anderen Briefe an seine Ehefrau. »Für die Menschen im Zweiten Weltkrieg waren Feldpostbriefe oft die einzige Verbindung zwischen Heimat und Front. Sie waren Lebenszeichen und Liebesbeweis.«³¹

Im Frühjahr 1940 befindet sich Kück mit seiner Division inzwischen im Düsseldorfer Raum. Am 9. März 1940 schreibt er:

»Wir haben inzwischen einen plötzlichen kleinen Stellungswechsel gemacht. Man kommt vernügt von einem angeregten Abend in die Kaserne und da heißt es packen und verladen, in 2 Stunden muß alles fertig sein! 1 Stunde noch schlafen und dann geht's los.«³²

Die von Hans Kück hier vermittelte positive Grundeinstellung, die eher einen abwechslungsreichen Ausflug als eine kriegerische Auseinandersetzung suggeriert, ist exempla-

risch für viele Feldpostbriefe, die im Verlauf des ersten Kriegsjahres von Soldaten geschrieben werden, denn man geht von einer kurzen Kriegsdauer aus. So schreibt auch Hans Kücks Mutter einen Tag später zwar in mütterlicher Besorgtheit, aber doch ohne lebensbedrohliche Ängste um ihren Sohn aus Wandsbek an ihre Schwiegertochter Anneliese:

»Meine liebe Anneliese!

Mein Mann liegt schon im Bett, er wollte Dir eigentlich auch heute auf deinen 1. Geburtstagsbrief danken (die Zeitschrift »Deutsche Zukunft« ist auch eingetroffen und hat unserem Beifall gefunden), aber ich will trotzdem schon anfangen mit dem Brief, denn wer weiß ob Papa morgen dazu kommt und ich wollte Dir doch mitteilen, daß wir von Hans Nachricht haben, einmal gerade zum Geburtstag, und dann am 8ten, er ist jetzt in der Nähe Düsseldorf's [...]. Also Du weißt Bescheid, vielleicht hat er es dir auch schon selbst angedeutet aber er schrieb »schreibt Anneliese mal, sie freut sich, was Neues zu hören!« [...] So, nun genug für heute. Liebe Anneliese, wenn unser Hans doch bald wieder nach Hause käme und der schreckliche Krieg zu Ende wäre! [...] Großvater betont, dass er das Blatt gern liest.«³³

Aus Lüneburg meldet sich Mitte März der Schriftsteller Werner Harro König (1894–1978), Verfasser zahlreicher Publikationen zur Lüneburger Stadtgeschichte, mit einem kurzen Gedicht bei Kück:

»Lüneburg, 14. III. 40

Lieber Dr. Kück!

Plötzlich, gestern war es warm, sonnig und schön, die Drossel sang und es sah nach Frühling aus, schneit es heute wie besessen. Demgemäß reagiere ich meine Wut ab, wie nachstehend.

30 Museum Lüneburg, Z.2015029.18.

31 Slamanig 2011, S. 155.

32 StALg, ND Kück Nr. 26.

33 Museum Lüneburg, Z.2015029.19. Die »Deutsche Zukunft«, 1933 von Fritz Klein und Paul Fechter gegründet, steht von Anfang an ideologisch fest auf dem Boden des Dritten Reichs.



Abb. 5 Ansichtskarte von Werner H. König, 14. 3. 1940, Vorderseite

›Das muß auch noch geändert werden,
das geht bestimmt gar nicht so weiter,
dass über unsrer deutschen Erden
Herr Petrus Wetter macht ganz heiter.

Das ist doch klar, ein Judenbengel,
und ist er heilig auch gesprochen,
ist er auch Kommandeur der Engel,
wird immer auf die Kasse pochen.

Also wird er zu England halten,
und lässt im März es furchtbar schneien.
Beschert uns dann noch einen kalten
Und nassen Frühling noch im Maien.

Nein, dieses darf nicht mehr passieren,
Der alte Himmelstülbewahrer,
man muß ihn schleunig pensionieren!
Das wird mir täglich immer klarer.‹

So! Und nun ist es 18 Uhr und ich gehe vor Wut
mit meiner Frau in's Kino!
Allerherzlichste Grüße von uns und Heil Hitler!
Ihr Werner H. König!«³⁴

König spielt hier, vom Antisemitismus einmal abgesehen, auf den sich anbahnenden Eintritt

34 Museum Lüneburg, Z.2015029.18.

Englands in den Krieg an, denn England hatte Deutschland bereits am 3. September 1939 den Krieg erklärt.

Hans Kück setzt währenddessen seine regelmäßige Korrespondenz mit seinen Mitarbeiterinnen in der Ratsbücherei fort. Er verdrängt dabei konsequent den kriegerischen Alltag, beschreibt seine soldatische Tätigkeit in leicht ironisierender Weise als monotone Bürotätigkeit und versucht fast bis zum Kriegsende, seinen ursprünglichen Arbeitsalltag durch den Kontakt mit seinen Mitarbeiterinnen fiktiv aufrecht zu erhalten. Am 19. März 1940 schreibt er:

›Jetzt habe ich schon wieder etliche Briefe von Ihnen hier liegen, und komme und komme nicht zum Schreiben. Ja, ein Soldat ist ein geplagter Mann, jeden Abend bis 18' Dienst. Dann noch Sachen putzen, essen, Zeitung lesen, da bleibt oft nicht mal Zeit zu ein paar Zeilen an die eigene Frau. Zunächst meinen Dank für all Ihre Briefe! Ich kann ja nicht genug ›Dienstliches‹ hören. Sie glauben nicht, welche Freude es mir macht, selbst wenn es auch unerfreuliche Mitteilungen sind. Man ahnt doch wenigstens, daß man noch einen Zivilberuf hat! [...] Übrigens erledige ich jetzt an meinem Schreib-

tisch die Arbeiten eines jüngsten Lehrlings; fegen, Briefe zukleben und forttragen, Botengang, Papier falten etc! Sie sehen, es bleibt einem nichts erspart! Ich hole meine Lehrlingszeit hier nach, hoffentlich nicht allzu lang.»³⁵

Immer wieder fällt auf, dass die Briefe voll von im Grunde harmlosen Inhalten sind. Zwar gibt es eine Zensur der Feldpostbriefe, die jedoch vor dem Hintergrund der massiven Fülle von Briefen in der Zeit von 1939 bis 1945 nicht einmal ansatzweise umgesetzt werden kann, allerdings scheinen die Briefe auch nicht frei von Selbstzensur zu sein.

Im folgenden Monat bittet er um die Zusage von 250 gebrauchten Katalogkarten, weil er dabei ist, eine »Bücherei« für seine Abteilung einzurichten. Nachdem seine Division Holland und Belgien durchquert hat, wird weitermarschiert und in der Morgendämmerung des 21. Mai südlich von Beaumont die belgisch-französische Grenze überschritten. Seine Einheit bleibt nördlich von Arras. Man verpflegt sich mittels der Beschlagnahme englischer Lebensmittelversorgungszüge auf dem Bahnhof von Boisieux. So schreibt Kück am 28. Mai, dem Tag des Beginns der Schlacht um Dünkirchen und der Kapitulation Belgiens, in vermeintlich bester Laune und euphorisch an die Ratsbücherei:

»Liebes Fräulein Irmeler! Für Ihre und der anderen Mitarbeiter in der Bücherei freundlichen und guten Wünsche zu meinem Geburtstag meinen herzlichsten Dank! Ich begann den Tag festlich zu mitternächtlicher Stunde mit dem Einmarsch in Frankreich. Und jetzt blinken vor uns bereits die Leuchtfener des Kanals – Wir stehen sozusagen vor Englands Tür! [...] Mir geht es prächtiger denn je bei den reichlichen Vorräten an Wein, Wisky, Zigaretten, Dosenfleisch, Ananas, Butter etc. etc.! die die Engländer freundlicherweise für uns bereitgestellt haben. Vom Krieg spüren wir zur Zeit sozusa-

gen nichts, kaum, daß wir mal feindliche Flieger sichten, die uns aber kaum belästigen. Aber zum Herbst hoffen wir trotzdem fertig zu sein, hoffentlich wird es Wahrheit. Arbeiten allerdings kann ich nicht mehr, das bin ich schon gar nicht mehr gewöhnt.»³⁶

In den nun folgenden Monaten bleibt Kück in der Region. Mit Beginn des Septembers werden Vorbereitungen für eine Landung in England getroffen. Kücks Division soll aber erst als zweite Welle von Boulogne aus daran teilnehmen.

Am 15. September 1940 schreibt Hans Kück deshalb an seine Mitarbeiterinnen in der Ratsbücherei:

»Die Hoffnung, dass ich bald zurückkomme, habe ich inzwischen restlos aufgegeben. Erst muss England erledigt sein! Und darauf warten wir hier, wie alle anderen auch! Es muss ja eigentlich bald weitergehen, die Anfänge in England sind ja schon recht vielversprechend. Ich glaube nicht, dass wir hier noch lange bleiben, wir sind schon über Gebühr lange hier.»³⁷

Knappe drei Wochen später meldet er sich erneut aus Frankreich und versucht, den Kriegsalltag als Normalität mit normaler »Arbeit« darzustellen:

»Obwohl wir hier im Grunde ohne Aufgabe – unser Zweck ist eben nur unser Dasein als Besatzung – sind und der Aufenthalt dementsprechend stur und langweilig ist, bin ich trotz bester Absicht nicht zum Schreiben gekommen, meine ›Arbeit‹ in der Schreibstube nimmt meine Zeit über Gebühr in Anspruch, dazu die Erfreulichkeiten des kasernenähnlichen Lebens in unserer Zeit: 10h Zapfenstreich, Lärm und Krach, ferner recht oft Besuch von Kino und Theater (!!). Dem Schlimmsten bin ich entronnen. Dadurch, dass ich zu meinem Truppenführer ins ›Privatquartier‹ gezogen bin:

³⁵ StALg, ND Kück Nr. 26.

³⁶ Ebd.

³⁷ Ebd.

da gibt es keinen Zapfenstreich und man hat endlich mal – solange kein Besuch kommt, Ruhe, um etwas lesen und schreiben zu können. Das vermag als persönliche Bemerkungen bereits alles wesentliche über unser Dasein hier enthalten.«³⁸

Um sich die Zeit zu vertreiben oder um dem tatsächlichen Kriegsgeschehen gedanklich entfliehen zu können, bittet Kück am 16. Oktober per Postkarte, die im Gegensatz zu den Briefen mit der Grußformel »Heil Hitler« endet:

»Ich brauche dringend für eine geschichtliche Arbeitsgemeinschaft etwas Material über Polen nach dem Weltkriege (Innen- und Außenpolitik, Verhältnis Deutschland – Polen bis 1939 etc.) Sehen Sie doch bitte mal nach, ob wir etwas haben, und schicken Sie es mir bitte umgehend. Nicht zu umfangreich, möglichst kurz und zusammenfassend, auch möglichst nur eine einzige Schrift! Besten Dank im Voraus!«³⁹

Aus der Ratsbücherei lässt Kück sich auch Romane schicken und erwähnt, dass ihm Heinrich Sohnreys Romane besonders gut gefallen. Daneben liest er auch gern Novellen von Heinrich Zerkaulen, Hermann Stehrs Roman »Nathanael Maechler«, »Das Wunschkind« von Ina Seidel, allesamt konsequent der nationalsozialistischen Ideologie verpflichtet. Auch Publikationen von Eduard Spranger lässt er sich schicken.

Bereits zwei Tage später geht der nächste Brief in die Post:

»Vorweg: Schreiben Sie auf meiner Adresse bitte nicht ›Gefr. Dr. ...‹, sondern nur ›Gefreiter‹. Dr. ist überaus unerwünscht. [...] Neulich fragten Sie mal an, ob Sie mir mal Zeitschriften schicken sollten, ich sagte nein. Aber nunmehr, wo wir uns so langsam auf den Winter vorbereiten, wäre es ab und zu doch mal nett, eine vernünftige Zeitschrift wieder zu lesen.

Kunstzeitschriften nicht, sie würden zerfetzt zurückkommen, aber wenn irgendwo mal ein historischer Artikel steht, der mich interessieren wird! Frl. Irmeler kennt ja ungefähr mein Interessengebiet. [...] Aussichten auf Zurückkommen sind zur Zeit gleich Null! Ertragen wir unser Schicksal mit Fassung! Trotzdem hoffe ich, doch noch mal gelegentlich nach Lüneburg zu kommen.«⁴⁰

Zur angenehmen Gestaltung der Besatzerzeit werden Gemeinschaftsfahrten organisiert, um in geführten Tagesausflügen Paris zu besuchen. Mit einem touristischen Blick berichtet Kück davon Ende Oktober 1940:

»Leider sind meine Arbeitsgemeinschaften etwas zur Untätigkeit verdammt infolge Überlastung durch Dienst, so etwa jeden Abend zwei Stunden Waffen reinigen, weil ein Gewehrappell schlecht ausfiel! Aber hoffentlich kommen wir wieder damit in Gang: es macht doch Freude, sich wieder etwas mit Geschichte befassen zu können. [...] Am letzten Montag war ich etliche Stunden in Paris, recht eindrucksvoll! Natürlich konnten wir in den paar Stunden (10–5h) nicht allzuviel sehen, namentlich fehlt uns Montmartre (vor allem bei Nacht!) und der große Boulevard. Sonst haben wir wohl die wichtigsten ›Sehenswürdigkeiten‹ gut gesehen, wenn wir auch in keinen Museen waren, was augenblicklich aber auch keinen Sinn hat, da die besten Sachen doch zur Zeit weg sind. Vom weltstädtischen Verkehr war zur Zeit ja auch nicht viel zu merken, die Stadt ist im ganzen doch etwas leer, wenn auch die Metro fast immer restlos überfüllt ist. Nach dem Überblick, den ich so immerhin genommen habe, ist Paris zwar großartig und macht Eindruck, wenn man aber bedenkt, daß es außerhalb von Paris keine ganz besonderen Sehenswürdigkeiten gibt, von einigen hervorragenden gotischen Kirchen abgesehen, so ist das Ganze im Vergleich zu Deutschland verdammt kümmerlich. Man denke nur an die Mannigfaltig-

38 Ebd.

39 Ebd.

40 Ebd.

keit bei uns: Berlin, Wien, München, Dresden, Würzburg usw. usw.! Ich war froh, dort gewesen zu sein. Mein Eindruck zu Frankreich hat sich mir vervollständigt. Meine Achtung vor Frankreich, die seit unserem Einsatz gleich Null war, ist nicht besonders gehoben.«⁴¹

Das hier formulierte selbstwertunterstützende Selbstbild bzw. das selbststabilisierende Feindbild ist exemplarisch für Kücks Feldpostbriefe des ersten Kriegsjahres. Als »verdammst kümmerlich« beschreibt er Frankreich und grenzt es gegenüber der »Mannigfaltigkeit« Deutschlands ab.

Anfang November wird Kücks Division in den Raum westlich von Paris verlegt. Am 26. November 1940 schreibt er:

»Schaffen Sie um Himmelswillen nicht soviel Spezialliteratur über Langobarden an, das ist Museumssache. Natürlich können und müssen wir Langobarden etwas mehr als früher pflegen, aber noch nicht als Spezialgebiet, dafür sind unsere Mittel zu knapp. [...] Am 12. XII. fahre ich auf Urlaub! [...] Von mir ist nichts Neues zu berichten. Ich verachte Frankreich und die Franzosen, mehr denn je, doch darüber kann ich Ihnen besser mündlich erzählen.«⁴²

Im Dezember wird seiner Truppe mitgeteilt, dass das Unternehmen »Seelöwe«, die nicht verwirklichte Invasion Großbritanniens, zunächst nicht mehr in Betracht kommt und nicht weiter vorbereitet wird. Bald wird Kück erfahren, dass stattdessen der Angriff auf die Sowjetunion geplant wird. Zunächst wird seine Division aber vom 10. bis zum 12. Dezember 1940 zur Auffrischung und Neugliederung in den Raum Magdeburg verlegt, wo sie bis zum 11. Februar 1941 bleibt.

Am 6. Februar 1941 schreibt Kück an die Ratsbücherei:

41 Ebd.

42 Ebd.

»Dass ich jetzt erst antworte, hat einfach den Grund, dass bis vorgestern meine Frau meine hiesigen Verwandten besuchte. Ich brauche daher nichts Besonderes dazu zu sagen, dass ich weder zum Lesen noch zum Schreiben gekommen bin. [...] Jetzt ist hier solch ein Krach in der Bude, dass man keinen einzigen klaren Gedanken mehr fassen kann! Und dabei soll man Briefe schreiben!«⁴³

Wenige Tage später geht es wieder nach Frankreich: Über Göttingen, Darmstadt, Saarbrücken und Chaumont bewegt sich seine Einheit ins südöstlich von Paris gelegene Auxerre und Kück meldet an die Ratsbücherei:

»Dass ich in einer französischen Kaserne liege, werden Sie wissen, vielleicht auch, dass es hier nicht übel ist. Es ist nichts Schönes, was schreibenswert ist, aber man gewöhnt sich an alles, so sehr, daß ich mich selbst hier bereits wohlfühle!«⁴⁴

Hier bleibt er jedoch nicht lange, denn bereits Ende März 1941 wird die Aufmarschanweisung für den Angriff auf Jugoslawien erteilt, die am 1. Mai mit dem Balkanfeldzug gegen Jugoslawien und Griechenland beginnen wird. Kücks Division wird deshalb zügig nach Wien verlegt, aber am 15. April wird der Transport angehalten und nach Norden in Richtung Schneidemühl (Piła) umgeleitet. Dort eingetroffen geht es drei Tage später weiter auf den Truppenübungsplatz Groß Born. Den Soldaten ist nicht klar, was das zu bedeuten hat. Das noch schneebedeckte Gelände ist von Truppen überfüllt, als Unterkünfte stehen teilweise nur noch ältere Baracken zur Verfügung und Ende April macht Hans Kück seinem Ärger darüber Luft: »Wir waren zu Ostern grade unterwegs, so dass unsere Post ins Stocken kam. [...] Ich sehne mich nach Zeitschriften. Ich liege auf einem Truppenübungsplatz. Das sagt wohl alles.«⁴⁵ Zum Glück hat er im Mai Heimaturlaub.

43 Ebd.

44 Ebd.

45 Ebd.

Die Soldaten rätseln und sind im Ungewissen über den zu erwartenden Einsatz. Noch glaubt niemand an einen Krieg mit der Sowjetunion. Aber am 12. Juni bricht die Division in Richtung Bromberg auf und zieht dann über Graudenz (Grudziądz), Allenstein (Olsztyn) und Hohenstein (Olsztynek) in Richtung Sensburg (Mragowo). Kücks Abteilung gehört zur Marschgruppe 1. Sie überquert am 13. Juni bei Graudenz (Grudziądz) über eine schmale Kriegsbrücke die Weichsel und erreicht den nächsten Unterkunftsraum Hohenstein. Zwei Tage später wird Sensburg (Mragowo) erreicht und man bringt sich in Kampfstellung. Am 22. Juni um 03.05 Uhr beginnt der Angriff. Kücks Truppe soll noch am Abend die Memel erreichen. Man geht davon aus, die völlig überraschte Sowjetunion mit einem Vernichtungsfeldzug innerhalb weniger Monate besiegen zu können.

Eine Woche später berichtet Kück:

»Eine Rast, bzw. ein Warten auf Abmarsch ist von mir genutzt worden zur Lektüre der von Ihnen mir kürzlich gesandten Zeitschriften. [...] Was mich selbst betrifft, so spiele ich zur Zeit Krieg, habe aber nur wenige Tag etwas erlebt, da lagen wir vor einer Großstadt (!) in Ruhe und warten nun heute auf Weitemarsch. Hier ist es schon völlig friedlich, gestern nachm. allerdings schoss dt. Flak mit wenigen Schüssen einen russ. Bomber herunter, sah fabelhaft aus. Demnächst werden wir wohl etwas mehr wissen als jetzt!«⁴⁶

Es scheint, als sei den Soldaten das Ziel der Operation noch immer nicht klar.

Am 29. Juni wird Minsk eingenommen. Danach beteiligt sich die Division an der drei Wochen währenden Schlacht an Dnjepr und Düna und um Smolensk. Erst im August meldet Kück sich wieder. Am 11. August schreibt er:

»Uns geht's gut, zur Zeit ›Ruhe‹, d. h. Klamotten instandsetzen, d. h. im ganzen aber doch Gemütlichkeit. Abends wird's früh kalt und dunkel, schönen Sommerabend gibt's hier leider gar nicht. Ansonsten ist es reichlich primitiv. Hoffentlich haben wir es bald ganz geschafft, das meiste dürfte erledigt sein!«⁴⁷

Die Division zieht weiter in Richtung Nowgorod und weiter in Richtung Schlüsselburg (Shlisselburg), welches östlich von Leningrad liegt.

Nach wie vor berichtet Kück regelmäßig an seine Mitarbeiterinnen in der Ratsbücherei. Allerdings scheint ihm mittlerweile klar zu werden, dass keine Aussicht auf ein schnelles Ende des Krieges besteht, denn er schreibt am 2. September 1940:

»Auf mein Erscheinen brauchen Sie in absehbarer Zeit nicht zu rechnen, wir sitzen hier größtenteils in Erdlöchern, also Stellungskrieg auf Deutsch! Ich selbst merke ja wenig davon, von gelegentlichen Artilleriebeschüssen oder Angriffen russ. Bomber abgesehen, die mich tatsächlich für eine Nacht mal unter die Erde jagten. Natürlich war es nutzlos, denn die Nacht blieb völlig ruhig. Die Widerstandskraft der Russen ist erstaunlich, aber ich möchte annehmen, dass bald die letzten Reserven der Russen verbraucht sind. Ob wir allerdings Russland noch vor dem Winter völlig klein kriegen, erscheint mir fraglich. Dann würde es eben im nächsten Frühjahr weitergehen. Zeit spielt für uns ja absolut keine Rolle mehr. Persönlich habe ich nichts auszustehen; es könnte etwas wärmer sein. Aber wenigstens ist es zur Zeit trocken, sodaß die Wege befahrbar sind. Ich habe über 4.500 km zurückgelegt, aber auf welchen Wegen! Mein Bedarf an Autofahren ist mindestens für d. nächsten 10 Jahre restlos gedeckt.«⁴⁸

46 Ebd.

47 Ebd.

48 Ebd.

An diesem Tag ist seine Division starken Angriffen ausgesetzt, weil die Sowjetunion den Angriff auf Leningrad unbedingt verhindern will. Kücks Vermutungen hinsichtlich eines kaum zu erwartenden baldigen Kriegsendes bestätigen sich und so schreibt er am 9. Dezember 1941:

»Hier ist jetzt russischer Winter in all seiner Schönheit und – Gemeinheit. Mitunter ist es unsagbar kalt, heute wieder etwas wärmer, nur etwa -5 Grad, Schnee gibt's auch genug, es sind aber alle Voraussetzungen für ein stimungsvolles Weihnachtsfest gegeben.«⁴⁹

Er ist nun Obergefreiter. Zuvor hat sich seine Division Mitte Oktober an der Schlacht um Tichwin beteiligt. Damit soll die Fortsetzung der Blockade Leningrads sichergestellt werden. Allerdings werden die deutschen Truppen bis Ende Dezember bis zu ihrer Verteidigungslinie am Wolchow zurückgedrängt. Die Blockade Leningrads bleibt aber erhalten. Von dort aus meldet sich Kück am Neujahrstag 1942:

»Vorab Ihnen allen meine besten Grüße und Wünsche für das neue Jahr! Hoffentlich bringt es uns dem Frieden wieder einen großen Schritt weiter! Der Bücherei und dem Archiv gelten meine Gedanken heute ganz besonders. [...] Mein heimlicher Wunsch ist, dass ich bald selbst wieder dort arbeiten kann. [...] Mir persönlich geht es gut, Weihnachten war sehr nett, wir waren nach mehrtägigem Marsch gerade in unsere jetzige Ruhestellung eingerückt. Die Kälte ist teilweise barbarisch, aber man gewöhnt sich daran und mit Pelz und Überstiefeln läßt es sich ertragen.«⁵⁰

Tatsächlich ist seine Division materiell und personell nur sehr bedingt einsatzfähig und benötigt eine Ruhezeit von mehreren Monaten, um wieder angemessen verwendbar zu sein. In dieser Zeit bittet Hans Kück wieder um die Zusendung von Lektüre. Er wünscht sich

Karl Brandis Buch über Karl V. und erinnert sich an die Vorlesungen, die er während seines Studiums in Göttingen von Brandis gehört hat. Auch damit versucht Kück, den Kriegsalltag zu verdrängen und sich in Gedanken an seine Studienzeit zu flüchten.

Die Bestätigung des Posterhalts ist ebenso wie die Mitteilung zur Wetterlage ein Standardthema der Feldpostbriefe und knapp zwei Wochen später meldet er sich erneut:

»Meinen herzlichsten Dank für Ihre Grüße zu Weihnachten und zum Neujahr, vor allem auch für Ihr Päckchen, womit Sie mir eine große Freude bereitet haben. Das Buch ›Unsterbliche Soldaten‹ ist mal wirklich etwas Sinnvolles, mit viel Geschmack gemacht. Zur eingehenden Lektüre habe ich noch keine Zeit gefunden. [...] Man freut sich hier im öden Rußland mehr denn je für jedes Gedenken aus der Heimat. Es ist hier ja alles so entsetzlich primitiv, wir werden, wenn wir mal wieder nach Deutschland kommen sollten, uns vollkommen umstellen müssen. Z. B. schlafen wir doch seit dem 22. Juni – allerdings mit Sitzkissen aus den Fahrzeugen als Unterlage – immer auf der Erde. Nicht dass es unbequem ist, wir haben uns herrlich daran gewöhnt, aber es ist doch eben anders als ›zu Hause‹. Und waschen Sie sich mal mit 1 Becher voll Wasser! Es geht, man wird sogar sauber, alles nur Gewohnheit. Wasser ist hier ja sehr knapp, ich wundere mich, dass es überhaupt noch Wasser gibt bei diesen Temperaturen mit unter 30–40 Grad, dann wieder nur einige Grad unter Null. Im Ganzen haben wir uns an die Primitivität und den Dreck so gewöhnt, dass wir es gar nicht mehr merken. An Urlaub ist auch nicht zu denken, alle 14 Tage ein Mann, und da ich erst im Mai zu Hause war, wäre ich so etwa 1949 an der Reihe! Immerhin und trotzdem: wir sind zufrieden, namentlich, wo wir hier mal endlich Ruhe haben!«⁵¹

Das im nationalsozialistischen Nibelungen-Verlag erschienene Büchlein »Unsterbliche

49 Ebd.

50 Ebd.

51 Ebd.

Soldaten« mit dem Untertitel »Von der Überwindung des Todes durch den Geist« von Max Simoneit, Militärpsychologe und Wissenschaftlicher Leiter der Inspektion für Eignungsuntersuchungen im Oberkommando des Heeres, portraitiert anhand von 16 Totenmasken von Friedrich dem Großen bis zu Erich von Ludendorff und Karl von Einem soldatische Führungspersönlichkeiten bezüglich ihrer Bereitschaft für einen Tod im Rahmen kriegerischer Auseinandersetzungen. Im einführenden Text und auch in den jeweiligen, die Personen charakterisierenden Abschnitten wird in psychologischer Form versucht, Anregungen zu geben, wie vorhandene Todesängste positiv umgedeutet werden könnten: »Die Furcht des Menschen vor dem Tode entspringt einem Mangel an Einfügung in das Lebensgesetz und äußert eine Undankbarkeit gegenüber der genossenen Freude am Leben.«⁵²

Nach wie vor wird Kück regelmäßig mit Büchern aus der Ratsbücherei versorgt, die er größtenteils wieder zurückschickt. Inzwischen liegt seine Einheit in der Nähe Tschudowos in der Ilmenniederung. Obwohl er vor Ort in Lüneburg von Wilhelm Reinecke vertreten wird, gibt er den Mitarbeiterinnen der Ratsbücherei in zahlreichen Briefen Arbeitsanweisungen für die Bücherei, wobei es in der Regel um formale Dinge wie die Auflösung von Signaturen und die Neuordnung der Bestände geht. Mit diesen Arbeitsanweisungen, die mehr sind als bloße Lebenszeichen in dieser Zeit hoher persönlicher Gefährdung, schafft Hans Kück sich eine Gegenwelt zum Kriegsalltag und versucht damit, seine innerliche Bindung an seine heimatische Welt zu stabilisieren.

Am 15. April schreibt er:

»An Urlaub ist nicht zu denken, ich möchte gerade jetzt mal zu Hause sein, aber es hilft ja nichts, wir warten auf die neue Offensive, d. h.

erstmal auf Tauwetter, denn einstweilen liegt hier noch ordentlich Schnee.«⁵³

Am selben Tag schreibt ihm seine Mutter aus Wandsbek:

»Mein lieber Junge!

Nun kommt mein Glückwunsch zu Deinem Geburtstage sicherlich zu spät, aber darum doppelt inniglich: Alles, alles Gute wünsch ich Dir, möge Dir ein glückliches Lebensjahr beschieden sein und mögest Du vor allem gesund aus diesem Kriege heimkehren, und möglichst recht, recht bald und hoffentlich ein baldiges Kriegsende! Aber was mag vorher kommen? Dass Du nun schon 3 Jahre Soldat bist, statt wie damals in Aussicht stand 3 Monate. Was liegt nun schon alles zwischen diesen 3 Jahren!

Ein Erlebnis löst das andere ab und man kommt kaum zum Bewußtsein im Großen wie im Kleinen. [...] Ich bin 2x in 8 Tagen in Lbg. gewesen [...]. Und dann wollte ich zum Kartoffel holen, unsere waren ja schäbig und dadurch zu knapp, und jetzt am 13. /letzten Mittwoch, war Omis 75. Geburtstag, und das war der 2te Grund. [...] Und Dein Geburtstagsgeschenk hat dieses Mal Anneliese bekommen, ich wußte nichts für Dich und ich fand so eine hübsche Halskette in dem kunstgewerblichen Geschäft wo Papa arbeitet. Anneliese hat sich auch gefreut. Und über Euern Hans D. hab ich mich amüsiert, als Anneliese erzählte, er sagte immer: »Mami, wenn Du singst, dann schrei ich!« Erinnerst Du wohl auch, daß Du dasselbe sagtest als kl. Junge?

Magda und Ferd. wußten es sofort auch. Es muß Euch beiden doch ein unangenehmes Geräusch sein oder gewesen sein, da hast Du die Vererbung mal wieder!

Mit Eurem beschaulichen Leben hat es wohl jetzt ein Ende, wo mögt Ihr stecken, sind die Wege in Rußland denn schon befahrbar? Klaus Ferd. ist ja auch wieder in Rußland, nach Charkow o. so ähnlich! Ich finde dann ist es schon besser gar nicht

52 Simoneit 1940, S. 7.

53 StALg, ND Kück Nr. 26.

erst heraus, wenn man doch wieder zurück muß! Deine Briefe sind oft keine 10 Tage unterwegs, kürzlich der vom 1. Mai kam schon am 6. an, ob Luftpost? Und hinterher kamen alle anderen von Ende April an.

Dienstags vorm. gehe ich jetzt immer in die Nähstube d. Frauenschaft, für die Wehrmacht wird gestopft, geflickt, unendliche Berge voll Strümpfe, das brauchen d. Soldaten jetzt nicht mehr, so bleibt es besser erhalten. Nur leider ist viel zu wenig Beteiligung. Nimm es nicht übel, daß mein Brief so spät kommt.«⁵⁴

Anneliese und Hans Kück nummerieren ihre Feldpostbriefe seit Kriegsbeginn, denn so können sie überprüfen, ob alle abgesendeten Briefe auch ankommen. Zusätzlich hat Hans Kück auf jedem Brief das Datum des Erhalts notiert. Einige von Annelieses Briefen aus der Zeit zwischen Mai 1942 und April 1945 sind erhalten. Sie sind nicht von Sorge oder Verzweiflung geprägt, sondern von Hilfsbereitschaft, was Essenslieferungen und Zigarettensendungen angeht, und von Alltagsschilderungen. Schreiben und Lesen von Post werden zu fast täglichen Ritualen und Symbolen der gegenseitigen Zuneigungsversicherungen. Der erste erhaltene Brief trägt die Nummer 69 und ist mit dem 26. Mai 1942 datiert:

*»Mein Lieb, mein lieber, lieber Hans!
Heute kam dein lieber Brief Nr. 54, hab herzlichsten Dank, mein Lieb. Und Du mußt nun wieder viel »wachen« und grüßen? Armer Kück! Eigentlich seid Ihr ja auch durch die russ. Wirtsleute verwöhnt. Wieviel seid Ihr denn eigentlich und was nennst Du einen »kleinen Haufen«? Und wo ist der größte Teil eingesetzt? Ich habe heute morgen genug Pfeifenreiniger besorgt [...] und das Päckchen [...] zum Briefkasten gebracht. Also prompte Bestellung! Bei Delbanco war ich auch, er läßt Dich herzlich wiedergrüßen! Außerdem war ich in der Rabü und habe mir wieder ein Buch geholt. Zur Abwechslung lese ich mal Romane. Und zwar habe ich Pfin-*

sten über einen sehr schönen Roman von Karl Rothe »Olivia« gelesen, sehr fein und spannend. Fr. Irmeler hatte ihn mir empfohlen. Und heute habe ich mir von Olaf Gullwag »Es begann in einer Mittsommernacht« geholt, ich glaube, es ist auch wichtig, dass man moderne Romanschriftsteller kennt.

Gestern morgen war ich mit Hans-Dieter bei Tante Sophie. Wir haben über alles mögliche gesprochen, u. a. auch über wichtige Fragen. Es werden doch öffentliche Reden geführt. Die einen wirklich beängstigen können, und darüber habe ich auch zu Tante Sophie gesprochen. Ich muß sagen, sie ist fabelhaft in ihrer Auffassung, und hat mir doch immer gewissen Trost gegeben. Weißt Du, ich mußte mal mit einem Menschen darüber reden, am liebsten und am richtigsten wäre es natürlich mit Dir, aber das ist im Augenblick ja nicht möglich und im Übrigen kannst Du Dich mit solchen Problemen nicht auch noch beschäftigen. [...]

Gestern Nachmittag war ich mit Hans-Dieter im Kurgarten. Die Musik hören, die im Übrigen furchtbar blöde war. Oh, nein, wenn ich bloß an die blöden Sänger denke! Und eben komme ich von dem Film »Sonntagskinder«, auch verrückt, überall nichts als Enttäuschungen!

Am Donnerstag singe ich bei Fr. Lauenstein mit einem Tenor Schumann-Duette [...]. Ich soll mich wundern, was das für ein Knabe ist. Ich glaube, ich bin auf dem besten Wege, mich in Zorn zu schreiben, deshalb will ich man schleunigst aufhören. Wichtiges gibt es auch nicht mehr zu berichten.

Viele liebe innige Grüße und Küsse, mein Lieb, von Deiner Anneliese«⁵⁵

Anneliese Kück erwähnt in diesem Brief eine vermeintliche Verwöhnung durch die »russischen Wirtsleute«. Tatsächlich ist bereits im Februar 1942 angeordnet worden, alle russischen Dörfer zu plündern, anschließend niederzubrennen und die dort lebenden Men-

⁵⁵ Museum Lüneburg, Z.2015029.16. Bei der im Brief erwähnten »Tante Sophie« handelt es sich um die Ehefrau Carl Meyers.

⁵⁴ Museum Lüneburg, Z.2015029.15.

schen im eiskalten Winter zu vertreiben. Die nicht erfrorenen Männer, Frauen und Kinder werden vor Ort als Zwangsarbeiter benutzt.

Die in Feldpostpäckchen immer wieder zugeschickten Zigaretten und Pfeifenreiniger bilden einen kleinen, aber nicht unwichtigen Teil des privatisierten Nachschubs, denn wo offizielle Versorgung nicht ausreichen, übernehmen das die Anverwandten auch für weitere Bereiche des täglichen Lebens.

Wie ihr Ehemann, so versucht auch Anneliese Kück, sich in Phantasiewelten zu flüchten. Genau dafür ist der Film »Sonntagskinder« gemacht, eine Komödie von Jürgen von Alten mit Rudolf Platte und Theo Lingen aus dem Jahr 1941, gedacht als anspruchslose Ablenkung während des Krieges. Der von Anneliese erwähnte Roman »Olivia« von Carl Rothe, einem während des Krieges viel gelesenen Autor, wird 1945 in der sowjetischen Besatzungszone auf die Liste der auszusondernden Literatur gesetzt. Olav Gulvaags Roman erscheint 1937 und erneut 1939 in deutscher Übersetzung. Er spielt wie alle seine Romane in der Alltagswelt norwegischer Bauern und unterstützt aus nationalsozialistischer Sicht den Mythos des Nordischen.

Die richtige Zählung vorausgesetzt, schreibt Anneliese in dieser Zeit alle zwei Tage einen Brief an Hans, denn am 19. Juni datiert sie den Brief Nr. 81 (siehe Abb. 6):

*»Mein lieber, liebster Hans, mein süßer Kück!
Hab vielen herzlichen Dank für Deinen lieben Brief Nr. 68, der gestern Nachmittag ankam, ich war ganz überrascht, dass 2 Tage hintereinander von Dir ein lieber Gruß kommt, kommt doch selten vor und deshalb war doch meine Freude darüber besonders groß. Die »Pleite« [...] ist ja nun per Luftpost zu Dir gekommen und Du weißt ja inzwischen über alles Bescheid. Eines-teils ist es mir nun auch ganz recht, denn sonst hätte ich mir 2 Geburtstage entgehen lassen müssen. (den von Onkel Karl 17. August 75 Jahre!) und den von Magda am 23. August, und das*

würde mir jetzt während des Krieges leidtun. Das heißt zu Onkel Karls Geburtstag bin ich vielleicht doch noch nicht wieder da.

[...] Armer Tück-tück, wenn ich das gehnt hätte, daß Du so knapp mit Rauchwaren bist, hätte ich Dir doch öfter Tabakwaren geschickt, aber 1.) dachte ich, du würdest damit von der Verwandtschaft genügend versorgt und 2.) wollte ich etwas auf Vorrat haben, wenn Du auf Urlaub kommst. Nun will ich Dir also in Zukunft immer Rauchwaren schicken, wenngleich es auch nicht viel ist, im übrigen bekomme ich auch nur Zigaretten, Tabak bekommen keine Frauen.

Gestern morgen wurde ich ans Telefon gerufen und wer war es? Mutter aus Wandsbek. Vater, Mutter und Tante Olga waren auf einen Tag rübergekommen, von Kohlstedts natürlich eingeladen, und sind gestern Abend um 9 Uhr wieder abgefahren. Nachmittags bin ich mit Hansdieter zu Magda zum Kaffee gegangen und anschließend sind wir dann alle spazieren gegangen, durch den Kurpark, und auf dem Rückweg haben sie die Eltern noch begrüßt. Abends habe ich Hansdieter schnell zu Bett gebracht und habe die Eltern dann noch mit zur Bahn gebracht. Ich habe den Eltern für einige Wochen unsere Wohnung zur Verfügung gestellt. Sie wissen nur noch nicht, wann sie kommen. Sie hatten sich auch schon mit dem Gedanken getragen, aber mochten wohl nicht direkt darum fragen. [...] Meine einzige Sorge ist Vater, weil der sich ja überhaupt nicht in Acht nimmt. Legt sich mit schmutzigen Schuhen auf die Sofadecke usw. Ich mag ihm das so ungern sagen. Geht es nicht, daß Du ihm das mal so leise andeuten kannst, wenn Du da bist?

Dann möchte ich sehr gern, wenn Mutter Wäsche mitbrächte, denn ich bin froh, daß meine Wäsche geschont wird und nicht dem entsetzlichen Waschpulver ausgesetzt wird. [...] Ich muß mal sehen, wie ich das noch mal anbringe. [...] Du verstehst mich nicht falsch, nicht wahr?

So, und nun will ich aufhören. Hansdieter ist eben mit Oma nach dem Hort gegangen und dann habe ich noch einige Minuten Zeit zum Üben.

Aller, allerherzlichste Grüße und Küsse Dir mein bester Lieb! Immer und immer! Deine Anneliese«⁵⁶

Im Juli befindet sich Kücks Truppe in Ruhe- und Auffrischungsstellung südlich von Nowgorod an der Straße zwischen Schimsk und Nagowo südwestlich des Ilmensees und bleibt dort bis Mitte August. Nach wie vor ist die gedankliche Weiterführung der Amtsgeschäfte in Lüneburg für Kück eine Strategie, um die Geschehnisse seines täglichen Frontlebens zu verdrängen. An die Ratsbücherei schreibt er am 26. Juli 1942:

»Im Übrigen sind selbstverständlich die Entscheidungen Prof. Reineckes bindend, auch wenn sie meinen Anregungen zuwider zu laufen scheinen. [...] Trotzdem geht es hier nach wie vor gut, das Wetter allerdings ist miserabel zumeist, was um so unangenehmer ist, da wir uns nunmehr wieder ganz im Freien aufhalten.«⁵⁷

Nach einem Heimaturlaub im Herbst 1942 inzwischen wieder im Raum Nowgorod am Wolchow eingesetzt, schreibt er am 17. November 1942 an seine Mitarbeiterinnen, befasst sich mit Personalfragen, mit dem Problem, dass es in den Buchhandlungen keine Bücher mehr gibt, die die Ratsbücherei erwerben könnte, und möchte eine »Lichtspielreklame« für die Bücherei umgesetzt wissen.

»Mir selbst geht es gut, schon hatten wir einige Tage guten Frost, auch einen Tag Schnee, aber dann wieder schauerhaftes Schlammwetter – und ausgerechnet dann mussten wir umziehen! Wie lange jedoch unser Bleiben hier ist, ahnt man nicht. Warten wir ab, wir werden es schon schaffen, wenn wir Weihnachten unterwegs sind und unsere Päckchen dann im Januar und Februar ankommen.«⁵⁸

⁵⁶ Museum Lüneburg, Z.2015029.19. Die im Brief erwähnte »Magda« ist Hans Kücks Schwester Magdalene. Sie ist mit Hans Kohlstedt verheiratet. Erwähnt wird der Geburtstag des gemeinsamen Onkels Carl Meyer.

⁵⁷ StALg, ND Kück Nr. 26.

⁵⁸ Ebd.

Der Gedanke an Briefe und Päckchen wird immer mehr zu einer wichtigen Überlebenshilfe. Neben den ständig wiederkehrenden Mitteilungen zur – für den Soldaten existentiell wichtigen – Wetterlage erhält der Postverkehr mit den Angehörigen als einzig mögliches Kommunikationsmittel und Bindeglied eine mehr und mehr grundlegende Bedeutung.

Von November 1942 bis Januar 1943 beteiligt sich Kücks Truppe an der Winterschlacht bei Welikije-Luki südwestlich des Ilmensees und befindet sich von Februar bis Mai 1943 im Stellungskrieg im Raum Nowo-Sokolniki. In diesem Frühjahr geht es Kück nicht gut. Ende März schreibt er an die Ratsbücherei:

»Sie werden inzwischen aber wohl auch gehört haben, dass ich an Fleckfieber erkrankt bin. Nach 6 Wochen bin ich nun einigermaßen wieder auf dem Damm, wenn ich auch immer noch reichlich klapperig auf den Beinen bin. Immerhin – in der nächsten Woche hoffe ich aus dem Lazarett entlassen zu werden und wenn alles nach Wunsch geht, werde ich auch bald auf Urlaub nach Lüneburg kommen, denn voll dienstfähig bin ich natürlich auch in 14 Tagen noch nicht. Die letzten »Zentralblätter« habe ich mir angesehen, als ich nach fast 3 Wochen Fieberwahn – vom denen ich überhaupt nichts weiss! – so langsam wieder lebendig wurde. Fast 6 Wochen habe ich im Bett liegen müssen, und dann diese entsetzliche Schlappeheit, man ist zunächst hilflos wie ein kleines Baby. Ich hoffe nur, dass nichts davon hängen bleibt. Fleckfieber ist eine tückische Krankheit – Hoffentlich also bald Auf Wiedersehen in Lüneburg!«⁵⁹

Ende Mai bedankt er sich bei seinen Mitarbeiterinnen für sein Geburtstagsgeschenk, ein Buch des Kultur- und Sozialphilosophen Theodor Litt: »Litt ist einer der wenigen Philosophen (in Leipzig) gewesen, den ich wirklich gern gehört habe.«⁶⁰ Hat Kück die Briefe an die Mitarbeiterin-

⁵⁹ Ebd.

⁶⁰ Ebd.

nen der Ratsbücherei bislang immer »mit vielen Grüßen« oder vergleichbaren Grußfloskeln beendet, so enden von nun an alle Briefe mit dem obligatorischen »Heil Hitler«.

Der angekündigte Heimaturlaub wird genehmigt und Anfang Juli 1943 wird Hans Kück zum zweiten Mal Vater, denn am 3. Juli wird sein Sohn Bernd geboren. Er besucht auch seine Eltern in Wandsbek. Vielleicht hilft er beim Umzug nach Lüneburg, denn Ende des Monats melden die Eltern sich im Oedemer Weg 24 in Lüneburg an. Dort werden sie bis Ende April 1945 bleiben und dann zur Tochter Magdalene Kohlstedt, Am Sande 49, umziehen. Hans Kück wird zur Regeneration noch ein Erholungsurlaub in Südtirol verordnet, bevor er sich wieder auf den Weg zu seiner Einheit macht.

Zurück bei seiner Truppe meldet Kück sich am 12. September 1943 wieder bei der Ratsbücherei:

»Ich bin nun also wieder bei meiner Alleinheit gelandet und hoffe, demnächst von Ihnen wieder laufend mit meinen Zeitschriften versorgt zu werden.«⁶¹

Drei Tage später genehmigt Hitler im Rahmen einer Unterredung im »Führerhauptquartier Wolfsschanze« den Rückzug der Heeresgruppen Mitte und Süd. Am 18. September erhält Kücks Division deshalb den Befehl, in südlicher Richtung über Gomel in Richtung Schytomyr aufzubrechen. Und so schreibt Kück am 11. Januar 1944 an die Ratsbücherei:

»Wir sitzen seit Weihnachten ohne Post, ein höchst unangenehmer Zustand. Aber immerhin habe ich noch etwas Weihnachtspost bekommen, darunter auch das Paket von der Stadtverwaltung. Ich hoffe [...], dass jetzt etwas ruhigere Zeiten kommen, wir liegen »ganz weit hinten«, was man schon nicht mal mehr als Etappe empfinden kann. Die Leute – natürlich nicht in unserer Sprache! – sind sehr freund-

lich und gefällig, und es gefällt mir hier ausgezeichnet, aber meist ist es so, dass man sich an solchem Ort, wo es nett ist, nur sehr kurze Zeit aufhält! – Sie sitzen jetzt also nur noch zu Dreien da? Es geht Ihnen wie uns hier auch an jeden einzelnen werden die höchsten Anforderungen gestellt! Aber wir wollen ja gern alle bis zum letzten arbeiten, wenn dadurch das erstrebte Friedensziel nur schnell und sicher erreicht wird. [...] Der Winter ist in diesen Breitengraden, in denen ich mich zur Zeit aufhalte, vergleichsweise mild. Zwar liegt Schnee, aber die Temperaturen liegen nur gerade unter Null, ein geradezu afrikanisches Klima im Vergleich zu 41/42! Hoffentlich bleibt es so. Nach aufreibenden und aufregenden Wochen komme ich jetzt zum ersten Mal wieder etwas zur Ruhe. Ich habe mitunter geglaubt, ich wäre all den Anforderungen einfach nicht mehr gewachsen. Ich habe festgestellt, dass man doch wenn es not tut, ungeheuer viel arbeiten kann u. auch ziemlich starken gemütlichen Anspannungen gewachsen ist. Allerdings haben mich diese Wochen, – zuerst Rückzug – können Sie ahnen, was dieses harmlose Wort bedeutet? –, dann Arbeit, die einem nicht mal Zeit zum Essen ließ, diese Wochen haben mich mehr graue Haare und Nerven gekostet als die ganzen vorherigen 4 Kriegsjahre.«⁶²

Ende April 1944 schreibt Kück:

»Liebes Fräulein Irmeler! Ich hatte gehofft, nach einer längeren Reise über 1.500 km, die mich durch etliche Länder Europas führte, in heimatlichen Gefilden zur Ruhe zu kommen – aber weit gefehlt, man brauchte mich sofort wieder. Seit meiner Abfahrt vom Urlaub bin ich kaum von der Landstraße weggekommen. Immerhin hatte ich bisher immer noch das Glück, einen fahrbaren Untersatz zu haben: besser schlecht gefahren als gut gegangen!«⁶³

61 Ebd.

62 Ebd.

63 Ebd.

Seine Truppe befindet sich seit Monaten auf dem stetigen Rückzug und liegt nun südöstlich von Lemberg (Lwiw).

Am 4. Juni 1944 meldet Kück sich bei der Ratsbücherei:

»Wie schön und reich ist doch unser Deutschland, das erkennt man gerade hier draußen in der Primitivität. Ob wir auch noch mal an Urlaubsreisen denken können? Momentan ist das Reisen ja besonders unerfreulich durch den Tieffliegerangriff der Briten. Einem Tieffliegerangriff soll man möglichst aus dem Weg gehen, er gehört zu den unerfreulichsten Begleiterscheinungen eines Krieges. Da gibt es nur eins: platt auf der Erde liegen, möglichst in etwas Deckung, sei es am Hausrand, sei es in der Gosse! Aber zu solchen Sicherheitsmaßnahmen kann sich ein Zivilist ja nur schwer entschliessen, lieber lässt er sich einen vorballern. – Uns geht es momentan über Gebühr gut: Ruhstellung, und nicht einmal ein so gewaltiger Papierkrieg, die Arbeit ist derzeit gut zu schaffen und es gibt auch noch so etwas ähnliches wie Feierabend, soweit einem das Telefon dazu Zeit lässt. Im übrigen habe ich einen gewaltigen Sprung in meiner militärischen Laufbahn gemacht: man hat mich nun doch noch zum Unteroffizier gemacht, womit mein militärischer Ehrgeiz nun aber auch restlos befriedigt ist.«⁶⁴

Zwei Tage später, am 6. Juni 1944, beginnt die englisch-amerikanische Invasion in der Normandie.

Am 3. Juli berichtet Hans Kück weiter über sein vermeintlich entspanntes Alltagsleben an der Front:

»Sie schenken mir dauernd nette Bücher – es ist langsam schon eine stattliche Reihe in meinem Bücherschrank –, und ich sehe mich außerstande, Ihnen auch einmal eine Freude bereiten zu können. Im Stillen werden Sie jetzt sagen – er könnte uns ja mal Zigaretten schicken! – aber

ist nicht, wir sind so knapp wie noch nie mit diesem Artikel.

Über die Kulturwoche beginne ich hier auch schon, mich zu ärgern. Marquardt fragt bei mir an, ob ich einen Artikel über Hermann Billung schreiben kann! Anscheinend hat es sich doch noch nicht überall herumgesprochen, dass Krieg ist. Ich habe gerade Zeit, die wichtigste Korrespondenz zu erledigen und einen flüchtigen Blick in die Zeitung zu werfen, [...] da glaubt so einer, dass ich Zeit habe zum Artikel schreiben. Ich denke ja, dass bald die Zeit kommt, wo die Führer der Kultur und Zivilisation wieder mehr im Vordergrund stehen, wenn es momentan auch nicht danach aussehen will! Wir müssen alle noch eine Zeitlang die Ohren steif halten!«⁶⁵

Dieser mit einem Durchhalteappell endende Brief lässt einen Pessimismus erahnen, der in weiteren Briefen sofort wieder verdrängt wird. Je aussichtsloser und desaströser die eigene Situation ist, desto mehr wird die Liebe zur Ehefrau in den Briefen überhöht. Die gegenseitige Versicherung der tiefen Liebe soll damit wohl auch die Bereitschaft, den Krieg auszuhalten, festigen und ist dabei auch ein kompensatorischer Fluchtpunkt. Neben der Zusicherung der Zuneigung können die Briefe die Ehefrau auch über die eigene Lage beruhigen und ebenso der Selbstberuhigung dienen. So schreibt Hans am 4. Juli 1944 an Anneliese (siehe Abb. 7):

»Meine liebe, liebe Anneliese, meine geliebte Frau! Hier ein paar Zeilen zum Abschluss des Tages, mein Lieb! Im ganzen gibt es hier nichts neues, wir üben und bereiten uns vor. Daher oftmals ›Generalprobe‹ von allen möglichen Dingen, was dann immer einen Mordsbetrieb gibt. Aber sowas kennen wir ja schon zur Genüge. Im übrigen ist herrliches Sommerwetter. Unsere ›Arbeitsgemeinschaft‹ bzw. der Diskutierklub droht zu zerfallen, da die meisten Teilnehmer (Offz.-Anwärter) versetzt wurden oder abkommandiert sind. Lange lässt sich sowas jedoch meistens nicht durchführen. [...] Wir müs-

64 Ebd.

65 Ebd.

sen wohl noch etliche Zeit in den Erinnerungen an den letzten Urlaub leben! Aber das soll uns nicht niederdrücken, oder? Und nun gute Nacht, mein Lieb! Ich hoffe nur, daß es Dir und den Jungs gut geht. Und noch eins, mein Putt: ich hab Dich ganz überdoll lieb, meine Süsse, immer, immer doller! Ich möchte Dir mal wieder einen richtigen Liebesbrief schreiben, aber kann man das bei dauerndem Telefongeklingel? In innigster Liebe und grosser, übergrosser Sehnsucht meine allerherzlichsten Grüsse und Küsse!

Immer und ewig
einzig und allein
Dein getr. Hans«⁶⁶

Anfang August überquert seine Truppe die Karpatenpässe und ist auf dem Weg in Richtung Krakau (Kraków). Ende des Monats befindet sich Hans Kück bei Stopnica nordöstlich von Krakau und schreibt an die Ratsbücherei:

»Die Ereignisse haben mir keine Zeit gelassen zum Schreiben: entweder waren wir im Rollen und hatten gar keine Postverbindung oder ich hatte so viel zu tun, dass mir kaum Zeit blieb, an meine Frau zu schreiben.«

Zum Stand der Ratsbücherei bemerkt er:

»Politische Bücher sind wohl kaum gefragt, ich kann es verstehen, wenn die Menschen vornehmlich reine Entspannung suchen. Mir geht es nicht anders, ich wäre unfähig, ein wissenschaftliches Buch zu lesen. [...] Mit dem Urlaub haben Sie ja alle gerade noch ziemlich Glück gehabt, also haben Sie auch die nötige Kraft für ein weiteres Jahr Arbeit! Und bis dahin wird sich ja manches geändert haben! Noch verliere ich meinen Optimismus nicht!«

Am 6. November 1944 schreibt er:

»Also geht es auch der Rabü an den Kragen, wie man zu sagen pflegt! Es war ja zu erwarten, wahrscheinlich ist es heute überall so, dass man auch arbeitsmäßig nur von der Hand in

den Mund lebt, also nur das allerdringendste und notwendigste erledigen kann. [...] Trösten Sie sich: bei mir wird auch alles von Woche zu Woche komplizierter! Sie meinen, Sie sind der geistigen Verblödung nahe, ich kann nur sagen: »Heimat! Wir sind verblödet.« Sie leiden an Materialknappheit, ich kann es mir denken. Aber stellen Sie sich vor: hier werden Bunker gebaut ohne Holz, ohne Nägel! Und es geht auch! Nach dem schönen Gedicht von Morgensstern: Es war einmal ein Lattenzaun! Nur mit dem Unterschied, dass hier die Unterschiede bestehen bleiben. Und eine Frage: haben wir Deutsche Geschichte in deutscher Erzählung? Ein liter. Lexikon. Wenn nicht, notieren Sie es mal. Es soll sehr gut sein. Und sowas braucht man ja – im Frieden wenigstens.

Persönlich haben Sie alle natürlich noch Ihre besonderen Sorgen: die einen Angehörige im Westen, die anderen in Hamburg. Man kommt da natürlich aus der Angst und Aufregung nicht heraus. Ich will Ihnen auch keinen billigen Trost spenden, wir müssen eben unter Aufbietung aller Kräfte durch diese Zeit hindurch, es bleibt nichts anderes übrig. Die Kultur ist ja sowieso beurlaubt, da kommt es auf ein bischen mehr oder weniger auch nicht mehr an. Uns persönlich geht es recht gut, Arbeit genug, aber das ist gut, man kommt so doch nicht auf schlechte Gedanken. Meine Schreibmaschine wird sozusagen nicht kalt. Gebe Gott, dass sie nicht mal versagt oder gar kaputt geht. Ja, der Heimat sind wir auch wieder etwas näher gerückt, Sie werden es von meiner Frau gehört haben.«⁶⁷

Zwei Tage später schreibt er an seine Frau:

»Ein Kamerad fährt auf Hochzeitsurlaub nach Haus, darum soll er noch schnell einen Brief mitnehmen. Zunächst: wir sind immer noch am gleichen Platz, etwas nordöstlich Krakau im Brückenkopf von Baranov. Aber das weisst Du ja, ob und wie lange, weiss ich natürlich nicht. Es kann noch lange so bleiben. Ob Flindt

67 Ebd.

66 Museum Lüneburg, Z.2015029.19.

Zeit hat, persönlich zu kommen, bezweifle ich, er will ja heiraten u. hat da natürlich andere Gedanken im Kopf. Er kann Dir wohl auch kaum neues erzählen.

Uns geht es gut, habe viel, sehr viel zu tun, hatte noch das Pech, heute Nacht arbeiten zu müssen, nachdem ich um 4 h aufgestanden war. So habe ich kaum Schlaf gehabt. Heute Abend sicherlich Wache, da kann ich auch erst um 1 h zu Bett gehen. Aber sonst geht's bestens. Hast Du nicht noch eine Tabakspfeife für mich? Meine ist weg! Einfach weg! Es muß sie mir einer geklaut haben. Ein ganz trauriger Verlust! Und Zigarettenpapier brauche ich so dringend! Zigaretten haben wir ja nicht. Nur Tabak. Aber was soll ich rauchen, ohne Pfeife und ohne

Zigarettenpapier?? Traurige Zeiten. Du kannst das ja als 100 gr. Päckchen schicken. Zig.papier im Brief. Aber gut verpacken!! Hoffentlich bekomme ich heute Post von Dir, mein Lieb!!⁶⁸

Wenige Tage nach diesem Brief wird seine Truppe erneut verlegt und befindet sich bis zum 12. Januar 1945 in ruhiger Wartestellung. An diesem Tag beginnt die Rote Armee die erfolgreiche Weichsel-Oder-Operation, die am 3. Februar 1945 erfolgreich endet. Auch Kücks



Abb. 7 Feldpostkarte Kücks an seine Frau, 4. 7. 1944 (Text der Rückseite oben S. 275, rechte Spalte, Absatz unten)

Division wird zurückgedrängt und befindet sich in Schlesien bei Lüben (Lubin).

Am 8. Februar 1945 schreibt Hans Kück an seine Frau:

»5. 2. 45 nachmittags

Meine liebe Anneliese, mein Puttchen!
Ob Dich meine bisherigen dürftigen Karten wohl erreicht haben? Und ob Dich dieser Brief bald erreicht? Wir haben es jetzt ruhiger und hoffen, bald einmal zur Aufführung kommen zu können, wir haben es ja langsam auch mal nötig. Jedenfalls geht es mir sehr gut, und ich

68 Ebd.

habe alles, was zum Teil nicht schön war, gut überstanden. Und jetzt sind wir fast jeden Tag auf einem anderen Gutshof, wo zumeist die Besitzer verschwunden sind, haben daher meist ganz [...]bares Quartier. Kommen auch so gut zurecht. Das ist der einzige Vorteil, dass wir jetzt auf deutschem Boden sind, dass man in gesicherten Gegenden ist und kulturvertraut. [...]

Wenigstens ist Gertrud mit ihren Kindern zu ihren Eltern gefahren. Ich habe mich daher, obwohl es nah lag, nicht sonderlich darum bemüht. Für uns schwirrt hier irgendwo Post herum, aber es ist alte, von Mitte Januar. Immerhin, ich warte ja sehnsüchtig auch auf Nachricht von Euch! Wenn es Euch nur gut geht! Mein Chef ist auch wieder da! Gott sei dank! Ich bin bei ihm am allerbesten aufgehoben. Und nun muss ich arbeiten.«⁶⁹

Mitte März wird die Truppe nach Küstrin (Kostrzyn) verladen. Der Rückzug geht also weiter und die Einheit beteiligt sich ab jetzt an Kämpfen im Oderbruch. Hans Kück ist weiterhin in Gedanken in Lüneburg, wo das Museum am 22. Februar durch Brandbomben größtenteils zerstört wird. Am 18. März 1945 schreibt er an die Ratsbücherei:

»Das Museum ist ja wohl nach den bisherigen Berichten arg mitgenommen, so manches schöne Stück wird wohl unwiederbringlich dahin sein, wenngleich ich hoffe, dass es nach Durchführung der Räumungsarbeiten doch etwas besser als jetzt aussieht. [...] Außerdem muss man nun in Angst und Sorge um unsere Stadt sitzen, dauernd hört man im Luftlagebericht von Flugzeugen über N.-W.-Deutschland, und bis man Nachricht bekommt vergehen 14 Tage bis 3 Wochen. [...] Ersparen Sie mir eine Schilderung des Erlebten, es hat mir durchaus gereicht. Seitdem sind wir eigentlich in dauernder Bewegung geblieben, hin und her, und warten jetzt malwieder auf neuen Einsatz. Ich

hab in verschiedenen Dingen mal wieder wenigstens viel Glück gehabt.«⁷⁰

Fünf Tage später kämpft seine Truppe bei Golzow – gelegen auf halber Strecke zwischen Küstrin (Kostrzyn) und Seelow im Oderbruch. Am Ende des Monats März wird die Kampfstärke seiner Division noch mit 151 Soldaten angegeben.

Am Ostersonntag, den 1. April 1945, schreibt Kück wieder an die Mitarbeiterinnen der Ratsbücherei (siehe Abb. 8a & b):

»[...] Erstaunlich ist ja, dass überhaupt noch Post kommt, viele meiner Kameraden bekommen allerdings schon gar keine Post mehr, weil eben keine Verbindung mehr zu ihrer Heimat besteht. Die Verhältnisse werden ja immer verwirrter, es ist schwer, noch an einen Ausweg zu glauben. Fräulein Irmers Reise in den Westen war ja mehr als abenteuerlich, ich kann mir das nach Ihren Andeutungen und nach dem, was ich selbst all die Jahre hindurch gesehen habe, ungefähr vorstellen. Aber wie schön, dass Sie nun Ihre Angehörigen bei sich haben, wenn das Wohnen auch bestimmt nicht bequem ist. Aber wir werden so oder so alle noch enger zusammenrücken müssen, da ist es ganz gut, wenn Sie sich beizeiten schon daran gewöhnt haben. Wo wohnen Sie denn nun eigentlich? Und Sie, Fräulein Pein, haben Sie ein kleines Reich für sich? Möge es Ihnen erhalten bleiben, wenn nicht die Umstände gebieten, es noch wieder mit anderen zu teilen. – Über Arbeit haben Sie aber nicht zu klagen, vielmehr über Arbeitsmangel! Seien Sie froh, die Arbeit hilft einem heute über manch schweren Gedanken hinweg! Immer wieder muss ich staunen, dass es heute noch so viele Menschen gibt, die Zeit und Lust zum Lesen finden. Was wird bevorzugt gelesen? Unterhaltung? Reisebeschreibungen? Beschäftigt man sich mit Politik, Kriegsbüchern? Oder treibt man mehr Geschichte? Langsam wird es ja hoffentlich auch etwas

69 Ebd.

70 StALg, ND Kück Nr. 26.

*wärmer, sodass das Arbeiten wieder etwas leichter wird. Meine Bitte, die Bibliographien von Frl. Grünewaldt meiner Frau zuzustellen, haben Sie inzwischen wohl erfüllt? Mir geht es hier gut, noch haben wir es verhältnismässig ruhig, aber so etwas kann sich ja blitzartig ändern. Noch freue ich mich am Frühling und dem in den letzten Tagen herrschenden sommerlichen Wetter. Jedoch, eine Osterstimmung hat trotz Kaffee und Kuchen nicht aufkommen wollen. Wir wollen das Beste hoffen und auf das Schlimmste gefasst sein! Ihnen allen meine besten Wünsche und herzlichen Grüsse
Ihr Hans Kück»⁷¹*

Zwei Tage zuvor ist Danzig von den Sowjets eingenommen worden und es hat heftige Bombenangriffe auf Hamburg, Bremen und Wilhelmshaven gegeben. Am 10. April werden Essen und Hannover von den Amerikanern eingenommen. Südlich von Lüneburg stehen die alliierten Truppen bereits vor Uelzen. Aus östlicher Richtung strömen Flüchtlingstrecks in die Stadt, aus dem Norden kommen ausgebombte Hamburger nach Lüneburg. Hinzu kommen Kampftruppen und Verwundete. Am 18. April erreichen britische Panzer die Stadt.

Hans Kücks Division befindet sich nach wie vor östlich von Berlin und erhält am 12. April 15- bis 16-jährige Jungen als »Ersatzleute«. Am 15. April hat seine Division die rückwärtige Hardenberg-Stellung vor den Seelower Höhen bezogen. Sie ist Teil des Verteidigungssystems im Endkampf um Berlin. Man verbringt einen letzten ruhigen Sonntag, denn am nächsten Morgen bricht im Oderbruch und in den Seelower Höhen um 4 Uhr mit einem in seiner Stärke für die Division bisher unbekanntem Trommelfeuer die Hölle los. Zwei Tage später ist die Division wie die meisten Einheiten im Oderbruch zerschlagen. Die unübersehbaren Verluste sind nicht einmal mehr annähernd feststellbar. Es gibt

Erschießungen von Fluchtwilligen und Offizieren, die versuchen, sich abzusetzen. Die Soldaten befinden sich zwischen endlosen Trecks flüchtender Zivilbevölkerung. Gleichzeitig erreichen die Briten am 19. April die Elbe bei Lauenburg. Am 20. April zieht sich die Division weiter nach Westen zurück und steht westlich von Müncheberg. Gleichzeitig beginnt die Beschließung des Berliner Stadtzentrums. Bei täglichen Desertierungen lösen sich die Reste der Division auf, man sammelt Versprengte und Volkssturmeinheiten ein und erreicht damit eine Divisionsstärke von 292 Mann. Diese Reste werden am 22. April nach Köpenick geschickt und sollen dort einen Brückenkopf sichern, was sich aber als erfolglos erweist. Nun schickt man die Reste der Division wiederum nach Wannsee. Dort befehligt der Divisionskommandeur am 25. April Suizid. Die verbliebenen Soldaten werden der »Gruppe Reymann« unterstellt, bleiben aber in der »Festung Wannsee«. ⁷² Da Hans Kück in sowjetische Gefangenschaft geriet, ist anzunehmen, dass er bereits einige Tage zuvor, als seine Division sich noch östlich von Berlin befand, von seiner Division getrennt wurde.

Briefe sind nach dem 1. April 1945 nicht erhalten. Vielleicht kann der Bericht des Funkers Rudolf Oeljeschläger, der zu Kücks Nachrichten-Abteilung 20 gehört, die Lage exemplarisch beschreiben:

»Am späten Abend des 19. 04. hatten wir als letzte des Div.-Stabes die Leberheilstätte verlassen, und der Nachr.-Zug 76, dem ich bis vor Kurzem angehörte, hatte hier Stellung bezogen. Demnach war es hier bereits Frontgebiet. Unser Funk-SPW stand abmarschbereit auf der Waldseite der Heilstätte. Bombensplitter hatten ein Kettenglied beschädigt, sodass die ganze Kette erst mühsam abgetrennt und repariert werden mußte. Danach endlich konnten wir uns auf der R 1 in den Flüchtlingsstrom einreihen.

71 Ebd.

72 Asmus 2002 (Bd. 9), S. 27f.

Am 21.4. befanden wir uns im Raum Rüdersdorf in der Nähe der Zementwerke. Obwohl die feindlichen Panzer nicht sehr weit weg sein konnten – man hörte schon die Abschüsse – gingen wir spätabends schlafen, todmüde. Da zum Schlafen immer weniger Fahrzeuge zur Verfügung standen, suchten wir in benachbarten Häusern Schlafgelegenheit. Die Häuser waren geräumt, sanfte Betten verführten zu tiefem Schlaf. Als mein Kamerad und ich erwachten, hörten wir von der Straße her russische Laute. Ein Blick durchs Fenster: Unsere Fahrzeuge waren weg, man hatte vergessen, uns zu wecken! So war das eben. [...] Nun stand die Frage an, kann man sich in dem Haus verstecken, um dann bei Nacht zu versuchen, sich durchzuschlagen oder sich gefangen zu geben und dabei den Eindruck zu hinterlassen, man habe es so gewünscht. Wir brauchten nicht lange zu überlegen, die Russen standen vor der Tür, wir waren gefangen. Wir hatten keine Waffen dabei, wurden vielleicht auch deshalb korrekt behandelt, natürlich relativ.«⁷³

Hans Kücks Tagebuch aus der Zeit seiner Kriegsgefangenschaft, welches drei- bis neunzeilige fast tägliche Eintragungen enthält und seiner Ehefrau nach seinem Tod von einem Überlebenden des Rücktransports zusammen mit der Todesnachricht überbracht wird, beginnt mit einem Eintrag am 28. Juni 1945, denn die vorherigen Blätter sind aus dem kleinen Taschenkalender herausgerissen worden:

»Regen und Sturm den ganzen Tag. Den ganzen Tag in der Baracke. Aber ich kann auch mich hier auf Pump hin hier und da mit Unterbrechungen durchlesen. Skatspiel. Kein Tabak. Hin und wieder mal ein Zug bei Kameraden. Henry besorgt als Kulturwart von den Matrosen eine köstliche Pfeife, die den trostlosen Tag einigermaßen ausklingen läßt, unvergleichlicher Genuß, wieder zu zweien zu rauchen, das ständige Hungergefühl wird dadurch ausgegli-

chen. Dank Henry morgens und mittags eine Pfeife.«⁷⁴

Während Kücks Feldpostbriefe in der Regel Zeugnisse des unmittelbar Erlebten, dessen Darstellung, Verarbeitung und auch Verdrängung sind, und vielleicht auch dazu dienen, das Erfahrene durch die Verschriftlichung ertragbar zu machen, ist das Motiv und der Wert der Mitteilungen in den Tagebuchaufzeichnungen von anderer Art, denn im Gegensatz zum Feldpostbrief gibt es bei Hans Kücks Tagebuchaufzeichnungen keinen Empfänger, also kein Gegenüber. Sie sind im Vergleich zu seinen Briefen kurz und knapp, eher stichwortartige Notizen zu einem sich mehr und mehr verschlechternden Gesundheitszustand. Nur sehr selten werden Gedanken an das heimatliche Umfeld in Lüneburg niedergeschrieben.

Im Folgenden sind die Tagebuch-Eintragungen bis zum 29. September 1945 auszugsweise und ab dem 1. Oktober 1945 vollständig wiedergegeben. Die Einträge zeigen zum einen, wie sich die Grenzen menschlicher Leidensfähigkeit in einer derartigen Ausnahmesituation verschieben, und verdeutlichen andererseits die vollständige Reduzierung des täglichen Daseins auf die grundlegenden körperlichen Bedürfnisse. Die gesundheitliche Schwächung und der körperliche Verfall Hans Kücks nehmen kontinuierlich zu.

Er liest noch einmal die Romane, die ihm im ersten Kriegsjahr von den Mitarbeiterinnen der Ratsbücherei geschickt worden sind: den Roman »Wulf Alki«, verfasst von Heinrich Sohnrey, der konsequent der nationalsozialistischen Ideologie verpflichtet ist, Novellen von Heinrich Zerkaulen, danach »Nathanel Maechler« von Hermann Stehr und schließlich Bücher von Eduard Spranger. Am 5. Juli ist er bereits seit sechs Wochen im Lager Posen-Dembsen (Poznań-Dębiec). Hans Kücks Aufenthalts-

⁷⁴ StALg, ND Kück Nr. 27. Auch die folgenden Zitate.

⁷³ Ebd., S. 93.

am 1.4.45

Liebe Fräulein Junke, lieben Fräulein Kern!

Kein Wort Thore bei der Brief vom 5.2. Ich war bei dem
 Kumpfen, haben b. best. begl. Dank! Er erwidern wohl,
 dass ich Thore gemeinsam anbrach, sonst wird es mir nicht
 überhaupt möglich. Es ist ja, dass ich überhaupt
 noch fort kam, wie man es kann warten können
 allerdings schon gar keine Fort mehr, weil eben kein Ko-
 lektionen mehr zu einem Hausat besteht. Die Kuchlein
 werden ja immer so weiter, es ist schon, noch ein
 einm. Anruf zu geben. Fräulein Junke Person zum
 Wenden war ja mehr als abendlich, ich kann nur den
 nach Thore Andenken zu mir nach dem, was ich alle 11.
 Jahre hindurch geben hat, empf. verbleiben. Aber un-
 aben, dass ich mich Thore Junke bei mir habe, wenn
 das Wachen mich best. nicht begreifen ist. Ich war
 werden so als so alle nach jeder gew. in einm. einm.,
 da ist es ganz gut, wenn es sich begeben lassen schon
 gewöhnt haben. Wo stehen sie denn mir erwart.?
 Und b. Fräulein Kern, haben ein kleines Reich für sich?
 Köp. u. Thore u. halber bleiben, dass nicht d. Mensch
 f. haben, es noch nicht mit andern zu teilen.

Über Arbeit haben sie aber nicht zu klagen, wenn sie
 Arbeitsmangel! Sehen sie froh, d. Arbeit hilft einem nicht
 über mensch. altesen f. den Kern auf! Im neuen

Abb. 8a Hans Kücks letzter Brief an die Mitarbeiterinnen der Ratsbücherei vom 1. April 1945, Vorderseite

was ich schreiben, denn es noch so viele Menschen gibt,
 die jetzt in Kunst gehen können. Was wird besprochen ge-
 loren? In Vorbereitung? Reinbeschreibungen? Buchstabe man
 sich mit Politik, Kriegskünsten, die heute man sich fürchtet?
 Kesseln wird es ja hoffentlich auch noch wärmer, wenn
 das Leben wird eben leichter wird.

Meine Bitte, die Buchstaben von Tot. Frauenwelt unsere
 Frau zu gestalten, haben sie im geschickten wohlgebillt?

Was ist es hier mit, was haben wir es verhalten-
 mäßig nicht, aber so kann man sich ja leicht ändern.
 Noch muss ich mich am Trübsal in dem in dem letzten
 Tagen kuschelndes von menschlichen Wetter. Glaubt, eine Ver-
 schämung hat mich. Keffen in. haben nicht auf Kesseln
 wollen. Wir wollen das Buch hoffen in. auf das Heiligt
 gesandt sein!

Thun sie alles was in besten Wünsche sind
 herzlich grüßen!

The H. Kück.

Abb. 8b Hans Kücks letzter Brief an die Mitarbeiterinnen der Ratsbücherei vom 1. April 1945, Rückseite (Abdruck des Briefs siehe oben Seite 286f.)

orte vor dem Beginn des Lageraufenthalts am 24. Mai sind nicht bekannt. Das Barackenlager ist bereits im Mai 1940 als Zwangsarbeitslager für Juden gebaut worden. Im August 1943 wird es geschlossen und alle Häftlinge werden ins Konzentrationslager nach Auschwitz transportiert. Am 6. Juli 1945 erfolgt die Verlegung der Kriegsgefangenen in Bahnwaggons, die sie nach Russland bringen sollen. Sie marschieren zum Bahnhof und jeweils 40 Mann werden in zweistöckig eingerichtete Güterwaggons verfrachtet. Kück vertreibt sich die Zeit mit der erneuten Lektüre des Romans »Das Wunschkind« von Ina Seidel. Der Zug bewegt sich über Orsha im heutigen Belarus in Richtung Moskau. Die fast täglichen Tagebucheinträge befassen sich hauptsächlich mit der Beschreibung der schlechten Essenversorgung und des Hungers, dem Mangel an Zigaretten bzw. Tabak und dem sich verschlechternden Gesundheitszustand.

3. Juli: *»Ich bekomme eine Pfeife Tabak für eine Scheibe Brot. Tagesverlauf wie üblich. Lesen und geschlafen. Etwas im Lager umherspaziert. Die Anschläge gelesen, abends zum Treffpunkt der Hamburger und Lüneburger, wie üblich. Wir sparen uns den Tabak buchstäblich vom Munde ab.«*

13. Juli: *»Nachts weitergefahren. Wie weit? Wohin? Anscheinend weiter nach Osten. In der Suppe ist heute wenigstens etwas Dickes, dafür ist das Röstbrot gammelig. Ich tausche gegen etwas Brot etwas Tabak ein. Endlich werden wir ausgeladen. Irgendwo auf einer Station, weiter mit Schmalspurbahn (Torfbahn). Durst, Durst und Hunger! Nach langem Warten Marsch zum Waschen (mit Rasur) und Entlausen. Herrliches Gefühl, nach 8 Tagen wieder sauber und rasiert! Dafür müssen wir von der Abend- bis zur Morgendämmerung hinaus in dem offenen Wagen auf Durchführung der Entlausung warten,*

14. Juli: *um dann endlich ins Lager zu fahren. Schatura Dorf. Lager neu, unfertig, kein Essen,*

kein Wasser, kein Brot. Unterkunft erträglich. Nach langem Harren haben es unsere Köche noch fertiggebracht, fast aus ›Nichts‹ eine Bohnensuppe zu zaubern, die fast besser war als die Suppen im Güterwagen. Auch habe ich etwas Tabak geschnurrt. Herz was willst du noch mehr?! Abends noch ein Schlag Tee, dann etwas Dosenfisch, der mir (!) ausgezeichnet (!) schmeckt. Auf Brot wird weiter vertröstet, aber es kommt keins. Impfung.«

Schatura liegt ungefähr 120 km östlich von Moskau. Die Arbeitseinsätze der Gefangenen bestehen aus Torf stechen, Unkraut in den Kohlfeldern jäten und in Körben wegtragen, Holz sammeln und stapeln. Kück bemängelt die Sonntagsarbeit und dass die Gefangenen für ihre Arbeit keine Vergütung erhalten. Trotz großen Hungers tauscht er sein wenig Essen immer wieder gegen Tabak ein.

26. Juli: *»Wir leben wie das Vieh, nur für Essen und Schlafen, alles Andere tritt in den Hintergrund. Man träumt und spricht und fantasiert nur vom Essen, weil ständig Hunger. Dazu Schlappeheit in den Beinen wie nach schwerer Krankheit. Wie lange kann man das aushalten?«*

31. Juli: *»750 gr. Brot. Ich bin den ganzen Tag beim Torfstechen bester Stimmung, da ich bei dieser einfachen und nicht zu schweren Beschäftigung mit meinen Gedanken voll und ganz in Lüneburg und im Archiv weile, nur mein Körper ist hier. Das ganze Geschrei und der übliche Lärm und Streit berühren mich gar nicht. Frühzeitiger Arbeitsschluß infolge Regens, was allgemein sehr begrüßt wird. Bonbons, die ich gegen Tabak eintausche.«*

3. August: *»Der Posten treibt uns zur Arbeit an, auch mit Kolbenschlägen. [...] 2 Mann einer Kompanie sind geflohen, es wird schärfer, wir kennen nur noch Arbeit, Essen und Schlaf.«*

7. August: *»Arbeit: Holz schleppen ohne jede Lust. Sofort – trotz der Ruhe – tun wieder die Beine weh. Thema ist immer noch das Essen,*

während das vom Kommiß, der Sexus, überhaupt keine Rolle spielt. Ich bekomme vom Posten für Benutzung einer viel gebrauchten Cigarettenmaschine eine Feinschnittcigarette. Hochgenuß. Der 2. Todesfall im Revier, die 2 Ausreisser sind zurückgebracht.«

12. August: »Gutes Wetter, sehr gute Suppe, mit Mehl durchzogen. Wir gehen heute nicht zur Arbeit. Allgemeine Freude. Ich erledige einige Kleinigkeiten und schlafe dann bald bis Mittag, sodaß ich gut über das Hungergefühl hinwegkomme. Mittagssuppe dünner, aber immerhin mit Mehl, also etwas sämig. 50% der Suppen enthalten Fisch. Schmeckt mir aber gut. Abends über Signaturen, Systematik f. Rab. nachgedacht.«

16. August: »Die übliche Arbeit im Torf, mal dies, mal das. Norm wird überhaupt nicht mehr erfüllt. Mittag wird verbessert durch Schafgarbe, Disteln usw. was wir uns mitbringen. Als Nachtisch heute Zuckerbrot. Ausnahmsweise habe ich den Zucker heute nicht eingehandelt. Noch besser als Zucker in der Kascha. Man sehnt sich danach, mal etwas Musik zu hören, mal etwas zu lesen, aber es fehlt an Zeit und Gelegenheit. Vollständige Verblödung und Verstierung.«

21. August: »Russischer Feiertag der Arbeit. Dafür wurden wir gründlich gefilzt. Ich habe ziemlich Glück. Nachmittags rasiert. Dann Baden. Abends Suppe, aqua pura! Kompanienachschlag dito mit säuerlicher Kascha. Ich bin meinen Schlafrock, den ich als Unterlage benutzte, bei dem Filzen losgeworden. Soldbuch wird abgenommen, man hat jetzt keinerlei Ausweispapiere mehr.«

27. August: »Wieder Schatura abladen und Transport von Eisenbahnblechen. Versuch, mittags zu essen. Schlägt leider fehl. Kartoffeln schon bereit, als Posten verhindert. Es gelingt am Nachmittag, einige Kartoffeln zu rösten. [...] Ich beginne zu verstehen, daß Esau sein Erstgeburtsrecht für ein Linsengericht hingeben konnte.«

31. August: »Ich sammle mit gutem Erfolg Kippen. Und verkaufe meinen Drehbleistift für ein halbes Brot. Davon ein Viertel gleich an Mathias Hämmerling, der heute Geburtstag hat, für spätere Tabaklieferung.«

1. September: »Nachts fressen mich die Läuse auf. Ich bin am ganzen Körper voller Stippen und wunder Kratzstellen.«

2. September: »Wenn ich nur nicht so unpraktisch wäre. Mit nichts kann ich mir selber helfen, und bei der Arbeit ohne jeden praktischen Griff. Und alles so verdreckt! Ekelhaft!«

10. September: »Gleisbau. Ich bin abends mal wieder total fertig. Nachts kaum Schlaf trotz dem Strohsack vor Hautjucken (Läuse), immer und immer Hunger. Ich leide oft unter Minderwertigkeitsgefühlen, weil ich mich bei jeder Arbeit wahnsinnig ungeschickt anstelle.«

12. September: »Tomatenernte in der Kolchose Schatura. Wir futtern Tomaten, Gurken und Wurzeln in rauen Mengen. Alles bekommt sehr gut. Nur zurück wieder zu Fuß. Angenehm ruhige Arbeit. Abends Tabak für 11. bis 20. 9., Feinschnitt.«

15. September: »Hafer mähen und binden. Mal wieder total kaputt. Durchfall beginnend.«

19. September: »Wieder Kartoffeln und wieder den ganzen Tag satt. Ein herrliches Gefühl, nicht hungrig zu sein. Ein Toter im Lager (Diphtherie) gegen Abend, weil 9 Stunden ohne Pause.«

26. September: »Stubben roden. Ich werde mit Erich gemeldet, weil wir während der Arbeit gegessen haben. Arrest? Ärztliche Untersuchung. Ergebnis? Anscheinend gut für mich.«

29. September: »Ich leide an Tabakkrankheit und muß herumkrampfen.«

1. Oktober: »Holz zusammengetragen. Weiter Anmarsch. Abends total erschöpft. Mache kein Antreten mit, sofort hingelegt. Zum Revier, Arzt nicht da.«

2. Oktober: »Im Lager geblieben. Arzt schreibt mich gesund. Arbeit im Lager. Mittags bleibt Zeit zum Lausen und Rasieren. Endlich mal. Im Übrigen wahnsinnig schlapp.«
3. Oktober: »Ich spiele krank. Kartoffelkommando. Kann mal wieder ordentlich Pellkartoffeln essen.«
5. Oktober: »Abends Stampfkartoffeln, Suppe, Kartoffeln schälen, todmüde, zu matt. Diarrhoe.«
7. Oktober: »Regen. Angebrannte Mehlsuppe, die mir aber herrlich schmeckt (mit Zucker). Eine halbe Portion von Mathias Hämmerling zwingt mich nicht, esse sie nachher kalt mit Zucker. Wir braten uns Reibekuchen. Ich denke an meinen Hochzeitstag. Nachmittags gut geschlafen. Abends dünnere Suppe, nochmal Reibekuchen. Brot mit Speck. Restlos überfressen.«
8. Oktober: »Kalt und stürmisch. Finger entzündet. Ich esse meine Suppe nur halb. Starke Scheißerei. Esse mittags nur einen Happen. Abends auch weniger.«
10. Oktober: »Meine Diarrhoe ist dank Kohle ziemlich weg. Dafür alle Finger kaputt. Teilweise wüst entzündet. Kann nur links arbeiten.«
13. Oktober: »Frost. Kartoffelauflesen. Nachmittags wieder roden. Wird unser Kommando verlängert? Man frißt sich mit Kartoffelsuppe voll, aber keine Möglichkeit, sich zu waschen. Jede Wundbehandlung fehlt, kein Lappen zum Verbinden. Reibekuchen schmeckt auch nicht mehr.«
15. Oktober: »Noch Fieber. Doch zur Arbeit. Luft und Arbeit bekommen gut.«
17. Oktober: »Haferflockensuppe. Frost und Schnee. Keine Arbeit doch noch Durchfall. Ich behandle meine Finger mit Urin. Starker Nachtfrost.«
18. Oktober: »Trotz Schnee und Frost Kartoffelroden. Wir frieren wahnsinnig, meine Hände schmerzen, Füße in Gummischuhen eiskalt. Ich arbeite nicht mit weil meine Finger bluten, und immer noch Durchfall bei der Kälte.«
22. Oktober: »2 Mal Kascha (Vogelfutter) für Kartoffelkommando. Keine Arbeit. Finger gebadet und verbinden lassen. Nachmittags Entlausung und gebadet. Wieder Wassersuppe und dauernd Hunger, aber es könnte noch schlimmer sein. Kalt in der Baracke.«
25. Oktober: »Schneezäune gestellt. [...] Bis 28. 10. von Arbeit befreit wegen Arm (Sehnenzerrung?). Tauwetter.«
26. Oktober: »Arm gebadet. Revier: Phlegmone. Finger endlich anständig verbunden. Wir erben etwas Kohl, den wir kochen. Starkes Tauwetter, starker Matsch.«
28. Oktober: »Spät gibt es Brot. Rasiert. Ich werde immer bewegungsunfähiger abends. Revier. 2 Tage weiterhin krank.«
29. Oktober: »Etwas gewaschen. Der Arzt schneidet meinen Arm auf, wofür ich einen Schlag Suppe in der Küche ergattere. Die Tage fließen auch ohne Arbeit mit Hunger hin. Abends einige kalte Pellkartoffeln von Mathias Hämmerling, die natürlich etwas Dünnschiß zur Folge haben.«
30. Oktober: »Schon wieder 3 Tote in der Nacht. Stimmung im Lager allgemein sehr schlecht und niedergedrückt.«
31. Oktober: »Baracken reinigen. Auch die Tage im Lager gehen verhältnismäßig schnell hin. Rechts kann ich wegen Arm und Finger nichts machen. Schlaf ist aber gut. Und meine Hoffnung lasse ich mir nicht rauben. Werde ich unter Spitzbuben meinen alten Grundsätzen untreu? Ich schnorre immer noch etwas Tabak und so.«
1. November: »Arm gebadet. Ich helfe Kameraden kochen und ernte zum Frühstück gekochte Rüben etc. und Mittag dito, sodaß ich ein herrliches Mittagessen habe. Ich verkaufe für einen Schlag Suppe und Kascha meine Gabel an die Küche.«

2. November: »Den Tag ziemlich verbummelt, geschlafen und so. Durch kleine Hilfen wieder Tabak etc. bekommen. Nachmittags Eide Feldhausen im Revier besucht. Die Tage gehen auch so hin, zwischen Erinnerung und Hoffnung. Rübensuppe mit ziemlich viel Rüben.«

3. November: »Immer noch im Lager neu verbunden, Wunden heilen gut. Etwas gewaschen, ich lasse mich rasieren. Kalter Wind. Endlich mal wieder Tabak: 25 gr. Feinschnitt für 10 Tage am 2. 11.«

4. November: »Tag wie üblich. Hunger, Hunger. Ich röste mein Brot, aber die Scheißerei hört nicht auf.«

5. November: »Arbeitsfrei. Wir werden mal wieder gefilzt. 650 gr. Brot. Sonniges Frostwetter. Fast den ganzen Tag geschlafen und an Zuhause gedacht.«

6. November: »Noch Arbeitsruhe. Im Revier neu verbunden. Phlegmone heilt gut. Finger gar nicht, Bein kaum. Furunkel im Nacken wird schlimmer.«

Mit diesem Datum enden die Tagebuch-Einträge. Da man sehr schwache und kranke Gefangene nicht mehr gebrauchen kann, ist es üblich, diese für längere Dauer Arbeitsunfähigen zu entlassen. So tritt auch Hans Kück seine Heimreise an. Er stirbt in der Nacht vom 17. auf den 18. Dezember 1945 auf dem Transport nach Lüneburg bei Kutno, ca. 70 km nördlich von Łódź in Polen.

In Anneliese Kücks bereits erwähntem Brief an einen Bekannten schildert sie in den 1970er Jahren ihren weiteren Lebensweg:

»Nach einem Jahr richtiger Ehe brach 39 der Krieg aus. Und da mein erster Mann Monate vorher schon zu Übungen eingezogen wurde, blieb er gleich Soldat, machte alle Feldzüge unverletzt mit, geriet dann aber in russ. Gefangenschaft, und wurde, am Ende seiner Kräfte, im Winter 45 mit anderen Kameraden im Viehwaggon in die Heimat entlassen, die er nicht

mehr wiedersehen sollte. Er starb auf dem Transport. Was mir blieb, waren 2 kleine Söhne! – Die Zeit, die danach kam, war bitter, aber ich hatte meine Kinder, die mich brauchten, und ich schaffte es, obgleich der Schmerz niemals verstummte. – 1950 lernte ich Heinrich Spitta kennen. Ich war sicher eine schlechte Volksgenossin, daß mir der Name damals nichts sagte, aber vielleicht hat man Verständnis dafür, ich war Schulmädchen, vom V.D.A. aus damals geschlossen mit der Klasse dem BDM beigetreten, ich war verlobt und ich sang in den Gruppenabenden, aber von wem die wunderbaren Weisen waren, war gar nicht so wichtig, sie waren eben herrlich, es gab nichts Schöneres, aber im übrigen waren meine Gedanken doch bei meinem Verlobten.«⁷⁵

Heinrich Spitta, Sohn des Theologen Friedrich Spitta und Neffe des Musikwissenschaftlers und Bach-Biographen Philipp Spitta, erlangt vor allem als Lied- und Kantatenkomponist für die Hitlerjugend ab 1934 große Popularität und gilt als »Kulturträger der Jugend«. Im selben Jahr 1934 beginnt auch Hans Kücks schnelle berufliche Karriere. Hans Kück und Heinrich Spitta nutzen die Gunst der Stunde, denn die NSDAP besetzt in diesem Jahr viele Stellen neu mit jungen linientreuen, den Nationalsozialismus überzeugt und emphatisch durchsetzenden Männern. Durch seinen guten Kontakt zur Reichsjugendführung wird Heinrich Spitta als Bannführer Lehrender an der Akademie für Kirchen- und Schulmusik im parteifinanzierten Lehrgang für Hitlerjugend-Musikerzieher, was ihm als »Achteljude« durch Hitlers persönlichen Gnadenerlass ermöglicht wird. Wie Hans Kück gerät auch Heinrich Spitta 1945 in russische Kriegsgefangenschaft, kehrt aber nach seiner Entlassung 1949 nicht zu seiner Ehefrau Ruth, die in der Bekennenden Kirche aktiv ist, nach Berlin zurück, sondern begibt sich zu Verwandten nach Adendorf. Ab 1950 ist er an der Pädagogischen Hochschule Lü-

⁷⁵ Universitätsarchiv Leuphana Universität, n.k.

neburg tätig, wo er Gleichgesinnte trifft und 1960 auf eine Professur berufen wird.

1955 zieht Heinrich Spitta zu Anneliese Kück nach Lüneburg in den Oedemer Weg 24, was zu einem erheblichen Zerwürfnis mit deren Eltern führt, denn diese wenden sich mit einem mahnenden Brief an den nach wie vor mit Ruth Spitta Verheirateten. Bereits seit ihrer Jugend ist Anneliese Kück als Sopranistin in Erscheinung getreten. In zahlreichen Konzerten wird sie nun zur ständigen Interpretin Spitta'scher Kompositionen. Auch versteht sie sich als Sachwalterin seines kompositorischen Schaffens. In mühevoller Handarbeit legt sie eine aufwendig gearbeitete Mappe an, in der sie Presseartikel über Aufführungen der Kompositionen Spittas von 1934 bis 1939 ordnet und diese Zeitungsausschnitte mehrfarbig graphisch verzierend umrankt. Ihre Beschäftigung mit seinem Leben und Wirken ist geprägt von ergebener Ehrfurcht, von Achtung und Respekt. Kritisches Hinterfragen des Tuns – damit sieht Heinrich Spitta sich seitens seiner Ehefrau Ruth bis zu seinem Tod 1972 konfrontiert – liegt Anneliese Kück völlig fern, sie findet sich im Gegenteil mit ihren Haltungen zum Nationalsozialismus offenbar im Einklang mit Spitta, den sie nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft als einen Menschen kennenlernt, der »enttäuscht« war und »den die Zeitwende als Künstler und Idealist doch noch ganz anders traf«⁷⁶, wobei weder die Zweckbestimmung seiner Kunst noch seine Ideale hinterfragt werden. Eine Infragestellung des eigenen Denkens und Handelns in nationalsozialistischer Zeit ist auch bei Anneliese Kück nicht erkennbar, vielmehr versucht auch sie sich im üblichen Reinwaschen durch vermeintliche Unwissenheit und Unbedarftheit, die – ohne angeblich die Zusammenhänge zu kennen – lediglich »die wunderbaren Weisen«, die »so herrlich« waren, genossen hat.

Hans Kücks Söhnen, die zum Zeitpunkt seines Todes zwei und sechs Jahre alt sind und die

ihren Vater nur an wenigen Tagen in ihren Leben während dessen Fronturlaube kennengelernt haben, wird Heinrich Spitta zum Vaterersatz.

Quellen

Museum Lüneburg: Z.2015029.1–23.

Stadtarchiv Lüneburg: ND Kück

Universitätsarchiv Leuphana Universität: Der Großteil des im Universitätsarchiv der Leuphana Universität Lüneburg befindlichen Nachlasses zu Heinrich Spitta und dessen Umfeld ist nicht katalogisiert. Für den hier verwendeten Teil gibt es keine Bestandsübersicht.

Literatur

Asmus, Dieter: Die 20. Infanterie Division (mot) (später 20. Panzergrenadier Division). Chronik und Geschichte, 9 Bde., o. O. 1993–2009.

Becker, Heinrich, Hans-Joachim Dahms, Cornelia Wegeler (Hg.): Die Universität Göttingen unter dem Nationalsozialismus. Berlin 21998.

Ericksen, Robert P.: Kontinuitäten konservativer Geschichtsschreibung am Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte: Von der Weimarer Zeit über die nationalsozialistische Ära bis in die Bundesrepublik, in: Becker, Heinrich; Dahms, Hans-Joachim; Wegeler, Cornelia (Hg.): Die Universität Göttingen unter dem Nationalsozialismus. Berlin 21998, S. 427–453.

Füssel, Stephan: »Wider den undeutschen Geist«. Bücherverbrennung und Bibliothekslenkung im Nationalsozialismus, in: Stadt Göttingen (Hg.): Göttingen unterm Hakenkreuz. Nationalsozialistischer Alltag in einer deutschen Stadt. Texte und Materialien. Göttingen 1983.

Geschichtswerkstatt Lüneburg e. V. (Hg.): Lüneburg unter dem Hakenkreuz. Lüneburg 1995.

Girod, Sonja: Protest und Revolte – Drei Jahrhunderte studentisches Aufbegehren in der Universitätsstadt Göttingen (1737–2000). Göttingen 2012.

Grüttner, Michael: Studenten im Dritten Reich. Paderborn 1995.

Guderian, Heinz: Der Einsatz der 20. Inf.-Div. (mot) im Polenfeldzug. Magdeburg 1940.

Humburg, Martin: Das Gesicht des Krieges. Feldpostbriefe von Wehrmachtssoldaten aus der Sowjetunion 1941–1944, Opladen 1998.

Hunger, Ulrich: Germanistik zwischen Geistesgeschichte und »völkischer Wissenschaft«: Das Se-

⁷⁶ Universitätsarchiv Leuphana Universität, n.k.

- minar für deutsche Philologie im Dritten Reich, in: Becker, Heinrich; Dahms, Hans-Joachim; Wegeler, Cornelia (Hg.): Die Universität Göttingen unter dem Nationalsozialismus. Berlin 21998, S. 365–390.
- Kampe, Hans-Georg*: Die Heeres-Nachrichtentruppe der Wehrmacht 1935–1945. Wölfersheim-Berstadt 1994.
- Kannapin, Norbert*: Die deutsche Feldpostübersicht: 1939–1945, vollständiges Verzeichnis der Feldpostnummern in numerischer Folge und deren Aufschlüsselung; bearbeitet nach den im Bundesarchiv-Militärarchiv verwahrten Unterlagen des Heeresfeldpostmeisters, 2 Bde. Osnabrück 1981.
- Kück, Hans*: Die »Göttinger Sieben«. Ihre Protestation und ihre Entlassung im Jahre 1837. Berlin 1934. Reprint Vaduz/Liechtenstein 1965, Neuausgabe Aachen, Göttingen 1987 (Edition Herodot).
- Kück, Hans*: Lüneburgs Wirtschaft in Vergangenheit und Gegenwart: Aus der Entwicklungsgeschichte der neuen Gauhauptstadt des Gau-es Ost-Hannover, in: Niedersachsen-Stürmer, 13. Februar 1937, S. 6.
- Lüneburger Arbeitskreis Machtergreifung* (Hg.): Heimat, Heide, Hakenkreuz. Lüneburgs Weg ins Dritte Reich. Hamburg 1984.
- Pless, Helmut C.*: Lüneburg – so wie es war. Düsseldorf 1979.
- Preuß, Werner H.*: Carl H. Meyer, in: Industrie- und Handelskammer Lüneburg-Wolfsburg (Hg.): 150 Jahre Ehrenamt in der Industrie- und Handelskammer Lüneburg-Wolfsburg. Lüneburg 2017, S. 50–54.
- Simoneit, Max*: Unsterbliche Soldaten. Von der Überwindung des Todes durch den Geist. Berlin 1940.
- Slamanig, Michaela*: Die latente Seite des Krieges. Feldpostbriefe aus dem 2. Weltkrieg. Klagenfurt 2011.
- Stegmann, Dirk*: Lüneburg 1918–1945. Stadtgesellschaft zwischen Kaiserreich, Republik und Diktatur. Lüneburg 2020.
- Tollmien, Cordula*: Nationalsozialismus in Göttingen (1933–1945). Göttingen 1998.
- Wölki, Kerstin*: »Und ab ging die Reise!« Kriegserfahrung deutscher Soldaten in Frankreich, in: Didczuneit, Veit; Ebert, Jens; Jander, Thomas (Hg.): Schreiben im Krieg. Schreiben vom Krieg. Feldpost im Zeitalter der Weltkriege, Essen 2011. S. 511–524.

Abbildungsnachweise

- Abb. 1 & 2: Museum Lüneburg, Z.2015029.1
 Abb. 3: Museum Lüneburg, Z.2015029.7
 Abb. 4: StALg KG-26
 Abb. 5: Museum Lüneburg, Z.2015029.18
 Abb. 6 & 7: Museum Lüneburg, Z.2015029.19
 Abb. 8 a & b: StALg ND Kück 26

Dietmar Gehrke

Aus der Vor- und Frühgeschichte – Zu den Neu- und Altfinden zwischen Reppenstedt, Jüttkenmoor und Ochtmissen: Eine Heiligenfibel mit rotem Grubenemail

Der hier vorzustellende Fund einer Heiligenfibel mit rotem Grubenemail wurde von dem ehrenamtlichen Sondengänger Florian Bautsch zwischen Lüneburg-Jüttkenmoor und Reppenstedt entdeckt und der örtlichen Bodendenkmalpflege gemeldet. (Abb. 1)

Bemerkenswert ist der gute Erhaltungszustand dieser Fibel; dies ist durchaus nicht immer gegeben. So stammt auch aus dem frühmittelalterlichen Handelsplatz Schezla (Vietze, Ldkr. Lüchow-Dannenberg, Fpl. 63), möglicherweise sogar bereits in das erste Viertel des 9. Jahrhunderts datierbar, ein direkter Vergleichsfund, eine Heiligenfibel mit deutlich geringeren Resten roten Grubenemails; zum Zeitpunkt der Auffindung handelte es sich um das östlichste bekannte Exemplar dieser Art.¹

Ebenso sind aus der Nachbarschaft der Hammaburg, wie die Wallanlage im unfernen Esesfelth ein Kristallisationspunkt fränkischer Expansion nördlich der Elbe, eine Reihe ähnlich datierter Fibeln bekannt geworden.²

Sogar im direkten Umfeld der Fundstelle der von ihm entdeckten Heiligenfibel selbst konnte Florian Bautsch inzwischen einige weitere Fibeln ähnlicher Zeitstellung bergen,³ die jüngste von diesen, eine Rechteckfibel, könnte noch in die erste Hälfte des 10. Jahrhunderts gesetzt werden.⁴



Abb. 1 Heiligenfibel

Nicht selten stammen Heiligenfibeln aus Frauengräbern oder – was noch ungleich häufiger der Fall ist – es handelt sich um Einzelfunde,⁵ eher selten hingegen stehen sie im Kontext eines Siedlungsbefundes, indes ist dies durchaus auch belegbar.⁶

Ihr Datierungsspielraum umfasst die 2. Hälfte des 8. bis zur Mitte des 9. Jahrhunderts, mehrheitlich jedoch werden sie in die zweite Hälfte des 9. Jahrhunderts datiert.⁷

Ihr Verbreitungsgebiet stimmt im Wesentlichen auch mit den Grenzen des seinerzeit christianisierten Raumes überein; auch einige

1 Schneeweiss 2011, S. 82, Abb. 38.

2 Schulze-Dörrlamm 2014, S. 269–270.

3 Gehrke 2018, S. 90, Abb. 2–4.

4 Spiong 2000, S. 278, Taf. 18.

5 Schulze-Dörrlamm 2014, S. 269.

6 Witting 2017, S. 52 Abb. 4.

7 Hesse 2017, S. 76/77, mit Angabe der weiteren Literatur.

aktuellere Funde des 9. bis 11. Jahrhunderts aus Bardowick⁸ bestätigen diesen Sachverhalt.⁹

Sowohl die Häufigkeit des Auftretens als auch die Verbreitung vergleichbarer Scheibenfibeln aus Senk- oder Grubenschmelz legen den Schluss nahe, dass es sich um Zeichen der Volksfrömmigkeit handelte,¹⁰ getragen von frühen Christinnen, die sich damit Schutz und Fürsprache des dargestellten Heiligen erhofften.

In frühchristlicher Zeit begann sich daher folgerichtig neben dem Heiligen- auch der Reliquienkult in das sächsische Gebiet hinein auszubreiten.¹¹

»Indem man Gebeinteilen und Sekundärreliquien, Partikeln aus Holz, Stein oder Textilien, Heils- und Segenskräfte zusprach, die Kraft Wunder zu bewirken oder Schäden abzuwenden, stand der Kult der Heiligen und Reliquien auf derselben magisch-fetischistischen Grundlage wie viele Praktiken des Heidentums.«¹²

Ob die Ausbreitung des Reliquienkultes im nordöstlichen Sachsen¹³ nun von Bischofsitz Verden, zum Erzbistum Mainz¹⁴ gehörig, oder gar zuvor bereits von einem älteren Bardowicker Missionsbistum¹⁵ ausging, ist allerdings nicht eindeutig bestimmbar.¹⁶

8 Nach wie vor werden auch in Bardowick selbst Heiligenfibeln gefunden; dies zeigt z. B. auch ein unlängst veröffentlichtes Pressefoto einer solchen Fibel (Bohlmann, Stefan: Sondengänger im Altdorf, in: LZ, Nr. 72, v. 26.03.2019, 7) – präsentiert vom Projektleiter Mario Pahlow, dort allerdings fälschlich als Münze aus dem 17.(!) Jahrhundert angesprochen.

9 Schneeweiss 2010, S. 148, Abb. 13.

10 Siegmüller; Brandt; Precht 2018, S. 117.

11 Röckelein 2013, S. 343, Nr. 199, Karte.

12 Reudenbach 2013, S. 93.

13 Röckelein 2013, S. 343, Nr. 199, Karte.

14 Schulze-Dörrlamm 2005, S. 334, Abb. 40.

15 Zuletzt: Mindermann 2006, S. 9–48, mit der weiteren Literatur.

16 Mindermann 2022, S. 75, mit Nachweis der weiteren Literatur. Für die Existenz eines frühen Missionsbistums in Bardowick haben sich dennoch immer wieder Befürworter gefunden, unter ihnen auch Johannes

Doch auch unabhängig von einer möglichen Frühdatierung eines Bardowicker Missionsbistums sind in der Nachbarschaft noch eine ganze Reihe weiterer archäologisch datierter frühmittelalterlicher Fundplätze im Umfeld des Fundortes der Heiligenfibel zwischen Lüneburg-Jüttkenmoor und Reppenstedt, aber auch weiter in Richtung Ochtmissen und Bardowick zu verorten,¹⁷ z. T. sogar mit nachweisbarer völkerwanderungszeitlicher Vorbesiedlung.¹⁸

Während die frühgeschichtlichen Siedlungsbefunde aus Reppenstedt¹⁹ zwanglos mit dem in den Achtzigern archäologisch untersuchten Urnenfriedhof aus Oedeme in Verbindung gebracht werden dürfen,²⁰ stellt sich nun auch die Frage, ob die dortigen frühmittelalterlichen, durch Metalldetektoren aufgespürten Fundplätze aus dem Umfeld evtl. Spuren innerhalb der historischen Überlieferung hinterlassen haben könnten. So datiert die historische Ersterwähnung des Ortes Reppenstedt noch in die Zeit der Billunger, allerdings in einen eher späten Zeitabschnitt innerhalb der Geschichte dieser Familie.²¹

So überließen die beiden Billunger Ordulf und Hermann um 1065/66 dem Bremer Bischof (1998, S. 83/84). Die diesbezügliche historische Überlieferung wird jedoch erst ab der Mitte des 9. Jahrhunderts als zuverlässig angesehen.

17 Laux 1995, S. 123–136.

18 Gebers 1997, S. 60–74; Gehrke 2020, S. 73–76, mit Nachweis der weiteren Literatur. Bereits seit den Sechzigerjahren, lange vor dem ersten Auftauchen der ersten Sondengängerfunde, waren bereits eine ganze Reihe frühgeschichtlicher Fundstellen bekannt, die sich westlich der Stadt Lüneburg zwischen den Gemarkungen der einst eigenständigen Dörfer Oedeme und Ochtmissen, erstmalig erwähnt 1004, befinden. Ihre Zeitstellung korrespondiert recht gut mit den jüngst rund um Reppenstedt entdeckten Fundstellen. Diesen frühgeschichtlichen Funden im Grenzbereich der Gemarkungen Oedeme und Reppenstedt sind auch noch eine ganze Reihe weiterer Exemplare vom Lüneburger Zeltberg an die Seite zu stellen.

19 LZ, Nr. 53, v. 04.03.2022, S. 8; LZ, Nr. 99, v. 29.04.2022, S. 6.

20 Gehrke 2024, S. 82.

21 Gehrke 2015, S. 51.

tum 50 Hufen Landes als Sühne für einen von ihnen unternommenen Plünderungszug.²²

Dass sich unter besagten Ländereien auch Reppenstedter Besitzungen befanden, geht aus einer weiteren Urkunde aus dem Jahre 1197 hervor, die einen Weiterverkauf jener Güter an das Kloster Walsrode belegt.²³

Wie Gerhard Osten und ihm folgend auch Klaus Richter zeigen konnten, befand sich billungischer Güterbesitz nicht selten im Bereich von Orten, an denen auch älterer Adelsbesitz bestand, so auch im Gebiet des nordwestlichen Landkreises Uelzen um den Süsingwald herum.²⁴

Zuweilen wollte man dort auch den ins Frühmittelalter datierten Ort Grimoldeshagen verorten.

Für den an Reppenstedt angrenzenden, in Sichtweite der Fundstelle der Heiligenfibel befindlichen Stadtteil Lüneburg-Grimm wurde gegen Ende der Siebzigerjahre von Gerhard Osten ebenfalls eine mögliche Gleichsetzung mit besagtem Ort Grimoldeshagen und damit auch deutlich frühere Ersterwähnung diskutiert.

Konkret geht es im Kern um die Frage, ob die moderne Ortsbezeichnung »Im Grimm«

aus dem Ortsnamen »Grimoldeshagen« hergeleitet bzw. auf ihn zurückgeführt werden darf. Zwar hatte der Lüneburger Chronist Wilhelm Reinecke selbst diese Frage nicht ausführlich diskutiert; von einem hohen Alter der Siedlung »Im Grimm« war er indes überzeugt, vor allem aufgrund der Beziehung zur Kalkbergburg, mit deren Errichtung spätestens im 10. Jahrhundert, wenn nicht sogar früher gerechnet werden darf.

Die Frage nach der präzisen Lokalisierung und Datierung des bereits im Frühmittelalter verorteten Dorfes Grimoldeshagen führt zu einem nicht unumstrittenen, in das 9. und frühe 10. Jahrhundert datierten Güterverzeichnis des Klosters Corvey an der Weser: »Grimoldeshagen konnte K. A. Eckhardt nicht lokalisieren, und er äußerte die Hoffnung, dass ein Lokalhistoriker den Ort werde bestimmen können. Sicherheit ist hier indessen bisher nicht zu erlangen. Wenn das Dorf aber im Bardengau lag und man nach einem Siedlungsplatz sucht, der lautlich der angegebenen Namensform am nächsten kommt, so läßt sich nur der »Grimm« oder »Im Grimm« westlich am Fuße des Kalkberges nennen, dessen Name zwar nicht im Nominativ, aber von 1291 bis 1350 in acht Urkunden im Ablativ »in Grimmone« und einmal (1345) im Akkusativ »ad Grimonem« überliefert ist. Der Grimm wird 1376 als »destructionem villa« bezeichnet. Zweifellos bestanden in diesem Siedlungsplatz eine Reihe von (Bauern-) Höfen sowie zahlreiche Koten. [...] In diesem Zusammenhang ist ferner bemerkenswert, dass unmittelbar südwestlich des Dorfes »In Grimmone« ein Siedlungsplatz namens Stertshagen bestand, der nach dem Zeugnis von Urkunden des Klosters St. Michaelis noch 1335 bewohnt war. Der Flurname hat sich direkt südwestlich des Grimm bis in unsere Tage erhalten. Ob vielleicht dieser Ort einst als Grimoldeshagen bezeichnet wurde, oder ob in der Umgebung des Grimm einst ein weiteres Dorf mit dem Grundwort -hagen bestand, ist bisher nicht zu beurteilen.

22 Triebler 2023, S. 410.

23 Freytag 1951, S. 59, Anm. 6.

24 In diesem Zusammenhang bemerkenswert ist daher auch die Zunahme frühmittelalterlich datierter Metallfunde durch Sondengänger in diesem Gebiet, so auch im Raum Gerdau, einer Region, in der ebenfalls Besitzungen des Adelsgeschlechts der Bardonen und der ihnen nachfolgenden Billunger (1004) anzutreffen sind. Letztmalig hatte Joachim Homeyer darauf hingewiesen, dass die frühen Besitzungen des frühmittelalterlichen Grafengeschlechts der Bardonen »halbkreisförmig« den Süsing umgaben (Homeyer 1999, S. 100; dazu auch die Funde frühmittelalterlicher Muselgrusware aus Glüsingen; s.: Gehrke 2002, S. 73–76). Erwähnenswert in diesem Zusammenhang sind auch eine ganze Reihe von jüngst in dieser Region entdeckten Metallsondenfunden frühmittelalterlicher Datierung im Raum Gerdau (s. Hensch 2023, S. 29–34; s. a. Hensch 2022, S. 187). Nicht von ungefähr wird daher der – heute wüste – Ort Grimoldeshagen (s. u.) zuweilen auch im Raum um das heutige Ebstorf vermutet (Richter 1986, S. 22; dazu bereits: Osten 1977, S. 102–108; Osten 1965, S. 185).

Die Tatsache, dass der Name des Siedlungsplatzes mit dem Bildungselement *-hagen* zusammengesetzt wird, braucht indessen keine Zweifel an seiner Existenz hervorzurufen; denn wenn auch die Hagenhufendörfer erst erheblich später gegründet worden, so finden sich in der urkundlichen Überlieferung des Frühmittelalters vereinzelt ebenfalls bereits Ortsnamen auf *-hagen*.²⁵

Ein weiterer Ort namens Sterteshagen ist ausweislich der Flurnamen und der urkundlichen Überlieferung tatsächlich im Randbereich des Grimms anzusiedeln, wohl auch in Richtung auf den Schildstein²⁶ und somit wohl auch wenigstens z.T. in dem heute als Jüttkenmoor bezeichnetem Gebiet.²⁷

1335 verkaufen die v. Meding ihren dort gelegenen Hof.²⁸ Der Lüneburger Stadtchronist Wilhelm Reinecke betont auf der Grundlage des einschlägigen Urkundenmaterials dessen Lage »außerhalb der Stadtmauer ...« und an der Straße nach Reppenstedt.²⁹

Nicht weniger als 12 Hausstellen und drei Höfe aus dem Besitz der Adelsfamilie v. d. Berge werden 1374 als zum Grimm gehörig gezählt, einer davon wird auch hier ausdrücklich als an der Straße nach Reppenstedt befindlich genannt.³⁰ Auch von einer »Kothe auf dem Schildstein vor Lüneburg« ist die Rede.³¹

Später ebenfalls in der Region bezeugt war der Abtsziegelhof des Michaelisklosters, nachgewiesen 1441.³² Grund für dessen Ansiedlung im Gebiet zwischen Lüneburg und

Reppenstedt wird der hohe Lehmantel dort gewesen sein; ein Sachverhalt, der sich auch bei den jüngsten Grabungen dort bestätigte.³³

In Hinblick auf die Deutung des »Grimms« als Wohnort einer Reihe von Burgmannengeschlechtern bezog sich Reinecke auf die entsprechenden Überlegungen Wilhelm Carl Conrads von Hammerstein-Loxten und nennt eine ganze Reihe von urkundlichen Erwähnungen verschiedener Adelsfamilien, z. B. der v. d. Berge, v. Estorff, v. Schack und der Grotes/Schwerin.³⁴

Weitergehende Belege für diese Thesen, etwa von archäologischer Seite, sind freilich rar; der Fund eines Siegels der adeligen Familie der Grafen Grote aus dem Lüneburger Museumsbesitz wurde der Literatur zufolge zwar im Bereich des Kalkberges gefunden; eine präzisere Ortsangabe hingegen ist auf der Grundlage der vorliegenden sparsamen Informationen nicht zu ermitteln; angeblich wurde das erwähnte Siegel derer von Schwerin/Grote im 19. Jahrhundert gar bei einer »Ausgrabung« gefunden.³⁵

Dieser Fund lenkt die Aufmerksamkeit wiederum auf die eingangs genannten Fundstellen, die sich nur unwesentlich weiter vom Grimm entfernt in westlicher Richtung befinden.³⁶ Ist deren Gleichzeitigkeit erwiesen, darf hier wohl mit Recht auch ein Bezug zueinander gesehen werden.

Es ist hier nicht der Ort, die Frage der mutmaßlichen Gleichsetzung der Siedlung *Im Grimm* mit den Orten *Grimoldeshagen* / *Sterteshagen* abschließend entscheiden zu wollen. Die bis dato entdeckten Funde vor den Toren Lüneburg zeigen jedoch, dass dort

25 Osten 1978, S. 13–15.

26 Osten 1961, S. 53, Nr. 66.

27 Siehe dazu auch den Plan von Gebhardi, abgedruckt bei: Ring 2024, S. 33, Abb. 5, mit Angabe der weiteren Literatur.

28 v. Hammerstein-Loxten 1869, S. 143.

29 Reinecke, Luntowski, Reinhardt 2007(5), S. 144–146.

30 v. Hammerstein-Loxten 1869, S. 141.

31 v. Hammerstein-Loxten 1869, S. 470.

32 S. dazu die Karte zur Sakraltopographie der Stadt Lüneburg im Anhang zu: Knüvener, Meier 2019, S. 184, Nr. 76.

33 Frdl. Mitt. Dr. Frank Andraschko.

34 Reinecke, Luntowski, Reinhardt 2007(5), S. 145. V. Hammerstein-Loxten bezieht sich dabei auf die entsprechenden Ausführungen in einer Chronik, die ebenfalls von Gebhardi überliefert wurde (v. Hammerstein-Loxten 1869, S. 143).

35 Ring, Gehrke 2019, S. 88–92; Gehrke 2020, S. 71, mit Angabe der weiteren Literatur.

36 LZ, Nr. 53, v. 04.03.2022, S. 8; LZ, Nr. 99, v. 29.04.2022, S. 6.

spätestens ab dem Frühmittelalter mit einer Besiedlung gerechnet werden muss, die in einem deutlichen Fundniederschlag verursacht hat. Über deren Ende kann einstweilen nur spekuliert werden.

Der Siedlungsgeographin Imme Ferger folgend betont auch Niels Petersen, dass die noch bis ins 19. Jahrhundert feststellbare Streifenflur bei Reppenstedt im Bereich des größten zusammenhängenden Flächenstückes im Besitz des Michaelisklosters als ein Hinweis auf die ältesten Ackerflächen dort gewertet werden kann.³⁷

Dazu passt die Tatsache, dass man nach der Eroberung des Kalkberges 1371 »recht zügig danach die außerhalb der Stadt gelegenen Häuser« niederzulegen begann³⁸ – vielleicht gar zum Teil bis Reppenstedt?

Eine endneolithisch-bronzezeitliche Flintpfeilspitze aus Gifkendorf für die Museumssammlung

Eine sog. geflügelte Pfeilspitze wurde von ihrem Entdecker, Herrn Franko Schmidt, dankenswerterweise der Lüneburger Museumssammlung übereignet. Sie wurde unweit des Ortes Gifkendorf am Rande eines Ackers an der Straße nach Solchstorf gefunden (Abb. 2).

Es handelt sich um einen Einzelfund. Die Oberfläche ist teilweise craqueliert, sodass davon auszugehen ist, dass sie zumindest zeitweilig Feuereinwirkung ausgesetzt war.

Einem Grabfund konnte sie bisher nicht zugeordnet werden; weitere Befunde in unmittelbarer Nähe lassen sich bis dato ebenfalls nicht namhaft machen. Die Datierungsmöglichkeiten lassen sich nur grob ab dem Endneolithikum verorten; tatsächlich werden innerhalb der gut datierbaren bronzezeitlichen Bestattungen der Lüneburger Heide (z. B. von den Grabungen Hans Pieskers in der südlichen Lüneburger Heide) stattdessen



Abb. 2 Flintpfeilspitze aus Gifkendorf

sehr häufig eher sog. herzförmige Pfeilspitzen angetroffen.

Der nächste Vergleichsfund zu dem hier in Rede stehenden Gifkendorfer Exemplar stammt aus einer endneolithisch-frühbronzezeitlichen Brandbestattung an einem Großsteingrab bei Boltersen (FStNr. 47, Best. 3).³⁹

Literatur

Brozio, Hage 2012: Brozio, Jan Piet; Hage, Franziska, Zwei Studien zu den neolithischen und bronzezeitlichen Grabanlagen der Lüneburger Heide. Beiträge zur Archäologie in Niedersachsen 17, Rahden / Westf. 2012.

Freytag 1951: Hans-Joachim Freytag: Die Herrschaft der Billunger in Sachsen. Studien und

37 Petersen 2015, S. 251.

38 Petersen 2015, S. 282.

39 Brozio, Hage 2012, S. 97, Abb. 69.

- Vorarbeiten zum Historischen Atlas von Niedersachsen 20, Göttingen 1951.
- Fried 1998*: Johannes Fried: Bardowick, Sachsen und Karl der Große, in: Lüneburger Blätter 30, 1998, S. 61–84.
- Gebers 1997*: Wilhelm Gebers, Die jungbronzezeitlichen Häuser von Ochtmissen Fundstelle 33, Stadt Lüneburg. Bautyp und funktionale Aspekte der Innengliederung der Häuser vom Typ Ochtmissen. In: Jan Joost Assendorp (Hg.): Forschungen zur bronzezeitlichen Besiedlung in Nord- und Mitteleuropa. Internationales Symposium vom 9. bis 11. Mai 1996 in Hitzacker. (Internationale Archäologie 38), Espelkamp 1997, S. 60–74.
- Gehrke 2002*: Dietmar Gehrke: Die »Süsing-Gräber« – Grab- oder Grenzhügel, in: Der Heidewanderer. Heimatbeilage der Allgemeinen Zeitung, Uelzen, 78. Jg., Nr. 18, v. 11.05.2002, S. 73–76.
- Gehrke 2015*: Dietmar Gehrke, Bronzezeitliches Hügelgrab nahe der Kirche erinnert an die Anfänge. In: Gemeinde Reppenstedt (Hg.): Reppenstedt und Dachtmissen. Geschichte und Geschichten, Amelinghausen 2015, S. 49–51.
- Gehrke 2018*: Dietmar Gehrke, Zu einigen Neufunden früh- und hochmittelalterlicher Fibeln aus dem direkten Umfeld der Hansestadt Lüneburg – Zeugnisse des frühen Christentums in der Region. Denkmalpflege in Lüneburg 2018, S. 85–93.
- Gehrke 2020*: Dietmar Gehrke, Geschichte(n) vom Lüneburger Kalkberg. Heimatkalender für Stadt und Kreis Uelzen, 88. Jg., 2020, S. 69 – 76.
- Gehrke 2024*: Dietmar Gehrke: Eine völkerwanderungszeitliche Pfeilspitze aus Lüneburg-Oedeme (Oedeme FStNr. 6), in: Denkmalpflege in Lüneburg 2023, Lüneburg 2024, S. 81/82.
- v. Hammerstein-Loxten 1869*: Hammerstein-Loxten, Wilhelm Carl Conrad von, Der Bardengau, eine historische Untersuchung über dessen Verhältnisse und über den Güterbesitz der Billunger, Hannover 1869.
- Hensch 2022*: Hensch, Mathias: Eine Emailscheibenfibeln des späten 8. Jahrhunderts vom Ortsrand Böddenstedts. Mit einer vorangestellten Diskussion des Siedlungsnamens Budenstide, in: Der Heidewanderer. Heimatbeilage der Allgemeinen Zeitung, Uelzen, 98. Jg., Nr. 47, v. 19. 11. 2022, S. 185–188.
- Hensch 2023*: Hensch, Mathias: Eine karolingerzeitliche Schwertknaufkronen aus der Gemarkung Bohlsen. Ein besonderer Fund mit siedlungsgeschichtlicher Relevanz, in: Der Heidewanderer. Heimatbeilage der Allgemeinen Zeitung, Uelzen, 99. Jg., Nr. 8, v. 25.02.2023, S. 29–34.
- Hesse 2017*: Stefan Hesse, Eine Heiligenfibeln aus dem »Alten Dorf« bei Hellwege, Samtgemeinde Sottrum, Ldkr. Rotenburg (Wümme). Rotenburger Schriften 97, 2017, S. 75–82.
- Homeyer 1999*: Joachim Homeyer, Die Bardonen. Grafen im Bardengau während des 9. bis 11. Jahrhunderts. Heimatkalender für Stadt und Kreis Uelzen 1999, S. 99–109.
- Knüvener, Meier 2019*: Peter Knüvener, Esther Meier (Hg.), Lüneburg: Sakraltopographie einer mittelalterlichen Stadt (= ars ecclesia: Kunst vor Ort, Bd. 5), Ilmtal-Weinstraße 2019.
- Laux 1995*: Friedrich Laux, Karolingische »Heiligenfibeln« aus Bardowick und Ochtmissen, Stadt Lüneburg, im Landkreis Lüneburg. Die Kunde N. F. 46, 1995, S. 123–136.
- Mindermann 2006*: Arend Mindermann: Ein karolingischer Missionsstützpunkt in Bardowick-Konende? Neue Thesen zu einer alten Kontroverse um die Frühgeschichte des Bistums Verden, in: Jahrbuch der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte 104, 2006, S. 9–48.
- Mindermann 2022*: Arend Mindermann, Konflikt und Kooperation. Die Beziehungen zwischen dem Erzbistum Bremen und dem Bistum Verden im Mittelalter, in: Jahrbuch der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte 119/120, 2022, S. 73–96.
- Osten 1961*: Gerhard Osten, Die Wüstungen des Landkreises Lüneburg, in: Lüneburger Blätter 11/12, 1961, S. 31–65.
- Osten 1965*: Gerhard Osten: Die Wüstungen des Landkreises Uelzen. Lüneburger Blätter 15/16, 1965, S. 139–198.
- Osten 1977*: Gerhard Osten, Die Siedlungskammer um Wriedel. Die frühmittelalterliche Siedlung im Kreis Uelzen bleibt voller Rätsel, in: Heimatkalender für Stadt und Kreis Uelzen 1977, S. 102–108.
- Osten 1978*: Gerhard Osten, Slawische Siedlungsspuren im Raum um Uelzen, Bad Bevensen und Lüneburg. Uelzener Beiträge 7, Uelzen 1978.
- Petersen 2015*: Niels Petersen: Die Stadt vor den Toren. Lüneburg und sein Umland im Spätmittelalter, Göttingen 2015.
- Reinecke, Luntowski, Reinhardt 2007(5)*: Wilhelm Reinecke; Gustav Luntowski; Uta Reinhardt, Die Straßennamen Lüneburgs. De Sulte 15, hrsg. v.

- Christian Lamschus und Uta Reinhardt, Göttingen 2007(5).
- Reudenbach 2013*: Bruno Reudenbach, Von der Wirkmacht heiliger Gebeine. Reliquienkult im Dienste der Christianisierung. In: Christoph Stegemann, Martin Kroker, Wolfgang Walter (Hg.), CREDO. Christianisierung Europas im Mittelalter, Bd. 1: Essays. Petersberg 2013, S. 87–93.
- Richter 1986*: Klaus Richter, Historisch bezeugte Orte im Harburg-Lüneburger Raum bis zur Mitte des 9. Jahrhunderts. Harburger Jahrbuch 16, 1980–85, Harburg 1986, S. 7–24.
- Ring 2024*: Edgar Ring, Judenviertel, Judenschule und Judenfriedhof im Mittelalterlichen Lüneburg, in: Denkmalpflege in Lüneburg 2023, Lüneburg 2024, S. 27–38.
- Ring, Gehrke 2019*: Edgar Ring, Dietmar Gehrke, Kalkberg und suburbium Lüneburg. Opfer menschlicher Eingriffe, in: Archäologie in Niedersachsen 22 (= Schwerpunkt: Landschaft im Fokus), 2019, S. 88–92.
- Röckelein 2013*: Hedwig Röckelein, Reliquientranslationen nach Sachsen. In: Christoph Stegemann; Martin Kroker; Wolfgang Walter (Hg.), CREDO. Christianisierung Europas im Mittelalter, Bd. 1: Essays. Petersberg 2013, S. 341–349.
- Schneeweiss 2010*: Jens Schneeweiss, Neue Überlegungen zur Lokalisierung von Schezla. Archäologische Berichte des Landkreises Rotenburg/Wümme 16, 2010, S. 119–162.
- Schneeweiss 2011*: Jens Schneeweiss, Sachsen, Franken, Slawen – zur Geschichte einer Grenzregion an der Elbe. Ein Vorbericht zu den Ausgrabungen des Göttinger Seminars für Ur- und Frühgeschichte am Hühbeck. In: Karl-Heinz Willroth, Jens Schneeweiss (Hg.), Slawen an der Elbe (Göttinger Forschungen zur Ur- und Frühgeschichte 1) Göttingen 2011, S. 57–102.
- Schulze-Dörrlamm 2005*: Mechthild Schulze-Dörrlamm: Das steinerne Monument des Hrabanus Maurus auf dem Reliquiengrab des hl. Bonifatius (†754) in Mainz, in: Jahrbuch des RGZM 51, 2004 (2005), 281–347.
- Schulze-Dörrlamm 2014*: Mechthild Schulze-Dörrlamm, Die Heiligenfibeln aus der Hammaburg. In: Rainer-Maria Weiss, Anne Klammt (Hg.): Mythos Hammaburg. Archäologische Entdeckungen zu den Anfängen Hamburgs. Hamburg 2014, S. 269–270.
- Siegmüller, Brandt, Precht 2018*: Annette Siegmüller, Imke Brandt, Jutta Precht, Von Heiligen stets behütet ... Neufunde von Heiligenfibeln aus dem Landkreis Verden. Archäologie in Niedersachsen 21, 2018, S. 115–117.
- Spiong 2000*: Sven Spiong, Fibeln und Gewandnadeln des 8. bis 12. Jahrhunderts in Zentraleuropa. Eine archäologische Betrachtung ausgewählter Kleidungsbestandteile als Indikatoren menschlicher Identität. Bonn 2000.
- Triebler 2023*: Carolin Triebler, Der Billunger Ordulf im Spiegel der Quellen, in: Carolin Triebler, Florian Hartmann, Rainer-Maria Weiß (Hg.): Die Billunger. Die sächsische Herzogsfamilie im Blick aktueller Forschung. Veröffentlichung des Archäologischen Museums Hamburg Nr. 118, Hamburg 2023, S. 398–422.
- Witting 2017*: Kathrin Witting, Ein frühmittelalterliches Grubenhaus mit slawischen Funden aus Todtglüsing, Lkr. Harburg. Hammaburg N.F. 17, 2017, S. 49–70.

Buchbesprechung

Rüdiger Articus über

Eckhard Jäger
Das Fürstentum Lüneburg.
Fünf Jahrhunderte Kartographie-
geschichte 1492–1889.
Bad Langensalza 2024

Nach einer 2021 im Verlag Rockstuhl in Bad Langensalza erschienenen Arbeit über den norddeutschen Schriftsteller, Photographen und Zeichner von 2000 Veduten Robert Geissler (1819–1893) hat der Lüneburger Autor Dr. Eckhard Jäger nun ein gewichtiges Werk zur Kartographiegeschichte des Fürstentums Lüneburg vorgelegt. Dafür hat der Autor im Laufe von drei Jahrzehnten zahlreiche öffentliche und private Sammlungen ausgewertet. Mit der vorliegenden Arbeit über die alten Landkarten des Fürstentums Lüneburg wurde eine möglichst lückenlose Bestandaufnahme angestrebt. Es ist die überhaupt erste Zusammenstellung und Würdigung der Landkarten des Fürstentums Lüneburg, beginnend mit der Ebstorfer Weltkarte aus der Zeit um 1250 bis hin zur Preußischen Landesaufnahme 1889 – ein Standardwerk. Die Darstellung der Landkarten machte in der Regel nicht an den Grenzen des Territoriums halt, so dass auch benachbarte Städte wie Hamburg und angrenzende Regionen wie Schleswig-Holstein und Mecklenburg mit einbezogen worden sind.

Das Fürstentum Lüneburg, viermal so groß wie das heutige Bundesland Saarland, hat im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Bezeichnungen erhalten: Ducatus Luneburgensis, Fürstenthum Lüneburg, Niedersächsischer Reichskreis, Département der Elbmündung, Landdrostei Lüneburg, Provinz Lüneburg. 121 Karten und weitere zeitgenössische Dokumente konnte der Autor zusammentragen und in den zeitgeschichtlichen Kontext einordnen.

Zu jeder Karte wurden die bibliographischen Angaben ermittelt. Kommentare zur Bedeutung der einzelnen Karten erhellen, aus welchem Grund die Werke erstellt worden sind und welchen Realitätsgehalt sie haben. Manche, repräsentativen Zwecken dienende Karten weisen ja oft einen geringen Realitätsgehalt auf, weil es für die Auftraggeber weniger auf die Exaktheit als auf die Darstellung ihrer Besitztümer ankam. Karten, die aufgrund von Gebietsstreitigkeiten angefertigt worden sind, wie z. B. die 1568 angefertigte Lochrichs'sche Karte von der Unterelbe, als Hamburg mit anderen Elbstaaen im Streit lag, zeigen je nach Auftraggeber als Beweisstücke ein unterschiedliches Bild.

Manche der Karten sind ohne Datum, Signatur und Herstellerangaben, sodass anhand der Darstellungstechnik, begleitenden vorhandenen Beschreibungen und dargestellten Baulichkeiten und topographischen Gegebenheiten eine ungefähre Einordnung möglich gewesen ist. Während manche Karten eine außerordentlich detaillierte Darstellung einer Region bieten, so konnte der Autor durch gründliches Studium der einzelnen Blätter Ungereimtheiten und Fehler, z. B. das Fehlen von Ortschaften oder ganzer Seen auf einigen Karten, feststellen. Auch für das »Abkupfern« mancher Karte konnte er Nachweise liefern.

Die Themen der Karten sind äußerst vielseitig. Neben Übersichtskarten aus Atlanten zeigen die Karten auch kleinräumige Gegebenheiten z. B. auf Flur- und Zehntenkarten sowie Verkoppelungs- und Ämterkarten. Grenzkonflikte an der Norder- und Süderelbe waren Anlass für unterschiedliche Darstellungen. Die Kurhannoversche Landesaufnahme, Postrouten- und Reisekarten, Flusskarten, Karten mit der Darstellung von Deichproblemen an der Elbe, Manöver- und Schlachtenpläne, Karten der Lüneburger Landwehren, Darstellungen der Jagdgebiete in der Gohrde und nicht zuletzt

auch die Kartierung archäologischer Fundstellen in der Region Uelzen 1843 sind nur ein Teil der Kartenthemen.

Zeitgenössische Portraits und Biographien der Zeichner, Kartenautoren, Drucker und Landkartenverleger in verschiedenen Ländern machen u. a. das vorliegende Werk zu einem Kartographie-Lexikon. Dazu tragen auch das umfangreiche Verzeichnis benutzter und weiterführender Literatur, das Personenregister und ein Glossar bei. Erfreulich sind dabei auch viele zeitgenössische Darstellungen von Kupferstichwerkstätten, Reisewegen und -wagen, und von Landmessern und Militär-Ingenieuren bei der Vermessungsarbeit im Gelände. Textblätter mit Beschreibungen von Städten, Titelblätter von Karten und Atlanten und alte Werbeanzeigen runden das Ganze ab und machen das Buch nicht nur für Wissenschaftler interessant. Dankbar werden auch Lokalhistoriker und historisch und kunstgeschichtlich Interessierte für das hier zusammengetragene Material sein. Der Druck und die Abbildung der Karten im vorliegenden Werk sind weitgehend so gut, dass man viele Details, wie z. B. Ortsnamen, darauf gut erkennen kann.

Der Autor, Dr. Eckhard Jäger aus Lüneburg (geb. 1941 in Leipzig), studierte Geschichte, Publizistik und Kunstwissenschaften und Politische Wissenschaften in Heidelberg, Erlangen, Paris und Hamburg. Er promovierte 1980 in Bochum über die Kartographiegeschichte Ostpreußens. Er ist Inhaber eines Kunstantiquariats in Lüneburg, Sachverständiger für Bücher und Druckgraphik des 16. bis 19. Jahrhunderts und Autor zahlreicher Arbeiten zur Kartographiegeschichte und zur Vedutenforschung. Jäger erhielt Lehraufträge zur Kartographiegeschichte an den Universitäten Lüneburg und Rostock sowie an der Fachhochschule für Museologie in Leipzig. Von 1966 bis 1980 war er Dozent an der Ost-Akademie Lüneburg und von 1980 bis 1993 stellvertretender Direktor des Norddeutschen Kulturwerks in Lüneburg. Als Redakteur der kulturhistorischen Zeitschrift »Nordost-Archiv« war er für 24 Jahrgänge zuständig.

Die Arbeit reiht sich ein in verschiedene Vorhaben der letzten Jahre, historische Kartenwerke des norddeutschen Raumes zu erfassen und zu publizieren. 2004 war es der Kartensammler Oswald Dreyer-Eimbcke mit seinem Werk »Geschichte der Kartographie am Beispiel von Hamburg und Schleswig-Holstein«.¹ Mittlerweile ist nach sechs Jahren Arbeit auch die Kupferstichsammlung der Staats- und Uni-

1 *Dreyer-Eimbcke, Oswald: Geschichte der Kartographie am Beispiel von Hamburg und Schleswig-Holstein.* Oldenburg 2004.

ZU HAMBURG S. A.

Nüsse, (Albert): Der Wandel des Hamburgischen Kartenbildes in fünf Jahrhunderten, in: Das Buch der alten Firmen der Freien und Hansestadt Hamburg. Leipzig 1930, I, 16–18.

Winters, Emil: Die historischen Karten der Hansestadt Hamburg. Berlin 1940 (Sonderdruck aus *Allg. Vermessungsnachrichten* 52, 1940, 20–21).

Ruprecht, Christel: Katalog der Karten von Hamburg und Umgebung bis 1872 aus der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg und dem Museum für Hamburgische Geschichte. Hamburg 1972.

Landesbetrieb Geoinformation und Vermessung (Hg.): Hamburg in historischen Karten 1528–1920. Zusammengestellt von Gerd Hoffmann u. Joachim W. Frank. Erfurt 2009.

Happach-Kasan, Christel: Das Kartenbild Norddeutschlands im 16. und 17. Jahrhundert. Die Region im Dreieck der Hansestädte Lübeck, Lüneburg und Hamburg, in: 18. Kartographisches Colloquium, Wien 15.–17. Sept. 2016, 47–53.

Müller, Ernst: Geschichte der Kartographie und der Landkartenreproduktion in Hamburg. Von den Anfängen bis zum Ende des 20. Jahrhunderts. LGV Aktuell, Sonderheft. Hamburg 2016.

Frank, Joachim W. ; Hoffmann, Gerd: Hamburg. Die Metropolregion in historischen Landkarten (Ergänzungsband zu: Landesbetrieb Geoinformation und Vermessung (Hg.): Hamburg in historischen Karten 1528–1920. Zusammengestellt von Gerd Hoffmann u. Joachim W. Frank. Erfurt 2009). Erfurt 2018.

ZU SCHLESWIG-HOLSTEIN S. A.

Witt, Reimer: Die Anfänge von Kartographie und Topographie Schleswig-Holsteins 1457–1652. Heide 1982.

Rupieper, Lisa: Antike Karten. Schleswig-Holstein. Hamburg 2020.

ZU MECKLENBURG-VORPOMMERN S.

Dreyer-Eimbcke, Oswald: Geschichte und Geschichten der Kartographie von Mecklenburg-Vorpommern. Oldenburg 2008.